tismus denken. Ähnlich ging es in Sachsen zu. Kurfürst August, Lutheraner, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, verfolgte und vertrieb die Calvinisten, gegen welche er die sogenannte Konkordienformel in lutherischem Sinne erließ. Der Hofrath Nikolaus Crell aber, Erzieher der Kurprinzen Christian, begünstigte die Verfolgten, weniger aus eigentlicher Sympathie mit ihrer Konfession, als aus Liebe zum religiösen Frieden, verbot, als sein Zögling Christian I. zur Regirung kam, polemische Schriften, sowie die Teufelaustreibung bei der Taufe, und besetzte die Ämter mit duldsamen Männern. Ein Katechismus und Bibelerklärungen erschienen, aus denen calvinistischer Geist hervorleuchtete. Crell bewog ferner den Kurfürsten zur Unterstützung Heinrichs IV. von Frankreich durch sächsische Truppen. Als aber Christian schon 1591 starb, ließ der Kurverweser, Friedrich Wilhelm, Herzog von Weimar, eifriger Lutheraner, sofort Crell verhaften und Geistliche seiner Ansicht aus dem Lande treiben. Das Luthertum galt wieder allein, und unter der Anklage der Anstiftung von Religionshändeln, böser Ratschläge und Landesverrates, mußte Crell, der Verfechter der Religionsfreiheit, zehn Jahre in einem elenden Kerker schmachten und endlich, nachdem drei lutherische Pfaffen drei Tage lang sich an seiner Bekehrung abgearbeitet hatten, am 9. Oktober 1601 zu Dresden sein Haupt auf den Block legen. In Leipzig bestand zeitweise eine lutherische Inquisition aus sieben Theologen und zwölf Ratsherren, welche die calvinistischen Professoren und Doktoren entsetzte. Der Bürgerhauptmann Henning in Braunschweig wurde 1604 als Calvinist des Bundes mit dem Teufel angeklagt, zum Krüppel gefoltert, zum Tode verurteilt, zweier Finger durch Abhacken beraubt, mit glühenden Zangen gezwickt, worauf ihm die Henkersknechte noch die Geschlechtstheile abschnitten und ihm den Leib aufschlitzten. Von Zeit zu Zeit hielt man ihm stärkende Tropfen unter die Nase, damit ja kein Theil des Programms der Exekution durch seinen Tod verloren gehe, und lutherische Pfaffen versuchten fortwährend seine Bekehrung.

So wüteten die Menschen gegen einander, um sich gegenseitig begreiflich zu machen, daß ihre Auffassung von den jenseitigen Dingen die richtige sei, und bewiesen damit nur, daß keine von allen Parteien den ersten Grundsatz des Christentums, der über all' die elenden Glaubenshypothesen erhaben ist, begriffen hatte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

C. Die Hugenoten.

Ohne Calvin, den theokratischen Beherrscher Genfs, wären die Anhänger der Kirchenreform in Frankreich in eben so kurzer Zeit verschwunden und vergessen worden, wie dies in Italien und Spanien der Fall war; durch Calvin und seine rastlose, von einem glänzenden Ideal ge-

leitete Thätigkeit erweiterte sich die schweizerfreundliche Partei der Euguenoten (Eidgenossen) des kleinen Genf zu der mächtigen reformfreundlichen Partei der Hugenoten im großen Frankreich, und es wurde vergessen, daß gerade Calvin die republikanische Partei dieses Namens in Genf verfolgt und unterdrückt hatte. — Calvins kräftige, zündende Schriften, besonders die „Institution der christlichen Religion," der Ruf von seiner gewaltigen Rede und von seinem Alles niederwerfenden kirchlichen und politischen Einflusse, und die von ihm, seiner Akademie und seinen Mitarbeitern und Verehrern Farel in Neuenburg und Viret in Lausanne ausgesandten Apostel vermehrten die Zahl, stärkten den Willen und erhöhten die Begeisterung der französischen „Reformirten". Jahre lang blieb die Kirche dieser Glaubensform in Paris, welche 1555 den ersten Prediger erhielt, den Argusblicken des dortigen Parlaments, das man in furchtbarer Zweideutigkeit die „glühende Kammer" (chambre ardente) nannte, verborgen. 1562 zählte Frankreich 2150 reformirte Kirchen; es gab solche in allen bedeutenderen Städten, in der Normandie in allen Städten und größeren Flecken, ebenso in den meisten Städten von Maine, Anjou und Touraine; die Mehrheit hatten die Hugenoten in Saintonge, Aunis und Angoumois, ganz gehörte ihnen La Rochelle mit republikanischer Verfassung nach dem Muster Genfs, aber weit demokratischer. Durch Wolstand und Bildung ragten die Reformirten vor den übrigen Bewohnern weit hervor in Guienne und Languedoc und erfreuten sich ähnlicher Stadtverfassungen. Ihrem Glauben war sogar das königliche Haus von Navarra ergeben, das sein spanisches Gebiet verloren hatte und nur noch Béarn diesseits der Pyrenäen besaß, — ebenso zwei Brüder des Königs Anton von Navarra, alle drei durch ihre Frauen bewogen, aus eigener Überzeugung dagegen das Haus Chatillon, dem der berühmte Admiral Coligny angehörte. Im Süden überhaupt war Montauban die bedeutendste Pflanzschule des Genfer Geistes. In der Provence halfen die zahlreichen und trotz aller Verfolgung aufrecht gebliebenen Waldenser die Zahl der Neugläubigen vermehren. Am geringsten war dieselbe in Lothringen, dem Stammsitze der Guisen, dieser finsteren Häupter der päpstlichen Partei, und in der benachbarten Champagne. Alle Hugenoten waren republikanisch organisirt und unter sich verbündet, — ohne gemeinsame Oberhäupter, aber freiwillig dem Rate und der Autorität Calvins und nach ihm seines Nachfolgers Beza sich unterordnend. Das Meiste zur Verbreitung des neuen Glaubens unter den Gebildeten trug die von der Schwester Franz I. beschützte Universität von Bourges bei, unter dem Volke thaten es die Wollspinner von Meaux; den größten Anhang aber hatte der Calvinismus unter dem Bürgerstande, da die meisten Gebildeten zu wenig glaubensbedürftig, die meisten Landleute aber zu bigott waren. Im Ganzen waren die Hugenoten, die als Unterdrückte den Glaubenszwang ihres Führers in Genf

nicht üben konnten, musterhafte Menschen und Bürger, fleißige Arbeiter und felsenfeste Charaktere. Den ersten Christen im römischen Reiche vergleichbar, hatten sie es zu der geschilderten Verbreitung gebracht trotzdem, daß die Parlamente und Inquisitoren sie stets wieder nach kurzen Unterbrechungen mit Feuer und Schwert verfolgten und das von Mönchen aufgehetzte Volk ihre Versammlungen der Völlerei und Unzucht beschuldigte. Sie waren endlich so stark, daß sie es wagen konnten, einen Monat vor dem Tode König Heinrichs II. ein Konzil in Paris zu halten, auf welchem sie ein gemeinsames Glaubensbekenntniß und eine kirchliche Verfassung annahmen. Alle Kirchengemeinden waren nach derselben gleichberechtigt, die einzelnen souverän und mit Konsistorien versehen; die Geistlichen und Kirchenbeamten versammelten sich regelmäßig in Provinzial-, und bei wichtigen Angelegenheiten in Generalsynoden. Man wagte keinen Schritt gegen dieses Unternehmen; denn merkwürdiger Weise zeigte sich damals sogar die Königin Katharina von Medici den Hugenoten günstig. Dagegen mußte der Parlamentsrat Dubourg, welcher in dieser Behörde für Duldung gesprochen hatte, den Scheiterhaufen besteigen. Bald folgten weitere Opfer, namentlich als der schwache Franz II., Gemahl der eifrig katholischen Schottin Maria Stuart, den Thron bestieg, womit das Haus Guise, dessen Nichte sie war, seine verhängnißvolle Herrschaft begann. Diese war gleichbedeutend mit der Erdrückung des Protestantismus, dessen Anhänger daher, auf die Nachricht von einem Siege ihrer Glaubensgenossen in Schottland, 1560 die Verschwörung von Amboise anstifteten. Dieses Unternehmen, welches die Guisen stürzen und den Protestanten Religionsfreiheit bringen sollte, wurde von Calvin und Beza den Anstiftern dringend anempfohlen, wie dies von dem Apostel des französischen Protestantismus nicht anders zu erwarten war; es mißlang aber und kostete gegen 1200 Menschen das Leben. Obschon für die Betheiligung Beza's schriftliche Beweise vorliegen, leugnete Calvin die Wahrheit der Enthüllungen, welche der als Flüchtling in Genf ankommende Herr von Villiers dem Rate machte, mußte sie aber auf eine Bemerkung desselben zugeben. Hierdurch zog sich Villiers den Haß Calvins zu und wurde, als er später in einer Schrift ganz richtig behauptete, das in Genf allmächtige Konsistorium der Geistlichen sei eine in den Zeiten der Apostel unbekannte Einrichtung, genötigt zu fliehen, sein Buch auf Anordnung Calvins durch den Henker verbrannt und unter Strafandrohung allen Besitzern desselben die Ablieferung innerhalb 24 Stunden befohlen. Das Mißlingen des Streiches vermehrte nur die Macht der Guisen; das von ihnen bewirkte Edikt von Romorantin übertrug die Beurteilung der „Ketzer" gänzlich den Geistlichen und verbot alle Versammlungen der Protestanten. Ein späteres Edikt milderte dasselbe insofern , als die Todesstrafe für die Verfolgten abgeschafft, die Verbannung an ihre Stelle gesetzt und den Angebern ihr Handwerk ge-

legt wurde. Man verdankte dies dem insgeheim den Protestanten gewogenen Kanzler Michel L'Hospital und der Königin-Mutter, welche die Guisen nicht mochte und nach den Kirchengütern lüstern war, um ihrer Liebe zum Aufwande zu fröhnen. Eine Kirchenversammlung in Poissy, an welcher Geistliche beider Glaubensbekenntnisse gegen einander disputirten, hatte den gehofften Erfolg einer Vereinigung nicht; dagegen erwirkten die Hugenoten die Verordnung vom Januar 1562, welche ihnen wenigstens auf dem Lande Glaubensfreiheit zugestand, was aber die Guisen nicht verhinderte, einige Wochen darauf einen reformirten Gottesdienst in einer Scheune zu Vassy mordlustig anzugreifen, und den König Karl IX., den Bruder des früh gestorbenen Franz II. nebst seiner Mutter in ihre Gewalt zu bringen, seit welcher Zeit Letztere sich auf die katholische Seite wandte. Mit dem Blutbade von Vassy aber, für welches Franz Guise der Dolch eines racheburstigen Hugenoten traf, und mit der unentschiedenen Schlacht bei Dreux begann der furchtbare Religions- und Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Hugenoten, in welchem beide Parteien so entsetzlich gegen einander und gegen ihre beiderseitigen Glaubensformen wüteten, und weder Leben noch Eigentum verschonten, daß die Reformbewegung bei der Mehrheit des Landes in Verruf geriet und es den eben eindringenden Jesuiten möglich wurde, ihre verderbliche Thätigkeit zu entwickeln. Ihren Predigten folgten Aufstände gegen die Hugenoten und Zerstörung ihrer Kirchen. Der faule Friede von Amboise 1563 erweiterte die Glaubensfreiheit um etwas; er wurde nicht gehalten; neue Bedrückungen, der Ausschluß der Hugenoten von allen Staatsämtern durch königliches Edikt, und die Verbindung Katharinas mit Spanien und dem Papste, deren Beider Truppen ihr zu Hilfe kamen, führten 1567 zum zweiten Kriege. Die Condé und Coligny an der Spitze der Hugenoten fochten gleichzeitig und im Einverständnisse mit den freiheitdurstigen Niederländern, wie die Königlichen mit deren spanischen Unterdrückern, — während der König durch Edikt von 1568 jede Predigt, Versammlung und Ausübung einer andern Religion als der katholischen, apostolischen und römischen, als „Majestätsverbrechen" und Ruhestörung bedrohte. Auf den „hinkenden Frieden" folgte der dritte Krieg, welcher in den Schlachten bei Jarnac, wo Condé getödtet wurde, und Moncontour den Hugenoten verderblich war, die dann aber unter den beiden jungen Prinzen von Condé und Navarra bei St. Gemme siegten und im Frieden von St. Germain 1570 Glaubensfreiheit über das ganze Reich erzwangen, doch mit Ausnahme von Paris. La Rochelle und drei andere Städte wurden den Hugenoten als Pfand übergeben. Das empörte den bigotten König und seine treulose, abergläubige und doch innerlich glaubenslose Mutter, eine würdige Tochter der entarteten Medici tief. In schändlicher Verstellung heuchelten sie den Protestanten Freundschaft und Wolwollen, bethörten durch scheinbar zu ihren

Gunsten ergriffene Maßregeln die Königin von Navarra und den edeln Coligny, die der Hof ungemein auszeichnete, bis Erstere, vielleicht an Gift, starb, vermälten ihren Sohn Heinrich mit Katharina's Tochter Margareta von Valois, und ließen dann, als Alles eingeschläfert war, am 24. Aug. 1572 die von der Weltgeschichte gebrandmarkten Furien der Bartholomäusnacht los. Beinahe alle Protestanten in Paris wurden gemordet, so auch in Meaux, Bourges, Orleans, Angers, Rouen, Troyes, Lyon, Toulouse, u. s. w., zuerst unter Allen Coligny, auf den schon zwei Tage vorher von Seite der Guisen geschossen worden. Mit ihm starb der großartige Plan, ganz Frankreich solle den Niederländern gegen Spanien beistehen, und durch Gründung von Kolonien in Nord- und Südamerika die spanische Weltmacht brechen. In Paris schlachtete man drei Tage lang, der König selbst schoß auf Fliehende, auf den Straßen ließ man die nackten und gräßlich verstümmelten Leichname liegen, und in ganz Frankreich fand die „Bluthochzeit" Nachahmung, welche etwa 50.000 Hugenoten das Leben gekostet haben soll und Dörfer in Flammen auflodern ließ. Namentlich die Buchhändler mußten herhalten, auch der edle Philosoph Peter Ramus fiel; — Frauen wurden keineswegs verschont. Flüchtlinge drängten sich in den reformirten Orten der Schweiz. Alle extremen Katholiken waren von jubelnder Freude über die schwarze That erfüllt, und redeten, frech genug, von einer „Reinigung Frankreichs"; — ja der Papst Gregor XIII. ließ Dankmessen und Prozessionen abhalten, Freudenfeuer brennen und auf das Ereigniß eine Medaille schlagen, auf dem Avers sein Bild und auf dem Revers eine Mordscene, dabei Coligny kenntlich, mit der Unterschrift: Ugonatorum strages (Niedermetzlung der Hugenoten), und der grimme Philipp II. von Spanien bot erfreut dem französischen Hofe hilfreiche Hand zur völligen Vernichtung der Ketzer an. Heinrich von Navarra rettete sein Leben nur durch scheinbaren Übertritt zur herrschenden und durch Mord siegenden Kirche, deren Banner nun von Jesuiten und Kapuzinern siegreich durch das Land getragen wurden. Klöster und Kollegien der beiden Orden schossen wie Pilze empor und Jean de la Barrière gründete die strengere Regel der Cistercienser. Der empfindlichste Schlag der die Protestanten treffen konnte, war gefallen; sie erholten sich nie wieder von ihm, ihre Verfolgung nahm wieder furchtbar zu, und bald waren La Rochelle und Sancerre noch beinahe ihre einzigen Asyle, widerstanden aber heldenmütig der Belagerung durch die königliche Übermacht. Der Friede von 1573 beschränkte die Ausübung der reformirten Religion auf La Rochelle, Montauban und Nismes und gab diesen Städten zugleich fast republikanische Freiheit, — Sancerre aber wurde zu einem Dorfe erniedrigt.

Verschiedene Umstände vereinigten sich jedoch, den Mut der Hugenoten wieder zu erheben. Es war dies einmal die Verbreitung der in ihrem Interesse geschriebenen und zugleich politisch freisinnigen Werke:

Franco-Gallia von Hotman, welches zu beweisen suchte, daß die französische Krone von Rechtswegen nicht erblich sei, sondern auf Wahl beruhe, der anonymen „Vindiciae contra tyrannos,“ welche den Gedanken durchführten, daß die königliche Gewalt vom Volke verliehen werde und vom Volke wieder entzogen werden könne, wenn sie ihr Recht mißbrauche, und der Schrift „über die freiwillige Knechtschaft“ (später „le Contre-un“ betitelt), von dem jung gestorbenen Rechtsgelehrten La Boétie, welche das Volk in leidenschaftlich glühender Sprache geradezu aufrief, seine Unterdrücker zu stürzen. Diesen Schriftstellern trat theilweise entgegen Jean Bodin in seinem Werke über den Staat. Er vertheidigte darin die Souveränetät des Monarchen, seine Unabhängigkeit vom Volke und von dessen Vertretern und seine Hoheit über Weltlichen und Geistlichen, verlangte aber trotzdem, daß der Fürst die Andersgläubigen in seinem Reiche dulde und keine Kriege gegen sie führe. Ein zweiter Umstand war die Verbindung der Protestanten mit einer konfessionell gemischten politischen Partei, den sogenannten Politikern oder Unzufriedenen, Feinden der Guisen und des Hofes, die zu Stande kam, als der jugendliche Wüterich Karl IX. nur zwei Jahre nach seiner Schandthat starb und sein Bruder, der sittenlose letzte Valois, vertriebener König von Polen, als Heinrich III. folgte. Damit nun wurden die französischen Protestanten selbst zu einer politischen Partei und erscheinen nicht mehr blos als Kämpfer für uneigennützige Gewissens- und Glaubensfreiheit, sondern auch als Solche für Macht und Einfluß im Staate, denen der Glaube, früher ihr Ziel, nur noch Mittel zum Zwecke war. Mit Macht entbrannte neuer Krieg zwischen diesen Verbündeten und den Königlichen. Der Herzog von Alençon (später von Anjou), Bruder des Königs, dem Hoffnung auf die Krone der befreiten Niederlande und auf die Hand der englischen Königin Elisabeth gemacht worden, stand an der Spitze der Ersteren, — gegen seinen Bruder und seine Mutter, an seiner Seite der aus der Verbannung zurückgekehrte Condé und der wieder frei gewordene Heinrich von Navarra. Der Friede von Beaulieu 1576 mußte den siegreichen Protestanten größere Religionsfreiheit bewilligen als je vorher und vollständige Rechtsgleichheit dazu.

Gegen diese unwillkommene, ja verhaßte Errungenschaft schlossen die Guisen die sogenannte heilige Ligue der Katholiken; Priester und Mönche mußten das Volk gegen die Hugenoten aufhetzen und die Ständeversammlung zu Blois 1576 hob mit einem Schlage alle Edikte zu Gunsten der Protestanten wieder auf und verbannte alle Geistlichen dieser Richtung aus Frankreich. Der Beschluß bewirkte nur Krieg und 1577 das Edikt von Poitiers, das etwa dem Frieden von St. Germain gleich kam. Der neue Friede dauerte länger als die übrigen; der unkriegerische und weichliche Heinrich III. verbrachte ihn abwechselnd mit Ausschweifungen, Frömmelei und Volksaussaugung. Der Ligue aber war der Friede eine

Qual; sie verband sich mit Spanien und zwang den König zum unduldsamen Edikte von 1585, das natürlich wieder den Krieg entzündete und der Papst Sixtus V. mußte Condé (der bald darauf an Gift starb) und Navarra in den Bann thun, wogegen Letzterer eine kräftige Protestation erließ. Die Hugenoten wurden geschlagen, und als der König nicht weiter gegen sie einschritt, warf sich Herzog Heinrich von Guise zu seinem Majordomus auf und zwang ihn zum „Edikt der Union" (1588), welches gänzliche Vertilgung der Protestanten vorschrieb. Bald darauf wurde er zu Blois vor den königlichen Gemächern ermordet, da des Königs Leute fürchten mußten, das Schicksal würde sonst ihren Herrn treffen, — und nach ihm ebenso sein Bruder, der Kardinal. Ihnen folgte im Tode Katharina. Die nächste Wirkung war vollständiger Zerfall zwischen den Liguisten und den Königlichen, und dem verratenen Könige blieb nichts übrig, als sich wider seinen Willen mit seinen bisherigen Feinden, den Hugenoten, zu verbinden. Die Sorbonne verbot, künftig mehr für ihn, den Abtrünnigen, zu beten, und die Guisen erwirkten des Papstes Bannfluch gegen ihn. Der Gereizte schwur die Vernichtung des liguistischen Paris, das dem fanatisirtesten Katholizismus huldigte und gegen die ebenso katholischen königlichen Schweizer Barrikaden errichtet hatte; aber der wahnsinnige Dominikanermönch Jakob Clement, von den Guisen gedungen, vereitelte die Drohung durch Königsmord (1589) im Lager bei St. Cloud und fiel selbst durch die Begleiter seines Opfers. Alle katholischen Kanzeln feierten ihn als Martyrer; der Papst und die Fürsten seines Glaubens waren von Freude erfüllt. Das Haus Valois, die ältere Linie der Kapetinger, war ausgestorben. Rechtmäßiger Nachfolger nach dem Rechte der Erstgeburt war nur der Vertreter der jüngern Linie des Hauses Bourbon, Heinrich IV., bisher König von Navarra, — das Haupt der Hugenoten! Die Schwierigkeit seiner Stellung war nicht zu verkennen; daher verließen ihn sowol die eifrigen Katholiken des königlichen Heeres, als jene eifrigen Protestanten, die sofortige Erklärung ihres Glaubens zur Staatsreligion von ihm erwartet hatten, was er doch nicht konnte; denn sie waren die verschwindende Minderheit! Die Ligue ließ seinen bei ihm gefangenen Onkel, den Kardinal Anton von Bourbon, als König Karl X. ausrufen, und Frankreich hatte zwei Gegenkönige, einen katholischen Geistlichen und einen Protestanten! Heinrich IV. verlor aber trotz der Kleinheit seines Heeres den Mut nicht. Er rückte vielmehr vor Paris und siegte 1590 bei Ivry. Die Hauptstadt überschüttete jedoch in fanatischen Flugschriften den „ketzerischen König von Navarra" mit allem Hohn, riet ihm, die Königin von England zu heiraten*) und hungerte, um ihn nicht in ihren Mauern zu empfangen; ja,

*) Les Paraboles de Cicquot, en forme d'advis, sur l'estat du Roy de Navarre. A Paris jouxte la copie Imprimée à Lyon. M.D.XCIII.

als der Schattenkönig-Kardinal bald starb, wollte sich die dortige Partei der Eiferer (Zélés) lieber Philipp II. von Spanien als dem Navarresen unterwerfen, und so den Landesverrat der Duldung eines andersgläubigen Monarchen vorziehen. Heinrich aber schlug sich tollkühn mit den Spaniern und Liguisten und täuschte endlich 1593 die Hoffnungen Beider durch seinen förmlichen Übertritt zur katholischen Kirche in St. Denis, den er am 27. December öffentlich bekannt machte, indem er sich lieber einer Ceremonie unterzog, die seinem Herzen fremd war, als länger sein Land dem Bürgerkriege überließ. Umsonst bemühte sich die niedergedonnerte Ligue, den Schritt zu hintertreiben. Frankreich aber verdammte die spanischen Ränke, jubelte über den wiederhergestellten Frieden, und eine Provinz und Stadt nach der andern fiel dem neuen König zu, der in Chartres gekrönt wurde und endlich unter dem Jubel der Hauptstadt in Paris einzog*). Sorbonne und Pöbel, beide vor kurzem seine Todfeinde, anerkannten ihn willig. Der Mordversuch Chatels vertrieb dessen Anstifter, die Jesuiten, aus Frankreich. Die letzten Liguisten wurden in kleinen Haufen besiegt, auch der Papst Clemens VIII. anerkannte nun den König, wenn auch unter lästigen Bedingungen, und selbst Spanien schloß 1598 zu Vervins Frieden. Heinrichs größte Pflichten waren aber die gegen seine ehemaligen (und im Geiste wol noch fortwährenden) Glaubensgenossen; er beendete die Religionskämpfe des sechszehnten Jahrhunderts nahe an dessen Schlusse durch das Edikt von Nantes, das den Protestanten allgemeine Gewissens- und beinahe unbeschränkte Glaubensfreiheit (außer noch immer in Paris und Umgegend und in einigen anderen Städten) gewährte; doch mußten sie die katholischen Feiertage beobachten und der katholischen Geistlichkeit den Zehnten entrichten, wogegen ihnen eine Unterstützung des Staates von 45.000 Thalern bewilligt wurde. Beschränkt wurde das Erbrecht der Kinder protestantischer Geistlichen. In bürgerlichen Rechten erlitten die Hugenoten keinen Nachtheil und erhielten Zutritt zu allen Ämtern, sowie Gewähr für unparteiische Rechtsprechung. Auch wurden ihnen La Rochelle, Montauban, Nismes und einige andere Städte noch auf acht Jahre überlassen. In Folge der Bürgerkriege waren aber von mehr als zweitausend reformirten Kirchen nur noch 760 übrig geblieben. Umsonst tobten Sorbonne, Pfaffen und Parlamente gegen das Edikt, so mangelhaft es war. Sie mußten schweigen; denn der König gestattete auch den Jesuiten die Rückkehr, nachdem sie in einer weitläufigen, ihren Orden sophistisch beschönigenden, gegen den König schmeichlerischen und kriecherischen Bittschrift (tres-humble remonstrance et

*) Advertissement salutaire aux Français. A Lyon M.D.XCIIII. — La première philipique à la France. A Lyon M.D.XCIIII. — Coppie de l'Anti-Espagnol, faict à Paris. A Lyon M.D.XCIIII. — Gedichte: Le Testament de la Ligue. Les plaisans devis-recitez par les supports du seigneur de la Coquille.

requeste des réligieux de la Compagnie de Jésus) darum gebeten; denn er wollte vor den Dolchen ihrer Rache sicher sein.

Unter Heinrich IV. genoß Frankreich im Ganzen eines ungetrübten Glückes. Sein von aller konfessionellen Befangenheit freier Hochsinn, dem zu Liebe seine Schwäche für die weibliche Schönheit Nachsicht finden darf, empfand gegen Niemanden dauernden Groll, und er kannte kein höheres Ziel, als sein Volk glücklich zu machen. Ja, er begnügte sich damit nicht, sondern träumte mit seinem wackern Minister, dem Hugenoten Sully, von einer ganz Europa umfassenden „christlichen Republik“, wozu er vor Allem die Vertreibung der Türken und die Schwächung des finstern Hauses Habsburg notwendig erachtete. Die Jesuiten wußten daher wol, was sie thaten, als sie das edelste Herz, das in seinem Jahrhundert auf einem Trone schlug, durch das Messer des elenden Ravaillac (1610) durchbohren ließen. Der Mörder gab als Beweggrund seiner That an: weil der König die Hugenoten nicht unterdrückt habe und weil er gegen den Papst (?), d. h. gegen Gott, Krieg führen wolle. Papst Paul V. und Spanien jubelten!

Mit Heinrichs IV. Tode endete in Frankreich das Zeitalter der strebsamen und bei allen Gegensätzen doch überzeugungvollen Renaissance, welche das merkwürdige Beispiel eines aus religiösen Gründen begonnenen und in politischen Verknüpfungen endenden Bürgerkrieges dargeboten, der aber eigentlich keiner Partei den Sieg gebracht, sondern beiden eine annähernd gerechte Stellung angewiesen, — und begann die charakter-, geschmack- und gesinnunglose, das Volk zu Gunsten der bevorrechteten Kreise und Stände ausbeutende Rococo-Zeit.

Dritter Abschnitt.

Die englische Hochkirche und die schottische Volkskirche.

A. Die englische Kirche.

Das britische Reich, damals aus England und Irland bestehend (Schottland war noch unabhängig), besaß schon am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine Menge Eigentümlichkeiten gegenüber dem europäischen Festlande. Die Engländer fühlten sich ungemein erhaben über andere Völker, wozu ihnen ihre bekannte Tapferkeit auch einiges Recht gab. Jedermann war zum Kriegsdienste verpflichtet, und kleine Heere hielten gegen weit größere ausländische Stand. An Naturerzeugnissen aller Art war kein

Mangel, an Getreide, Vieh und Fischen Überfluß. Und doch wurden die damaligen Engländer im Gewerbfleiße von den Franzosen und Niederländern weit überflügelt, ja sie galten allgemein als träge und genußsüchtig; dafür aber verdunkelte noch kein Kohlenstaub den Himmel und floß die Themse noch klar. Die englische Bereitung des Fleisches war weit berühmt, ebenso das dortige Bier; Rheinwein traf man im Inselreiche in Menge an. Der jetzigen Sitte entgegen war bei Bewillkommnungen allgemein das Küssen gebräuchlich; wo man hinkam, mußte man sich dieser Gewohnheit unterziehen, welche indessen, da die englischen Damen jener Zeit überall als vorzüglich schön galten, den Neulingen nicht unangenehm aufgefallen sein mag. Daneben waren jedoch — kurz vor der Reformation — die Sitten höchst verdorben. Allgemein wurde maßloser Luxus getrieben, — es wimmelte von Dieben, in Wirtshäusern und Bordellen ging es wild zu, strenge Gesetze mußten gegen das Spielen mit Karten, Würfeln, Kegeln u. s. w. erlassen werden. Die unmenschlichsten Strafen, ferne davon die Leute abzuschrecken, dienten blos dazu, ihnen ein Fest zu bereiten, bei welchem der Pöbel die Verurteilten mit Steinen und faulen Eiern bewarf. Am sittenlosesten benahm sich der Klerus, weil er für Alles mit blosen Geltstrafen wegkam; er war daher auch allgemein verhaßt, so daß man bereits längst vor der Reformation von Aufhebung der Klöster sprechen durfte, ohne Anstoß zu erregen. Es gab besondere Bordelle für die Geistlichen, und man berechnete die Zahl der von dieser Klasse zu Falle gebrachten weiblichen Personen auf hunderttausende. Die Sakramente wurden nur noch gegen Bezahlung gespendet und den Armen zu diesem Zwecke Alles abgepreßt, was sie besaßen. Daher herrschte auch unter dem gemeinen Volke die bitterste Armut, und dasselbe hatte kaum, womit es seine Blöse bedecken konnte. Das Land war großentheils unbebaut, ohne Straßen, und ein Tummelplatz wilder Thiere. Die Häuser Londons, dessen Umgebung bis auf 25 Meilen in der Runde einer Wüste glich, bestanden aus Holz und Mörtel; den Straßen waren Pflaster und Beleuchtung gleich fremd, und auf dem Lande gab es Menschen, die man nach ihren Sitten für wirkliche Wilde hätte halten können.

In Nichts aber hatte sich Britannien eigentümlicher entwickelt, als in der Staatsverfassung, in welcher es vom ganzen übrigen Europa abstach. Von der Zersplitterung Deutschlands unterschied es sich durch beharrliches Streben nach Einheit und Erreichung dieses Zieles, von der straffen Centralisation zu ausschließlichem Vortheile der Krone, welche in Frankreich mit demselben Streben verbunden war, durch die gleichmäßige Berücksichtigung mehrerer Elemente im Lande: des Königtums, der Aristokratie, der Geistlichkeit und des Volkes, des letztern freilich in sehr durch Glücksgüter beschränktem Sinne. Es fand demnach in England wol Centralisation des Gebietes, nicht aber der Rechte statt. Klerus, Adel und Grund-

besitzer niedern Standes machten sich der Krone gegenüber geltend, was in Frankreich nicht geduldet war. Ja diese Geltendmachung fand wiederholt mit offener Gewalt statt und hatte dabei nicht selten Erfolg. Hartnäckig hielt Heinrich II. gegenüber ein Thomas a Becket, als Primas des Reiches, die Ansprüche der Hierarchie aufrecht, wie es nie ein französischer, ja nicht einmal ein spanischer Prälat gewagt, bis er als Opfer seines Strebens fiel. Mit mehr Glück verfochten die englischen Barone ihre Rechte zugleich gegen Kirche und Krone und trotzten dem König Johann die berühmteste Urkunde der Welt, die Magna Charta ab, welche Innocenz III. bezeichnender Weise verdammte, die aber die Grundlage der englischen Verfassung blieb. Auf ihr beruhte das unter Eduard II. gegründete Parlament, in welchem vier Stände: Prälaten, Barone, Ritter und Städte, Gesetzgebung und Steuerbewilligung ausübten und unter Eduard III. sich, je zu zweien, in die zwei noch heute bestehenden Häuser vertheilten. Dabei wurde das Reich stark, es eroberte Wales, Irland und zeitweise Schottland, ja es besaß lange die größere Hälfte Frankreichs und spielte diesem Lande, dem neuen Rom gegenüber, mit seinen dortigen Kriegszügen eine Rolle, die nicht unpassend derjenigen des alten Karthago unter Hannibal verglichen werden kann. Und so durfte es England, gerade seit Ausbildung der parlamentarischen Verfassung, wagen, auch dem Papste, der bis dahin mit seiner gewohnten Anmaßung die Oberhoheit über das Inselreich in Anspruch genommen hatte, mit Thatkraft entgegenzutreten, und zwar Krone und Parlament im Vereine miteinander.

So wurde England, dessen Abhängigkeit von Rom im frühen Mittelalter die drückendste gewesen, unvermutet das erste Land Europa's, in welchem eine nicht nur ketzerische, wie auch anderswo, sondern wirklich reformatorische Bewegung ausbrach. Die Anmaßungen der Klöster waren dort auf einen Grad gestiegen, daß schon 1327 die Studenten und Bürger Oxfords das reiche Benediktinerkloster zu Abingdon überfielen und ausplünderten. Es blieb jedoch nicht bei dieser rohen Äußerung der Abneigung gegen unnütz gewordene Körperschaften. Auch der Geist machte seine Rechte geltend. Johann Wicliffe, geistliches Mitglied der Universität Oxford, geb. 1324, war der Erste, der nicht nur gegen die Dogmen, sondern auch gegen die Macht, ja die Existenz des römischen Papsttums, sowie gegen die sittenlose Geistlichkeit, die Klostergelübde, den Cölibat, die geistliche Gerichtsbarkeit und die Transsubstantiation und für die Herstellung der biblischen Lehre auftrat. Wie später Husens Lehre den Husitensturm und Luthers den deutschen Bauernkrieg, so veranlaßte diejenige Wicliffe's 1381 den Aufstand des armen, keinem der parlamentarischen Stände angehörenden Volkes unter dem Schmiede Wat Tyler gegen Richard II., nur daß dabei der englische Reformator nicht die Rolle Luthers spielte, sondern sich passiv verhielt, während dagegen seine geistlichen Anhänger im Sinne Thomas Münzers predigten und das Volk zum

Sturze aller Autorität aufforderten. Das Volk und sein Führer unterlagen blutig, aber Wicliffe, den man wol zu verhaften und zur Rede zu stellen, doch nicht zu verurteilen wagte, starb 1387 während einer Messe am Schlage; seine Grundsätze verpflanzten sich durch die Lolharden nach dem Festlande, und Letztere setzten Englands bevorzugte Stände so in Schrecken, daß unter Heinrich IV. die Verbrennung der Ketzer eingeführt wurde und Heinrich V. einen Aufstand der mißhandelten Lolharden in offener Schlacht überwinden mußte.

Das Hervorgehen der Ketzerei aus niederen Kreisen war von da an in England verpönt, ja unmöglich gemacht; denn seit Eduard IV., der das Haus Lancaster von der „roten Rose“ vernichtete und das Haus York von der „weißen Rose“ an seine Stelle setzte, unter dessen Gliedern jedoch dieselben Gräuel sich wiederholten, wie zwischen den Häuptern beider Häuser, stärkte sich die königliche Gewalt, dem Parlamente gegenüber, in auffallender Weise von Regirung zu Regirung. Den Gipfel erreichte sie wol in dem Hause Tudor, das sich von Lancaster und den walesischen Fürsten zugleich ableitete. War der erste König desselben der Letzte, welcher noch Ansprüche auf das von Englands Heeren befreite Frankreich erhob, so war er der erste englische König, der als souveräner Herrscher im modernen Sinne betrachtet werden kann, der Erste, welcher europäische Politik im Großen trieb und sein Land in das europäische Staatensystem einführte, was in Frankreich erst Franz I. that.

Die erste Frucht von Heinrichs VII. diplomatischen Berechnungen war eine Verbindung seines Sohnes und Tronerben mit einer Tochter jenes Paares, das die Mauren aus Spanien vertrieben und dieses Land zu einem Reiche vereinigt hatte, und seiner Tochter Margarete mit Jakob IV. von Schottland. Der Prinz von Wales Artur starb jedoch bald nach der Vermälung in zartem Alter; sein Bruder Heinrich trat in seine Rechte, und kurze Zeit darauf rief denselben des Vaters Tod auf den ihm von Niemandem bestrittenen Tron.

König Heinrich VIII. (seit 1509, seinem 18. Jahre, regirend) war von gewinnendem und stattlichem Äußern, gewandt in Rede und Betragen und in ritterlichen Übungen, und dabei der Pracht und dem Glanz ergeben. Als jüngerer Sohn ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er in gewissem Maße eine gelehrte Erziehung genossen. Er sprach und schrieb latinisch, französisch und spanisch, war bewandert in Mathematik, Mechanik, besonders aber Theologie, besaß eine besondere Neigung, Kunstwerke zu sammeln, und beschäftigte sowol zahlreiche italienische und niederländische Maler, als später unsern Holbein in reichem Maße. Im ersten Jahre seiner Regirung hatte er sich endlich dazu entschlossen, seines verstorbenen Bruders jugendliche Witwe, die ihm schon als Knaben verlobt war, zur Gattin zu nehmen. Diese Letztere, Katha-

rina von Aragon, erfreute sich einer bei Frauen seltenen Fülle von Kenntnissen und erregte selbst das Staunen des Erasmus.

Der Mann, unter dessen kräftiger Leitung des jugendlichen Königs später hervortretende schlimme Eigenschaften vorläufig noch verborgen blieben, war sein Almosenier Thomas Wolsey, Sohn eines Fleischers aus Ipswich, den er als jungen Geistlichen schon zum Ratgeber wählte, während er seinen Geheimen Rat vernachlässigte. Wolsey, ursprünglich Scholastiker, wandte sich der humanistischen Richtung zu, als diese auftauchte, und pflog mit Vorliebe die Baukunst. Er wurde vom König an die Spitze des Gerichts- und des Finanzwesens gestellt und erhielt von ihm das Erzbistum York, vom Papste die Würde eines Kardinal-Legaten. Diese Ehren blendeten ihn, er fühlte sich als rechte Hand des Königs und wurde hochfahrend und barsch gegen die Unterthanen, die vor ihm die Knie beugen mußten. Während er jeden Wiederhall der deutschen Reformation in England unterdrückte, die Bibelübersetzung verbot und Ketzer in Menge verbrennen ließ, auch es wahrscheinlich war, der den König dazu bestimmte, selbst ein lateinisches Buch gegen Luther zu schreiben, spielte er zugleich im Namen des Königs die Rolle eines Vermittlers zwischen der spanisch-österreichischen Macht und dem mit ihr Krieg führenden Frankreich und so gewissermaßen eines europäischen Schiedrichters. Seine Plane gingen aber noch weiter! Karl V., den er zu gewinnen gewußt, versprach ihm unter Leo X. und dann wieder unter Hadrian VI. das Papsttum bei nächster Erledigung; aber er konnte oder wollte sein Wort nicht verwirklichen, wofür ihm der Kardinal zeitlebens grollte. Ja man beschuldigte ihn, schon damals mit Franz I. von Frankreich in vertraulicher Beziehung gestanden zu haben, als sein Herr und der Kaiser (1523 bis 1525) sich zum Untergange Frankreichs verbanden und sogar mit dessen treulosem Sohne, dem Connetable von Bourbon eine Eroberung dieses Landes verabredeten. (Man will sogar von einer Theilung wissen, indem Heinrich Nordfrankreich, der Connetable das Delphinat und der Kaiser, zur Verbindung seiner Erbstaaten, die Provence und Languedoc erhalten hätte, was aber der Letztere bedenklich fand.) Nachdem dann der Bund Englands und des Kaisers im Sande verlaufen und keine nennenswerte Kriegsthat gegen Frankreich zur Folge gehabt, war es Wolsey, der seine Rache durch einen im Interesse des Papstes geschlossenen Frieden zwischen seinem Herrn und Franz I. und sogar durch Beihilfe zum Kriege gegen den Kaiser kühlte. Ja er vermaß sich sogar, den Papst zur Entsetzung Karls V. bereden zu wollen.

Diese diplomatischen Winkelzüge traten indessen bald vor einer Angelegenheit in den Hintergrund, welche, obschon blos persönlich, das Schicksal Großbritanniens auf Jahrhunderte hinaus bestimmte.

Der Königin Katharina, Tante des Kaisers, war der Bruch ihres Gatten mit dem Letztern höchst unwillkommen, und sowol dies, als ihr persönlicher Widerwille gegen den anmaßenden Wolsey, ließen die bestehende

königliche Ehe als ein Hinderniß in den politischen Planen des Kardinals und eine Ehe mit einer französischen Prinzeß als wünschbarer erscheinen. Er, der hochgestellte katholische Priester war es, der die von seiner Kirche verdammte Heirat eines Geschiedenen zuerst befürwortete. Diesen Plan bestärkte der Mangel eines Tronerben, da das königliche Paar blos eine Tochter, Maria, die spätere Königin, besaß. Und ein zweiter katholischer Priester war es, der Beichtvater des Königs, der in Diesem den Gedanken weckte, seine Ehe sei ohnehin ungiltig, weil das mosaische Gesetz die Ehe mit der Witwe des Bruders verbiete (während es eine solche vielmehr zur Pflicht macht!). Und wieder war es der höchste katholische Priester, der Papst Clemens VII., der sich im Jahre 1528 auf Andringen Wolsey's geneigt erklärte, zur Scheidung Hand zu bieten und in Jenem und dem Kardinal Campeggio eine Kommission aufstellte, um die Sache zu untersuchen. Hatte ja doch dasselbe Papsttum die Ehe Ludwigs XII. von Frankreich mit der Tochter Ludwigs XI. getrennt und die neue Ehe Desselben mit Anna, der Witwe Karls VIII. gestattet, und im Jahre 1528 die Ehe Jakobs V. von Schottland getrennt und eine neue Ehe erlaubt, deren Frucht — Maria Stuart war!

Schon war der König, dem seine Gattin nicht mehr schön und jung genug, zu fromm und zu wenig putz- und prachtliebend war, der schon einen natürlichen Sohn hatte und die junge, schöne Hofdame Anna Boleyn liebte, zur Scheidung entschlossen, als der katholische Klerus seine Meinung plötzlich änderte. Wolsey sah nämlich seine Plane scheitern, indem der König keine französische Prinzeß, sondern ein einfaches englisches Fräulein zur Gattin wünschte, deren mütterlicher Oheim, der Herzog von Norfolk, noch dazu sein persönlicher Feind war und am Sturze des plebejischen Kardinals arbeitete, um die Herrschaft des Adels wieder herzustellen. Der Papst aber sah sich durch die neuen Siege des Kaisers über Frankreich so sehr zum guten Einvernehmen mit Ersterm gedrängt, daß er, namentlich als auch Frankreich Frieden mit Karl schloß, die Verstoßung von dessen Tante nicht mehr zugeben konnte und sich daher gegen dem englischen Gesandten äußerte: weniger skandalös als eine Ehescheidung wäre es, dem König eine Doppelheirat zu gestatten! Politische Gründe also, und nicht das Dogma der Kirche, veränderten die Ansicht der letztern. Wolsey fuhr zwar fort, in der Untersuchungskommission zu arbeiten und die königlichen Gatten einzuvernehmen; aber er führte die Sache so lässig und unterbrach sie einst auf erhaltenen Befehl aus Rom so plötzlich, daß Heinrich sich ebenso plötzlich in die Arme des Adels warf. Dazu kam ein päpstliches Breve, welches die Kommission aufhob und ihre Kompetenz nach Rom zog, und dies stellte den Entschluß des Königs fest. Er wollte England gänzlich von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Papstes losreißen und diese selbst in die Hände nehmen, und darin hatte ihm Niemand besser vorgearbeitet, als Wolsey, der als Legat

und seit Kurzem auch päpstlicher Generalvikar in England fast völlig unabhängig von Rom schaltete und waltete. Jetzt trafen Diesen die Folgen seines eignen Handelns; im Jahre 1529 wurde er entlassen; — sein maßloser Jammer machte die Sache nicht anders. Das Parlament, das der König jetzt zum ersten Male seit sechs Jahren, zum zweiten seit Wolsey's Verwaltung, berief, kam ihm entgegen mit der Aufforderung, seine geistlichen und weltlichen Unterthanen unter seiner **alleinigen** Autorität zu verbinden, und verbot alle Zahlungen nach Rom, wie alle Berufungen von englischen Gerichten an römische. Wolsey wurde des Gewaltmißbrauchs und der Beschränkung königlicher Rechte angeklagt, ging zwar, da er sich unterwarf, straflos aus, ward aber bald einer Verschwörung und des Wirkens für die Exkommunikation des Königs verdächtig und starb während seiner Abführung in den Tower.

Jetzt wurde die Geistlichkeit aufgefordert, den König als „Protektor und einziges Haupt der englischen Kirche“ anzuerkennen. Mit Widerstreben, und nur nach dem Scheitern aller Vorstellungen bei dem Könige, nahm die „Konvokation“ der Bischöfe und Geistlichen 1531 eine Erklärung jener Anerkennung mit der Klausel an: so weit es nach Christi Gesetz erlaubt sei. Sie hoffte dabei auf des Königs Schutz gegen die auch in England eindringenden Lehren der Protestanten. So war England noch katholisch und doch dem Papste entzogen. Keine Reformation hatte so unwürdige Beweggründe wie die englische. Die Ehescheidungsfrage hatte sie hervorgerufen und wurde nun ohne Anstand erledigt. Der König als Haupt der Kirche ließ sich durch ein von ihm ernanntes Gericht von Katharina scheiden, welche nicht begriff, wie dies möglich sei und ihr Leben, sich stets als Königin benehmend, in frommen Übungen beschloß. Sogar die Gutachten ächt katholischer Universitäten, wie Paris und Bologna, hatten Heinrich zu seinem Schritte berechtigt erklärt, und die Konvokationen Englands bestätigten das Geschehene. Schon vor dieser Erledigung (1533) waren Heinrich und Anna heimlich getraut worden, und nun folgte die Krönung der Letztern, mit großem Pomp und unter Beistand des Erzbischofs von Canterbury, sowie von sechs Bischöfen und dreizehn Äbten, die nicht gegen die Scheidung waren. Es kümmerte darauf in England Niemanden mehr, daß der Papst, auf Antrieb des Kaisers, die Ehe Heinrichs mit Katharina's als gültig und fortbestehend erklärte. Dieser Ausgang der Sache wurde das Verderben eines ausgezeichneten Mannes, des gelehrtesten Engländers jener Zeit.

Thomas More, oder wie er als Gelehrter seinen Namen latinisirte, Morus, war zwischen 1480 und 1484 aus edelm Geschlechte zu London geboren. Als Page des Kardinals und Lordkanzlers John Morton, schickte ihn Dieser an die Universität Oxford, wo eben der in Italien, Frankreich und Deutschland längst blühende Humanismus als neue Erscheinung aufgetaucht und das Vorurteil im Schwinden begriffen

war, daß die Kenntniß des Griechischen zum Ketzer mache, seitdem William Grocyn, Schüler des Chalkondylas und Poliziano, und sein Schüler Thomas Linacre die Sprache der Hellenen lehrten, mit dem auf seinen humanistischen Reisen Oxford besuchenden Erasmus von Rotterdam in zwanglosen Vereinigungen für die Schönheiten des klassischen Altertums schwärmten und im jungen Morus bereits ein geistiges Phänomen erkannten. Neben dem von seinem Vater ihm vorgeschriebenen Rechtsstudium vervollkommnete sich der Letztere eifrig in lateinischer Prosa und Poesie und in Übersetzungen der Griechen, besonders Lucians, und vertiefte sich zugleich so sehr in die Theologie der Kirchenväter, daß er nach seiner Heimkehr in einer Kirche Londons öffentliche Vorträge über Augustins „Stadt Gottes“ hielt. Nur der Cölibat soll ihn abgehalten haben, geistlich zu werden. Schon als junger Anwalt von 20 Jahren in das Parlament gewählt, widersetzte er sich der Despotie Heinrichs VII., dessen Nachfolger Heinrich VIII., als feuriger Anhänger des Humanismus, ihn dagegen mit Ehren überhäufte, ihm alles Vertrauen schenkte und ihn an seiner Streitschrift gegen Luther „über die sieben Sakramente“, welche Papst Leo X. gewidmet wurde, mitarbeiten ließ, während er ihm die Replik auf Luthers heftige Erwiederung ganz übertrug, die dann auch letztere an Derbheit und sogar Unflätigkeit noch zu überbieten suchte. More wurde Schatzkammerbeamter, 1523 Sprecher des Parlaments, war dem König als dessen politischer Geheimschreiber völlig unentbehrlich, mußte mit ihm neben den Staatsgeschäften und theologischen Kämpfen auch Astronomie treiben und wurde oft lange im Schlosse zurückbehalten, ohne nach Hause zu kommen. Oft spazirte der König mit ihm im Garten und legte dabei vertraulich seinen Arm um den Nacken, den er später durchhauen ließ. More benützte seinen Einfluß namentlich zu Gunsten der gelehrten Studien. Kräftig mußte er gegen eine von dem lernfaulen niedern Klerus begünstigte Verbindung von Oxforder Studirenden einschreiten, welche ihren Haß gegen das Griechische dadurch zur Schau trugen, daß sie sich Trojaner, ihr Oberhaupt Priamus, die Einzelnen Hektor, Paris u. s. w. nannten. More's eigene Werke sind nicht zahlreich. Unter ihnen ragt eine englisch geschriebene Geschichte Eduards IV. und Richards III. hervor. Weit wichtiger aber ist das lateinisch abgefaßte, in Hinsicht der herrschenden sozialen und politischen Zustände durchaus oppositionelle Buch, dessen Titel ein sprichwörtlicher Ausdruck geworden ist. Es erschien 1515 unter dem Titel „Utopia“ (Nirgendheim), schilderte unter dem Bilde der vom Verfasser fingirten Insel Utopien, die von ihm als Ideal aufgefaßte Staatsverfassung und geißelte damit zugleich die Übelstände, an welchen England krankte. Veranlaßt wurde das Werk durch des Erasmus in More's Hause geschriebenes und ihm gewidmetes „Lob der Narrheit“ (s. oben S. 84). Der Verfasser läßt den fingirten Seemann Rafael Hythlodäus nach jener Insel reisen, welche 1200 Jahre vor seiner Zeit durch Römer

und Ägypter ihre Kultur empfangen habe. Dieselbe erstreckt sich nirgends weiter als eine Tagereise, besitzt eine treffliche Hafenbucht, sichere Kanäle und 54 schöne Städte mit gleicher Sprache, Sitten und Gesetzen, welche in einem Bundesverhältnisse stehen und Abgeordnete wählen, die in der Hauptstadt jährlich als „Senat“ zusammentreten. In den Gebieten der einzelnen Städte sind die Wohnungen der Ackerbauer gleichmäßig auf die Grundstücke vertheilt und die Bewohner in patriarchalisch eingerichtete „Familien“ von wenigstens 40 Köpfen gesondert, von denen je die Hälfte zwei Jahre lang in der Stadt und dann wieder ebenso lange auf dem Lande wohnt, damit die Landarbeit sie nicht zu sehr anstrenge. Privates Grundeigentum gibt es nicht; der Besitz der Häuser wechselt alle zehn Jahre. Eine besondere Versammlung der den Familienoberhäuptern (Phylarchen) für je 30 Familien übergeordneten Protophylarchen wählt aus vier Vorschlägen des Volkes den Fürsten auf Lebenszeit. Zeigt sich jedoch der Letztere als Tyramn, so wird er abgesetzt. Leben und Treiben der Utopier stehen unter strenger polizeilicher Aufsicht. Jeder Familie ist eine gewisse Beschäftigung angewiesen. Wer sich einer andern widmen will, wird von der Familie, welche dieselbe betreibt, adoptirt. Für körperliche Arbeit sind täglich blos sechs Stunden bestimmt und zwar für beide Geschlechter, für die Frauen jedoch in geringerm Maße als für die Männer; den Rest verwendet man zu wissenschaftlichen Studien, zum Besuche von Vorträgen, welche besonders dazu gewählte Männer täglich halten, und zur Erholung in öffentlichen Gärten oder Speisehallen. Fanatismus, Jagd, Luxus, Spiel und Müßiggang sind verpönt; unthätige Geistliche und Adelige gibt es nicht, ebenso wenig Bettler. Nur durch besondere Befähigung können bis auf fünfzig Bewohner jeder Stadt in den allein von körperlicher Arbeit befreiten Stand der Lehrer treten, welchem die Priester, obersten Beamten, Gesandten und der Fürst angehören. Droht Übervölkerung, so findet Auswanderung nach weniger stark bevölkerten Ländern statt, die man erforderlichen Falls mit Waffengewalt besetzt. Da für alle Bedürfnisse hinlänglich gesorgt ist, erhält jede Familie ihre Lebensmittel, ohne Gelt auszugeben. Beamte besorgen den diesfälligen Verkehr. Jede Famlie speist gemeinsam und in der ganzen Stadt zu derselben Zeit auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen. Reisen sind nur mit besonderer Erlaubniß gestattet, aber bei der herrschenden Gastfreundschaft ohne Kosten, daher es auch keine Wirtshäuser gibt. Aus dem Ertrage der entbehrlichen Lebensmittel werden die auf der Insel nicht erhältlichen Gegenstände im Auslande gekauft. Damit Gold und Silber nicht Gegenstand der Habgier werden, verwendet man sie zu den gemeinsten Gegenständen, wie Perlen und Edelsteine zum Schmucke der Kinder. Verbrecher werden zu Sklaven, meist in einer andern Stadt als der ihrigen; Unsittlichkeit wird streng bestraft, die Selbstmörder in einen Sumpf geworfen. Heiratslustige werden einander — nackt vorgestellt, um

ihre gegenseitigen Gebrechen kennen zu lernen. Es herrscht durchaus Monogamie. Scheidung ist wol erschwert, aber nicht verpönt, und in besonders dringenden Fällen kann selbst eine neue Ehe Geschiedener stattfinden. Die Todesstrafe besteht nicht. Der Versuch eines Verbrechens kommt in der Bestrafung der Vollendung gleich. Geistes- und andere Kranke werden sorgfältig gepflegt. Alles Werben um Ämter ist umsonst; Vertretung vor Gericht findet nicht statt. Bündnisse schließen die Utopier keine mit Fremden, da ihnen ohnehin alle nicht Feindlichen als Freunde gelten. Den Krieg verabscheuen sie; fremde Angriffe aber finden das Land wol gerüstet; doch suchen auch bei solchen Anlässen die Utopier keinen Ruhm im Kriege, sondern verfahren auf eine Weise, über deren Verwandtschaft mit den gleichzeitig entstandenen Ideen Machiavelli's wir betroffen sind. „Sie pflegen," sagt Morus, „sofort nach geschehener Kriegserklärung eine Menge mit dem öffentlichen Sigel unterfertigter Zettel gleichzeitig an den dem Feindeslande auffälligsten Orten anzuheften, in welchen sie Demjenigen außerordentliche Belohnungen zusichern, welcher den feindlichen Fürsten aufheben würde, ferner geringere, aber noch immer hinlänglich bedeutende Belohnungen für die namentlich angeführten Köpfe derjenigen, welche nach dem Fürsten selbst als die Urheber des sie verletzenden Beschlusses erscheinen. Die doppelte Belohnung wird Demjenigen, welcher Einen der Geächteten lebend einliefert. Ja, indem sie zu der Belohnung die Straflosigkeit fügen, laden sie die Geächteten ein, selbst gegen ihre Genossen zu handeln. Denn so entsteht unter den Letzteren nicht blos gegen alle anderen, sondern auch wechselseitig gegen ihre Genossen selbst, Mißtrauen, Furcht und das Gefühl der größten Gefahr, und geschieht es, daß sie häufig einander gegenseitig verraten. Da sie aber wol einsehen, zu welch' ungeheuerm Wagestücke sie anreizen, so suchen sie durch die Größe der Belohnung die Größe der Gefahr auszugleichen. Dieses System, den Feind zu bestechen oder zu kaufen, bei anderen Völkern als schändlich verworfen, halten sie als kluge Leute für höchst lobenswert, indem dadurch jeder Kriegszweck auf die für's Menschenleben schonendste Weise vollständig erreicht werde. Geht es aber mit diesem System nicht, dann streuen sie den Samen der Zwietracht, indem sie den Bruder des Fürsten oder sonst einen Großen des Landes mit der Hoffnung auf die Erlangung des Trones berauschen. Sind aber auch die inneren Parteien lahm, so hetzen sie die den Feinden benachbarten Völker zum Kriege, etwa unter einem jener alten faulen Titel, wie sie den Königen nie fehlen, geben denselben reiche Unterstützungen an Gelt, aber nur spärlich an Leuten, welche sie, um ihre eigenen Bürger zu schonen, um Sold mieten u. s. w." Im Kampfe um die Unabhängigkeit dagegen benehmen sie sich mit der größten Tapferkeit: selbst die Weiber ziehen mit in die Schlacht, und schmählich ist es für Jeden, leben zu bleiben, wenn seine nächsten Verwandten fallen.

Das Merkwürdigste jedoch, was Morus von Utopien erzählt, ist der

letzte Abschnitt des Werkes, der von den Religionen der Inseln handelt. Ist auch in dem bisherigen der Ernst mit der Satire vermengt, so ist es von einem so aufrichtig frommen Manne wie Morus schlechterdings undenkbar, daß er über die Religion ein einziges Wort anders als im Ernste geschrieben hätte. Es bestehen, sagt er, in Utopien mehrere Religionen, indem an einigen Orten die Sonne, an anderen der Mond oder gewisse Planeten, oder auch die Geister abgeschiedener großer Männer verehrt werden. Die Priester sind sämmtlich verheiratet und auch Weiber können Priesterinnen sein. Abbildungen göttlicher Wesen werden nicht geduldet. Der „größte und klügste Theil der Bewohner aber glaubt an ein einziges, unbekanntes, ewiges, unendliches, unerklärliches, über jeder menschlichen Erkenntniß stehendes, durch den Geist, nicht materiell, die ganze Welt durchdringendes höchstes Wesen; Vater nennen sie es, leiten Anfang, Entwickelung und Ende aller Dinge von ihm ab und gewähren nur ihm göttliche Ehren. Sie stimmen darin überein, daß sie dieses Wesen Mithra nennen, gehen aber darin auseinander, daß es bei den Einen so, bei den Anderen anders beurteilt wird". Freilich ist der Verfasser, als guter Christ, trotz der merklichen Liebe, mit welcher er von jener Religion der „Klügsten" spricht, genötigt, hinzuzufügen, die Utopier seien großentheils, seitdem Christen ihr Land besucht hätten, auf deren Religion eingegangen, besonders, erläutert er, als „sie hörten, wie ihre gemeinschaftliche Lebensweise Christo gefalle", und ihre Sehnsucht nach den christlichen Sakramenten sei so groß, „daß sie bereits unter sich die Frage verhandeln, ob nicht auch ohne Zulassung des christlichen Oberpriesters ein von ihnen **selbst Erwählter** den Charakter eines Priesters erhalten könne." Diejenigen aber, welche nicht zum Christentum bekehrt wurden, schrecken Niemanden ab, feinden Keinen an, üben keinen Zwang, und die Gesetze Utopiens lassen Jeden nach seinem Glauben leben und bestrafen streng Jeden, der diese Freiheit verletzt.

Die hierin ausgesprochene großartige Duldsamkeit läßt keinen Zweifel aufkommen, daß der wackere More zur Zeit der Abfassung der Utopia den Standpunkt der vorurteilslosen Humanisten, auf dem sich auch sein Freund Erasmus befand, mehr oder weniger theilte, von dessen Lob der Narrheit er auch die Widmung annahm. Anders aber wurde die Sache seit Luthers Auftreten. Wie unsere deutschen Humanisten Erasmus, Pirkheimer, Glarean u. A., so erschreckte dies auch den allzu ängstlichen Morus und ließ ihn bedenkliche Folgen der Reformation im Leben der Völker und Staaten fürchten. Er wandte sich daher seit dieser Zeit, wie wir schon aus seiner Theilnahme an des Königs Federkampf gegen Luther sahen, wieder ganz den strengen katholischen Grundsätzen zu, welche er in seiner Jugend eingesogen hatte. Er vertheidigte seitdem in seinen Schriften das ganze katholische System, von den Heiligen herab bis auf die Meßgewänder und Kirchengeräte durch Dick und Dünn. Als Beamter verfuhr

er, trotz angeborner Milde, hart und fanatisch gegen „Ketzer“ und forderte selbst deren Verbrennen; als Privatmann ergab er sich den strengsten asketischen Übungen, schlief nach Eremitenart auf hartem Boden, trug ein härenes Gewand und zu Zeiten ein Cilicium (Stachelgürtel), — ja er geißelte sich sogar! Hierher gehört auch der Schutz, den er der Schwärmerin Elisabeth Barton zu Theil werden ließ. Dieselbe war Dienstmagd zu Aldington in der Grafschaft Kent, und wurde, da sie an Hysterie litt und sich für eine Profetin und Hellseherin hielt, seit 1525 von dem altgläubig gesinnten Pfarrer Masters als Werkzeug zur Stärkung des sinkenden Katholizismus benützt, zu welchem Zwecke sie sich in erkünstelten Anfällen und Gesichten zeigte, in denen sie gegen die Ketzerei, wie gegen die Neuerungen des Königs und dessen Ehescheidung eiferte. Der Bischof Fisher von Rochester und der Erzbischof Marham von Canterbury nahmen sich ihrer ebenfalls an. Endlich aber, als die Betrügerin im Falle der Scheidung den Tod des Königs weissagte und die ihr anhängenden Mönche dies überall verkündeten, bekam der eifrig protestantische Minister Thomas Cromwell die Sache satt und ließ 1533 die Barton und ihre Anhänger festnehmen und 1534 zu Tyburn hinrichten, unter ihnen auch den 80jährigen Bischof Fisher, der im Kerker vom Papste Paul III. den Kardinalshut erhalten, worauf der König satanisch-witzig bemerkte: „Einen Hut mag er ihm schicken; allein ich will sorgen, daß er nichts habe, ihn darauf zu setzen.“ Der unschuldig in den Prozeß verwickelte Thomas More wurde für spätere Zeiten aufbewahrt.

Des Letztern persönlicher Charakter zeichnet sich im besten dadurch, daß er freiwillig that, wozu der schlaue Stammvater der Israeliten nur durch Überlistung gebracht worden war; er wählte von zwei Töchtern einer ihm bekannten edeln Familie, deren jüngere er liebte, — die ältere zur Gattin, um sie nicht zu kränken, was um so edler war, da er als Christ sich mit ihr begnügen mußte, wurde aber sehr glücklich mit ihr. Er unterrichtete seine drei Töchter und seinen Sohn selbst in den Wissenschaften, ja sogar auch die Töchter im Griechischen und Lateinischen, — duldete keine unnütze Beschäftigung im Hause, — trieb auch Musik, sammelte Thiere aller Art und übte Gastfreundschaft gegen Gelehrte und Künstler; — Erasmus und Holbein lebten lange in seinem Hause. Es befand sich eine Kapelle in demselben und Morus betete regelmäßig mit seiner Familie, was selbst den Spötter Erasmus rührte. So vermehrte sich seine „Schule“, wie er sie nannte, Alles in einem Hause, um drei Schwiegersöhne, eine Schwiegertochter und elf Enkel, und endlich, nach dem Tode seiner Lea, um eine zweite Frau, — klein, häßlich und ältlich, aber eine treffliche Hausfrau. Seinem Herzen und Geiste am Nächsten stand seine älteste Tochter Margareta (geb. 1509), welche trefflich lateinische Prosa und Verse schrieb, Klassiker kommentirte, übersetzte und Verlorenes herzustellen versuchte, auch Mathematik und Astronomie trieb.

Und in diese glückliche Familie sollte der Blitz des Schicksals furchtbar einschlagen! — Im Jahre 1529 war Morus an der Stelle des entlassenen Kardinals Wolsey zum Großkanzler des britischen Reiches ernannt worden, der Erste von niederm Adel und der erste Weltliche, der diese Stelle bekleidete. Wenn aber der König erwartet hatte, der neue Großkanzler würde sich seinen Wünschen fügsamer zeigen, als sein Vorgänger, so täuschte er sich bitter. Derjenige, welcher in seiner Utopia selbst nicht nur die Scheidung, sondern auch die Wiederverehelichung Geschiedener befürwortet hatte, — den Vorschriften seiner Kirche entgegen, — war so entschieden zu den letzteren zurückgekehrt, daß er es für geraten hielt, im Widerspruche zwischen Dem, was von ihm der König, und Dem, was seine Überzeugung verlangte, 1532 die Entlassung von seinem Amte zu nehmen, die er mit Widerstreben des Königs erhielt, und zwar noch mit Zusicherung der Gnade desselben. Nicht genug jedoch, daß ihn dieser Schritt zum armen Manne machte; es folgte ein furchtbarerer Schlag nach. Als das Parlament im März 1534 die sogenannte Successionsakte erließ, durch welche die Scheidung und die neue Ehe des Königs anerkannt und den Kindern Anna Boleyns, deren erstes und einziges eine Tochter, Elisabeth war, die Tronfolge zugesprochen wurde, sollten dies alle Unterthanen durch einen Eid beschwören. Zu diesem Zwecke vorgeladen wurde aber nur die Geistlichkeit und von den Weltlichen einzig und allein More. Dieser hatte zwar gegen die Tronfolge-Ordnung nichts einzuwenden; da er hingegen die Scheidung und neue Ehe, als gegen sein Gewissen streitend, nicht beschwören konnte, wurde er sofort in den Tower abgeführt; — seine Feindin, die Königin Anna, hatte die Bedenken des Königs beschwichtigt. Der Gattin und Tochter Zureden, sich durch Abfall von seiner Überzeugung Freiheit und Leben zu erkaufen, beantwortete More mit der Weigerung, für den kleinen Rest Lebens die Ewigkeit hinzugeben. An die Wand seines Kerkers schrieb er demgemäß auch jene rührenden Verse, in denen er seine Zuversicht auf Gott und eine bessere Zukunft kundgab. Das Parlament erklärte ihn im November des Hochverrates verdächtig. Nach standhafter Weigerung, dem König als Oberhaupt der englischen Kirche zu huldigen, wurde er am 1. Juli 1535 nach mehr als einjährigem Kerker, vor das Gericht des Lordkanzlers gestellt, und als die Richter aus Mangel an Zeugen sich zu keiner Verurteilung entschließen konnten, trat der öffentliche Ankläger Rich, welcher vorher den Gefangenen im Kerker in ein anscheinend freundliches Gespräch verwickelt hatte, selbst als Zeuge auf und bewirkte hierdurch die gräuliche Verdammung zur Viertheilung und vorherigen Verstümmelung, die des Königs „Gnade“ in einfache Enthauptung verwandelte. Am 6. Juli erlitt More diese mit männlicher Fassung, und sein Kopf wurde auf der Londonbrücke aufgesteckt, wo sich auf einem Thurme deren gewöhnlich dreißig bis vierzig, meist aus den edelsten Geschlechtern, befanden, — bis ihn seine Lieblingstochter zu erhalten wußte.

Der König warf den Tod seines einstigen Freundes, als er ihn erfuhr, mißmutig seiner Anna vor; aber er war jetzt von jedem Widerspruche befreit. Das Parlament erklärte Katharina's Tochter Maria als Bastard und Anna's Kinder, derer erstes und einziges eine Tochter (Elisabeth) war, als allein erbberechtigt, den König selbst aber als den Herrn über Glauben und Kirchenverfassung seines Reiches. Dem in Folge dessen ihm drohenden Bunde des Kaisers und Frankreichs gegen ihn stellte Heinrich Verbindungen mit den deutschen Protestanten entgegen; diese waren jedoch nur unter der Bedingung hierzu geneigt, daß England ihr Glaubensbekenntniß annehme.

Hatte nun Heinrich, der bisher im Glauben völlig katholisch geblieben, schon darin sich den Protestanten genähert, daß er die Verbreitung der Bibel in der Landessprache gestattete, so konnte er nicht ohne Schwierigkeit dabei stehen bleiben, da er Männer um sich hatte, welche Stützen seines Unternehmens, aber zugleich vom Geiste der Reformatoren durchdrungen waren. Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, der die königliche Ehescheidung endlich zur Thatsache gemacht, Hugh Latimer, Bischof von Worcester, und Eduard Fox, Bischof von Hereford, nahmen die hervorragendste Stellung unter ihnen ein. Sie predigten kühn gegen Ablaß, Bilderdienst, Fegfeuer, Werkheiligkeit. Lee, Erzbischof von York, Gardiner, Bischof von Manchester u. A. standen ihnen als Vertheidiger der alten Kirche gegenüber. Die päpstlich-römische Färbung der letztern Partei zwang den König, den sein Minister Thomas Cromwell hierin bestärkte, auf Seite der erstern zu treten. In seiner dogmatischen Machtvollkommenheit legte er der Konvokation ein Glaubensbekenntniß vor, das zur Hälfte aus der augsburgischen Konfession entnommen war und zur Hälfte noch manches Alte enthielt. Bilderdienst und Wallfahrten wurden abgeschafft und der Widerstand der Klöster brach auch diesen den Hals. Gegen ihre Aufhebung sammelte im Norden des Landes 1536 Robert Aske Scharen Altgläubiger zum Aufstande, zog gegen London und verlangte Wiederherstellung der päpstlichen Autorität. Die Aufständischen unterlagen; aber ihr Unternehmen hatte auf den König Eindruck gemacht; er befahl, die Lehre vom Sakrament, Ohrenbeichte, Cölibat und Ceremonieen beizubehalten, empfahl Prozessionen und andere katholische Gebräuche und unterwarf alle Bücher einer Censur. An der Aufhebung der Klöster dagegen und an seiner kirchlichen Hoheit hielt er um so fester. Endlich faßte er alle seine Willkürlichkeiten in sechs Artikel zusammen, das Werk des Bischofs Gardiner, und setzte auf deren Übertretung die empörendsten Strafen.

Und das that ein Mann, dessen Hände noch rot waren von dem Blute der Frau, um derentwillen er seine erste Gattin verstoßen. Er war erst drei Jahre mit Anna Boleyn verbunden, als er an deren Hofdame Johanna Seymour Gefallen fand und Jene, gegen welche die Katholiken

am Hofe schadenfroh arbeiteten, auf ungegründeten Verdacht als Ehebrecherin hinrichten ließ. Johanna wurde die Mutter seines Sohnes Eduard, dessen Geburt ihr den Tod brachte. Als vierte Gattin wählte er, um seinen Bund mit den deutschen Protestanten zu festigen, die dem sächsischen Kurfürsten verwandte Anna von Cleve; er fand jedoch seine Erwartungen getäuscht, ließ sich bald wieder scheiden und nahm die fünfte Frau in Katharina Howard. Sie war der katholisirenden Richtung in der anglikanischen Kirche ergeben (wenn nicht gar wirkliche Katholikin) und verschaffte ihrer Partei bei dem wankelmütigen Despoten den Sieg. Der überzeugungtreue Cromwell wurde ebenso jäh gestürzt wie seine Vorgänger Wolsey und Morus, und sein Kopf fiel wie derjenige des Letztern. Der ebenso feste Latimer und Gesinnungsgenossen desselben wurden in den Tower gesperrt, Robert Barnes, ein Anhänger der deutschen Reformation, sogar verbrannt, und nun loderten die Scheiterhaufen von Katholiken sowol, die weniger weit, als von Protestanten, die weiter gingen, als die „blutigen sechs Artikel", — und zwar oft Beiderlei aneinander gebunden! Aber die Nemesis nahte. Katharina Howard war offenbare Ehebrecherin; sie verlor den Kopf und ihre katholischen Freunde ihre Hofstellen. Ihre Nachfolgerin, die sechste Gattin Heinrichs, Katharina Parr, war wieder Protestantin. Ein Versuch des katholischen Grafen von Norfolk, seine Schwester an ihre Stelle zu setzen und den Katholizismus wieder zu befestigen, endete mit seinem Tode auf dem Schaffot und der Entsetzung seines Gehilfen — Gardiner. Endlich befreite 1547 der Tod das Land von dem schändlichen Herrscher, der es gewagt, das Leben seiner Frauen und den Glauben seiner Unterthanen zum Gegenstande seiner blutigen Launen herabzuwürdigen.

Das Reich atmete auf, als eine entschieden protestantische Richtung unter dem jungen und schwachen Eduard VI., seinem Oheim, dem Protektor Eduard Seymour, Herzog von Somerset und seinem religiösen Ratgeber Cranmer, herrschend wurde, die zwar nicht so grausam auftrat wie Heinrich VIII., aber doch unduldsam genug, etwa nach Calvins Muster, verfuhr. Latimer erhielt, körperlich gebrochen, seine Freiheit wieder.

Mit Einführung des Abendmals unter zwei Gestalten wurde nun endlich eine entschiedene Richtung statt der bisherigen willkürlichen eingeschlagen. Die Ohrenbeichte wurde freigestellt und damals entstand das noch heute in der anglikanischen Kirche übliche „allgemeine Gebetbuch" (Common brayer book). Der regirende Herzog von Somerset mußte zwar Aufstände niederschlagen, die für Bilder und Messe und für die sechs Artikel (nicht aber für den Papst!) stattfanden, dabei aber einen dem Staat und Adel gefährlichen Charakter trugen; allein es waltete nicht nur Milde gegen die Besiegten, sondern der Sieger trat auch für die Rechte des Volkes auf, erlag jedoch der Rache des Adels, zuerst mit Kerker, dann mit dem Schwerte. Die protestantische Richtung schritt darum

dennoch fort und schaffte die Altäre aus den Kirchen, wie sie auch vom Dogma der Transsubstantiation abging. Ja, die einflußreichen Theologen, mit Cranmer an der Spitze, drängten deutlich nach einer Rückkehr zu apostolischen Zuständen hin, — nicht ohne manigfachen Widerstand und Hader zu wecken.

Des kränklichen Eduard früher Tod (1553) brachte jedoch Alles unerwartet in ein ganz anderes Geleise. Heinrich VIII. hatte ihm, in einer katholischen Anwandlung, seine einst als Bastard erklärte Tochter Maria als Nachfolgerin bestimmt; Eduard selbst aber, als eifriger Protestant, hatte die Enkelin einer Schwester seines Vaters, Johanna Grey, gewählt; denn sie war ihm von seinem Minister, dem Herzog von Northumberland empfohlen, mit dessen Sohne sie, obschon noch sehr jung, vermält war. Gelehrten Studien ergeben, ergriff sie die unverhoffte Würde nur mit Widerstreben, — blieb jedoch ohne Anhang. Die Katholiken aus Zuneigung, die Protestanten in Folge falscher Hoffnungen und Versprechungen, oder um Heinrichs Willen zu ehren, — Alle fielen der katholischen Maria zu. Die arme Prätendentin, ihr jugendlicher Gemal und Beider Eltern bluteten auf dem Schaffot. Maria versprach feierlich, Niemanden um seines Glaubens willen zu verfolgen; aber sie begann sofort ihr unheilvolles Regiment über England, im Interesse Spaniens und ihres Vetters Karl, mit dem Verbot „aller Predigt und Schriftauslegung ohne besondere Erlaubniß“, welche zu ertheilen — Gardiner, der neue Lordkanzler, der jetzt seine anglikanische Maske abwarf und sich als katholischer Glaubenswüterich entpuppte, das alleinige Recht erhielt. Protestantische Bischöfe wurden durch katholische ersetzt, Bilder und Messe wieder eingeführt, die fremden Gelehrten, welche die protestantische Regirung angestellt, vertrieben, Cranmer und Latimer in den Tower geworfen. Das Parlament mußte die Ungiltigkeit der Ehe von Maria's Eltern widerrufen, und alle Reformen Eduards VI. aufheben, also die katholische Lehre ohne Papsttum, wie sie Heinrich gewollt, wiederherstellen. Das Bedenklichste aber war vollends die Vermälung Maria's mit dem Sohne ihres Vetters, Philipp, dem künftigen Könige Spaniens, was sogar den katholischen Engländern zu stark war. Das diesen Plan mißbilligende Parlament wurde aufgelöst, ein Aufstand des protestantischen Adels in der Entstehung erdrückt und der Zug Sir Thomas Wyatts vor London endete mit seiner Gefangennahme und Hinrichtung. Der königliche Gemal versuchte sich nach seiner Ankunft in England beliebt zu machen und erhielt königlichen Titel und Rechte. Mit ihm erschienen ketzerspürende Spanier, der Dominikaner Pedro de Soto, der Inquisitor Bartolome de Carranza u. A., welche Stellen an der Universität Oxford erhielten und dort in ihrem Sinne lehrten. Den Kardinal Reginald Poole, der einst vor Heinrichs VIII. Neuerungen nach Italien geflohen und dort eine reformatorische Rolle auf päpstlicher Grundlage gespielt, mußte England als Legaten des Papstes annehmen

und seinem Befehl in Glaubenssachen gehorchen. Dem Parlament aber wurde zugesetzt, bis es auch die päpstliche Autorität wiederherstellte, ja sogar die Gesetze gegen die Ketzer wieder in Kraft erklärte! Und sie wurden mit der größten Grausamkeit vollzogen. Eine Menge Geistlicher wurde hingerichtet, blos weil sie Protestanten blieben, und auch die kräftigen Reformatoren Ridley, Latimer und Cranmer erlitten den Feuertod! Der Letztere war im Gefängnisse so schwach gewesen, zu widerrufen; als er trotzdem verurteilt wurde, streckte er zuerst die Hand, mit der er den Widerruf unterzeichnet, in's Feuer, bevor ihn die Flamme ganz verzehrte. Gardiner, der einst in Rom die Scheidung ihrer Eltern betrieben, war bei Allem das Werkzeug der Königin, welcher die Geschichte den Namen der Blutigen gegeben und welche die geistige Bildung Englands untergrub, wie ihr würdiger Gatte diejenige Spaniens zerstörte. Es fehlte nun nichts mehr, als die Rückgabe der veräußerten Kloster- und Kirchengüter, welche jetzt 40.000 Familien gehörten. Der Papst Paul IV. forderte auch diese, die das sonst so gefügige Parlament bisher verweigert hatte. Mit schwacher Mehrheit erfüllte es diesen Wunsch der Königin ebenfalls. Dies und die Mißregirung überhaupt hatte Aufstände zur Folge. Dem Papste aber machte es Mut. Er entsetzte den Kardinal Poole, der inzwischen Cranmers Nachfolger geworden, der Legatenwürde, weil er nicht orthodox genug war. Als endlich eine Krankheit 1558 England von der blutigen Königin befreite, entging auch er in der nächsten Nacht durch den Tod der drohenden Verfolgung als Ketzer! Ein fünf Jahre lang dauernder Wahnsinn unnatürlicher Reaktion hatte ausgetobt! Und diese Reaktion hatte ihre gehässigste Seite nicht in der Aufhebung der Reformation, wenn auch die Herstellung der Ketzergerichte gehässig genug war, sondern in ihrem durchaus unvaterländischen, ja landesverräterischen Charakter. Denn Maria haßte, wie ihren Vater, dessen Grabmal sie zerstören ließ, so auch ihr Vaterland und bedrückte es daher auf so empörende Weise. Alles Englische war ihr verhaßt; sie hatte sich daher auch geweigert, einen Engländer zu ehelichen; sie war Spanierin mit Leib und Seele, wie ihre Mutter und ihr Gemal. Und so war auch ihre Regirung nichts Anderes als eine Unterwerfung Englands unter Spaniens Joch, und dieser Umstand verurteilt sie unerbittlich.

Die Nachfolgerin Maria's war ihre Halbschwester Elisabeth, die Tochter Anna Boleyns. Sie hatte ihr Leben nur durch erheuchelten Katholizismus retten können, ihre Freiheit aber nicht einmal hierdurch; ihre Schwester hatte sie wegen Verdachtes der Theilnahme am Aufstande Wyatts in den Tower werfen lassen, brachte aber keine Beweise gegen sie zu Tage. Philipp von Spanien, nach der Beibehaltung der englischen Krone begierig und Elisabeth für katholisch haltend, hatte sie gegen Gardiner und Poole in Schutz genommen und bewarb sich, nachdem sie unter ungeheuerm Jubel in London eingezogen, um ihre Hand. Sie wies sie

ab, — sie wolle unvermält bleiben, — und sie blieb in der That ihr Leben lang die „jungfräuliche Königin“.

Elisabeth war im Herzen Protestantin, — wie hätte sie als Kind einer Ehe, die nur durch Trennung vom Papsttum möglich geworden, anders sein können? Aber sie war ein Weib und liebte daher die Ceremonien. Demgemäß weigerte sie sich, alle Beschlüsse unter Maria schlechtweg nichtig zu erklären und zu den kräftigen Reformen unter Eduard VI. zurückzukehren, — die geistvollen und kräftigen Protestanten waren unter Maria verbrannt und nur nachgiebige übrig, — und so schuf das Parlament, — nach dem spanischen Drucke mit dem kleinsten Fortschritte zufrieden, — unter Elisabeth jenes charakterlose Zwitterding von katholischen und protestantischen Elementen, welches man die anglikanische oder Hochkirche nennt.

Die 39 Artikel, die man jetzt als Gesetz der englischen Staatskirche aufstellte, wurden auf Jahrhunderte hin das alleinseligmachende Dogma Englands. Wer sie nicht beschwur, erhielt weder eine geistliche, noch eine weltliche Stelle im Staate. Dreizehn Bischöfe, 24 Dekane und 80 Pfarrer, die sie nicht annehmen wollten, traten von ihren Stellen ab. Es blieben noch vier Bischöfe — zwei als Katholiken und zwei als Protestanten eingesegnete, die sich fügten! Sie weihten den neuen Erzbischof von Canterbury, Dr. Parker, einst Anna Boleyns Kaplan, der dann die neu ernannten übrigen weihte.

Ein katholischer Aufstand im Norden Englands 1569, an dessen Spitze die Edeln von Northumberland, Cumberland und Westmoreland standen, und der zugleich einen politischen Charakter trug, indem er die Ernennung Maria Stuarts von Schottland zur Tronerbin verlangte, wurde leicht besiegt; die Entsetzung, welche Papst Pius V. 1570 gegen Elisabeth aussprach, wurde verlacht, und die Antwort darauf war eine nicht weniger unduldsame; es wurde als Staatsverbrechen erklärt, zum Katholizismus zu bekehren und kirchliche Amtshandlungen des Papstes in England in Anwendung zu bringen. Während sich London mit französischen und niederländischen Flüchtlingen anfüllte, arbeitete ein italienischer Abenteurer Ridolfi, mit Billigung des Papstes und Philipps II. von Spanien, an dem Plane, Elisabeth zu stürzen und Maria Stuart und den mit ihr zu vermälenden Grafen Thomas von Norfolk an ihre Stelle zu setzen, die ebenfalls einverstanden waren. Elisabeths Wachsamkeit vereitelte Alles; mit Widerstreben ließ sie Norfolk hinrichten. Als Antwort an Spanien trug sie das Meiste zur Befreiung der Niederlande von dessen Joch bei. Ein weiterer katholischer Plan, für welchen Papst Gregor XIII. wühlte, wollte dem Helden von Lepanto, Don Juan d'Austria, die Krone Irlands, die Hand Maria Stuarts und Beiden das gesammte britische Reich verschaffen. Er scheiterte an der Eifersucht von Juans Bruder Philipp II.

und an den englischen Waffen, welche die Landung katholischer Abenteurer in Irland blutig straften und das Land weitumher verwüsteten.

Der Katholizismus blieb aber bei seinem Sturme gegen Elisabeth nicht im Auslande stehen. Seine Agenten wagten es bald, auch in England selbst ihre Plane zu verfolgen, um die blutige Herrlichkeit Maria's wieder herzustellen. Papst Gregor XIII. hatte in Rom ein Seminar für katholische Engländer gestiftet, welche von Jesuiten dazu erzogen wurden, ihren Glauben in ihrem Vaterlande wieder einzuführen. Sie reisten mit dem rücksichtlosen Fanatismus dieser Leute verkleidet und heimlich umher als Prediger des Aufruhrs und wurden daher, wo man sie fand, als Solche behandelt. Viele Katholiken erlitten damals den Martyrertod, doch nicht ohne daß sie lange vorher durch unvollzogene Strafandrohungen gewarnt worden (vor dem Jahre 1585 fand keine Vollziehung dieser Art statt). Ihre Zahl und ihre Leiden sind von den katholischen Geschichtschreibern übertrieben, von den protestantischen unterschätzt worden; die höchste genauere Angabe zählt 200 Köpfe. Wir haben keinen Grund und sind auch weit entfernt, die anglikanische Religionsform der katholischen vorzuziehen, müssen aber, um gerecht zu sein, darauf aufmerksam machen, daß die Opfer Elisabeths Eindringlinge und offenbare Hochverräter waren, diejenigen ihrer Schwester Maria aber Solche, die in guten Treuen an dem Glauben des Landes festhielten, welchen die blutige Königin mit fremder Hilfe wortbrüchig umstürzte, sowie, daß sich unter den Ersteren keine Männer von Talent und Verdienst, wie Cranmer, Latimer und Ridley befanden, und daß Elisabeth für Thron und Leben bangen mußte, während gegen Maria's Person niemals etwas unternommen wurde. Es war die Zeit der höchsten Blüte der spanischen Inquisition, der Bartholomäusnacht und des Mordes an Wilhelm von Oranien! Elisabeths Verfahren war Notwehr, und als solche muß auch ihr vielgeschmähtes Vorgehen gegen Maria Stuart erklärt werden. Es ist Thatsache, daß diese Mörderin ihres Mannes zahllose Anschläge und Verschwörungen gegen Elisabeths Tron und Leben leitete oder beschützte, namentlich jene Babingtons, welche auch der Papst, Spanien und die französische Ligue förderten. Man besitzt noch ihren Brief an den Verschwörer, mittels dessen sie ihn in seinem Vorhaben bestärkte, und ebenso einen andern Brief von ihr, in welchem sie ihre Ansprüche auf England, falls ihr Sohn Jakob protestantisch bliebe, an — Philipp von Spanien abtrat. Ihre Herrschsucht machte sie zur Landesverräterin! Aber sie starb großartig, und dies stimmt nachsichtig gegen ihr Leben. Über ihrem Grabe reichten sich die entzweiten Papst Sixtus V. und Philipp II. von Spanien die Hände; aber das Resultat dieser Vereinigung, die Armada — „zerstob nach allen Winden“.

Mit Unrecht ist Elisabeth eine Heuchlerin genannt worden. Sie verfolgte mit Bewußtsein, Thatkraft und Folgerichtigkeit ein bestimmtes Ideal,

und zwar kein eigennütziges. Und dieses Ideal war in politischer Beziehung die Größe Englands und in religiöser eine Kirche, welche die katholische Fantasie mit dem protestantischen Verstande verknüpfte.

Unter ihren Staatsmännern war es der ernste, strenge, geschäftskundige William Cecil, Lord Burleigh, der eigentlich Das that, wofür sie den Ruhm davon getragen, der mit festem Bewußtsein und sicherm Schritte die Gründung einer protestantischen Großmacht der drei britischen Reiche verfolgte und die spätere Größe derselben begründete. Vor ihm müssen die Anderen entschieden zurücktreten, wie der bewegliche, veränderliche, gewandte, ritterliche Robert Dudley, Earl von Leicester (Bruder des Gatten der Johanna Grey) und das durchtriebene Polizeigenie Franz Walsingham, der die katholischen Ränke überwachte und durchschaute.

Aber Denjenigen, der zugleich ihren Ruhm zu den Sternen erheben und mit der Krone der Gerechtigkeit schmücken wollte, ihren Günstling Robert Devereux, Graf von Essex, den Stiefsohn und Nachfolger Leicesters, der mit dem Plane umging, das spanische Amerika durch Besetzung der Landenge von Panama zu zerreißen und das gedrückte und daher aufständische Irland durch Religionsfreiheit an England zu fesseln, — ihn ließ sie als Hochverräter enthaupten! — Unsterblich sind dagegen ihre später zu erwähnenden Verdienste um das volksmäßige Schrifttum und Schauspiel der Briten.

Sie überlebte Essex, dessen Tod ihr das Volk nie verzieh, nicht lange. 1603 folgte ihr auf dem Trone der Mann, dem sie die Rache für seine gemordete Mutter um schnödes Gelt abgekauft hatte, — Jakob Stuart von Schottland. Durch ihn wurden die britischen Inseln ein Reich. Ein gelehrter Humanist und latinischer Dichter und zugleich ein Fanatiker für die bischöfliche Kirche, wenn auch nicht frei von katholischen Anfechtungen, machte er dem Papste mündlich die weitestgehenden Zugeständnisse, stellte sofort den Frieden mit Spanien her und setzte es durch, daß die Klausel, mit Rebellen gegen Spanien keinen Verkehr üben zu dürfen, nicht auf die Holländer bezogen wurde. Er hörte auch auf, die Katholiken zu bestrafen, welche den anglikanischen Gottesdienst nicht besuchten, und stellte die Todesstrafe gegen katholische Priester ein. Da er aber zu gleicher Zeit die von Elisabeth verschonten Presbyterianer auf das härteste verfolgte und man seine Gerechtigkeit in Zweifel zu ziehen begann, wurden wenigstens wieder Kerkerstrafen gegen katholische Geistliche in Anwendung gebracht. Dies erbitterte die päpstliche Partei, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah. Was sie gegen die feindselige Elisabeth nur von ferne beabsichtigt, das wagte sie gegen den nachgiebigen Jakob in unmittelbarster Nähe. Noch heute treibt das Andenken der Pulververschwörung vom November 1605 die englische Jugend zu dem wilden Racheschrei „no popery“ und wird das Werkzeug jenes gräßlichen Attentats, König und Parlament in einem Augenblicke in die Luft zu sprengen, was der Jesuit Garnet ausdrücklich für

„lawful" erklärte, der englische Landesverräter Guy Fawkes, unter Jubel im Bildniß verbrannt! Er war Offizier in einem Regimente gleichgesinnter Briten und Spanier, das in den spanischen Niederlanden stand, bereit zum Einbruch in England! Es war bei der Stimmung jener Zeit nur begreiflich, daß die drakonischen Gesetze gegen die Katholiken in aller Strenge wieder hergestellt wurden. Eheeinsegnungen und Taufen konnten rechtsgiltig nur noch durch anglikanische Geistliche vollzogen werden, und jeder Katholik mußte Treue dem König und Absage dem Papste schwören. Papst Paul V. verdammte diesen Eid, — ohne wesentlichen Erfolg. Die Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus begannen sich abzuschwächen oder gänzlich auf das staatliche Gebiet überzugehen, und eine neue Periode war im Anzuge begriffen, in der ein Kampf um höhere Güter begann, als um dogmatische Grillen!

B. Die schottische Kirche.

Es giebt wol kaum einen schärfern Gegensatz auf so engem Gebiete wie denjenigen zwischen der Reformation in England und derjenigen in Schottland, zwei Ländern derselben Insel. Dort ging die Trennung von Rom aus dem despotischen Willen eines Einzigen, und zwar aus wesentlich unsittlichen Beweggründen, hier aus dem Willen der Volksmehrheit und aus wesentlich sittlichen, gegen die Laster der Geistlichen gerichteten Gründen hervor.

Die frühere schottische Geschichte bestand fast nur aus einem blutigen, durch die scheußlichsten Verbrechen befleckten Kampfe zwischen der Krone und der Kirche auf der einen und dem Adel auf der andern Seite, welche beide Parteien abwechselnd zur Regirung gelangten, die letztere gewöhnlich während der Minderjährigkeit des Königs, die erstere nach Beendigung derselben. Letzteres war unter Jakob V. seit 1528 wieder der Fall, und der Adel wurde so sehr mißhandelt, daß er sich der Reformation und England günstig zu zeigen begann, während im Gegentheil der König, der eine Guise zur Gattin nahm, und die Geistlichkeit eifriger als je Ketzer verbrannten. Schon 1542 starb jedoch der König aus Schmerz darüber, daß ihn der Adel während des Krieges gegen England nicht unterstützte, und hinterließ das Reich seiner erst sechs Tage alten Tochter Maria Stuart. Dies benützten die Douglas und Angus, sich wieder der Herrschaft zu bemächtigen und sofort einen Parlamentsbeschluß zu bewirken, nach welchem Jeder das Recht hatte, die Bibel in einer englischen oder schottischen Übersetzung zu lesen. Der erste Schlag gegen die Kirche selbst aber war leider ein Mord. Der junge Baron Lesley erschlug 1546 den Erzbischof von St. Andrews und langjährigen gewesenen Regenten Schottlands, Beaton, und seine Mitverschworenen besetzten das Schloß

des Ermordeten. Sie fanden einen Bundesgenossen in dem bedeutendsten schottischen Reformator, John Knox, einem Manne von eisernem Willen und aufrichtigem Streben nach Wahrheit und Tugend, aber zum Theil in den rohen Anschauungen seiner an Verbrechen aller Art gewöhnten Zeit befangen, Verbrechen, welche zu nicht geringem Theile der Kirche zur Last fielen. Die Franzosen nahmen 1547 das Schloß und führten dessen Insassen als Gefangene auf die Galeren. Nach zwei Jahren befreit, wirkte John Knox in England unter Eduard VI. in dessen Sinne und bildete sich bei Calvin in Genf zum eigentlichen Reformator aus. 1559 heimgekehrt, predigte er in Perth so eindringend, daß das Volk die Kirchen plünderte und die Klöster zerstörte. Es folgte ein blutiger Krieg zwischen der Regentschaft, welche die Königin-Mutter Maria von Guise inzwischen erlangt, und den Protestanten, an deren Spitze der Adel stand. Die Letzteren siegten und Edinburg fiel ihnen zu. Mit Elisabeths von England Hilfe wurde die Regentschaft vollends gestürzt und 1560 führte das schottische Parlament die Reformation förmlich ein.

Wer aber glaubte, daß damit für Freiheit oder Aufklärung etwas gewonnen wäre, mußte sich bitter täuschen. Das Lesen oder der Besuch der Messe wurden im ersten Falle mit Verlust der Güter, im zweiten mit Verbannung, im dritten mit dem — Tode bestraft! Der Kult hatte sich wol geändert; allein die neue Kirche Schottlands blieb ebenso dunkelfreundlich und abergläubig wie es die alte gewesen war; denn die neue Geistlichkeit war ebenso roh und unwissend wie die alte, und für des Volkes Erziehung sorgte Niemand. Knox sagte wol der katholischen Königin Maria derb seine Meinung über ihr Leben und über ihre Absichten zu Gunsten ihres Glaubens; — aber seine Amtsbrüder hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als von den Lords das geraubte Kirchengut herauszuverlangen, was aber den Letzteren nicht von ferne einfiel.

Die neue schottische Kirche war zwar anfangs, wie in England, die bischöfliche; aber durch besondere Verhältnisse wurde sie nach und nach zu einer eigentlichen Volkskirche. Der Adel hatte wol zur Reformation den Anstoß gegeben; aber seitdem er sich an den Kirchengütern bereichert und da der Glaube ihm stets gleichgiltig gewesen, wurde das Volk die Stütze der Geistlichkeit, wie es früher die Krone gewesen. Und dies Verhältniß trat immer schroffer hervor und hatte um so mehr Spielraum sich zu entwickeln, als damals die furchtbaren Trauerspiele vor sich gingen, welche dem Liebling der Königin Maria, Riccio, und ihrem Gatten Darnley das Leben nahmen, dessen Nachfolger Bothwell in die Verbannung und sie selbst in den Kerker und zur Flucht in ihr Grab, England, brachten. — Die schottischen Prediger eigneten sich einen rohen, im schlimmsten Sinne volkstümlichen Ton an und unterhielten ihre Zuhörer mit Vorliebe vom Teufel, den sie besonders in den raubsüchtigen Edelleuten witterten. So theilten sie die Barbarei des Volkes, wie sie notgedrungen seinen

Hunger theilten; denn sie erhielten nicht einmal den Bettel, der ihnen nach einem endlichen Beschlusse der Lords vom Kirchengute hingeworfen worden. Ja der Regent Morton nahm 1572 alle Pfründen in Beschlag und drohte die mißvergnügten Geistlichen hängen zu lassen. Verzweiflung ergriff Diese, namentlich da ihr hochverehrtes Haupt John Knox im zuletzt genannten Jahre starb, nachdem er noch eine donnernde Predigt gegen die Bartholomäusnacht gehalten und gegen den französischen König seinen Fluch geschleudert hatte. Unter seinem in Genf und Frankreich zum Hugenoten hartgesottenen Nachfolger Andreas Melville begann daher eine kräftige demokratische Opposition gegen das bischöfliche System und gegen den Adel zugleich. Bereits 1578 setzte Melville in der geistlichen Generalversammlung die Abschaffung des bischöflichen Titels und 1580 sogar die sofortige Entsetzung aller Bischöfe durch. Als die Regirung dennoch einen Erzbischof ernannte, exkommunizirte die Generalversammlung denselben und schüchterte ihn ein. Es war förmlicher Kriegsfuß zwischen Geistlichkeit und Regentschaft, welch' letztere vollkommene Ohnmacht an den Tag legte, und so wurde die schottische Kirche zur presbyterianischen. Die Prediger trotzten dem schwankenden und oft sogar mit dem Papsttum liebäugelnden Könige Jakob VI. in's Gesicht und weigerten sich, für seine in England gefangene Mutter Maria Stuart zu beten; ja sie nannten ihn und seine Räte von der Kanzel herab „Verräter" und „Kinder des Teufels", und lehrten, er sei früher von einem Teufel besessen gewesen, jetzt aber von sieben solchen! Andreas Melville erlaubte sich sogar einst, den König am Ärmel zu zupfen und ihn „Gottes einfältigen Diener" zu nennen, womit er übrigens nicht weit fehlschoß; ja er bezeichnete ihn noch zu mild, den zugleich gehässigen und lächerlichen Despoten, der am Neujahr 1597 Banditen gegen Edinburg losließ, um die Wiederherstellung des Episkopalsystems zu erzwingen, welchen Versuch er nach dreijährigem Kampfe wieder aufgeben mußte, seine Rache auf eine Zeit versparend, wo er als König von England größere Macht entwickeln konnte.

Statt aber seine beschränkten Anschauungen zu verwirklichen, zog er ihn vielmehr groß, jenen wilden demokratischen und puritanischen Geist, der im folgenden Jahrhundert gegen die anglikanische Kirche ebenso verfuhr, wie diese gegen die katholische, — und mit seinen politischen Folgen nicht nur Schottland, sondern die gesammten britischen Inseln überschwemmte und ganz Europa in Schrecken setzte!

Drittes Buch.

Die Gegenreformation.

Erster Abschnitt.

Die Wiedererhebung des Katholizismus.

A. Reformation und Inquisition in Italien.

Zur That geworden war die Reformation blos im Norden der Alpen; als Idee aber lebte sie im Süden derselben schon längst, ehe ein Wicliffe, Hus und Luther ihre welterschütternden Thesen aufgestellt hatten. Der Humanismus ging in seiner Opposition gegen die Scholastik mit reformatorischen Ideen stets Hand in Hand, weil das klassische Altertum, das er wieder in's Leben rief, der natürliche Feind des Papsttums war, das den Namen Roms zu einer neuen Weltherrschaft über die Geister mißbrauchte. An die Stelle dieser an das Heidentum anknüpfenden humanistischen Opposition, welche im Volke und dessen Bedürfnissen keinen Boden hatte, war mit Savonarola eine positiv-christliche getreten, welche Rom auf dessen eigenem Boden angriff und das dortige Regiment zu erschüttern suchte. Diese kräftig auftretende Richtung wurde aber von den Vertheidigern des Papstums niemals widerlegt; dieselben beschränkten sich darauf, zu behaupten, man müsse Alles glauben und dulden, was der Statthalter Christi anordne. Um aber diese Ansicht gegenüber dem zunehmenden Anpralle reformatorischer Ideen zu stützen, bedienten sie sich, da sie bei der Willkürlichkeit und Hohlheit ihrer Sache auf jede Belehrung verzichten mußten, als wirksamsten Mittels der Inquisition (Bd. III. S. 197 ff.).

Während dreier Jahrhunderte war die Glaubensverfolgung dieser scheußlichen Anstalt blos nach Bistümern organisirt; alle Verurteilungen

geschahen zwar im Namen oder aus Auftrag des Papstes, — keine wider dessen Willen; aber eine Berufung an ihn war höchst selten und eine gemeinsame Behörde der Inquisition war noch nicht vorhanden. Zur Einführung einer solchen gab die später zu schildernde Errichtung der Staatsinquisition in Spanien den ersten Gedanken und die deutsche Reformation den ersten thätigen Anstoß. Als Kaiser Karl V. nach der Erstürmung Roms (1527, s. oben S. 52) Herr Italiens war, benützte diesen Umstand der kluge Papst Clemens VII., ihn zur völligen Erdrückung des Protestantismus zu benützen. Er gab ihm, als Derselbe 1530 nach Deutschland reiste, den Kardinal Campeggi mit, der ihm dann in Ausburg, zur Zeit des Reichstages, ein Gutachten vorlegte, wie zur Stärkung des Reichs und der Kirche verfahren werden müsse. Zu diesem Zwecke schlug er einen Bund zwischen dem Kaiser und den „wolgesinnten" Fürsten vor, worauf dann versucht werden müsse, die „Abgeneigten umzustimmen", wenn sie aber „hartnäckig blieben", „dieses giftige Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen", und ihre Güter einzuziehen, weltliche und geistliche; denn „gegen Ketzer sei dies Rechtens." Habe man sie gebändigt, so solle man „heilige" Inquisitionen einsetzen, die „ihren Überresten nachspüren und wider sie verfahren wie Spanien gegen die Maranos." Die Universität Wittenberg sei in den Bann zu thun und ihre Studirenden kaiserlicher und päpstlicher Gnaden unwürdig zu erklären, die Bücher der Ketzer zu verbrennen, die ausgetretenen Mönche in die Klöster zurückzusenden, an keinem Hofe ein Irrgläubiger zu dulden. — — — Glücklicher Weise hatte der deutsche Kaiser nicht mehr die Macht, nach den römischen Einflüsterungen zu verfahren. Allein ebensowenig war er Willens, sich dem Papste blindlings zu fügen. Er schlug einen Mittelweg vor, und es war vielleicht nicht ohne geheime Schadenfreude, daß er das Wort „Concilium" aussprach, welches seit Konstanz in den Ohren der Päpste ein Mißton war. Wie an der heutigen Börse, sanken mit dieser Nachricht die Preise sämmtlicher päpstlichen Ämter. Die deutschen Fürsten hingegen riefen dem Kaiser Beifall; — das Kaisertum war seit Langem zum ersten Male in der Hausse, das Papsttum in der Baisse. Das Letztere wagte darum nicht, den kaiserlichen Gedanken zu verwerfen, sondern hielt seine Ausführung nur Jahre lang durch Zögerung hin, und suchte sie dadurch zu vereiteln, daß es die Bedingung stellte, die Protestanten müßten sich zuerst unterwerfen. Als der Kaiser sich weigerte hierauf einzugehen, warf sich Clemens VII. in die Arme Franz' I. von Frankreich. Eine ominöse, blutbedeutende Hochzeit war der Preis; — des Papstes Nichte, Katharina von Medici, wurde des Königs Schwiegertochter! Der Papst war nun der Freund Frankreichs, — Franz, der die französischen Protestanten unterdrückte, der Verbündete ihrer deutschen Glaubensgenossen, der Papst und die deutschen Protestanten also auf einer Seite gegen den Kaiser! Warum nicht? Beide sahen

in ihm ihre größte Gefahr, in dem von ihm verlangten Konzil einen Versuch zu ihrer Demütigung. Es war nicht Sympathie; aber der Papst gönnte dem Kaiser die Macht nicht, die ihm aus der Unterwerfung der Protestanten erwachsen mußte. Philipp, der Landgraf von Hessen (oben S. 145), war nahe daran, mit Hilfe Frankreichs und des Papstes in Deutschland gegenüber dem Hause Österreich eine Macht zu werden. Auch Heinrich VIII. von England verband sich damals mit Clemens gegen Karl V., und der Papst stellte ihm die Erledigung seiner beabsichtigten Ehescheidung in Aussicht, falls die Spanier und Deutschen aus Italien vertrieben würden. Daß dies nicht geschah, dies führte den Abfall Englands vom Papste herbei. Clemens' VII. politische Verbindungen zerrütteten sein geistliches Reich, und mit seinem Tode (1534) fiel das von ihm aufgebaute diplomatische Kartenhaus zusammen.

Während Clemens VII. so im Auslande von einer Intrigue in die andere geriet, scheint er kaum bemerkt zu haben, wie unterdessen in Italien reformatorische Gesinnungen auftauchten, die seinem Trone ungleich gefährlicher werden mußten, als jene im fernen Norden, denen er so viel Aufmerksamkeit widmete. Alle Reformationen des europäischen Festlandes entsprangen aus Glaubenseifer, — nicht aus Abfall vom Glauben, — und diese Färbung mußte nirgends schärfer hervortreten, als in Italien, wie schon der Versuch Savonarola's beweist, — weil das dort waltende Papsttum unter Leo X. vom frivolsten Unglauben angefressen war. Die erste glaubenseifrige Reaktion gegen diese Erscheinung war das in Rom gestiftete „Oratorium der göttlichen Liebe", welchem die späteren Kardinäle Contarini, Sadolet, Caraffa, Giberti, der spätere Heilige Gaetano und Andere angehörten. Es war von den nämlichen Beweggründen geleitet, wie die deutschen Reformatoren. Später finden wir in Venedig bei Pietro Bembo u. A. Vereinigungen gläubiger Christen, die vor den Medici aus Florenz, vor den Erstürmern Roms (darunter wieder Contarini), und selbst Einen Reginald Poole, der vor Heinrichs VIII. Gewaltschritten aus England geflohen war. Ihr Hauptgrundsatz war die Rechtfertigung durch den Glauben, die Grundlage von Luthers Lehre, damals für einen Fortschritt gehalten, wenn auch für unsere Zeit unverständlich geworden. Bald war dies die Überzeugung der meisten gelehrten und religiösen (nicht blos instinktiv frommen oder bigotten) Italiener. In Neapel lehrte in diesem Sinne der Sekretär des spanischen Vicekönigs, Juan Valdez, ein von Karl V. geschätzter Gelehrter, der auf Reisen in Deutschland ein Anhänger Luthers geworden war. Einer seiner Schüler, ein Mönch, verbreitete die neue Lehre 1540 durch das Büchlein „von der Wolthat Christi", welches ungemeinen Anklang fand. Zu seinen Anhängern gehörte auch die gefeierte reine Dichterin Vittoria Colonna, Gattin des Marchese von Pescara, die Freundin Michel Angelo's; Poole und Contarini erschienen auch in ihren

Kreisen wieder. Der Bischof von Modena hing derselben Richtung an, und die Inquisition merkte sich dreitausend Schullehrer, welche ihr ebenfalls huldigten. Der Mönch Giovanni Battista Folengo ging noch weiter, indem er gegen Fasten, Messe und Beichte eiferte; ja der General der Kapuziner, Bernardino Ochino aus Siena, ein ächter Asket und als Heiliger geachtet, verließ später in Folge seiner Überzeugung Orden und Kirche. Einstweilen aber dachte noch Keiner dieser Frommen an Abfall vom Papsttum, ja nicht einmal an Abschaffung der Klöster oder des Cölibates. Vielmehr gingen die Frommen Italiens, im Gegensatze zu Deutschland, darauf aus, neue Orden zu stiften, und zwar sogar unter Mitwirkung der erwähnten Oratoriums-Brüder, deren zwei, Gaetano und Caraffa, ihre reichen Pfründen aufgaben, freiwillig die Mönchsgelübde ablegten und den Orden der Theatiner stifteten. Man begann wieder zu predigen, was lange in Abgang gekommen war, und gründete Spitäler.

Ausgesprochen protestantisch waren dagegen die Opponenten gegen römisches Kirchentum in Ferrara, wo unter den duldsamen Herzogen Ercole I. und Alfonso I., dem Gatten Lucrezia Borgia's, die Inquisition sehr wenig Macht besaß und selbst die Juden viele Freiheit genossen. Des nächsten Herzogs, Ercole II., Gattin, die französische Königstochter Renée (Renata), war sogar selbst Protestantin und wußte die Verfolgung um des Glaubens willen aufzuhalten, bis 1536 Calvin nach Ferrara kam und dort Bekehrungen zu seiner Lehre erzielte. Ein politisches Bündniß mit dem Papst und Kaiser nötigte jedoch Ercole II., alle in seinem Gebiete lebenden Franzosen zu vertreiben und der Inquisition das Einschreiten gegen Calvin's Wirksamkeit zu gestatten.

Diese Erscheinungen verfehlten nicht, auf den heiligen Stuhl ihre Wirkung auszuüben, seitdem denselben seit langer Zeit zum ersten Male weder ein frivoler Schöngeist, noch ein diplomatischer Intrigant, sondern ein wirklicher Papst einnahm, Paul III., vorher Alexander Farnese. Auch er huldigte noch dem Nepotismus, indem er einen Sohn und eine Tochter öffentlich anerkannte und unterstützte; aber er war es auch, der mehrere Glieder jenes Oratoriums der göttlichen Liebe, den venetianischen Nobile Contarini voran, dann Caraffa, Sadolet, Poole u. A. zu Kardinälen ernannte, freilich neben ihnen zu derselben Würde auch seine zwei Enkel, Knaben von 14 und 15 Jahren! Er sah ein, daß etwas geschehen müsse, wenn die Kirche nicht zu Grunde gehen sollte, und ließ daher durch die neuen Kardinäle einen Entwurf kirchlicher Reformen ausarbeiten. Und als Kaiser Karl V. 1541 das Gespräch von Regensburg vorbereitete, um die Religionsparteien einander zu nähern, sandte der Papst den Kardinal Contarini dahin, wo verschiedene protestantische Fürsten zu bedeutenden Zugeständnissen bereit waren. Seine Klugheit brachte es dahin, daß der Artikel über den päpstlichen Primat, an welchem der Papst natürlich am meisten hing, an welchem aber auch möglicher Weise Alles

scheitern konnte, nicht zuerst, sondern vielmehr zuletzt in Beratung gezogen wurde. Er gestand den Protestanten die Rechtfertigung durch den Glauben zu, und über diese, sowie mehrere andere dogmatische Begriffe, über die wir jetzt lächeln, die aber damals höchst wichtig erschienen, wie die Erbsünde, Erlösung u. s. w., vereinigte man sich zu allseitiger Zufriedenheit. Wie dies aber dem noch lebenden Luther ein Werk des Teufels schien, so erregte es auch in Rom Anstoß. Noch mehr indessen als der nicht völlig entschiedene Papst ereiferte sich gegen die Fortsetzung der Verhandlungen der französische König Franz I., — natürlich nicht aus Glaubenseifer, den er nur zum Vorwande nahm, sondern aus Furcht, Deutschland könnte einig werden. Mit seinen Ränken vereinigten sich diejenigen aller italienischen und deutschen Feinde Karls V., besonders Baierns und des Kurfürsten von Mainz, und Contarini kehrte nach Rom zurück, ohne die geträumte Wiedervereinigung der Kirche bewirkt zu haben.

Der Rückschlag gegen diese Bestrebungen war ein furchtbarer. Als der Papst einst den Kardinal Caraffa fragte, was nun zu beginnen sei, da man mit den Protestanten nicht zum Ziele kommen könne, erhielt er die folgenreiche Antwort des heftigen glaubenseifrigen Feuerkopfes: es sei nur von einer allgemeinen Inquisition etwas zu hoffen. Der finstere Spanier Juan Alvarez de Toledo, Kardinal von Burgos, der wol zu Hause schon manche Scheiterhaufen hatte flammen sehen, gab seine freudige Zustimmung und nach dem spanischen Muster, wie auch auf eine besondere Vorstellung des Stifters der „Gesellschaft Jesu", führte Paul III. am 21. Juli 1542 durch die Bulle „Licet ab initio" die allgemeine römische Inquisition ein. Sechs Kardinäle, Caraffa und Toledo voran, erhielten als Kommissarien des päpstlichen Stuhles und Inquisitoren „diesseits und jenseits der Berge" die Gewalt, an allen Orten, wo es ihnen beliebe, Geistlichen ein ähnliches Recht zu ertheilen, gegen Jedermann, ohne Unterschied des Standes, um des Glaubens willen einzuschreiten, die Schuldigen am Leben zu strafen und ihre Güter zu verkaufen, und so mit allen Mitteln die „Irrtümer" auszurotten. Die Begnadigung behielt sich der Papst vor. Damit war die Inquisition centralisirt. Caraffa hatte nichts Eiligeres zu thun, als Gefängnisse einzurichten, Blöcke und Ketten anzuschaffen.

Schrecken erfüllte die vom Glauben Abweichenden. Die Schwächeren unterwarfen sich, die Stärkeren flohen aus dem Lande. Unter die Letzteren gehörte Ochino. Gerade im Jahre der Einführung der neuen Inquisition hatte er begonnen, in protestantischem Sinne zu predigen. Er rettete sich nach Genf, und von hier, als er Calvin's Verfahren gegen Servet getadelt, nach Zürich, wo er Prediger der durch die katholischen Kantone aus Locarno vertriebenen und in Zürich aufgenommenen Protestanten seiner Zunge wurde, — später aber wegen unitarischer Ansichten als 76jähriger Greis der Wut des aufgereizten orthodoxen Pöbels ent-

fliehen mußte und — verscholl. Denselben Weg nahmen Peter Martyr Vermigli und mehrere Andere. Akademien, welche in den Verdacht gerieten, nicht völlig rechtgläubig zu sein, wurden geschlossen. Keine Bücher durften mehr ohne Erlaubniß der Inquisition gedruckt, keine ohne ihre Durchsicht versandt werden. Caraffa führte den Index der verbotenen Bücher ein; die erste Lieferung, mit 76 Nummern, wurde in Venedig gedruckt, größere Verzeichnisse 1552 in Florenz, später in Mailand und Rom. Wo man verbotene Schriften fand, nahm man sie ohne Umstände weg und verbrannte sie in Haufen. Selbst Schriften der Kardinäle waren nicht sicher. Das Buch von der Wolthat Christi verschwand völlig vom Erdboden. Alle italienischen Staaten gewährten der Inquisition Einlaß. In Rom brannten die Scheiterhaufen vor Santa Maria alla Minerva. In Venedig führte man die Verurteilten in Barken auf's Meer, setzte sie auf ein Brett zwischen zwei Fahrzeuge, und — fuhr dann auseinander. —

In Ferrara fanden die nach Calvins Vertreibung als Inquisitoren anlangenden Dominikaner bereits so viele Protestanten vor, daß sie klug zu Werke gehen mußten. Sie zwangen vorerst, durch Androhung der Exkommunikation, den Stadtrat, gegen laue Katholiken mit Strafe einzuschreiten, und zwar sogar schon gegen das Öffnen von Fensterläden am Sonntag und gegen das Vorbeigehen an Kirchen, worauf die Peitsche gesetzt war. Fluchenden nagelte man die Zunge auf ein Scheit Holz. Der Abfall Ochino's endlich war die Veranlassung für die Inquisitoren, auch gegen die Protestanten Ferrara's aufzutreten. Sie setzten dem Herzoge zu, bis er seine Gattin einsperrte, die erst nach seinem Tod in ihre Heimat entlassen wurde. Die ihrer Schützerin beraubten Protestanten waren nun der blutigsten Willkür preisgegeben. Francesco d'Argenti, welcher nicht einmal Protestant war, sondern nur gegen katholische Mißbräuche eiferte, wurde enthauptet und dann verbrannt, und an demselben Tage Giovanni von Adria, Tommaso Sgurte und Giovanni Pagnano zum Feuertode verurteilt, den sie lebendig erlitten, vier Andere zu lebenslänglichem Gefängniß oder Galeren, Andere zu kürzerer Haft. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab es keine Protestanten mehr in Ferrara. —

B. Das Konzil zu Trient und seine Folgen.

Nach dieser neuen inquisitorischen Gestaltung der katholischen Kirche war nicht mehr wol einzusehen, wozu das s. Z. von Karl V. verlangte, von Clemens VII. aber verweigerte Konzil noch dienen sollte, — und kam es auch zu Stande, so war leicht vorherzusehen, in welchem Geiste es wirken würde. Nach Clemens' Tode zeigte sich indessen Paul III.,

dessen anfängliche reformatorische Regungen wir kennen lernten, geneigt, auch auf die Idee eines Konzils einzugehen, indem er zur Begutachtung dieser Frage eine Kommission von Kardinälen aufstellte. Durch seinen Nuntius in Deutschland, Pater Paul Vergerius, ließ er 1535 dem Könige Ferdinand und den deutschen Fürsten melden, daß er ein Konzil veranstalten wolle, jedoch nicht in Deutschland, wo sich zu viel „verrückte" Sektirer befänden, sondern in Italien, und zwar in Mantua. Vergebens versuchte Vergerius bei diesem Anlasse Luthern, den er besuchte, durch Schmeicheleien wieder für die alte Kirche zu gewinnen; er scheiterte an diesem Eisenkopfe. Auch die zu Schmalkalden versammelten protestantischen Fürsten und Städte verwahrten sich gegen ein Konzil in Italien, während sie einem solchen in Deutschland beiwohnen würden, worin die Könige von Frankreich und England sie bestärkten. Der Kaiser Karl dagegen gab der Wahl des Papstes seine Zustimmung, weil er davon politische Vortheile für sich hoffte. Der Papst berief nun das Konzil auf das Jahr 1537 nach Mantua, dessen Herzog aber, weil der Papst auf die Gerichtsbarkeit am Sitze des Konzils während dessen Dauer Anspruch erhob, die Aufnahme der ehrwürdigen Väter — verweigerte. Noch jämmerlicher scheiterte die neue Zusammenberufung durch den Papst nach Vicenza auf das Jahr 1538. Außer den Legaten, die er dorthin gesandt, erschien keine Seele am Orte, und dazu erneuerten die deutschen Protestanten ihre Verwahrung gegen ein Konzil in Italien, und Heinrich VIII. von England bestritt die Befugniß des Papstes überhaupt, ein Konzil zu berufen, da Reformationen die Sache der Fürsten eines jeden Landes seien. Der Bann war die Antwort auf diese Herausforderung. Das Konzil wurde nun verschoben; nachdem aber das Religionsgespräch zu Regensburg gescheitert war, kam der Papst den Deutschen soweit entgegen, daß er als Ort des Konzils Trient als auf der Grenze zwischen Deutsch- und Wälschland liegend wählte und die Kirchenversammlung auf den 1. November 1542 dahin berief. Die Kriege zwischen dem Kaiser Karl und dem Könige Franz machten es jedoch unmöglich, das Konzil früher zu eröffnen, als nachdem beide Monarchen zu Crespy Frieden geschlossen hatten.

Über dem Konzil waltete jedoch von Anfang an der alte Fluch der Entzweiung zwischen Kaiser und Papst. So ein guter Katholik und so ein erbitterter Feind aller Ketzerei Karl V. war, so wenig beabsichtigte er, den Papst größer werden zu lassen als er selbst war, und so sehr war er darauf bedacht, seine Würde als die erste in der Welt aufrecht zu erhalten. Daher ließ er auch vor dem Zusammentritte der Trienter Synode durch die Theologen seiner Universität Löwen ein Glaubensbekenntniß von 32 Artikeln, als Grundlage des Konzils, ausarbeiten, dessen Inhalt er allen seinen Unterthanen zu glauben gebot. Paul III. merkte die Absicht, suchte daher bei Zeiten eine Stütze an Frankreich und bewies sein Mißtrauen gegen den Kaiser einmal dadurch, daß er nicht selbst nach Trient

ging, sondern sich durch Legaten vertreten ließ, und sodann durch den Erlaß zweier Bullen, einer öffentlichen, durch welche er seine Legaten ermächtigte, bei den Sessionen zu präsidiren und Alles vorzuschlagen und zu beschließen, was zur Verdammung und Ausrottung der Irrtümer gehörte u. s. w., und einer geheimen, in welcher er Denselben das Recht ertheilte, das Konzil zu verlegen, wenn es das Interesse der Kirche erfordere. Die Legaten fanden im März 1545 noch keinen Prälaten zu Trient; bald nach ihnen aber erschien der kaiserliche Abgeordnete, der Spanier Diego de Mendoza, welcher mit ihnen um den Vorsitz stritt. Auf die Eröffnung aber wurde immer noch umsonst gewartet, was den nach und nach anlangenden Bischöfen, die auf Kosten ihrer Diöcesen leben mußten und ihre Zeit verloren, unangenehmer war, als dem zahlreichen päpstlichen Gefolge, von welchem die Legaten jeder 500, der Kommissär 100, der Sekretär 60, der Auditor 90, der Arzt 40, ein Kantor $5^1/_2$, ein Läufer 15, ein Schreiber 4, ein Bartscherer — 15 Goldkronen monatlich erhielt. Die ärmeren Bischöfe drohten daher ziemlich ernstlich mit Entfernung und ließen sich erst beschwichtigen, als ihnen aus der päpstlichen Kasse 25 Goldkronen monatlich ausbezahlt wurden. Umsonst bemühte sich indessen der Kaiser am Reichstage zu Worms, die deutschen Protestanten zur Anerkennung des Konzils zu bewegen; — sie erwiederten, daß dasselbe ganz unter der Botmäßigkeit des Papstes stehe, der sie bereits verdammt habe und in dem Streite mit ihnen nicht Richter sein könne, weil er Partei sei. Allerdings verdiente auch ein Papst kein Zutrauen, der eben damals offen seinem eigenen Sohne Peter Ludwig Farnese die Herzogtümer Parma und Piacenza verlieh.

Am 13. December 1545 wurde das Konzil endlich eröffnet, als eben der ungeduldige König von Frankreich seine Bischöfe zurückgerufen hatte, worauf er nun aber verzichtete. Die pompösen Feierlichkeiten der Eröffnung waren vorbei; aber was sollte nun verhandelt werden? Man wußte es nicht, man mußte zuerst beim Papste anfragen, und bis die Antwort ankam, gab es abermals viele freie Zeit. In der zweiten Session, — am 7. Januar 1546, waren in Allem erst vierzig Prälaten anwesend, darunter mehrere in partibus infidelium. Man stritt darin über den Titel des Konzils, ob dasselbe nämlich sich die Repräsentanz der gesammten Kirche nennen solle oder nicht, und zwar ohne einen Beschluß darüber zu fassen. Über alles Weitere mußte schwerfällig und schleppend nach Rom geschrieben und die Antwort abgewartet werden.

Kaiser und Papst waren indessen durchaus verschiedener Meinung darüber, womit die eigentlichen Verhandlungen beginnen sollten. Im Interesse des Erstern lag es blos, Deutschland zu einigen; da aber die dort bestehende Spaltung ihren Ursprung im Verfalle der Kirchenzucht hatte, so verlangte er, daß mit der Reform der letztern begonnen und die Glaubensfragen, die ihm untergeordneter Natur schienen, nachher vor-

genommen werden. Umgekehrt lag dem Papste an Herstellung der Einheit der Kirche; da er sich eine solche aber nicht anders denken konnte, als in unbedingter Unterwerfung der Abgefallenen, so sollte mit dem dogmatischen Theile begonnen und mit dem disciplinaren geschlossen werden. Es bezeichnet den Geist des Konzils, daß beschlossen wurde, über beide Theile zugleich zu beraten; in der That aber siegte die päpstliche Ansicht und wurde mit den Dogmen der Anfang gemacht.

Dieser Geist der Versammlung enthebt uns der Aufgabe, deren Beratungen umständlicher zu erzählen. Es war eine abgemachte Sache, daß kein Jota vom päpstlichen Systeme geopfert, den Andersgläubigen auch nicht das geringste Zugeständniß gemacht werden sollte. Der Erfinder der neuen General-Inquisition, Caraffa und ihm zur Seite die eben auftauchenden Jesuiten sorgten dafür, daß dieser Standpunkt siegte. Die Beschlüsse des Konzils von Trient wurden in Allem die Grundlage des heutigen Katholizismus, dessen Inhalt hinlänglich bekannt ist, und die ganze damalige Opposition bestand in Haarspaltereien, in denen nicht ein Funke freier selbständiger Grundsätze blitzte.

Während der Verhandlungen trat aber die innere Faulheit des päpstlichen Systems recht augenfällig hervor. Karl V. bekriegte damals die Protestanten Deutschlands, um sie unter das habsburgische Joch zu beugen. Seine Siege über sie waren aber, obschon man dies hätte erwarten sollen, durchaus nicht nach dem Geschmacke des Papstes, der des Kaisers Macht nicht wachsen sehen mochte, und Paul III., der Erneuerer der Inquisition, sympathisirte offen mit den Protestanten in politischer Beziehung, wie dies auch Franz I. von Frankreich that, zog seine Truppen aus dem kaiserlichen Heere zurück, das dessenungeachtet bei Mühlberg siegte, und wies seine Legaten in Trient an, das Konzil sofort (1547) unter dem Vorwande einer in Tirol herrschenden Krankheit, nach Bologna zu verlegen, — aus dem kaiserlichen in das päpstliche Gebiet! Die Unterthanen des Kaisers unter den Prälaten — folgten nicht nach, — ein Schisma schien im Anzuge! Der Kaiser verlangte entrüstet die Rückkehr und drohte, nach Rom zu kommen und dort ein Konzil zu halten. Ehe etwas geschah, starb Paul III. an der Aufregung über einen Wortwechsel mit seinem Enkel, dem Kardinal Alessandro Farnese. Sein Nachfolger Julius III., ein alter Lebemann (einst Kämmerer Julius' II.), der seinen Liebling und Affenwärter Monte zum Kardinal erhob, verlegte 1551 das Konzil nach Trient zurück, so verwaist es auch indessen geworden. Schon im folgenden Jahre jedoch, als der ehrsüchtige Moritz von Sachsen, der erst seine Glaubensgenossen und Verwandten und dann sein Vaterland verraten hatte, um im Bunde mit Frankreich den Kaiser befehdete und bis Innsbruck verfolgte, so daß sich in Trient Niemand mehr sicher fühlte und beinahe Alles floh, — suspendirte der Papst das Konzil, und diese Unterbrechung dauerte nicht weniger als ein ganzes Jahrzehnt.

Während dieser Zeit bestieg der mehrerwähnte Caraffa im 79sten Altersjahre als Paul IV. den päpstlichen Stuhl. Aus dem „Strengsten der Kardinäle" wurde ein wo möglich noch strengerer Papst. Wo es galt, der Kirche Macht und den Mönchen Einfluß zu verschaffen, da that er es mit Feuereifer. Italien betrachtete er als sein Reich und verglich es mit einer Leier, deren vier Saiten (Neapel, Rom, Mailand und Venedig) er spielte. Karl V. haßte er und beschuldigte ihn des Einvernehmens mit den Protestanten. Er war es, der dem Kaiser und dessen Sohne Philipp mit dem Banne drohte, weil ihre Politik, so äußerst katholisch sie war, doch den päpstlichen und italienischen Interessen nicht huldigte. Als Kardinal hatte er den Nepotismus verdammt; als Papst machte er seinen Neffen Karl Caraffa, einen von Blut triefenden Soldaten, zum Kardinal. Zwei anderen Neffen verlieh er den Herzogs- und Markgrafentitel. Wir werden das Ende seines Straußes mit Spanien später kennen lernen. Während er den Kaiser heftig tadelte, den Protestanten Deutschlands Religionsfreiheit bewilligt zu haben und ihn vom Eide des Augsburger Religionsfriedens lossprach, — schützten ihn deutsche protestantische Truppen gegen die Krieger Alba's. Den Sultan Suleiman rief Paul auf, das spanische Sicilien anzugreifen. Gegen seinen Neffen und den „Kardinal" Monte wollte er, als sie sich unwürdig aufführten, mit der Inquisition einschreiten, und rief nach Reform der Sitten, als ihm der Kardinal Pacheco bemerkte: „Heiliger Vater, wir müßten die Reform bei uns selbst anfangen." Endlich verbannte er seine Neffen. Bettelnde und müßiggehende Mönche und Priester vertrieb er. Die Kirche überhaupt suchte er zu reinigen und zu erheben. Die Inquisition und Folter handhabte er mit äußerster Strenge. Sie waren sein letzter Gedanke, als er 1559 starb. Das bedrückte Volk jauchzte auf, zertrümmerte des Verstorbenen Bildsäulen, schleifte sie durch den Schmutz, plünderte und verbrannte die Gebäude der Inquisition, mißhandelte deren Angestellte. Sein Nachfolger Pius IV., ein Medici, doch nicht von den Florentinern, sondern von geringer Herkunft und der Bruder jenes blutigen Condottiere, der einst den Comersee und nachher Toscana unsicher gemacht, war dem Hause Österreich ebenso sehr ergeben, wie Paul IV. abgeneigt, der Inquisition ebenso abgeneigt, wie Jener ergeben. Die Nepoten des Letztern ließ er hängen.

Es ist merkwürdig, wie die Päpste sich stets so spröde gegen die Konzilien, selbst gegen ein so ergebenes wie das von Trient bezeigten. Auch Pius IV. sperrte sich so lang er konnte, dasselbe wieder zu versammeln und schlug, um weitern Aufschub zu erlangen, den Königen von Spanien und Frankreich sogar einen Krieg gegen Genf vor, der diese Quelle der Ketzerei verstopfen sollte. Als aber keiner dieser Könige den Köder anbeißen wollte, weil ihn keiner dem Andern gönnte, suchte der Papst erst durch Wahl eines neuen Ortes für das Konzil Zeit zu ge-

winnen, bis er nicht mehr anders konnte, als dasselbe 1561 wieder nach Trient berufen, und endlich durch das Vorhaben eines französischen National-konzils sogar zur Eile angetrieben wurde.

Die Verhandlungen wurden in demselben Geiste fortgesetzt, und zwar in um so ungestörterm päpstlichem Geiste, als der Kaiser, der denselben so sehr beschränkt hatte, jetzt todt war und sein Nachfolger in Italien keinen Fuß breit Landes besaß. Des duldsamen Kaisers Ferdinand Reformvorschläge wurden daher ohne Scheu unter den Tisch geworfen. Dieselben betrafen: Reform der Papstwahl, Einführung des Kelches im Abendmale sowie der Priesterehe, Nachlaß der Fastengebote, Errichtung von Armenschulen, Reinigung der Breviere, Legenden und Postillen, verständlichere Katechismen, deutschen Kirchengesang, Reform der Klöster u. s. w. Auch der Kardinal von Lothringen, welcher erst spät mit französischen Prälaten erschien, schloß sich seinen Forderungen an, und die Franzosen sprachen, die Beschlüsse von Basel heraufbeschwörend, offen aus: das Konzil stehe über dem Papste. Die Spanier verabscheuten zwar alle diese Gedanken des Fortschrittes, bekämpften aber trotzdem die Allmacht der päpstlichen Legaten. Überstimmten auch die Italiener mit ihrer überwiegenden Anzahl alle drei anderen Nationen, so wurde doch der Papst unruhig. Er bestimmte durch einen schlauen Legaten den Kaiser zum Nachgeben und nahm den König von Spanien ganz für sich ein; aus Frankreich näherte sich ihm von selbst die Partei der Guisen. So konnte denn das Konzil seine Arbeit in ausschließlich päpstlichem und durchaus antireformatorischem Sinne eilig zu Ende bringen. Die Streitfrage, ob das Konzil über dem Papste stehe, wurde zu Gunsten des Letztern für immer beseitigt und sein Triumf war vollständig, als das Konzil am 4. December 1563 seine Sitzungen schloß. Das Papstthum war stärker, die Kirchenzucht strenger, der Glaube präciser geworden. Griechen und Protestanten waren für immer zurückgewiesen und exkommunizirt. Die gefaßten Beschlüsse schleuderten jeder Abweichung von ihnen ihr donnerndes Anathema entgegen. Die Beschlüsse jeder der 25 Sitzungen wurden in Kapitel gefaßt, und diesen dann s. g. Canones angehängt, in welchen dem Widerspruche gegen die Beschlüsse der Bann angedroht wurde. So z. B. heißt es in Bezug auf die Transsubstantiation (Sitzung XIII):

Kanon 1.

Wenn Jemand läugnet, daß der Leib und das Blut mit sammt der Seele und der Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, und mithin der ganze Christus, im Sakramente der heiligen Eucharistie wahrhaft, wirklich und wesenhaft enthalten sei, sondern sagen würde, er sei darin nur wie in einem Zeichen oder Bilde oder Kraft: der sei im Banne.

Kanon 2.

Wenn Jemand sagt, im hochheiligen Sakramente der Eucharistie bleibe die Substanz des Brotes und Weines zugleich mit dem Leibe und Blute unseres Herrn Jesu Christi, und läugnet jene wunderbare und eigenthümliche Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes in den Leib und der ganzen Substanz des Weines in das Blut, so daß nur noch die Gestalten von Brot und Wein übrig bleiben: der sei im Banne.

Kanon 6.

Wenn Jemand sagt, in dem heiligen Sakramente der Eucharistie sei Christus der eingeborene Sohn Gottes nicht mit der Gott gebührenden, auch äußerlich zu entrichtenden Ehre anzubeten, und also auch nicht mit einer besondern festlichen Feierlichkeit zu verehren, noch auch in Prozessionen, nach löblichem und allgemeinem Gebrauche und Herkommen der heiligen Kirche feierlich herumzutragen, noch auch öffentlich zur Anbetung dem Volke vorzustellen, und daß seine Anbeter Abgötterer seien: der sei im Banne!

In der XXII. Sitzung heißt es von der Messe:

Kanon 2.

Wenn Jemand sagt, Christus habe durch jene Worte: „Thuet dies zu meinem Gedächtnisse" die Apostel nicht zu Priestern eingesetzt, oder habe nicht angeordnet, daß sie und die anderen Priester seinen Leib und sein Blut opfern sollen, der sei im Banne!

Kanon 6.

Wenn Jemand sagt, der Kanon der Messe enthalte Irrtümer und müsse deshalb abgeschafft werden, der sei im Banne!

Kanon 9.

Wenn Jemand sagt, der Ritus der römischen Kirche, nach welchem der Theil des Kanons und die Worte der Konsekration mit leiser Stimme ausgesprochen werden, sei verdammungswürdig, oder die Messe müsse nur in der Landessprache gefeiert oder dem im Kelche aufzuopfernden Weine solle kein Wasser beigemischt werden, weil dies gegen die Einsetzung Christi sei: der sei im Banne!

U. s. w.

Wir haben gesehen, wie die letzten Päpste, seit dem Tode Clemens' VII., sich bemühten, die Kirche durch Reform der Sitten und Erneuerung der Strenge des Glaubensbekenntnisses zu stärken. Es war der Geist, der jene Männer, denen die katholische Kirche ein Werk Gottes blieb,

durchwehte und ihnen die Überzeugung eingab, der Reformation, als der durch die Verderbniß der Kirche hervorgerufenen Bewegung, könne nur durch eine Gegenreformation, d. h. eine Verbesserung des Zustandes der Kirche, ohne Aufopferung der Grundlagen und Eigentümlichkeiten derselben, entgegengearbeitet werden. Und diese Gegenreformation suchte von da an die Reformation an Stärke und Erfolg zu überbieten. Paul III. hatte die Inquisition eingeführt, Paul IV. sie befestigt, Pius IV. den Nepotismus ausgerottet und das Konzil zu Ende geführt. Und als er nach diesen Thaten ausruhen zu dürfen glaubte, wollte ihn ein verzückter Schwärmer, Benedetto Accolti, der von Vereinigung der ganzen Menschheit unter Rom träumte, ermorden, hatte jedoch nicht den Mut dazu, und wurde nebst einem Gehilfen ergriffen und hingerichtet.

Eine Reformation der Kirchenzucht war aber auch eine bittere Notwendigkeit. Unwissenheit und Unsittlichkeit der Geistlichen hatten durch die Stürme der Reformation nicht nur kein Ende genommen, sondern überstiegen alle Begriffe. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fand der Bischof Isidor Chiari von Foligno, der am Konzil von Trient theilnahm, unter dritthalbhundert italienischen Bischöfen kaum vier, die den Namen von geistlichen Hirten verdienten und ihr Amt wirklich verwalteten, und unter sämmtlichen Priestern seiner Diöcese kaum Einen oder Zwei, welche die Worte der Absolution in der Beichte kannten oder die Messe richtig zu lesen fähig waren. Die Diöcese Mailand mit 2300 Priestern war, wie der dortige Geistliche Giussano in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts berichtet, sechszig Jahre lang ohne Bischof. In den Häusern der Geistlichen fanden sich nur Waffen, Konkubinen und Kinder. Im ganzen Volke ging das Sprichwort um: der sicherste Weg zur Hölle sei der Priesterstand. Aus amtlichen Urkunden entnehmen wir über die Zustände in der Schweiz (die aber anderswo kaum besser waren) folgende Angaben: Die Priester hielten in der Regel „Metzen" (oder „Schlafjungfern", wie man sie naiv nannte), führten sie ungescheut an Messen, Hochzeiten und Märkten mit sich und hatten sogar die Stirne, wie dies einst das versammelte „Vierwaldstätter-Kapitel" that, sich bei den Behörden zu beklagen, wenn ihre Beichtväter sie nicht absolviren wollten, außer sie entfernten ihre Metzen. Ernste Schritte der Regirungen fruchteten nicht viel. Die Priester fuhren fort, unkeusch zu leben, auch in den Wirtshäusern zu spielen und zu trinken, waren dabei unwissend, der heiligen Schrift unkundig, versäumten ihre Pflichten und lasen oft keine Messe mehr. Ganz offen hielten die geistlichen Herren in Klöstern und Stiften Dirnen, Nonnen schwelgten in ihren Asylen mit Mönchen, und eine Äbtin ergab sich so der Unzucht, daß ihre sehr gut katholische Obrigkeit ihr drohte, sie im „Frauenhause" zur Äbtin einzusetzen. Kinder von Priestern, öffentlich als solche anerkannt, waren keine Seltenheit.

Solchen Zuständen gegenüber thaten Männer not, die mit der Begeisterung für ihre Kirche einen wahren Fanatismus, wenn auch nicht von der wilden Art des genannten Accolti, für die Verbesserung der Zustände derselben verbanden. Es war ein italienischer Dominikanermönch von geringer Herkunft, der das von Paul III. begonnene Werk in eindringenderer Weise als je Einer vorher fortsetzen sollte. Michele Ghislieri, so hieß er, aus Bosco bei Alessandria, 1504 geboren, lebte stets arm und rauh, reiste immer zu Fuß, ja sogar barfuß, ohne Kopfbedeckung und den Sack auf dem Rücken und trug einen langen grauen Bart. Er wurde Inquisitor in Como, wo ihn das Volk oft mit Steinwürfen empfing und ein Graf ihn in einen Brunnen zu werfen drohte. Er stieg aber zum Bischof, zum Kardinal und endlich als Pius V. (1566) zum Papst empor, ohne seine Lebensweise zu ändern. Außer der Andacht kannte er kein Gefühl. Hart und grausam war er als Inquisitor. Er verbot den Ärzten, Kranke, welche nicht beichteten, länger als drei Tage zu behandeln. Entweiher des Sonntags und Lästerer ließ er, wenn sie die Geltstrafen nicht bezahlen konnten, schwere Kirchenbußen thun und durch die Stadt peitschen, nach dem zweiten Rückfalle ihnen die Zunge durchbohren und sie auf die Galeren setzen. Die Ausgaben des päpstlichen Haushaltes beschränkte er, verwies die müßigen Pfarrer in ihre Gemeinden, die herumziehenden Mönche und Nonnen in ihre Klöster. Alle italienischen Staaten lagen zu seinen Füßen und lieferten ihm ihre Ketzer aus, die er ohne Nachsicht verbrennen ließ. Er brachte die Vereinigung der katholischen Mächte zu Stande, deren Frucht der Sieg bei Lepanto war. Die französischen Katholiken unterstützte er mit Truppen gegen die Hugenoten und mahnte sie, die Letzteren nicht gefangen zu nehmen, sondern zu tödten. Den blutigen Alba belohnte er mit Hut und Degen. Er starb wenige Monate vor der Bartholomäusnacht.

Seine Erhebung zum Papste hatte Pius V. vorzüglich einem Manne zu verdanken, der ihn unter den Helden der Gegenreformation noch überstralte. Karl Borromeo (lat. Borromäus), Sohn eines mailändischen Patriziers und einer Schwester Papst Pius IV., geboren 1538 auf dem Schlosse zu Arona am Lago maggiore, wo noch seine kolossale Bildsäule steht, war schon von Kindheit an frommen Übungen ergeben und bereits Priester, als er noch fast Knabe war. Im lüderlichen Pavia studirend, widerstand er allen Versuchungen, und begann schon im väterlichen Hause, als er früh verwaist war, unter der Dienerschaft zu reformiren. Mit 22 Jahren Doktor der Rechte, erhielt er von seinem Oheim, nach dessen Wahl zum Papste, den Befehl nach Rom zu kommen, wurde sofort Kardinal und, da gerade damals der Hirtensitz seiner Vaterstadt erledigt ward, Erzbischof von Mailand. Er blieb jedoch vorläufig in Rom und bekleidete dort das Amt eines päpstlichen Pönitentiars. Er entzog sich durch Ablegung der Gelübde dem Berufe, seine Familie fortzupflanzen, als sein

einziger Bruder jung gestorben war. Nächte hindurch betete er und geißelte sich. Thätigen Antheil nahm er am Konzil von Trient. Er ruhte aber nicht, bis sein Oheim ihm gestattete, sein Erzbistum zu beziehen (1565), wo er glänzend empfangen wurde. Nachdem er Ghislieri an die Stelle des Oheims gebracht, widmete er sich ganz seiner Diöcese, die so lange verwaist gewesen, und griff mit Kraft ein, die unter den Geistlichen herrschende namenlose Unwissenheit und Unsittlichkeit zu heben. Er verkaufte den größten Theil seines Vermögens, schenkte den größten Theil seiner Einkünfte den Armen und der Kirche, und lebte so einfach wie der geringste Geistliche, ja die Fasten beobachtete er in beinahe fabelhafter Weise. Er säuberte die geistlichen Gerichte, stellte blos fremde Richter an, damit keine Parteilichkeit stattfinde, verbesserte die Gefängnisse, stiftete sein berühmtes Seminar als Pflanzschule für Geistliche seiner Grundsätze, führte genaue Kontrole über das Betragen seiner Geistlichen, denen dies so unbequem war, daß sie sich gegen ihn Trotz und Verleumdung erlaubten, jedoch bald schweigen mußten, und hielt auch die Laien zu regelmäßigem Fasten, Beichten, Kommuniziren, Gottesdienst und Halten der Festtage an. Seine Diöcese besuchte er wiederholt bis in die fernsten Gebirgswinkel des Gotthard und Lukmanier und scheute keine Strapazen. Seine Strenge erregte ihm indessen stets wieder Feinde; faule Chorherren schlossen vor seiner Visitation ihre Thüren und ließen ihn abziehen, der spanische Statthalter von Mailand wurde gegen ihn aufgehetzt als gegen einen Verletzer königlicher Rechte, und die Humiliaten-Mönche in Mailand bestimmten Einen aus ihrer Mitte, dem Erzbischofe nach dem Leben zu trachten, auf den er dann 1569 während des Gottesdienstes eine Pistole abfeuerte, deren Kugel jedoch blos in seine Kleider drang. Der Mörder, der geflohen war, wurde entdeckt und gehängt, seine Oberen enthauptet, der Orden aufgehoben. Borromeo aber errang sich durch das Attentat von da an die Liebe und Verehrung aller seiner Zeitgenossen, — soweit er sie nicht durch seine politische Thätigkeit von sich stieß.

Denn er bearbeitete auch dieses Feld zu Gunsten des Katholizismus, und ersah sich zu diesem Zwecke ganz besonders die Schweiz aus. Er bereiste dies Land im Jahre 1570 fast ganz, und zwar zu dem Zwecke, den Protestantismus in demselben auszurotten. Aus dem graubündnerischen Thale Misocco ließ er den reformirten Prediger Beccaria vertreiben, und durch Mailänder, also wahrscheinlich nicht ohne seinen Willen, wurde am Comersee der von der Synode im Engadin zurückkehrende reformirte Prediger Franz Cellario aus Morbegno aufgegriffen, nach Como, Mailand und zuletzt nach Rom geschleppt und dort verbrannt. Er war es, der die Sendung des ersten ständigen römischen Nuntius in die Schweiz, die Niederlassung der Jesuiten daselbst zur Bearbeitung der Vornehmen und der Kapuziner zu derjenigen des

Volkes bewirkte. Nachdem sein Plan, in der italienischen Schweiz ein Seminar zur Bildung rüstiger Bekämpfer der „neuen Lehre“ zu errichten und den Jesuiten zu übergeben, am Mißtrauen der katholischen Schweizer selbst gescheitert war, verlegte er die projektirte Anstalt nach seinem Sitze Mailand. Sein Wirken war aber so fruchtbringend, daß der Bund, welchen 1586 die sieben katholischen Kantone, unter Leitung des Nuntius, gegen ihre protestantischen Landsleute schlossen, allgemein der goldene oder Borromäische genannt wurde. Und dieser Bund war die Quelle aller nachherigen konfessionellen Zerwürfnisse in der Schweiz, die ohne ihn nach und nach ausgeglichen worden wären.

So hoben sich Borromeo's moralische Verdienste durch seine schädliche politische und inquisitorische Wirksamkeit auf, und es konnte nicht anders sein, da ihm jede höhere wissenschaftliche Bildung fehlte und er für Verbreitung nützlicher Kenntnisse nicht das Geringste that. Auch seine priesterliche Wirksamkeit erhält einen Flecken durch den von ihm erzählten Zug, daß er den Bewohnern des armen Val Camonica einst, als sie die Zehnten nicht bezahlt hatten, deshalb seinen Segen verweigerte!

Seine Fehler machte er indessen wieder möglichst gut durch sein aufopferndes Verhalten während des namenlosen Elends, das bei Ausbruch der Pest Mailand heimsuchte, wobei er wirklich als ein Vater seiner Diöcese wirkte, das hungrige, nackte, kranke Volk speiste, bekleidete und tröstete und seiner selbst nicht achtete, während der spanische Statthalter sich in Sicherheit brachte. Freilich erscheint es dabei wieder sonderbar, doch für den Geist der Zeit bezeichnend, daß er nach dem Aufhören der Krankheit die Häuser der Stadt durch — Gebet und Weihwasser „reinigte“ und bei diesem Anlasse wie Savonarola, alle nach seiner Ansicht „unzüchtigen“ Gemälde sowie verführerischen und irreligösen Bücher und anderes Unheiliges aus den Häusern schaffte, was er jedoch wieder aufgeben mußte, soviel Erbitterung pflanzte es. Durch seine Bemühungen, Karnevalslärm und Turniere zu unterdrücken, zog er sich auch die Feindschaft des vor der Pest geflohenen Statthalters zu; aber er trug sie nicht lange. Im Jahre 1584 brachten ihm seine Anstrengungen und Kasteiungen und seine schwächliche Leibesbeschaffenheit im rüstigen Alter von erst 46 Jahren, den Tod. Im Jahre 1610 wurde er heilig gesprochen.

Als ein Gegenstück zu ihm in vielen Beziehungen, als ein gleich ihm hohe, musterhafte Moralität mit religiösem und politisch-konfessionellem Fanatismus verbindender Glaubensheld erscheint der Gegenreformator Savoiens, Franz von Sales. Aus dem gräflichen Hause dieses Namens im gleichnamigen Schlosse in Savoien 1567 geboren, und zwar etwas zu früh und daher schwächlich, wandte er sich, wie alle Koryphäen der Frömmigkeit, sehr früh religiösen Übungen zu, erhielt schon mit zwölf Jahren die erste geistliche Weihe, studirte in Paris, dann in Padua, in welchen Orten er allen Versuchungen widerstand und Verführerinnen be-

kehrte, stärkte sich in Rom und Loretto in seiner mystischen Richtung, erhielt nach seiner Rückkehr in's Vaterland die Stelle eines Propstes des durch die Reformation aus Genf nach Annecy vertriebenen, doch jenen Namen beibehaltenden Bistums, wurde Koadjutor des Bischofs und 1602 dessen Nachfolger. Wie Borromeo, so lebte auch er höchst einfach und anspruchlos, errichtete Schulen, übte Wolthätigkeit und wirkte für strenge Beobachtung der kirchlichen Vorschriften. Er starb 1622 bei einem Besuch in Lyon. Schon als Jüngling hatte er sich vermessen, den greisen Genfer Theodor von Beza (s. oben S. 178) bekehren zu wollen. Seine bedeutendste, in das politisch-religiöse Feld einschlagende Wirksamkeit war aber darauf gerichtet, jenen Theil Savoiens, der 1536 mit dem Waatlande in die Hände der Berner gekommen, von Diesen zum Protestantismus gebracht, aber 1564 wieder an Savoien abgetreten war, die Landschaft Chablais, zum Katholizismus zurückzuführen. Der Herzog Karl Emanuel von Savoien, welchem Alles an der Eroberung der freiheitliebenden Stadt Genf lag, gegen welche er die berüchtigte Escalade versuchte, beförderte dies Unternehmen nach Kräften. Die 45 reformirten Prediger wurden aus dem Lande vertrieben, statt ihrer Jesuiten eingeführt und von ihnen Kollegien gestiftet. Mit Unterstützung der herzoglichen Despotie und durch pomphafte Zurschaustellung des katholischen Kultes gelangte Franz von Sales, doch erst durch mühevolle Arbeit vieler Jahre, zum Ziele vollständiger Ausrottung des Protestantismus in Savoien. Auch wirkte er nach Kräften für die Stärkung des durch die Hugenoten erschütterten Katholizismus in Frankreich, wo seit 1600 in Masse Jesuiten, Bettel- und andere Mönche und Frauenkongregationen eingeführt wurden. Er selbst stiftete mit Hilfe seiner Freundin, Mère Chantal, den Orden der Heimsuchung für Solche, welche die strengeren Regeln nicht ertragen konnten, besonders Krankenpflege übten und eine schwärmerisch-mystische Andacht pflogen. Dieser Orden breitete sich über ganz Frankreich aus, wo damals auch die Ursulinerinnen und die „barmherzigen Brüder" des Portugiesen Johannes a Dio, wie die „barmherzigen Schwestern" und die Missionäre des Apostel Vincenz von Paul Eingang fanden, die „Väter der christlichen Lehre" den Elementarunterricht katholisch reformirten, die Priester des Oratoriums die katholische Predigt und die reformirten Benediktiner von St. Maur eine „katholische Wissenschaft" in Aufnahme brachten.

Die Richtung dieser Männer und Orden behauptete von da an in der katholischen Kirche die Oberhand. Pius' V. Nachfolger, Gregor XIII., der vor der Priesterweihe ein lockeres Leben geführt hatte, gehörte weniger zu ihnen, als daß er sich von ihnen leiten ließ, unter denen die Jesuiten und Theatiner die Hauptrolle spielten, die ihm auch nicht gestatteten, seinen natürlichen Sohn zu geistlichen Würden zu befördern. Doch verschaffte er ihm weltliche solche in Venedig und Spanien und

machte zwei Neffen zu Kardinälen. Er befliß sich als Papst frommen Wandels, stiftete geistliche Kollegien, so auch ein englisches und ein griechisches, und hob das vernachlässigte deutsche. Sein berühmtestes Unternehmen aber ist die durch das Konzil von Trient gewünschte Reform des julianischen Kalenders, an dessen Stelle nun der von dem kalabresischen Astronomen Lilio entworfene gregorianische oder neue trat, eine nur unwesentliche Verbesserung des alten, dessen schreiendste Unregelmäßigkeiten (namentlich in der Zahl der Monatstage) er ängstlich beibehielt. Es war nämlich entdeckt worden, daß das Jahr um 11 Minuten und 12 Sekunden zu hoch berechnet wurde und daß es demnach notwendig war, 10 Tage zu überspringen. Die Neuerung wurde am Tage nach dem 4. Oktober 1582 begonnen und derselbe als der 15. gezählt. Die Protestanten fügten sich dem neuen Kalender bekanntlich erst viel später.

Daneben erscheint Gregor in einem häßlichen Lichte durch seine schon erwähnten Ränke zu Gunsten Spaniens, der Guisen und Maria Stuarts gegen die Niederländer, die Hugenoten und Elisabeth von England. Am meisten beschäftigte ihn außerdem die Vermehrung der Einkünfte des Kirchenstaates, zu deren Gunsten er die Hilfsquellen Ancona's und anderer Städte zu Grunde richtete. Eine kräftigere Persönlichkeit als er war sein berühmter Nachfolger Sixtus V., von Dalmatiern, die vor den Türken geflohen, stammend, 1521 bei Fermo geboren. Er hütete als Knabe die Schweine, wurde Franziskaner, beliebter Prediger, ergab sich mit Leib und Seele der strengen reformatorischen Partei, arbeitete für das Konzil von Trient und für die Inquisition, stieg zum General seines Ordens, zum Bischofe seiner Vaterstadt, und errang sich endlich 1585 durch seinen Geist, nicht aber durch seine Verstellung als Krüppel, wie die Mythe erzählt, die Wahl zum Papste im 64. Jahre. Er wirkte in vielen Beziehungen wolthätig, legte großartige Wasserleitungen an, ließ Sümpfe austrocknen, um den Ackerbau zu heben und errichtete Seidenfabriken. Dagegen ließ sein Ehrgeiz, wenn auch nicht geistlichem, doch weltlichem Nepotismus wieder freien Lauf, und er verheiratete seine Neffen und Nichten schweinehirtlicher Abkunft mit Colonnas und Orsinis.

Der Kirchenstaat bedurfte übrigens einer so kräftigen Leitung, wie sie Sixtus übte; denn die bisherigen moralischen Reformen hatten noch wenig gefruchtet. In allen Städten waren die Bürger neuerdings in Welfen und Ghibellinen getheilt, obschon diese Parteien keinen Sinn mehr hatten, — blos um sich zu befeinden. Brüder wüteten gegen Brüder. Manche mordeten ihre Frauen, wenn diese der Gegenpartei angehörten; Gefängnisse wurden erbrochen, um Parteigenossen zu befreien oder Feinde zu tödten. Die der Polizei Entronnenen aber traten zu Banden zusammen und verübten namenlose Gräuelthaten, — Männer aus Familien wie Piccolomini, Malatesta u. A. an ihrer Spitze. Gregor XIII. vermochte nichts gegen sie; denn seine Nachbaren nahmen sie in ihren

Gebieten auf, und endlich war Rom selbst voll von ihnen. Sixtus zog andere Saiten auf. Er ließ alle Waffentragenden oder sich der Polizei Widersetzenden kurzweg hängen und ergriffene Banditen köpfen. Einst sogar ließ er einen Zug vergifteter Lebensmittel in die Gegenden treiben, wo sie hausten, und war höchlich erfreut, als sie daran starben. Seine Legaten mußten ihm nach Türkenart möglichst viele Köpfe einsenden. Zu dieser Rohheit stimmte auch Sixtus' V. Verhalten gegen Kunst und Wissenschaft. Die von Julius II. und Leo X. trotz ihrer großen Fehler geübte Pietät gegen die Altertümer kannte der kräftige, doch ungebildete Dalmatiner nicht. Er zerstörte das damals noch erhaltene wertvolle Septizonium des Severus, um es zu seinen modernen Bauten zu benützen, von Grund aus, verunstaltete die Säulen Trajans und Antonins, entfernte aus dem Kapitol alle Bildsäulen mit Ausnahme der Minerva, der er statt des Speeres ein mächtiges Kreuz in die Hand gab, errichtete den Obelisken vor St. Peter nur, um das Heidentum vor dem Christentum zu demütigen und pflanzte ein Kreuz darauf. Er war weit mehr Fürst als Papst. Seine Plane waren großartig und umfaßten die Welt. Er ging mit Vertreibung der Türken aus Europa, Eroberung Ägyptens, Durchstechung der Landenge von Suez, Wegnahme des heiligen Grabes aus Palästina nach Italien (!) um. Obschon er Heinrich IV. als Papst exkommunizirt hatte, neigte er sich als Fürst dennoch immer wieder zu ihm und mußte kurz vor seinem Tode (1590) hören, daß der spanische Gesandte ihm drohte, wenn er „Navarra" nicht der Krone unfähig erkläre, werde sich sein König von dem Gehorsam gegen ihn lossagen. Aber als er starb, hatten sich die Banditen von Neuem erhoben, und das Volk, das ihn nie für rechtgläubig hielt, glaubte, der Teufel habe die Seele des Papstes geholt, und riß seine Bildsäule um.

Einer seiner Nachfolger, Clemens VIII., bedrohte 1597, nach dem Tode Alfons' II., des Letzten vom ruhmvollen Stamme der Este zu Ferrara, den von Diesem als Nachfolger bezeichneten Cesare d'Este mit dem Banne, falls er nicht verzichte, exkommunizirte ihn, als er widerstand und zwang den Betroffenen, Ferrara dem heiligen Stuhle zu überlassen, wo dann alle Prachtbauten der Este niedergerissen wurden, um die weltliche Herrschaft des Stellvertreters Christi durch ein Kastell zu schützen. So wurden von „heiliger" Hand verfallene Lehen „eingezogen".

Bei derartiger Verwilderung konnten Familienmorde nicht in Verwunderung setzen, wie deren zwei in jener Zeit Mittelitalien schändeten. Der eine betraf die Verwandtschaft des Papstes Sixtus V. selbst. Sein Neffe Francesco Peretti hatte die geistvolle und schöne Virginia Accoramboni zur Gattin, um deren Liebe aber zugleich der Kardinal Farnese und Giordano Orsini buhlten, welcher Letztere seine Gattin Isabella von Medici mit eigener Hand ermordet hatte. Zwei ihrer Brüder begünstigten den einen und zwei den andern Bewerber. Orsini aber machte

der Sache ein Ende, indem er Peretti Nachts auf der Straße in Rom ermorden ließ. Der Verdacht des Verbrechens fiel auf Virginia, welche im Kerker der Engelsburg schmachten mußte, bis ihre Unschuld an den Tag kam. Dennoch reichte sie dem Mörder die Hand und zog mit ihm in das Gebiet Venedigs, wo er zu Salo am Gardasee starb und ihr 100.000 Goldthaler hinterließ. Einer seiner Verwandten, nach der Erbschaft lüstern, klagte Virginia des Mordes an und ließ sie, als er nichts beweisen konnte, nebst ihrem Bruder Ende 1585 ermorden, wofür er nebst seinen Banditen hingerichtet wurde.

Die zweite der erwähnten Mordthaten wurde an dem reichen Römer Francesco Cenci durch seine Gattin Lucrezia Petroni und deren Stiefkinder, Giacomo und die schöne Beatrice begangen, die er durch seine Tyrannei und Geilheit empört hatte. Sie wurden ohne alle Rücksicht auf mildernde Umstände unter Clemens VIII. 1599 bei der Engelsbrücke in Rom hingerichtet.

Zweiter Abschnitt.

Spaniens flammende Scheiterhaufen.

A. Die Leiter und Häupter der spanischen Inquisition.

Wie in allen übrigen Ländern Europa's, so war auch in Spanien während der letzten Jahrhunderte vor der Reformation der sittliche Zustand der christlichen Geistlichkeit ein höchst verdorbener und wetteiferte mit jenem der Weltlichkeit. „Entlassene Mätressen (sagt Hefele) wurden zu Äbtissinnen gemacht, von König und Königin die Ehe öffentlich gebrochen; — Konkubinen der Geistlichen machten aus ihrer Schande kein Hehl; — die Gesetze Kastiliens ließen die Bastarde der Geistlichen als Intestaterben eintreten; der Erzbischof von Compostella, Rodrigo Luna schändete 1458 eine Braut am Hochzeitstage; Alonso Corillo, Erzbischof von Toledo, wurde im Franziskanerkloster zu Alcala neben seinem natürlichen Sohne begraben und dem Erzbischofe Fonseca von Santiago folgte sein Sohn in dieser Würde; der Bischof von Calahorra, Pedro Aranda, ein jüdischer Abkömmling, huldigte fortwährend der jüdischen Religion, während er als Bischof fungirte; die Bettelmönche lebten in Prunkzimmern und Luxus." Schon zu der Zeit, da die christliche Religion noch mit der mohammedanischen um den Besitz der iberischen Halbinsel zu kämpfen hatte, und zwar im vierzehnten Jahrhundert, also zur Zeit eines Boccaccio, Chaucer und

Suchenwirt, wurden spanische Stimmen laut, die sich gegen die geistliche Sittenlosigkeit erhoben. Ein Berufsgenosse des fehlbaren Standes selbst, der Erzpriester Juan Ruiz von Hita (oder Fita) war der erste Satirendichter, dem jene entwürdigenden Zustände die Geißel des Witzes in die Hand drückten, und er verschonte nicht einmal den römischen Stuhl, den er als die Quelle der schmählichsten Bestechung hinstellte. In seinen Gedichten, welche meist allegorischen Inhalts sind und angebliche eigene Erlebnisse darstellen, erscheint er als ein Vorläufer von Rabelais. Das ergötzlichste ist der Krieg zwischen Herrn Carneval (Don Carnal) und Frau Fasten (Donna Quaresma), worin die Fasten lächerlich gemacht und ohne Bedenken heidnische Götter, wie Venus und Amor, in's Feld geführt werden. Mit nicht minderer Freimütigkeit äußerte sich der klassisch gebildete Staatsmann und Geschichtschreiber Pero Lopez de Ayala in dem Gedichte Rimado de Palacio, der bereits die Gefahren ahnte, in welche das Schifflein Petri geraten würde. Andere folgten nach, doch ohne bei der Dickköpfigkeit und Denkträgheit der Masse des spanischen Volkes und bei der Beschäftigung, welche die maurischen Kriege diesem gewährten, etwas auszurichten. Trotzdem mehrten sich die von kirchlichem Reformeifer beseelten Satiriker, je näher die Zeit heranrückte, in welcher von den deutschen Landen aus der erste erfolgreiche Angriff gegen die römische Geistesfestung erfolgte. Im gleichen Jahre, in welchem Luther auftrat, geißelte ein Karthäuser, Joan de Padilla, in seinen „triunfos de los doce Apóstoles“ (übrigens eine ungeschickte Nachahmung Dante's ein Flug durch die zwölf Zeichen des Thierkreises) ohne viel poetischen Schwung, aber in schöner dichterischer Sprache das weltliche und eigennützige Treiben der Geistlichen, namentlich ihre Simonie. Ihn übertraf an Kraft und plastischer Darstellung der Weltpriester Bartolomé de Torres Naharro, der in seinem poetischen Sammelwerke „Propalladia“, dessen größten Theil acht Schauspiele einnehmen, trotz seiner Festigkeit im katholischen Glauben, frei heraussagte, daß im Schoße der Geistlichkeit Glaube und Liebe, Recht und Gewissen nirgends zu finden, das Gelt der Gott, die Welt der Ruhm dieses Standes, Rom ein Sündernest, eine Zwingburg der Bosheit, ja ein Abzugskanal alles Schmutzes sei. Der Dichter mußte aus Rom wegen einer Satire gegen den lasterhaften Hof nach Neapel fliehen und starb in Armut. In nackter Prosa schloß sich Diesem an ein Mönch aus Burgos, Fray Prudencio Sandoval, der in seinem Sendschreiben, an die Geistlichkeit, den Adel und die Universitäten von Spanien 1520 die Ausschweifungen aller dieser Stände bitter anklagte und die Verwendung der kirchlichen Einkünfte zu Bestechungen schonunglos bloslegte. Auch nach der deutschen Reformation, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, traten die Mönche Francisco de Osuna und Pablo de Leon in gleicher Weise auf, und keine Farbe war ihnen zu dunkel, das Leben ihrer Berufsgenossen zu schildern, ohne

daß es ihnen einfiel, ein einziges Dogma der Kirche in Frage zu stellen. Ja, man fühlte sich von der Wahrheit ihrer Aussagen so getroffen, daß nicht einmal die Inquisition, welche doch die Propalladia verdammte, gegen die Werke dieser Männer einschritt, mit denen noch Andere, die alle zu nennen zu weit führen würde, gleiche Tendenzen verfolgten. Selbst unter dem Volke gab sich nun die Überzeugung von der Schlechtigkeit und Unwissenheit des größten Theiles der Seelenhirten in Sprichwörtern kund, wie z. B. „Es giebt nichts Selteneres, als einen schönen April und einen guten Bischof," „der Bischof von Calahorra giebt den Eseln die Tonsur," „wer nach Rom will, darf kein hinkendes Maulthier noch einen ungespickten Beutel mitnehmen," „die Mönchsregel heißt: nimm von Allem und gieb Niemanden etwas!" u. s. w. — Sprichwörter, die zur Blütezeit der Inquisition der Kanzelredner und Professor Hernan Nuñez in Salamanca sammelte und nach seinem Tode, 1555, ein Freund herausgab.

Die spanische Literatur über den Gegenstand, um den es sich handelt, erstreckte sich sogar über fremde Länder. Der Klosterbruder Antonio de Aranda schilderte in der Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem in beißenden Worten den Aberglauben und den leeren Formendienst der dortigen Christen, sowie die von ihnen im Kult angewandten Taschenspielerkunststücke, die nicht geeignet seien, für ihren Glauben unter den Türken Propaganda, dagegen aber sehr, ihn lächerlich zu machen.

In allen diesen Schriften waltete indessen eine rein sittliche Reformtendenz; den Glauben hatte noch keiner der genannten und angedeuteten Schriftsteller anzutasten gewagt. Es rührt dies daher, daß die Spanier, wie alle romanischen Völker, ja wie schon die heidnischen Römer, keinen innerlichen Glauben, kein religiöses Gefühl, keine Innigkeit besitzen, vielmehr die Religion nur als etwas Äußerliches, als eine hergebrachte und notwendige Art, sich zu verhalten, als einen Zweig der öffentlichen Zucht und Polizei auffassen. Selbst die hervorragenden Geister, welche nicht dem geistlichen Stande angehörten, beschäftigten sich wol mit allen möglichen Wissenschaften, nur nicht mit der Theologie. Noch mehr aber, als dies unbewußte Motiv hatte in Spanien die Furcht vor der Inquisition eine verhältnißmäßig höchst geringe reformatorische Thätigkeit zur Folge.

In jenem heißblutigen Lande hatte die Glaubensverfolgung ihre Quelle bereits in dem westgotischen Gesetzbuche, das unter den übrigen derartigen Arbeiten aus der Periode der Völkerwanderung (Bd. III. S. 83 ff.) durch besondern Glaubenseifer hervorragte. Denn es entstand durch geistlichen Einfluß, seitdem die vorher arianischen Könige jenes Volkes (Rekkared zuerst) sich der Autorität des römischen Kirchentums beugten. Aufgeblasene Bischöfe, vor deren Versammlung sich der König „nach Gewohnheit" zur Erde niederwerfen mußte, gaben dem Lande die Gesetze,

richteten über die Würdigkeit des Monarchen, die Krone zu tragen, und verfolgten schon damals die Juden und Ketzer mit blutigem Eifer. Vielleicht hätte sich indessen diese Glaubenswut, wie in anderen Ländern, mit der Zeit gelegt, wäre nicht in der Eroberung Spaniens durch die Araber am Anfange des achten Jahrhunderts eine Veranlassung zur Erhebung für den christlichen Glauben gegen dessen Feinde und damit zu einem fast achthundertjährigen Vertilgungskriege zwischen Christen und Mohammedanern eingetreten, welcher in Spanien den Kampf für die Rechtgläubigkeit, oder wenigstens für deren Formen und Organe, zu einem förmlichen Zuge der Nationalität stempelte.

Durch diesen Krieg (Bd. III. S. 500 ff.), welcher zugleich der Befreiung des Vaterlandes von fremden Eindringlingen und der Verbreitung der christlichen Kirche galt, bildete sich in den Spaniern jener düstere religiöse und ritterliche Geist aus, welcher keine politische Meinung außer jener des Königs und keine religiöse außer jener der Kirche duldete, — der verhängnißvolle Geist des Fanatismus und der Inquisition, dem die Unterwürfigkeit gegenüber dem Könige eine religiöse und die Ergebenheit gegen die Kirche eine bürgerliche Pflicht war. Ein nicht fanatisch für Königtum und Kirche schwärmender Spanier war von da an ein Phänomen, ja er war zugleich ein Hochverräter und ein Ketzer, wenn er im Geringsten seinen Mangel an Fanatismus verriet.

Durch diese innige Verknüpfung des politischen und religiösen Fanatismus wurde nicht nur dessen weltliche, sondern auch seine geistliche Seite mehr national als kosmopolitisch. Der Spanier kümmerte sich wenig um die allgemeine christliche Kirche. Trotz seines Christentums blieben ihm die nicht spanischen Christen so fremd wie die Mohammedaner und Juden, — nur daß er keinen Anlaß hatte, sie im eignen Lande zu verfolgen; aber im Kriege bekämpfte er die Franzosen und Italiener eben so heftig wie die Mauren und Araber. Der christliche Glaube war ihm eine spanische, — nicht eine allgemeine christliche Tugend. So wurde die Sorge für Aufrechthaltung des Glaubens eine Pflicht des Staates, der Glaube selbst eine Staatsanstalt, ein Gegenstand der Justiz und Polizei, und die Gerichte gegen Abtrünnige vom Glauben oder Verächter desselben stellte der Staat auf und übernahm die Verantwortlichkeit für deren Wirken.

Daraus folgt jedoch nicht, daß das Papsttum an der spanischen Inquisition so unschuldig gewesen sei, wie dies von gewisser Seite so gerne betont wird. Vielmehr ist nicht nur, wie im Nachfolgenden gezeigt werden wird, die spanische Glaubensverfolgung förmlich von den Päpsten gegründet worden, sondern es ist auch von römischer Seite wol gegen Beeinträchtigung der päpstlichen Rechte, niemals aber gegen die scheußlichen Extravaganzen der spanischen Autos da fé, als diese später selbständige Ausübung genossen, protestirt worden, wenn nicht d i e Praxis hierfür an-

gesehen werden will, daß die Päpste den vor der Inquisition nach Rom Fliehenden um Gelt Absolution ertheilten, — was sie aber, wenn sich der spanische Hof dagegen beschwerte, in entwürdigendster Weise stets nachher widerriefen.

Und dieses Benehmen Roms gegenüber den spanischen Schauderthaten war um so unchristlicher und daher tadelnswerter, als die spanische Inquisition den christlichen Glauben nur zum Vorwande der Bändigung des Volkes unter die weltliche und geistliche Autorität des Staates benützte und den Glaubensgerichten Sachen überantwortete, die weder mit dem Glauben, noch mit dem Christentum überhaupt etwas zu thun hatten, ja oft der Kirche ganz fremd waren. Das Christentum mußte als Mittel dienen, den spanischen Stolz auf rein christliche Abstammung, auf die bevorzugte Kaste der Viejos Christianos, den ächt spanischen Vorzug des sogenannten reinen Blutes, der „Limpieza“ zu schützen und zu nähren gegenüber den verachteten und verfolgten, ja geradezu der Vernichtung geweihten Kasten der Juden und Mauren und der mit ihnen zusammengeworfenen „Ketzer“, deren Grundsätze dem Bestande eines absoluten Königtums und eines bevorrechteten Adels gefährlich und verderblich schienen. Und diesen empörenden Mißbrauch des Christentums ließ Rom geduldig treiben!

Ja noch mehr! Obschon die spanische Inquisition in ihrer Blütezeit eine staatliche Anstalt war, ist sie doch von Rom aus in dieses Land verpflanzt worden. Die erste zuverlässige Spur einer spanischen Inquisition fällt in das Jahr 1232, in welchem am 26. Mai Papst Gregor IX. dem Erzbischof von Tarragona, Don Esparrago, die Weisung zugehen ließ, gegen die Ketzer in seiner Erzdiöcese einzuschreiten. Der Bulle folgte die Vollziehung auf dem Fuße, und zwar mit Hilfe der überall als Handlanger des Glaubensgerichtes dienenden Dominikaner. Die erste Einrichtung einer Inquisition fand in Lerida statt, die erste Anordnung inquisitorischer Bußübungen auf der Provinzialsynode zu Tarragona im Jahre 1242. Papst Innocenz IV. ging noch weiter als sein Vorgänger, indem er 1246 den spanischen Dominikanern gestattete, über die von ihm, dem Papste, selbst nach Spanien gesandten Glieder dieses Ordens zu verfügen und sie, falls sie sich nicht unterziehen wollten, mit Kirchenstrafe zu belegen. So begründete Rom selbst die Unabhängigkeit der spanischen Inquisition durch eine stetig fortlaufende Reihe von Bullen und Breven an die spanischen Dominikaner und Erzbischöfe. Die spanischen Könige begünstigten und beschützten die neue Einrichtung nach Kräften, verlangten selbst Dominikaner von den Provinzialen und Prioren dieses Ordens, wohnten den stets sich mehrenden Autos da fé persönlich bei, und der König Fernando III. von Kastilien (Bd. III. S. 503), welcher später heilig gesprochen wurde, glaubte seine Frömmigkeit nicht besser an den Tag legen zu können, als indem er selbst zum Verbrennen Holz herbei-

trug. Noch das ganze dreizehnte und vierzehnte, und den größten Theil des fünfzehnten Jahrhunderts hindurch ernannten stets die Päpste die spanischen Inquisitoren, und die spanischen Könige waren ihre Handlanger. Während dieser fast dreihundert Jahre galten auch in Spanien ganz dieselben Grundsätze bezüglich der Organisation, der Kompetenz und des Verfahrens der Inquisition, wie sie Innocenz III. (Bd. III. S. 197 ff.) angeordnet hatte und wie sie der aragonische Generalinquisitor Nikolaus Eymericus in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in seinem Directorium inquisitorum zusammenstellte, welches den Anlaß zu dem Irrtum gab, daß manche Erscheinungen der Inquisition spanischen Ursprungs wären, während sie doch in allen Ländern dieselben waren.

Wie in Italien und anderswo während des 15. Jahrhunderts der Glaubenseifer überhaupt erschlaffte, so geriet auch in Spanien die päpstliche Inquisition damals in Verfall, und ihre Thätigkeit schwächte sich ab. Die maurischen Kriege hatten schon längere Zeit geruht, seitdem die Mohammedaner auf Granada beschränkt waren. Da trugen verschiedene Umstände dazu bei, die Inquisition in Spanien nicht allein neu aufleben zu lassen, sondern ihr auch einen furchtbarern Charakter zu verleihen, als sie je vorher gehabt und als sie je anderswo hatte, und zwar, was besonders hierzu führte, in der mächtigen Hand des Staates.

Im Mittelalter hatte in Spanien, wie wir gesehen, eine Inquisition nur als Ausfluß der vom Papste eingesetzten bestanden und war so zu sagen auf das Königreich Aragon beschränkt gewesen; denn es liegen keine geschichtlichen Nachweise dafür vor, daß in Kastilien eine völlig organisirte Inquisition bestanden habe, obschon einzelne dortige Ketzerverbrennungen außer allem Zweifel stehen.

Dies sollte anders werden, als durch die weltgeschichtliche Heirat Fernando's des Katholischen von Aragon und Isabella's von Kastilien ganz Spanien unter einem Herrscherpaare vereinigt wurde. In diesem Paare aber erwachte mit Macht die Begierde nach Stärkung und Erweiterung ihrer Herrschaft. Dieses Ziel verfolgte Fernando, welcher für Spanien Das wurde, was Ludwig XI. für Frankreich war (oben S. 153), indem er die von Bündnissen der Städte Aragons und Kastiliens gegen Übergriffe der Großen errichteten Schutzmannschaften der „heiligen Brüderschaft" (Hermandad) nach und nach zu einer königlichen Einrichtung und zuletzt zu einer ausschließlich die staatlichen und kirchlichen Zwecke des Königtums befördernden Art von Gendarmerie machte und mit ihrer Hilfe die Edelleute bändigte, ihre Fehdelust unterdrückte und ihnen ihre Souveränetätsrechte wegnahm. Vollständig aber konnte Fernando's Ziel nur erreicht werden durch Vernichtung des Restes maurischer Macht in Granada. Sollten aber die letzten Mauren vertrieben werden, so mußte der christliche Glaubenseifer auf's Neue erweckt, es durfte kein anderer Glaube

als der katholische orthodoxe mehr in Spanien geduldet, — es mußte die erschlaffte Inquisition wieder belebt werden.

Die nächste Veranlassung hierzu bot der massenweise Rückfall der Juden, die oder deren Eltern aus Todesangst die Taufe empfangen hatten, zur Religion ihrer Väter. Die Habsucht König Fernando's, lüstern nach den Reichtümern der Juden, vereinigte sich mit der Frömmigkeit Isabella's, und Beide, ermuntert durch fanatische Priester und bewogen durch umlaufende Fabeln von argen Beschimpfungen des Christentums durch die Juden, baten, nachdem sie schon 1477 die mittelalterliche Inquisition in ihrem Reiche Sicilien bestätigt hatten, den Papst um Bewilligung der Einführung eines Inquisitionstribunals im Königreiche Kastilien, welche denn auch ohne Verzug durch die Bulle vom 1. November 1478 erfolgte. Durch dieselbe erhielt die Krone Spaniens das Recht der Ernennung von Inquisitoren aus der Zahl der Erzbischöfe, Bischöfe und gelehrten Priester. Umsonst suchte Isabella, welcher die Vorschriften der Bulle zu hart waren, durch schriftliche Belehrung der „Ketzer“ einen mildern Weg einzuschlagen; — der König, der päpstliche Nuntius und die Dominikaner bestanden hartnäckig auf dem Vollzuge der Bulle, der denn auch, trotz dem deutlich ausgesprochenen Widerwillen der kastilischen Bevölkerung gegen diese Neuerung, mit Beginn des Jahres 1481, durch Aufstellung des Inquisitionstribunals im Dominikanerkloster San-Paulo zu Sevilla stattfand. Da jedoch schon nach wenigen Tagen die Zahl der wegen Verdachtes der Ketzerei Verhafteten so zunahm, daß das Kloster sie nicht mehr fassen konnte, wurde das Tribunal nach dem Schlosse Triara bei Sevilla verlegt und an demselben in der Folge eine schwülstige latinische Inschrift angebracht, welche die Zeit der Einrichtung des Tribunals angab und mit den Worten schloß: Exurge, Domine; judica causam tuam. Capite nobis vulpes! (Erhebe dich, Herr, richte deine Sache. Fanget uns die Füchse!) Es figurirte in derselben auch zum ersten Male der furchtbare Name des ersten spanischen Großinquisitors, jenes Mannes, der für ewige Zeiten als der Typus der blinden Glaubenswut dastehen wird, des fanatischen blutigen Mönches Tomas de T o r q u e m a d a. Im Jahre 1483 erfolgte seine Ernennung zum Generalinquisitor für Kastilien, und noch in demselben Jahre auch für Aragon. Er errichtete einige untergeordnete Gerichtshöfe in Sevilla, Cordova, Jaen und Villa Real (jetzt Ciudad Real) und bildete aus den Inquisitoren derselben eine Generaljunta unter seinem Vorsitze.

Nachdem die Inquisitoren ein sogenanntes G n a d e n e d i k t erlassen, in welchem sie die Abgefallenen (d. h. vorläufig die rückfälligen Juden) aufforderten, sich ihnen zu ergeben, und die darin bewilligte Gnadenfrist verstrichen war, befahlen sie, unter Androhung des großen Bannes, innerhalb dreier Tage alle wieder dem mosaischen Gesetze huldigenden getauften Juden anzugeben, und bezeichneten als Kennzeichen Solcher 37 Punkte,

von denen 22 der Art waren, daß Haß und Mißgunst mit Leichtigkeit die Unschuldigsten in's Verderben stürzen konnten. Es fielen nämlich nach denselben unter die Zahl der Verdächtigen nicht nur Jene, welche den Messias erwarteten, ihre Kinder beschneiden ließen und die jüdischen Fast- und Festtage hielten, sondern auch Jene, welche am Sabbat saubere Kleider anzogen, vom Fleische der Thiere das Fett absonderten, von Thieren aßen, welche durch Juden geschlachtet worden, sich an den Tisch von Juden setzten, ihren Kindern hebräische Namen gaben, ein Jahr nach dem Leichenbegängnisse eines Angehörigen aus Trauer im Hause blieben, in der eignen Sterbestunde das Gesicht gegen die Wand kehrten, oder andere Gebräuche beobachteten, welche den jüdischen ähnlich waren.

Die Inquisition schritt schnell! Am 2. Januar 1481 war das Tribunal errichtet worden; schon am 6. Januar wurden sechs Menschen lebendig verbrannt, am 26. März siebenzehn, im genannten Jahre überhaupt bis zum 4. November 298. Auf dem Felde bei Sevilla wurde ein besonderes steinernes Schaffot, der sogenannte Quemadaro, mit den Bildsäulen der vier großen Profeten an den vier Ecken errichtet, als der große Kochherd, auf welchem die Ketzer zur größern Ehre Gottes gebraten wurden! Daß dabei der päpstliche Stuhl, weit entfernt die Ausschreitungen der staatlichen Inquisition zu mißbilligen, vielmehr nur eifersüchtig auf ihre Macht und erbost darüber war, den Einfluß auf die ehrwürdige Anstalt der Ketzervernichtung sich größtentheils entzogen zu sehen, zeigte sich, als Papst Sixtus IV., bei welchem sich vor der spanischen Inquisition fliehende getaufte Juden beschwerten, am 29. Januar 1482 dem „katholischen" Königspaare anzeigte, daß er zweien der königlichen Inquisitoren die Befugniß entziehe, Andere aufzustellen, was allein dem General und den Provinzialen des Dominikanerordens zukomme, und am 11. Februar mittels eines neuen Breve selbst acht Inquisitoren ernannte, worunter Torquemada die — vorletzte Stelle einnahm!

Dieser Faustschlag gegen das Vorrecht der Könige, ihre Unterthanen zu verbrennen, hatte langwieriges Hin- und Herschreiben zur Folge, bis beide Theile in etwas nachgaben und Sixtus IV. am 23. Februar 1483 der Königin Isabella Eifer für die Inquisition lobte, sie ermahnte, dieselbe ferner in ihren Staaten aufrecht zu erhalten, und sie versicherte, er habe ein großes Verlangen gehabt, die Inquisition im Königreich Kastilien eingeführt zu sehen. Das Ende vom Liede war, daß der Papst auf Vorschlag einer von ihm aufgestellten Kommission der in Rom lebenden spanischen Kardinäle, unter welchem sich auch Borgia, der spätere Alexander VI., befand, eine päpstliche Appellationsinstanz errichtete, an welche gegen alle Urteile der spanischen Inquisition appellirt werden konnte, und bestimmte, daß kein von Juden abstammender Bischof als Inquisitor handeln könne. So blieb trotz allen staatlichen Charakters der spanischen Inquisition der Papst immerfort ein thätiger Mitwirkender

derselben. Ja, Sixtus IV. entblödete sich nicht, die bereits von ihm vorgenommene Ernennung des Erzbischofs Manrique von Sevilla zum Appellationsrichter wieder zurückzunehmen, um die Appellation durch seine Kanzlei in Rom besorgen zu lassen, damit ihm die einträglichen Sporteln nicht entgingen!

Auch später wurde dieselbe Doppelzüngigkeit wiederholt. Als die neue römische Inquisition (von 1542) errichtet wurde, erklärte Papst Paul III. welcher den damaligen spanischen Großinquisitor Juan Pardo de Tabera, Erzbischof von Toledo, 1539 selbst bestätigt hatte, — es sei nicht seine Absicht, die Rechte der spanischen Inquisition zu beeinträchtigen, gab dann aber zu, daß seine Generalinquisitoren die spanischen wiederholt schulmeisterten, ihnen die Verdammung gewisser Bücher vorschrieben, dabei aber nicht immer Gehorsam fanden, sondern oft erleben mußten, daß die spanischen Inquisitoren die Unfehlbarkeit des Papstes geradezu bestritten.

In schreiendem Gegensatze zur Opposition des Papsttums gegen die spanische Inquisition oder vielmehr blos gegen deren Unabhängigkeit steht der Widerwille, der im spanischen Volke gegen jenes fluchwürdige Institut als solches erwachte, und welchen strenggläubige Historiker wie Bernaldez und Galindez de Carabajal, ja selbst Jesuiten, wie Mariana, bezeugen. In Aragon bestand zwar, wie wir sahen, die Inquisition schon seit beinahe drei Jahrhunderten; aber Fernando der Katholische fand für gut, sie dort mit derjenigen Kastiliens in Einklang zu bringen, und Torquemada ernannte demzufolge den Dominikaner Kaspar Juglar und den Kanonikus Pedro Arbues von Epila zu Inquisitoren des Erzbistums Saragosa. Am aragonischen Hofe waren nun damals viele Abkömmlinge getaufter Juden angestellt, deren Nachkommen noch jetzt als Granden Spaniens figuriren, und Diese riefen die Cortes jenes Landes auf, Abgeordnete nach Rom und an den spanischen Hof zu senden und die Zurücknahme der Aufstellung aragonischer Inquisitoren zu erlangen. Da nicht nur diese Schritte vergeblich waren, sondern zu gleicher Zeit auch Juglar und Arbues Autos da fé abhielten und Ketzer durch die weltliche Gewalt verbrennen ließen, verschworen sich mehrere Aragonier gegen das Leben der Inquisitoren und ließen in der Nacht des 15. September 1485 den Arbues, während er in der Kirche die Mette sang, erschlagen. Auf die Nachricht, daß sogenannte neue Christen, d. h. Abkömmlinge von Juden die Anstifter des Mordes gewesen, rotteten sich die sogenannten alten Christen zusammen und verlangten Bestrafung der Mörder. Man beschwichtigte sie durch Versprechungen, errichtete dem Martyrer der Inquisition ein prachtvolles Denkmal, das ihn mit Petrus verglich, auf den der Herr sein Werk (die Inquisition!) gegründet habe (wie er auch 1664 selig und in unserer Zeit heilig gesprochen wurde) und das Königspaar ertheilte ihm nachträglich den Titel eines „Beichtvaters der Königin“, obschon er es niemals gewesen war. Die an dem Morde

wirklich oder angeblich Betheiligten wurden theils verbrannt, theils geviertheilt, theils erlitten sie Ehrenstrafen. Es gab aber auch Auflehnungen der alten Christen in Masse gegen die Inquisition, so 1485 zu Teruel und anderen Orten Aragons, 1487 zu Lerida und Barcelona, 1506 zu Cordova, und die Inseln Mallorca, Sardinien und Sicilien fügten sich erst 1490, 1492 und 1503 dem neuen Glaubensgerichte; ja in Neapel verhinderten sogar ernste Aufstände des Volkes die Einführung der unwillkommenen Bescherung — für immer, und ebenso in den damals spanischen Provinzen Mailand und Flandern, wo die Päpste übrigens ihr Möglichstes thaten, ihre eigene Inquisition gegenüber der spanischen aufrecht zu erhalten. Dagegen gelang in vollem Maße die Einführung der spanischen Inquisition in das unglückliche hartbedrückte spanische Amerika, wo sie die armen Indianer, die in ihrer Unwissenheit an alten heidnischen Gebräuchen festhielten, mit ihrer ganzen Wut verfolgte, so daß Karl V. gegen diesen Unfug einschreiten mußte.

Wiederholt traten auch die Cortes von Aragon gegen die Inquisition auf, so 1512, als sie Fernando den Katholischen zu einem Vertrage nötigten, welcher die Befugnisse der Inquisition bedeutend beschränkte. Der König aber ließ sich schon im nächsten Jahre durch den Papst von dem Eide lossprechen, mit dem er jenen Vertrag beschworen hatte, erregte jedoch damit so viel Entrüstung unter der Bevölkerung, daß die betreffende päpstliche Bulle wieder zurückgenommen werden mußte.

Auch in Kastilien erhoben sich die Cortes gegen die Inquisition, doch erst unter Fernando's Enkel, König Karl I. (in Deutschland Kaiser Karl V.), und waren 1518 auf dem Punkte, dem Könige die Genehmigung eines gut ausgearbeiteten Gesetzentwurfs abzuringen, welcher die Inquisition zwar nicht abschaffen, aber sie doch jedem andern Gerichte gleichstellen und öffentlich machen wollte, — als der Kanzler Selvagio, den die Cortes zur Betreibung der Sache mit einer ansehnlichen Summe gewonnen hatten, plötzlich starb und zugleich es dem damaligen Großinquisitor, Kardinal H a d r i a n (später Papst Hadrian VI. oben S. 27 f.) gelang, Karln zu Gunsten der Inquisition umzustimmen. Er weigerte sich daher, dem noch im nämlichen Jahre von den Cortes des Reiches Aragon wiederholten Begehren einer Reform der Inquisition zu entsprechen, und wies die Bittsteller a n d e n P a p s t, dessen Verfügungen er, der König achten werde. Es geschah; der Papst Leo X. genehmigte die verlangten Reformen, jedoch nicht nach dem Beschlusse der Cortes, indem nicht nur die Inquisitoren von Saragosa den König bestimmten, eine Ausfertigung des Beschlusses nach ihrem Geschmacke durch seinen Kanzler ausfertigen zu lassen, sondern auch den Sekretär der Cortes, Juan Prat, wegen angeblicher Fälschung des Beschlusses verhaften ließen. Als dann die Cortes sich versammelten, um für ihren Sekretär, dessen Gewissenhaftigkeit sie kannten, Freilassung zu verlangen, befahl der König ihre

Auflösung, der sie sich aber nicht fügten, vielmehr neuerdings vom Papste die Bestätigung ihres Beschlusses verlangten. Sie erreichten zwar ihren Zweck nicht, aber der König den seinigen auch nicht; denn Papst Leo X. war der spanischen Inquisition sehr ungünstig gesinnt und verordnete die Absetzung mehrerer Inquisitoren und verschiedene Reformen; — da aber der Papst schon 1521 starb und der Kaiser den Vollzug der betreffenden Bulle untersagte, — so blieb Alles im Alten.

An der Spitze der spanischen Inquisition stand ein königlicher Rat, bestehend aus dem Großinquisitor, welchen der Papst auf Vorschlag des Königs ernannte, als Vorsitzenden, einem Bischofe und zwei Doktoren der Rechte. Diese Beisitzer hatten jedoch blos in civilrechtlichen Sachen eine beratende Stimme; in geistlichen Dingen verfügte der Großinquisitor allein. Zur Abfassung der auf den Gerichtsgang bezüglichen Reglemente und Instruktionen wurde der königliche Rat durch die Inquisitoren der untergeordneten Tribunale zu einer Generaljunta erweitert. Das Verfahren war ein demjenigen der ältern Inquisition gegenüber wesentlich verschärftes. Die Freisprechung war außerordentlich erschwert, wenn nicht fast unmöglich gemacht, die Vornahme der Folter erleichtert, das beharrliche Leugnen, wie auch das Nichterscheinen des Citirten, geradezu mit Verurteilung bedroht, dem Angeklagten die vollständigen Zeugenaussagen, wie seinem Vertheidiger die Mittheilung der Akten vorenthalten, und so noch, in einer Menge von Verordnungen und Zusätzen, der christlichen Liebe ein Schlag um den andern versetzt. Es war ein Gemisch teuflischer Grausamkeit, kalter Berechnung und lächerlicher Pedanterie. Davon legte u. A. die Tracht Zeugniß ab, in welcher die Opfer der Inquisition zu erscheinen hatten. Dieselbe stammte von dem Büßergewande der ältesten Christen ab, war aber mit der Zeit zu einem blosen Skapulier von gelber Wolle zusammengeschrumpft, welches die Verurteilten über den Schultern trugen. Man nannte dies seltsame Kleidungs- oder vielmehr Zierstück: Sanbenito, und es kam in sechserlei Gestalten vor. Drei dieser Gestalten waren für die reuigen und nicht rückfälligen Ketzer bestimmt, und zwar die erste, einfach gelb, für leicht Verdächtige, die zweite, mit halben rotgelben Andreaskreuzen besetzt, für schwer Verdächtige, die dritte, mit ganzen Kreuzen der angegebenen Form und Farbe, für erwiesene Ketzer. Alle diese drei Klassen kamen mit öffentlicher Buße und verschiedenen Strafen davon und blieben am Leben. Die dem Tode geweihten Unbußfertigen und Rückfälligen trugen wieder dreierlei Sanbenitos: die noch vor der Verurteilung Reue Bezeigenden gelbe mit rotgelben Kreuzen und eine Mütze (Coroza) von derselben Farbe und Zier (sie wurden auf andere Art als durch das Feuer aus der Welt geschafft), die erst nach der Verurteilung Reue Bezeigenden gelbe mit darauf gemalten abwärts züngelnden Flammen (sie wurden erst erdrosselt und dann die Leichname verbrannt), und die gar keine Reue Bezeigen-

den gelbe mit aufwärts strebenden Flammen (sie wurden lebendig verbrannt).

Und die Lenker dieser Gräuel, — wer waren sie? Bald unwissende, bald schlaue Mönche, unterstützt von herz- und gewissenlosen Despoten, denen am Wol ihrer Unterthanen weniger lag, als an der Bereicherung ihrer Schätze und der Erweiterung ihrer Macht. Der erste Großinquisitor, der gräßliche Torquemada, war ein höchst abergläubiger Mönch. Auf seinem Tische lag stets ein Einhornzahn (was darunter zu verstehen, wissen wir nicht), welcher das Vorhandensein von Giften anzeigen und sie unschädlich machen sollte. Denn Torquemada hatte Ursache, für sein Leben besorgt zu sein und das Schicksal des „seligen" Arbues zu scheuen. Das ganze Volk haßte ihn leidenschaftlich, und er ging nie auf Reisen, ohne eine ihm von Fernando und Isabella bewilligte Leibgarde von fünfzig bewaffneten Dienern (Familiaren) der Inquisition zu Pferde und zweihundert zu Fuß. Die übrigen Inquisitoren führten den fünften Theil dieser Macht mit sich.

Der berühmteste Großinquisitor nach Torquemada war der bedeutende Staatsmann und Kardinal Francisco Ximenes de Cisneros, dem es nicht genügte, die Mauren aus Spanien vertrieben zu haben, der vielmehr nach Afrika übersetzte, um sie auch dort zu unterjochen. Auch die Verbreitung der Inquisition über sämmtliche Provinzen Spaniens war das Werk dieses Mannes, den ein Zeitgenosse als „Türken in Kutte und rotem Hute" bezeichnete, gleichwie der damals lebende Gelehrte Juan Luis Vives die Mönche seiner Zeit überhaupt als „Türken in der Kapuze".

Ximenes, aus dem niedern Adel des kastilischen Städtchens Cisneros stammend, verdient jene Benennung nicht ganz. Es erscheint nämlich billig, ihn mit Berücksichtigung auf den kulturgeschichtlichen Standpunkt seiner Zeit zu beurteilen. Geboren 1436 zu Torrelaguna bei Toledo, wuchs er unter dem Taufnamen Gonzalez auf, vertauschte aber diesen Namen, seit seinem dem Geiste der Zeit entsprechenden Eintritte in den Franziskanerorden, mit dem Namen des Stifters dieses letztern. Nach der Eroberung Granada's, welche dem Herrscherpaare durch den scheußlichen Papst Alexander VI. den Titel der „katholischen Majestäten" eintrug, zugleich aber Spanien in seiner Gesammtheit dem Christentum der Inquisition überlieferte, wurde Ximenes als Beichtvater der Königin Isabella berufen. Dieser ehrenvollen Stelle gesellten sich bald noch jene eines Provinzials seines Ordens für Kastilien, 1495 eines Erzbischofs von Sevilla und Primas von Spanien, 1507 eines Kardinals und im nämlichen Jahre eines Großinquisitors von Kastilien und Leon bei. Sein Einfluß und seine Macht blendeten ihn jedoch nicht; er blieb mäßig und fuhr fort, sich mit Kost und Lager eines Bettelmönchs zu begnügen, so daß Papst Alexander VI. ihn tadelte und ihm bemerkte, ein Kirchenvorsteher solle den Verdacht abergläubiger Niedrigkeit nicht weniger vermeiden,

als den Vorwurf der Eitelkeit und des Stolzes. Es wird behauptet, Ximenes habe, auch nachdem er gezwungen worden, dieser Mahnung zu folgen und sich „der Würde seines Standes gemäß zu benehmen", dies doch nur zum Scheine öffentlich gethan, im Geheimen aber sein früheres Leben fortgesetzt und mit List zu verhindern gesucht, daß seine Diener bemerkten, wie er auf dem Boden in seiner Kutte schlief, statt in seinem Prachtbette, — bis ein Zufall diese seltene Enthaltsamkeit bekannt machte! Was sollen wir aber denken, wenn erzählt wird, der große Mann habe „des Tags unzählige Male ein kleines Kruzifix betrachtet, welches er mit einer Schnur an seinen Arm gebunden hatte und — als ein „Präservativ gegen Sünden" betrachtete?" Seinen Glaubenseifer zu bethätigen, hatte Ximenes die erste Gelegenheit während seiner Theilnahme an der in Granada errichteten Mission zur Bekehrung der Mauren. Hier erzielte er mit friedlichem Einwirken schon in den ersten Jahren recht glänzende Ergebnisse; allein der Glaubenseifer stachelte ihn zu noch größeren; und er ließ sich von demselben zu einem Streiche verleiten, mit dem er den Islam vernichten zu wollen sich erkühnte, — obwol die Mauren sich den christlichen Spaniern durch feierliche Verträge nur unter der Bedingung unterworfen hatten, daß ihre Religion, Gesetze, Gebräuche, Obrigkeiten und Eigentum ihnen ungeschmälert verbleiben sollten. Er ließ viele tausend Exemplare des Korân „und andere religiöse Bücher der Mauren" (nach verschiedenen Angaben 5000, 80.000 oder eine Million Bände) auf öffentlichem Platze verbrennen. Wenn Hefele diese That mit der Verbrennung der päpstlichen Bulle durch Luther vergleicht, so muß doch berücksichtigt werden, daß durch Luthers That kein Erzeugniß der Wissenschaft zu Grunde ging, wol aber durch jene des Ximenes; denn daß sich unter den angeblich blos „religiösen" Werken auch philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche aus der spanisch-maurischen Blütezeit von Literatur und Wissenschaft befunden haben, kann doch wol keinem Zweifel unterliegen, wenn, wie Hefele selbst beifügt, nur medicinische Schriften dem Feuer entzogen und nachmals in der Bibliothek der von Ximenes gestifteten Universität Alcala aufgestellt wurden. Insofern aber mögen die Feuerthaten Luthers und Ximenes' verglichen werden, als durch erstere ein Kampf der Geister ausbrach, der Mitteleuropa der Finsterniß des Mittelalters entriß, durch letztere aber ein Vernichtungskrieg zweier Rassen und Religionen, der Spanien in derselben Finsterniß verharren machte. „Ximenes," sagt Hefele, „beharrte in der eingeschlagenen Weise und wagte Alles, um die Christianisirung von ganz Granada zu erzielen; . . . Es konnte nicht fehlen, daß die Zwangsmittel, welche er zur Bekehrung der Ungläubigen gebrauchte, manigfachen Unwillen erregten. Aber in hohem Grade wurde dieser noch durch die Gewaltsamkeit gesteigert, mit welcher er gegen die sogenannten Elchen verfuhr, d. h. gegen jene Mauren, die von abgefallenen Christen stammten und die er geradezu mit Gewalt

wieder für die Kirche reklamiren zu dürfen glaubte, während er anderseits ihnen ihre Kinder wegnehmen ließ, um sie gegen den Willen der Eltern christlich erziehen zu lassen.“ Es brach ein Aufstand aus, den man aber meist durch Mittel der Güte niederschlug. Dennoch wurde auf Ximenes' Anraten vom Königspaare den Meuterern die Wahl gelassen, entweder die Strafe des Hochverrates oder die Taufe zu empfangen. So wurden die Unterwerfungsverträge mit den Mauren gebrochen. Auch die übrigen Theile dieses unglücklichen Volkes in Kastilien wurden 1502 gezwungen, zwischen Taufe und Auswanderung zu wählen, welch' letztere sie aber nicht nach dem heimatlichen Afrika richten durften, sondern nur nach Portugal oder Aragon, damit ihr Vermögen nicht ungläubigen Herrschern zu Gute komme.

Wir dürfen indessen nicht verschweigen, daß Ximenes seine Frevel an der maurischen Wissenschaft durch einen Schritt zu Gunsten der christlichen wieder gut machte. Es war dies die durch ihn 1498 vorgenommene Stiftung der Universität Alcala, welche der Papst 1503 oder 1504 bestätigte, und deren Eröffnung 1508 erfolgte, und zwar mit 42 Lehrstühlen (6 für Theologie, 6 für kanonisches Recht, 4 für Medicin, 1 für Anatomie, 1 für Chirurgie, 8 für Philosophie, 1 für Moral, 1 für Mathematik, 4 für griechische und hebräische Sprache, 4 für Retorik und 6 für Grammatik, — woraus hervorgeht, daß die Theologie die Hauptsache, alles Andere nur auf ihre Unterstützung berechnet und die Naturwissenschaft sehr schwach berücksichtigt war!).

Die neue Anstalt erregte durch ihren starken Besuch und durch ihren Reichtum an gelehrten Professoren bald den Neid der ältern Schwester Salamanca, die im dreizehnten Jahrhundert gestiftet war und am Anfange des sechszehnten siebentausend Zuhörer zählte. Ihre Gelehrsamkeit aber legte sie an den Tag, indem sie, auf Ximenes' eigenen Betrieb, eine nach den Originalen verbesserte Bibelausgabe unternahm. Unter der Leitung des großen spanischen Humanisten Lebrija erschien so, 1514 bis 1517, die Polyglottenbibel, welche nach dem altrömischen Namen Alcala's (Complutica) die Complutensische genannt wird und für das alte Testament den hebräischen Urtext, die griechische Übersetzung der Septuaginta und die latinische Vulgata, sowie den chaldäischen Text und dessen latinische Übersetzung, für das neue Testament aber den griechischen Urtext und die Vulgata, sammt lexikalischen Arbeiten, Einleitungen und Erklärungen enthält. Die unpassende Äußerung einer der beiden Vorreden, welche die Stellung der Vulgata im Alten Testament zwischen dem hebräischen und griechischen Texte in kindischer Weise dadurch erklärt, die römische Kirche stehe zwischen der griechischen und dem Judentume, wie Christus zwischen den beiden Schächern gehangen, gab später Anlaß, daß man dieser Bibel vorwarf, die Vulgata mit Christus und die beiden anderen Texte mit den beiden Schächern verglichen zu haben. Wäre Ximenes dieser

Meinung gewesen, so hätte er doch gewiß die Vulgata allein herausgegeben. Nur vier Monate vor des Ximenes' Tod wurde der Druck der Polyglotte beendet; erst vier Jahre später aber langte die päpstliche Erlaubniß zur Veröffentlichung des Werkes an.

Die Complutenser Bibel ist indessen noch sehr reich an störenden Fehlern, welche erst durch spätere, jene benützende Ausgaben verbessert wurden. Immerhin genießt sie den Ruhm, das griechische Original des Neuen Testaments zum ersten Male gedruckt zu haben, das hebräische des Alten aber zum zweiten Male (das erste Mal gaben es Juden 1488 zu Soncino bei Mailand heraus). Dagegen soll Ximenes die von seinem Mitarbeiter in Granada, dem dortigen ersten Erzbischofe Hernando de Talavera beabsichtigte arabische Bibelübersetzung, und ebenso jede spanische entschieden verhindert haben, damit dies Buch dem Volke nicht in die Hände komme! Er gab auch die alte spanische Meßliturgie heraus, welche zur Zeit der westgotischen Könige im Gebrauche war, von der römischen oder gregorianischen ebenso abwich wie die ambrosianische zu Mailand und die griechische, und die „mozarabische" (eigentlich mixtarabische wegen der Herrschaft der Araber über einen Theil Spaniens) genannt wurde, mit der Zeit aber in Abnahme gekommen und bereits im Aussterben begriffen war, als Ximenes ihr eine besondere Kapelle einrichtete. Eigene Werke hat der Kardinal nicht geschrieben. Er bezog als Erzbischof von Toledo bei seinem mäßigen Leben jährlich 80.000 Dukaten, die er meist zu öffentlichen und wissenschaftlichen Zwecken verwendete (der ihm hinsichtlich des Einkommens zunächst folgende Erzbischof von Sevilla bezog 24.000 Dukaten). Viel und rastlos wirkte er für Verbesserung der Sitten unter dem Klerus und für Ordnung und Würde im Kult, wobei er mit dem Widerwillen des Papstes und der Mönche zu kämpfen hatte. Nach Isabella's Tode regirte er für deren geisteskranke Tochter Juana und deren Gemal Philipp von Österreich, Kaiser Maximilian's I. Sohn, (der 1506 früh starb) Kastilien mit kräftiger Hand und wirkte für dessen Vereinigung mit Aragon unter dem alternden Fernando dem Katholischen, nach dessen Tode (1516) er auch Regent für seinen Enkel Karl, den spätern Kaiser und ersten König von ganz Spanien wurde, der ihn jedoch mit schmählichem Undanke behandelte und nach seiner Ankunft in Spanien barsch entließ, was den Tod des Regenten beschleunigte.

Als Großinquisitor wirkte Ximenes in weit milderer Weise als seine Vorgänger und Nachfolger. Er sorgte, um die Zahl der Prozesse, die er doch gegen die Nichtchristen anheben mußte, zu vermindern, für religiösen Unterricht derselben, sowie der noch in Gefahr des Rückfalles stehenden „neuen Christen". Den staatlichen Charakter der Inquisition bekämpfte er insofern, als er, freilich erfolglos, gegen die Wahl weltlicher Mitglieder in das heilige Gericht protestirte; auf das Institut im Allgemeinen aber und auf dessen Macht hielt er so große Stücke, daß er sich feierlich gegen

die vorgeschlagene Öffentlichkeit der Verhandlungen desselben verwahrte. Auch errichtete er, der übrigens ausnahmweise in Aragon nicht Großinquisitor war, in Cuenca ein neues Tribunal, und er war es, der die Inquisition nach dem von ihm eroberten Oran in Afrika, nach den kanarischen Inseln und nach Amerika verpflanzte, — daher die Annahme Llorente's, Ximenes sei im Geheimen ein Feind der Inquisition gewesen, ganz unstichhaltig erscheint. Selbst Hefele gibt zu, daß die Opfer des Scheiterhaufens unter ihm über tausend betrugen. Zur Ehre gereicht es dagegen Ximenes, daß er sich für bessere Behandlung der Indianer in der durch Colombo entdeckten Welt, freilich ohne großen Erfolg verwendete und die von ihm verlangte Einwilligung zur Gestattung der Einfuhr von Negern nach Amerika verweigerte. Noch im Jahre seines Todes, 1517 setzte der gut meinende aber Böses bewirkende Las Casas bei Karl V. die Bewilligung jener fürchterlichen Einrichtung durch, welche übrigens in geringerm Maße schon vor jenem geistlichen Beschützer der Indianer bestanden hatte. Umsonst hat sich Spanien in Rom für die Heiligsprechung des großen Kardinals verwendet; trotzdem aber wurde er in seinem Vaterlande selbst wie ein Heiliger verehrt.

Die Nachfolger des Ximenes im Amte der Großinquisitoren waren ohne Bedeutung; sie mußten hinter den beiden Königen zurücktreten, welche von da an Spanien regirten, Karl I. (als Kaiser V.) und Philipp II.

Den Ersten charakterisirt Ranke als lange unthätig in Ruhe verharrend, bis ihn die Ereignisse zur That riefen, in der er sich dann aber nicht mehr lässig zeigte, jedoch früh alterte und sein Leben wieder in frömmelnder thatloser Beschaulichkeit beschloß. Den Spaniern gefiel seine Grandezza, den Italienern seine Klugheit, den Niederländern seine Herablassung, — die Deutschen haßten ihn, weil er nicht offen sein konnte und trotz seines Reichtums geizig war. Auch in Spanien selbst begann er indessen, ungeachtet seines erwähnten Verfahrens gegen Ximenes, mit Annahme des absolutistischen Regirungssystems desselben und rief hierdurch den Aufstand der unter sich in republikanische Verbindung tretenden kastilischen Städte unter Juan de Padilla (1520) hervor, der mit des Letztern Niederlage und Hinrichtung und mit dem unglücklichen Schicksal seiner tapfern als Hexe verschrienen Gattin endete. Karl war ein Romane in Sinn und Streben, von Herrschsucht erfüllt, der freien Forschung feind, daher auch ein Knecht der Kirche und der Inquisition, nicht aber des politischen Papsttums, das er rücksichtlos bekämpfte. Sein Wahn, den Glauben der Menschen, namentlich in Deutschland, diktiren zu können, sein Eifer in Begünstigung der Inquisition und Verfolgung der Ketzer, die Reue, welche er am Ende seines Lebens im Kloster San-Yuste an den Tag legte, daß er sein Luthern gegebenes Wort nicht gebrochen und den Reformator nicht habe verbrennen lassen, und sein abenteuerlicher Plan, den langwierigen Krieg mit Franz I. von Frankreich durch einen Zweikampf

zu entscheiden, — stempeln ihn zu einer Art von Don Quijote, obwol wir nicht zu entscheiden uns getrauen, wie fern die Meinung eines englischen Kritikers gerechtfertigt sei, Cervantes habe den Kaiser als Vorbild seines Helden genommen.

Bei Karls unzweifelhafter Strenggläubigkeit ist es nun aber um so auffallender, daß nicht nur er selbst, sondern auch sein noch bigotterer Sohn Philipp II. in den Verdacht der Ketzerei geraten konnte. Es geschah dies, als der Papst Paul IV. (Caraffa), ein Neapolitaner und Feind des Hauses Österreich, letzterm sein Vaterland nebst der Kaiserkrone zu entziehen und Frankreich zuzuwenden trachtete. Zur Erreichung dieses Zieles war 1555 bereits ein Prozeß vorbereitet, durch welchen Karl wegen des 1554 mit den deutschen Protestanten geschlossenen Religionsfriedens als des Luthertums verdächtig, der Kaiserkrone, wie Prinz Philipp der ihm verliehenen Krone von Neapel verlustig, Beide in den Bann erklärt und ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen sie entbunden werden sollten. Der Prozeß wurde zwar eingestellt, aber nicht niedergeschlagen; die Betroffenen vernahmen die Kunde davon, und nachdem Philipp durch die Abdankung seines Vaters die Krone Spaniens erhalten, sandte er 1556 den Herzog von Alba, damals Vicekönig von Neapel, nach dem Kirchenstaate, um die ihm vom Papste zugefügte Beleidigung zu rächen. Als aber der Papst die brieflichen Schmähungen und Drohungen des Kämpen der Inquisition, welche sich kein Freigeist in solcher Maßlosigkeit erlaubt hätte, nicht beachtete, wurde das Erbtheil des heiligen Petrus durch Alba verheert, und Letzterer war bereits im Begriffe, an der Spitze seiner Truppen in Rom einzurücken, als sein Herr plötzlich Gewissensskrupel bekam und von ihm Abschluß eines Friedens ohne Demütigung des Papstes verlangte. Und der Vernichter der niederländischen Ketzer mußte zähneknirschend wider seinen Willen für den König und für sich vor dem eben geschlagenen und nun triumfirenden Papste Buße thun! Das war spanische Politik im sechszehnten Jahrhundert!! Der Papst hatte nicht Unrecht, wenn er nach diesem Vorfalle zu seinen Kardinälen sagte: „Ich habe so eben dem heiligen Stuhle den wichtigsten Dienst erwiesen, der ihm je geleistet werden kann. Das Beispiel des Königs von Spanien wird von nun an die Päpste lehren, wie sie den Stolz der Könige demütigen müssen, die etwa nicht wissen, wie weit der gesetzmäßige Gehorsam zu gehen hat, den sie dem Oberhaupte der Kirche schuldig sind".

Philipp II., der den Tron bestieg, nachdem sich hinter seinem Vater die Klosterpforte geschlossen, wurde lange von der Welt für einen zwar tyrannischen und blutigen, aber große Plane in der Seele tragenden Monarchen gehalten. Die neuliche Veröffentlichung seiner Briefe und der auf ihn bezüglichen bisher geheim gehaltenen Aktenstücke hat diese erhebende Seite in ein Nichts aufgelöst. Die vorgebliche stetige Thatkraft, mit welcher er das katholisch-absolutistische Prinzip in der Welt zu befestigen

gesucht haben soll, löst sich in eine instinktive Bigotterie und in eine kleinlich-pedantische Spürerei nach kirchenfeindlichen und polizeiwidrigen Handlungen auf. Der Mann besaß weder Geist noch Herz, und in seiner Eiseskälte hat er niemals einen Verurteilten begnadigt! Mit einer seltenen Kunst der Verstellung wußte er hinsichtlich seiner wahren Absichten Alles irrezuführen. Regungen des Gemütes waren ihm fremd. Der Sieg bei Lepanto freute ihn so wenig, wie ihn die Zerstörung der Armada schmerzte. Der Tod seiner Frauen und Kinder entlockte ihm keine Träne. Sein Wissen beschränkte sich auf die Überzeugung von der Notwendigkeit geistlicher und weltlicher Autorität. Mit eisernem Fußtritte unterdrückte er Spanien und Portugal, Italien und die Niederlande, — mit eiserner Faust leitete er die Inquisition, — keiner Idee zu lieb, — sondern weil er glaubte, es müsse so sein. Seinen Charakter zeichnen übrigens am besten seine Thaten, von denen wir einige Beispiele folgen lassen.

Aragon, früher, bis auf Karl V., ein eigenes Königreich, und auch nachher nur durch Personalunion mit Kastilien verbunden, hatte ein altes, von jedem König, und so auch von Philipp beschworenes Statut, nach welchem die Einwohner berechtigt waren, sich jedem Einmarsche nicht-aragonischer Truppen in ihr Königreich zu widersetzen. Als nun bei irgend einem Anlasse Philipp kastilische Truppen nach Aragon marschiren ließ, berief der dortige Oberrichter, Don Juan de la Nuza, seinen Rat und erhielt von demselben den Auftrag, Adel und Volk zum Widerstande aufzurufen. Ohne sich selbst darüber auszusprechen, vollzog er denselben; aber obschon nach den Gesetzen nur König und Cortes vereint über ihn richten konnten, wurde er auf einen einfachen Befehl Philipps hin als Rebell zu Saragosa enthauptet! — Flores de Montigny, der Abgeordnete von Flandern am Hofe zu Madrid, wurde des Versuchs einer Verführung des Prinzen Don Carlos angeklagt, in Segovia eingesperrt und Nachts im Kerker enthauptet, sein Leichnam aber, mit täuschend wieder aufgesetztem Kopfe so beerdigt, daß man glauben sollte, er wäre eines natürlichen Todes gestorben. Zugleich starb am Hofe sein College, der Marquis von Bergues, unter dem Verdachte der Vergiftung. — Den englischen Gesandten John Man wies Philipp wegen einer harmlosen Äußerung über die Fruchtlosigkeit einer Prozession aus Madrid weg und machte sich hierdurch zum Gelächter Europas, so daß es die Königin Elisabeth nicht der Mühe wert hielt, darauf zu achten. Angesichts solcher Thatsachen ist es sehr bezeichnend, daß Philipp einen Mönch, welcher in der Hieronymuskirche zu Madrid predigte: die Könige hätten absolute Gewalt über die Personen und Güter ihrer Unterthanen, — zum Widerrufe verurteilte, — eine Handlung, welche bestechen könnte, wenn man nicht wüßte, daß dieser König in der That nach dem Ausspruche des Predigers verfuhr und so sein Einschreiten gegen diesen zur Heuchelei stempelte, die das bethörte Volk in Sicherheit einlullen sollte! Wie Philipp,

trotz aller Grausamkeit gegen die Niederländer, durch sein eigenes ungeschicktes Benehmen und seine glaubenseifrige Einmischung in die französischen Hugenottenkriege den Verlust jener Provinzen am untern Rhein für seine Krone herbeiführte und wider seinen Willen ein Verhältniß löste, das stets ein unnatürliches gewesen und mit der Zeit auch ohne Revolution unhaltbar geworden wäre, wie er ebenso gedankenlos die herrliche Armada unter dem ungeschickten Befehle eines Landfeldherrn in's Verderben sandte, — das zu erzählen ist Sache der politischen Geschichte. Hier genügt es, auf seine kopflose Politik hinzudeuten. In welcher unheilbaren Zerrüttung sich seine Finanzen befanden und wie er selbst, trotz seiner scheinheiligen Frömmigkeit, mit sich selbst innerlich zerfallen war und ferne davon, irgend einen eigenen Willen zu haben, sich ganz von seinem Beichtvater leiten ließ, darüber geben seine eigenen vorhandenen Äußerungen und diejenigen des Fray Diego de Chaves, welcher jene Stelle eines Gewissensrates bei ihm bekleidete, untrüglichen Aufschluß. Alles Gold und Silber, das aus beiden Indien, mit dem Blute und dem Fluche der Urbewohner beladen, nach den Gestaden des Tajo strömte, verhinderte nicht, daß das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, bei dem Tode Philipps II. — eine leere Kasse, verwüstete Fluren und ein verarmtes Volk besaß. Freilich stand dafür als Denkmal der Regirung dieses mehr orientalischen als europäischen Königs der Wunderbau des Escorial da; allein war er solcher Opfer wert? Philipp glich darin den beiden ägyptischen Faraonen Chufu, welche ihr Land aussogen, um sich in den gewaltigen Pyramiden Grabmäler zu bauen.

Durch keine seiner Thaten hat sich zwar Philipp II. in einen solchen Verruf bei der Nachwelt gebracht, wie durch sein Verhalten gegen seinen eigenen, damals auch einzigen Sohn und Tronfolger, den unglücklichen Don Carlos, dessen Charakter und Schicksal indessen so sehr bestritten sind, daß der Kulturgeschichte thatsächlich der Grund fehlt, seiner eingehend zu gedenken*).

B. Die Opfer der spanischen Inquisition.

Die ersten Opfer, welche der furchtbare Gang der Inquisition dem Tode oder dem Elend in die Arme führte, waren in chronologischer Folge die Juden. Die Schritte, mit welchen in Hinsicht auf sie die Inquisition nach ihrer staatlichen Einrichtung ihre Thätigkeit eröffnete, schilderten wir bereits. Die sogenannten neuen Christen, d. h. getaufte, aber nicht glaubensfeste, oder gar rückfällige Juden, waren beinahe die einzigen Verfolgungsobjekte des ersten Großinquisitors Torquemada. Um dem heimlichen

*) Vergl. Schmidt, Ad., Epochen und Katastrophen S. 253 ff.

Judentum, welches so zahlreich vertreten war, ein gründliches Ende zu machen, entschloß man sich, alle Juden, die sich nicht taufen ließen, kurzweg aus dem Lande zu vertreiben (vergl. Bd. III. S. 218 ff., 464 f., 469). Man legte ihnen zu dem Ende eine lange Reihe von Verbrechen zur Last, und zwar solche, welche auch der mitteleuropäische Fanatismus im Mittelalter ausgeheckt hatte, um die Juden morden zu können und in ihnen zugleich lästige Gläubiger los zu werden. Die Unglücklichen sollten Kreuze verhöhnt und zerstört, gegen Prozessionen Anschläge gestiftet, Kinder gekreuzigt haben u. s. w. Selbst der aufgeklärte Llorente zweifelt noch, ob daran nicht etwas Wahres sei! Was konnte man daher im fünfzehnten Jahrhundert Anderes erwarten? Als die Juden vernahmen, welche Gefahr ihnen drohe, boten sie Fernando und Isabella den Katholischen 30.000 Dukaten als Beitrag zu den Kosten des Krieges gegen Granada an, falls man sie im Lande bleiben lasse, wo sie sich allen Beschränkungen unterziehen wollten. Die Könige waren nahe daran, hierauf einzugehen, als der finstere Torquemada mit dem Kruzifixe vor sie trat und ihnen zurief: „Judas hat seinen Herrn für dreißig Silberlinge verraten; ihr wollt ihn um dreißigtausend Goldstücke verkaufen? Hier ist er, verkauft ihn!“ Da erließen die Hoheiten das Dekret vom 31. März 1492, welches alle Juden aus Spanien verbannte. Wer sich taufen ließ, konnte bleiben. Aber die Meisten, nach Mariana mehrere Hunderttausend an der Zahl, verließen das ungastliche Land in solcher Eile, daß Manche ihr Haus für einen Esel, oder einen Weinberg für ein Stück Tuch verkauften! Als Fernando bei der Eroberung Malagas am 18. August 1492 noch zwölf Juden dort vorfand, ließ er sie theils mit spitzen Rohren tödten, theils verbrennen. Die Strenge gegen die rückfälligen Juden (Maranos genannt) nahm von da an noch bedeutend zu, konnte aber nicht verhindern, daß es ihrer noch in Menge gab, die ihren Glauben gut zu verbergen wußten, und es soll bis auf unser Jahrhundert herab sogar unter dem Klerus, und zwar selbst dem höhern Spaniens heimliche Juden gegeben haben.

Die nächsten Leidensbrüder der Juden waren die Mauren (Moros). Man verstand darunter nicht nur die Angehörigen dieses Volksstammes, sondern alle Mohammedaner und von Solchen Stammende. Einiges von dem Verfahren gegen sie haben wir schon aus Anlaß der Thaten des Ximenes erzählt. Seit der dort gemeldeten gezwungenen Auswanderung der die Taufe nicht annehmenden Mauren aus Kastilien wurden die zurückbleibenden getauften Abkömmlinge von Mohammedanern Moriskos genannt. Gegen sie wurde ähnlich verfahren wie gegen die Maranos und jeder Anklang an die Gebräuche ihrer Vorfahren als ein Verdachtsgrund des Rückfalls benutzt. Da indessen die ungetauften Mauren aus Aragon und Portugal noch nicht vertrieben worden, weil man durch Verträge gebunden war, sie zu dulden, übernahm der christliche Pöbel das

Amt der Inquisition und peinigte sie mit gewaltsamen Taufen so, daß sie in Masse auswanderten und 1523 hunderttausend vorher von ihnen bewohnte Häuser leer standen. Darauf bewirkte Karl V., daß ihn der Papst des Eides entband, durch den er sich vor den Cortes von Aragon verpflichtet hatte, die Mauren zu dulden, und zugleich befahl 1524 der Papst, die Mauren zu taufen und die Moscheen in Kirchen zu verwandeln. Ein zusammenberufener Rat der höchsten theologischen Würdenträger Spaniens erklärte 1525 die vom Pöbel erzwungenen Taufen für giltig und verbot den Getauften die Auswanderung, während man den Nichtgetauften nur zwischen Taufe und Auswanderung, und zwar auf dem weiten Wege über den Hafenplatz Coruña in Galicien, die Wahl ließ. Tausende von Mauren erhoben sich gegen diese despotischen Maßregeln mit den Waffen in der Hand, so 26.000 Familien in Valencia, und stellten Bedingungen ihrer Unterwerfung, die man ihnen gewähren mußte, worauf sie sich taufen ließen.

Nachdem man die Moriskos hierauf einige Zeit in Ruhe gelassen, kehrten sie heimlich massenhaft wieder zum Glauben und zu den Gebräuchen ihrer Väter zurück. Da man sie ihrer Menge und Tapferkeit wegen fürchtete, verfuhr man nicht so strenge gegen sie wie gegen die Juden, wenn auch in einzelnen Fällen schon die Enthaltsamkeit von Wein und Schweinefleisch als Verdachtsgründe galten, das Sprechen des Arabischen bei zwei Dukaten Strafe verboten war und das Waschen (!) genügte, um der Folter unterworfen zu werden. Denn so oft man Miene machte, in größerm Maße einzuschreiten, so empörten sie sich oder wanderten aus. Das Verfahren der Inquisition, so oft sie Moriskos in die Klauen bekam, schreckte die Letzteren natürlich immer mehr vom Christentum zurück. Endlich aber wurden sie dem herrschenden System so unbequem, daß man sie im Jahre 1609, unter König Philipp III., an Zahl eine Million der gewerbfleißigsten Einwohner Spaniens, aus diesem Lande nach Afrika vertrieb.

Ungeachtet dieser neronischen Verfolgung aller nicht dem Glauben der Kirche sich Fügenden, fanden sich nicht nur Juden und Mauren, sondern auch wahre Christen, die es wagten, zu jener Kategorie zu gehören und ihre Überzeugung offen zu bekennen. Der Gedanke einer Reformation nicht nur der Sitten, sondern auch des Glaubens, der im kältern Norden entsprossen war, fand auch im heißen Spanien Eingang. Der Zeitpunkt des Erscheinens reformatorischer Anzeichen in diesem Lande fällt in das Jahr der Einnahme Roms durch spanische und deutsche Söldner (1527). Die Schwäche, welche bei diesem Anlasse der heilige Stuhl bewiesen und die Demütigung, welche derselbe von der weltlichen Macht sich gefallen lassen mußte, erschütterten unter den aufgeweckteren Geistern der iberischen Halbinsel in hohem Maße die Achtung vor dem Stellvertreter Gottes und kamen der Wirksamkeit reformatorisch gesinnter Männer trefflich zu Statten.

Selbst glaubensfeste Theologen bahnten durch freimütige Äußerungen über den Zustand der Kirche diesem Streben den Weg, so der Kaplan und Geschichtschreiber Karls V., Juan de Sepulveda, der in seinem Gespräche „Democrates“ (1541) die Entartung der Kirche anerkannte, sich über das Vorgehen Luthers mit großer Schonung aussprach und die Vernunft seine Richtschnur nannte. Noch weiter ging der gelehrte Domherr Pedro Ciruelo, in Salamanca, der das damals übliche Verfahren beim Gebete in seiner Streitschrift gegen den Aberglauben und Zauberei als „leere Ceremonie“ bezeichnete. Der durch Karl zum Bischof der kanarischen Inseln ernannte Alfonso de Virues, obschon ein entschiedener Gegner der Reformation, verdammte das Verfahren der Inquisition gegen die Anhänger derselben und sprach sich gegen jede Gewalt und für die Macht der Belehrung aus.

Den ersten spanischen Protestanten von Bedeutung, Juan Valdez aus Cuenca, haben wir bereits (oben S. 215) kennen gelernt. Seine humoristischen Gespräche, durch welche er seine freien religiösen und politischen Ansichten nach Spanien zu verbreiten suchte, wurden durch die Inquisition beinahe spurlos vernichtet, und der Verfasser starb in Neapel, ohne sein Vaterland wieder gesehen zu haben. Die Inquisition blieb jedoch hierbei nicht stehen. Um zu verhindern, daß die Reformation in Spanien Fuß fasse, beschloß sie zwischen 1521 und 1535 durch wiederholte Edikte, daß jeder Besitzer von Büchern, die von Luthers Lehre angesteckt, und Jeder, der solche Besitzer nicht anzeige, dem Kirchenbann und entehrenden Strafen verfallen sei. Die Inquisition nahm daher das Recht in Anspruch, über die Rechtgläubigkeit aller Bücher zu entscheiden. Ihr stand Karl V. bei und erwirkte 1539 eine päpstliche Bulle, welche ihm gestattete, von der Universität Löwen ein Verzeichniß glaubensgefährlicher Bücher zu verlangen, das dann 1546 gedruckt erschien und von der Inquisition mit Nachträgen versehen 1550 bestätigt wurde. Auch Philipp II. überließ der Inquisition die Verfügung über die Literatur und verurteilte jeden Käufer, Besitzer oder Verkäufer verbotener Bücher zu Güterkonfiskation und Tod.

Dennoch tauchten in Spanien Protestanten auf, und Rodrigo de Valero war es, welcher den Mut hatte als erster Reformator aufzutreten. Er wagte den Kampf mit den Mönchen Sevilla's und predigte seine Überzeugung auf offenem Platze. Die Inquisition erklärte ihn für verrückt, nahm ihm all' das Seine und ließ ihn beinahe lebenslang im Kerker schmachten und Bußkomödien mit ihm aufführen. Der Domherr Dr. Juan Gil zu Sevilla, von Karl V. zum Bischof von Tortosa ernannt, der es gewagt hatte, Valero zu vertheidigen, fiel ebenfalls in die Gewalt der Inquisition, unterwarf sich nach langen Kerkerleiden einem Widerrufe und nach seinem Tode wurde sein Leichnam verbrannt. Der Übersetzer des neuen Testamentes in's Spanische, Franzisco de Enzinas,

in Brüssel als Ketzer eingekerkert, konnte nach Deutschland fliehen und starb, von Melanchthon ausgezeichnet, in der Verbannung. Sein Freund Francisco de San Roman war selbst im Lande Luthers nicht sicher. In Regensburg ließ ihn Karl V. verhaften und nach Spanien bringen, wo ihn die Inquisition zu Valladolid auf den Scheiterhaufen brachte. Dem gleichen Schicksal unterlag der Bruder des Enzinas, Juan, der es gewagt hatte, in Rom die neue Lehre zu predigen. Juan Diaz, ein Schüler des Letztern und des Deutschen Bucer, erregte dadurch, daß er, als Spanier, bei dem Religionsgespräche zu Regensburg für die neue Lehre auftrat, so sehr den Zorn seines eigenen Bruders Alonso, daß dieser aus Rom herbei eilte und den Bruder in Regensburg, nach verunglücktem Bekehrungsversuche, eigenhändig durchstach. Der Kaiser aber entließ den Brudermörder straflos und überhäufte ihn sogar mit Würden und Ehren! Juan Perez, Doktor der Theologie zu Sevilla, hatte das neue Testament in seine Muttersprache übersetzt und einen Katechismus verfaßt, den er als von der Inquisition approbirt herausgab. Diese List half wenigstens soviel, daß die Schrift erst unterdrückt wurde, als sie bereits zu wirken begonnen hatte. Er selbst war durch seine Flucht nach Venedig sicher gestellt vor der Verfolgung, welche Inquisition und Jesuiten nun über seine Gesinnungsgenossen verhängten. Diese zu schüren war aber vorzüglich das Verdienst des im Kloster Yuste zurückgezogenen Exkaisers Karl, der seinem nunmehrigen Mönchsstande Ehre machen wollte und zu diesem Ende seine Tochter Juana, damals Regentin in Philipps Abwesenheit, aufforderte, die Inquisition zu schützen und Alle zu bestrafen, die dem Papste nicht mehr gehorchten. In Folge dessen erwirkte Philipp II. bei dem Papste Paul IV. das Breve vom 4. Januar 1559 an den Großinquisitor Valdez, welches alle „lutherischen Ketzer“, selbst die nicht Rückfälligen, dem „weltlichen Richter“, d. h. der Todesstrafe zu überliefern befahl.

Die Kerker des Glaubensgerichtes füllten sich und die Autos da fé brannten unter dem Lärm von Trompeten und Pauken und unter dem Pompe von Prozessionen, die das verhängnißvolle Symbol des „grünen Kreuzes“ trugen und das „Vexilla regis prodeunt“ absangen. Wer seine „Irrtümer“ vor der Inquisition abgeschworen hatte, mußte als „Büßender“ in besonderm Aufzuge an der Prozession theilnehmen; wer nach dem Urteile, am Fuße des Scheiterhaufens, noch widerrief, wurde durch die „Garotte“ erdrosselt, ehe die Flammen seinen Leichnam verzehrten. So wurden am 21. Mai 1559 in Valladolid vierzehn spanische Protestanten theils verbrannt, theils auf erwähnte Weise erdrosselt, und sechszehn Büßende mußten öffentlich abschwören und kamen mit Gütereinziehung und ewigem Kerker davon. Prinzessin Juana präsidirte dem gräßlichen Akte in Mitte ihrer Hofdamen und Kavaliere. Auch der unglückliche Don Carlos war, erst vierzehn Jahre alt, anwesend und wurde von dem

König und den Inquisitoren zu einem Schwure gezwungen, ihre Anstalt stets zu schützen! Unter den Hingerichteten und Büßenden befanden sich auch mehrere Frauen; eine derselben, Donna Leonor de Cisneros, die abgeschworen hatte, konnte die Verachtung, die ihr den Flammentod erleidender Gatte, der Baccalaureus Antonio Herrezuelo, ihr darob bezeigte, so wenig ertragen, daß sie nicht ruhte, bis sie, neun Jahre später, erst 33 Jahre alt, dasselbe Schicksal erleiden konnte!

Unter den Opfern jenes Auto befanden sich ferner zwei Brüder Cazalla und ihre Schwester; erstere galten als die Führer der spanischen Protestanten; aber einer von ihnen wurde im Kerker schon schwach und mutlos und kam deshalb, wie die Schwester, mit der Garotte davon, während der andere Bruder standhaft in den Flammen starb. Die Leiche der Mutter dieser Drei, Donna Leonor de Vibero, wurde, als man durch diese Vorfälle nachträglich ihre Gesinnung entdeckte, ausgegraben, verbrannt, ihr Haus geschleift, und eine Schandsäule darauf errichtet, die erst zur Zeit der Kriege Napoleons I. von den Franzosen zerstört wurde. — Mehrere andere gefangene Protestanten wurden bis zur Rückkehr Philipps aufgespart, zu dessen Ehren dann am 8. Oktober 1559 ein neues Auto da fé stattfand, bei welchem drei Männer, darunter ein Dominikanermönch, in den Flammen, vier Männer und fünf Frauen, sämmtlich Nonnen, durch die Garotte starben. Eine andere Nonne hatte sich im Kerker aus Verzweiflung selbst entleibt und wurde ebenfalls als Leiche verbrannt. Der anwesende König Philipp schwur bei dieser Gelegenheit, mit erhobenem Schwerte auf das Kreuz, seine Unterthanen zum katholischen Glauben zu zwingen. Der Papst Paul IV. freute sich höchlich über jene Autos, dankte dem Glaubensgerichte dafür und erklärte dabei ausdrücklich, daß die Einführung der Inquisition in Spanien durch Eingebung des heiligen Geistes stattgefunden habe.

Umsonst drang damals der gelehrte und einflußreiche Edelmann Fadrique Furio Cariol in seinem Buche „Consejo y consejeros del Principe“, das er dem „großen Katholiken Philipp II.“ widmete, auf Duldung der Andersgläubigen und nannte alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens Brüder.

Doch nicht nur in Kastilien, sondern auch in Andalusien, unter der Gemeinde des entflohenen Juan Perez, wütete die Inquisition. Sein vorzüglichster Schüler, Julianillo Hernandez, ein Männchen von sehr kleiner Statur, der seine Jugendzeit in Deutschland verlebt hatte, gab sich die unverdrossenste Mühe, des Meisters Schriften in Spanien, als Maulthiertreiber verkleidet, zu verbreiten und trotzte der Wachsamkeit des Glaubensgerichtes. Trotzdem wurde er endlich durch Verrat entdeckt, ertrug drei Jahre lang Kerker und Folter der Inquisition, ohne dabei seinen Humor zu verlieren und starb endlich mit ungebrochenem Mute, jeden

Widerruf verweigernd und die Mönche verhöhnend, am 22. Dezember 1560 auf dem Scheiterhaufen. Ein Schlupfwinkel seiner geistigen Contrebande war das Kloster San-Isidro bei den Ruinen der Römerstadt Italica, unter dessen Mönchen die neue Lehre solche Fortschritte machte, daß zwölf derselben flohen und glücklich nach Genf gelangten, sechs oder sieben andere sich in Spanien verbergen konnten, die übrigen aber zu Sevilla nach und nach im Kerker und in den Flammen endeten. Viele andere spanische Protestanten fanden Zuflucht in England, Deutschland und der Schweiz, richteten fruchtlose Klagen über die Inquisition an den König ihres Landes und veröffentlichten zahlreiche Schriften ihrer Richtung in spanischer Sprache. Cipriano de Valera, genannt der „spanische Ketzer", war der hervorragendste Verfasser solcher. Ein spanischer Augustinermönch wurde von den Inquisitoren nach der Frankfurter Messe gesandt, um diese Schriften aufzuspüren und zu verbrennen und die Wege ausfindig zu machen, auf denen solche nach Spanien gelangten. In diesem Lande selbst aber überstieg das System der Denunziation alle Begriffe; die unschuldigsten Personen waren nicht sicher vor den Klauen der „heiligen Glaubensrichter". Die Opfer der Autos da fé wurden immer zahlreicher. Unter ihrer großen Menge ragte außer den schon Genannten hervor der Domherr und Doktor Constantino Ponce de la Fuente in Sevilla, ein Freund des Juan Gil und gründlich gelehrter Theolog. In seinen Predigten verfuhr er klug und vorsichtig und wußte seine protestantische Überzeugung zu verbergen, bis die Jesuiten selbe entdeckten. Er wurde denunzirt und vor die Inquisition citirt und verfiel nun auf den abenteuerlichen Gedanken, den Verdacht dadurch von sich abzulenken, daß er Aufnahme in jenen Orden suchte. Er wurde natürlich abgewiesen, und da man in einem Gewölbe verborgene reformatorische Schriften von seiner Hand fand, umschloß ihn bald der Kerker, in welchem ihn eine Krankheit, die Folge unreinlicher Behandlung, dahinraffte und dem Scheiterhaufen blos seine Leiche und seine Schriften überließ. Lebendig fielen dagegen auf demselben, großentheils mit erhabener Standhaftigkeit, mehrere durch Sitten und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, Frauen und Jungfrauen als Opfer ihres Glaubens, und Sevilla, wie die meisten größeren Städte Spaniens, rauchten besonders am 24. September 1559 und 22. Dezember 1560, förmlich von Protestantenleibern. Andere große Autos wurden 1557—1568 zu Murcia (acht an der Zahl), 1559—1565 zu Toledo und Saragosa, 1593 zu Granada und Logroño gehalten, jedes mit einer Mehrzahl von Todesopfern. Man erzählt von glaubwürdiger Seite, daß Inquisitoren sich nicht geschämt hätten, weibliche Angeklagte im Kerker zu mißbrauchen, ehe sie dieselben verbrennen ließen! Der Fanatismus der Römischgesinnten ging so weit, daß ein Edelmann aus Valladolid im Jahre 1581 seine beiden eigenen Töchter der Inquisition anzeigte und selbst in seinem Wäldchen Zweige abriß, um sie auf den Scheiterhaufen zu

legen, der seine Kinder zu Asche verzehrte; ja er erlangte es als eine Gnade, daß er denselben selbst anzünden durfte!!

Es war nicht genug, daß Mönche und Nonnen, Domherren, Doktoren und Professoren der Theologie dem Glaubensgerichte zum Opfer gefallen, daß selbst Bischöfe wenigstens von demselben zur Rechenschaft gezogen wurden (wie z. B. der der Inquisition feindliche, aber selbst von Ximenes hoch verehrte ehrwürdige erste Erzbischof Granada's, Talavera, der jedoch 1507 freigesprochen wurde und bald starb); ja sogar der zweite General der Jesuiten, Diego Lainez (1556—1565) im Jahre 1560 angeklagt und Karls V. Beichtvater, Juan de Regla, 1557 verhaftet wurde; — die Reihe der Verfolgten sollte noch mit dem Primas von Spanien gekrönt werden. Don Bartolomé de Carranza, ursprünglich Dominikaner, durch Philipp II. aber zum Erzbischof von Toledo erhoben, Theilnehmer am Konzil von Trient und Verfasser mehrerer Schriften gegen, sowie Verbrenner mehrerer solcher für die Reformation, ja sogar Beförderer jener Autos da fé, welche Philipp als Gemal der blutigen Maria in England aufführen ließ, — diese starke Säule also der römischen Kirche, fiel plötzlich, seit einer Reise, die er in geheimem Auftrage des Königs zu dessen im Kloster sterbenden Vater gemacht, in Ungnade und Argwohn des spanischen Nero und seiner Glaubenswüteriche. Die geistlichen Spürnasen am Hofe wollten in einem von Carranza herausgegebenen Kommentar zum Katechismus — lutherische Ansichten gefunden haben. In der That ist es auffallend, daß er im Vorworte zu diesem Kommentar den Katechismus zu Grunde zu legen erklärt, den die erste christliche Kirche, die Apostel und die Kirchenväter gelehrt, der Päpste aber mit keinem Worte erwähnt, sowie daß manche seiner Aussprüche ganz deutlich an die Werke der Reformatoren erinnern, ja mit wenigen Abänderungen diesen entnommen zu sein scheinen. Es kam dazu, daß mehrere Protestanten in ihren Folterqualen sich auf den rechtgläubigen Erzbischof von Toledo beriefen, der ja dasselbe lehre, was sie glauben. Und als wäre es auf ihn gemünzt, hatte kurz vorher Papst Paul IV. dem spanischen Großinquisitor Fernando de Valdez die Ermächtigung ertheilt, „mit Beratung und Beschluß seines Rates von Amtswegen gegen alle Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen einzuschreiten, von welchen starke Anzeichen vorlägen, daß sie für das Gift des Protestantismus empfänglich gewesen, sie zu verhaften, unter der Bedingung, daß der Papst von Allem in Kenntniß gesetzt werde, und sie unter guter Wache sammt den Prozeßakten nach Rom zu senden.“ Dieses Breve bestätigte der folgende Papst Pius IV. Der Erzbischof wurde daher am 22. August 1558 auf einer Reise in einem Dorfe, wo er übernachtete, im Bette überfallen und unter Vorweisung eines ihn betreffenden päpstlichen Breve's verhaftet und allen Einwohnern des Fleckens verboten, die Häuser zu verlassen; dann wurde er nach Valla-

dolid in die dunkeln Kerker der Inquisition geschleppt. Man fand bei ihm Bibelkommentare, welche mit Hilfe der Schriften Luther's, Melanchthon's und Ökolampad's verfaßt waren. Dennoch stieß die Untersuchung auf große Schwierigkeiten, die sich noch dadurch vermehrten, daß die vom Tridentiner Konzil mit der Entwerfung des Index der verbotenen Bücher Beauftragten den Katechismus des Angeklagten nach strenger Prüfung vollständig rechtgläubig fanden. Die Inquisition berücksichtigte jedoch dies Urteil nicht und suchte die Gründe für die Schuld des Erzbischofs sogar in seiner Physiognomie; aber er, der früher selbst Inquisitor gewesen und daher die Künste und Schliche seiner Richter kannte, wußte sie hinzuhalten. Ihm imponirte es nicht, wenn die Inquisitoren nach der Anleitung des Eymeric sich stellten, als ob sie die Schuld des Angeklagten aus den Prozeßakten herausläsen, in denen sie zum Scheine blätterten. Es gelang ihm, den Prozeß Jahre lang hinzuschleppen. Da war es wieder der Papst, Pius IV., der die Sache in die Hand nahm und drei Richter ernannte, welchen die Inquisitoren knirschend weichen mußten. Pius V. ging noch weiter, verlangte die Sendung des Angeklagten nach Rom, und Philipp, ungeachtet des Widerstandes der Inquisition, gehorchte. Acht Jahre nach seiner Verhaftung reiste Carranza unter guter Bewachung spanischer Inquisitoren nach Rom, wo der Papst die Letzteren auf jede Weise demütigte und sie bei dem Verhöre stehen ließ, während die Kardinäle saßen, — den Angeklagten aber offen begünstigte. Die Prozedur schleppte sich neun weitere Jahre hin, während welcher der Papst starb. Sein Nachfolger Gregor XIII. brachte es endlich zu einem Urtel, indem er Carranza lutherischer Ketzerei verdächtig erklärte, zur Abschwörung derselben anhielt, auf unbestimmte Zeit von seinem Erzbistum suspendirte, auf fünf Jahre in ein Kloster zu Orvieto verwies und ihm allerlei Büßungen auferlegte. „Mit Gleichgiltigkeit, fast mit Verachtung“ verlas er die Abschwörformel und wurde dann von aller Schuld freigesprochen. Bald nach den auferlegten Büßungen starb er indessen, am 2. Mai 1576, 73 Jahre alt. Ob er wirklich Ketzer gewesen, darüber waren die Stimmen bis jetzt sehr getheilt; er selbst schwur in der Todesstunde, es nie gewesen zu sein; wahrscheinlich hielt er eben seine Ansichten nicht für ketzerisch. Seine Schriften beweisen jedoch genugsam, daß er auf dem Boden stand, den die Reformatoren den ihrigen nannten, und siebenzehn Jahre schwerer Haft stellen ihn mit Recht an die Seite der verbrannten und garottirten Glaubensmartyrer.

So lächerlich die Sache an sich erscheint, so wahr ist es doch, daß die spanische Inquisition bei dem Primas des Landes nicht stehen blieb, sondern sich sogar an „Heiligen“ vergriff. Kein Geringerer, als der Stifter des Jesuitenordens, dieser ächt spanischen Schöpfung, Ignacio Loyola, wurde 1527 zu Salamanca 22 Tage lang von der In-

quisition gefangen gehalten, mußte jedoch aus Mangel an Schuldgründen entlassen werden. Auch Einer seiner Nachfolger, der heilige Franz von Borgia, entging nur durch seine Abreise nach Rom einem Prozesse, der gegen ihn angehoben wurde, weil gefangene Lutheraner sich ihrer Ansichten wegen auf eines seiner Bücher beriefen, das dann auf den Index kam. Der heilige Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia, Sohn des Herzogs von Alcala, wurde von seinen Feinden als Ketzer, Schwärmer und Illuminat angeklagt, jedoch statt seiner 1572 sein Ankläger bestraft. Die berühmte fromme spanische Schriftstellerin, die heilige Theresa de Jesu, wurde 1575 wegen angeblicher Vornahme der Beichte mit einer Novize angeklagt und mit Aufbietung von Bewaffneten in ihrem Kloster verhört, wobei jedoch ihre Unschuld an den Tag kam. Und ähnlich ging es noch anderen Heiligen.

Die Herrschaft der Inquisition in Spanien wirkte ihrer Natur gemäß lähmend auf Wissenschaft und Unterricht. Wer sich in Kenntnissen auszeichnete, wurde als Ketzer verdächtigt, so daß sich bis auf den heutigen Tag in Spanien das Sprüchwort erhalten hat: Er ist so gelehrt, daß er in Gefahr steht, Lutheraner zu werden. Die Erfolge der Humanistik, welche Italien, Deutschland, England und Frankreich mit ihrem Ruhme erfüllten, vermochten im dunkeln iberischen Winkel Europa's die immer noch herrschende Scholastik mit ihrem verfälschten Aristoteles nicht zu verdrängen. Was nicht in diesen Rahmen paßte, führte in die Kerker oder auf den Scheiterhaufen. Mathematik und Naturwissenschaft waren Verbrechen, und die Kenntniß der hebräischen und arabischen Sprache stempelte den unglücklichen Gelehrten geradezu zum Allerschlimmsten, was man sich denken konnte, — zum Juden oder Mauren! Ebenso hielt man Jenen, der sich erkühnte, in griechischen und latinischen Schriftstellern die Richtigkeit von Lesearten zu bezweifeln, für einen Menschen, der auch nicht davor zurückschreckte, im Glauben Unrichtigkeiten zu finden! Neben der arabischen und spanischen Bibelübersetzung waren auch die Übertragungen der alten Klassiker, der italienischen Dichter und der Humanisten verpönt. Des Erasmus von Rotterdam Werke und die Bibel wurden wiederholt von der Inquisition verdammt und verbrannt, und zwar oft auf päpstliches Verlangen, und gegen Werke der antiken Kunst verfuhr das Glaubensgericht wandalisch, besonders wenn sie nackte Gestalten darstellten, während solche bei Engeln, Christuskindern und Johannes dem Täufer geduldet wurden. Der einzige spanische Philosoph des Jahrhunderts, Juan Luis Vives, mußte im Auslande leben, um nicht bei einem Auto zu brennen! Jene Gattungen des Schrifttums aber, welche der Fantasie Spielraum lassen, die Geschichte und die Dichtkunst, mußten, wenn sie bestehen wollten, sich vor der herrschenden Tyrannei beugen und ihre Gräuel beschönigen, wie wir bei Betrachtung der spanischen Literatur sehen werden. Dem Charakter

der Zeit und des Ortes gemäß herrschte mithin die Theologie, und alle Schriftstellerei war ihr unterthan. Einzelne freimütige Äußerungen, wie wir sie oben von einer kleinen Anzahl Theologen erwähnt, waren gewagt, und wie wir gesehen, schützte selbst die höchste geistliche Würde nicht vor blutiger Verfolgung. Der größte Theil der „Gottesgelehrten" befaßte sich vielmehr mit ekelhaften scholastischen Spitzfindigkeiten und schamlosen Behauptungen, wie z. B. ein gewisser Martin Antonio del Rio schriftlich versicherte, Luther sei der Sohn eines auf die Erde gekommenen Dämons! Und der Klosterbruder Luis von Granada nannte die Tugenden der Philosophen und Helden des Altertums denen der Inquisitoren gegenüber „Affenwesen". Ja es gab Pfaffen, die der Welt schriftlich verkündeten (so z. B. der Mönch Juan de la Puente), es sei Gottes Wille, „daß man die Ketzer zu Tode verfolge und daß die heilige Inquisition Allen ohne Rücksicht das Leben nehme!" Die Straßen wimmelten von Bettelmönchen und die geistlichen Körperschaften bereicherten sich durch den Bettel, durch moralisch erzwungene Schenkungen und Erbschleicherei und durch Steuerfreiheit. Wer nicht zu dieser Bereicherung beitrug, befand sich auf der ersten Stufe der Ketzerei!

Die sogenannte Wiederherstellung der katholischen Kirche in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bewirkte in Spanien keine Verbesserungen des sittlichen Betragens der Geistlichen. Es ließ sich ganz trefflich mit der Inquisition vereinbaren, daß der Beichtstuhl auf die schaudererregendste Weise mißbraucht wurde oder vielmehr die wahren Folgen der schlaffen Sittenlehre an den Tag brachte, welche dieser Anstalt zu Grunde liegt. Als die Sache endlich zu arg wurde und die Inquisition sich genötigt fand, einzuschreiten, wurden die Anklagen gegen frauenschänderische Beichtväter so massenhaft, daß das Glaubensgericht, das sich doch Ketzern gegenüber nicht leicht in Verlegenheit bringen ließ, für gut fand, die ganze Sache niederzuschlagen, worauf die Verführer straflos ausgingen und mit alter Frechheit ihr scheußliches Verfahren fortsetzten. Selbst als sich unter der Anführung solcher Menschen eine Sekte unter dem sonderbaren Namen der „Illuminaten" bildete, welche dem Grundsatze huldigte und ihn auch ausführte, daß der Geist nur selig werde, wenn er den Körper allen Bedürfnissen des letztern schrankenlos fröhnen lasse, verfuhr die Inquisition 1558 gegen diese Vorgänger moderner Pietisten viel milder als gegen die Ketzer; keiner verlor das Leben. Überhaupt ist es merkwürdig, wie wol in keinem Lande Verrücktheiten und Schwärmereien so sehr spukten, wie in dem von der Inquisition beherrschten Spanien. Eine Weibsperson Beata hielt sich im Jahre 1511 für die Braut Christi und führte mit der Mutter des Letztern in ihrer Fantasie Gespräche über den Vorrang zwischen Beiden; sie genoß die hohe Gunst des Großinquisitors Ximenes und des Königs Fernando des Katholischen. Die Nonne Magdalena de la Cruz in

Cordova hatte Verzückungen und Visionen von Christus und dem Teufel oder gab vor, solche zu haben, wurde 1544 als Betrügerin in die Kerker der Inquisition gesperrt und 1546 zu einer öffentlichen Buße mit einem Knebel im Munde und einem Stricke um den Hals und zu einer büßenden Lebensweise für den Rest ihres Lebens verurteilt. Der Sohn eines Sultans von Fez und Marokko war in Spanien Christ geworden und nach seinem Pathen, einem Sohne des Königs Friedrich III. von Neapel, „Philipp von Aragon" genannt worden. Da er, wie es scheint, in seine frühere Religion zurück fiel, wurde er eines Bundes mit dem Teufel und den bösen Geistern angeklagt, bei einem Auto da fé mit einer mit Teufeln bemalten Mütze bedeckt und auf drei Jahre in ein Kloster gesperrt. Der Licentiat Eugen von Torralba aus Cuenca, dessen Cervantes in seinem Don Quijote erwähnt, war um 1501 Arzt und durch den Umgang mit dem Magister Alfons von Rom, der erst Jude, dann Mohammedaner, dann Christ gewesen, ein Zweifler am Kirchenglauben geworden, dann aber, statt dem Unglauben, dem Aberglauben verfallen, bildete sich ein, Umgang mit einem Geiste zu haben, profezeite allerlei Ereignisse, die auch, wie man wenigstens glaubte, eintrafen, wurde deshalb 1528 von der Inquisition verhaftet, aber bei dem Auto da fé von 1531 blos zur Abschwörung im Sanbenito verurteilt. Der grauenvollste Spruch der spanischen Inquisition war aber derjenige, durch welchen (am 16. Februar 1568, wenige Wochen nach Don Carlos' Verhaftung) sämmtliche Einwohner der Niederlande, d. h. etwa drei Millionen Menschen, auf einmal als Ketzer zum Tode verurteilt wurden. Ja der König bestätigte förmlich dieses wahnwitzige Vorhaben und befahl „sofortigen Vollzug desselben". Die Ausführung scheiterte nur an der Unausführbarkeit!

Noch erübrigt uns, über die Anzahl der Opfer des Glaubensgerichtes Mittheilungen zu machen. Wir wissen, daß die vorhandenen Angaben hierüber höchst unzuverlässig sind. Llorente behauptet, die Zahlen zu gering zu stellen, während ihm Hefele vorwirft, zuviel zu berechnen. Da indessen diese Meinung Hefele's weniger auf historischen Nachweisen, als auf seiner Richtung beruht, so halten wir uns an Llorente's Zahlen, so weit sie nicht berichtigt sind, ohne sie jedoch für genau auszugeben. Sollten auch einige hundert oder vielleicht einige tausend zu viel berechnet sein, was übrigens nicht bewiesen ist, so zweifelt doch Niemand mehr an der Thatsache, daß der Opfer allerdings eine sehr große Menge waren.

Während der ersten Hälfte der Amtsführung Torquemada's, mit Ausnahme des schon oben (S. 238) erwähnten Jahres 1481, wurden zu Sevilla jedes Jahr durchschnittlich 88 Menschen in Person, 44 im Bildnisse verbrannt (was lebenslänglicher Verbannung gleichkommt) und 625 anders bestraft, in ganz Spanien im Jahre 1483, als die ersten

Tribunale außerhalb Sevilla entstanden waren, 688 lebendig, 644 im Bilde verbrannt und 5727 sonst bestraft, in den folgenden Jahren etwas weniger, in den Jahren 1491 bis 1498 im Ganzen 1664 lebendig, 832 im Bilde verbrannt und 32.426 anders bestraft, im Ganzen unter Torquemada 8800 (nach Mariana blos zweitausend) lebendig verbrannt, unter seinem Nachfolger Deza 1664, unter Ximenes nach Llorente 2536, nach Hefele doch wenigstens die Hälfte (wobei aber Aragon nicht gerechnet ist), in Allem von der spanischen Inquisition bis zu ihrem Ende (1808) lebendig verbrannt 31.912, im Bilde 17.659, zu anderen Strafen verurteilt 291.450. Die letzte Verbrennung fand 1781 statt. Unter den übrigen Strafen spielten Peitschenhiebe keine geringe Rolle. Es muß nun zwar zugegeben werden, daß nicht jedes Auto da fé Todesstrafen in seinem Gefolge hatte; bei manchen (wozu jedoch keines der oben erwähnten gehört) brannten in der That nur die Kerzen, welche die Büßenden in den Händen trugen. Überhaupt mag hinsichtlich der Inquisition Vieles übertrieben worden sein; deshalb aber dieses Institut entschuldigen oder gar vertheidigen zu wollen, muß und wird stets eine unnütze und undankbare Aufgabe und die spanische Inquisition selbst stets eine der scheußlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte bleiben, und zwar eine Erscheinung, für welche nicht nur der Staat, der sie seit 1481 übte, sondern auch die Kirche, aus deren Händen er sie genommen und in deren Namen er sie fortführte, in hohem Maße verantwortlich ist. Wollte aber zu Gunsten der Inquisition angeführt werden, daß zu der Zeit, da sie die meisten Opfer forderte, im sechszehnten Jahrhundert und in dem nächsten, die Wissenschaft und Kunst in Spanien geblüht hätten, so ist hierauf zu erwiedern, daß erstens dies nicht in dem vollen Umfange der Bedeutung dieses Ausdruckes der Fall war, zweitens aber diese Blüte mit der Inquisition in keinem Zusammenhange steht. Wir wissen nämlich, daß wol die Malerei und Dichtkunst damals in Spanien blüten und daß es ausgezeichnete Geschichtschreiber und Philologen dort gab. Allein, wenn wir die Werke dieser Gelehrten und Künstler näher betrachten, so müssen wir finden, wie dieselben ihre Unsterblichkeit eben blos dem Umstande zu verdanken haben, daß sie entweder die Inquisition eifrig in Schutz nahmen und lobten, wie Mariana, Lope de Vega, Calderon u. s. w., oder wenigstens sich sorgfältig hüteten, mit dem herrschenden Glauben in den mindesten Widerspruch zu geraten, wie z. B. Cervantes und Pulgar. Hätten sie sich anders verhalten, so wären ihre Werke sowol, als sie selbst, wenn sie nicht aus dem Lande fliehen konnten, eben so gut der Vernichtung anheim gefallen, wie diejenigen der unzähligen Gelehrten, welche es wagten, ihre von dem herrschenden Glauben abweichenden Überzeugungen offen auszusprechen; daher jene Zeit in Spanien auch keine Philosophen und Naturforscher, ja nicht einmal Theologen von Bedeutung hervor-

brachte. Die Blüte der spanischen Kunst und Dichtung im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert läßt sich aber nur insofern mit der Inquisition in Analogie bringen, als es richtig ist, daß sowol die Fantasie, als der Glaubenseifer eben Charakterzüge der romanischen Nationen und insbesondere der Spanier sind, während dagegen keiner derselben den andern begründet und die Folgen keines derselben solche des andern hervorgerufen haben. Was aber die gleichzeitigen Verfolgungen um des Glaubens willen von protestantischer Seite gegen Katholiken und Freidenker (oben S. 181 f. und 208) betrifft, so wurden selbe nirgends so anhaltend und verheerend geübt wie in Spanien und sind nirgends wie hier zum ausgebildeten System geworden; auch hatten die meisten Fälle dieser Art mehr politischen als religiösen Charakter, d. h. ihren eigentlichen Grund bildeten öfter Staatsverbrechen als Glaubensansichten.

Dritter Abschnitt.

Die Jesuiten und ihr Wirken.

A. Die sogenannte Gesellschaft Jesu.

Die Bewegung der Gegenreformation, die dritte des Jahrhunderts, eine Reaktion gegen die beiden vorhergehenden zugleich, gegen den Humanismus wie gegen die Reformation, welche beide das mittelalterliche Kirchensystem aufzulösen versuchten, darin aber nur theilweise Erfolge erzielten, hatte in Italien die Befestigung der Kirche als eines Ganzen und des Kirchenstaates als Sitzes derselben, in Spanien aber die Befestigung des Staates durch Geltendmachung einer streng katholischen Staatskirche durchgeführt. Damit war aber noch nicht Alles gethan, was im Ziele der Gegenreformation lag. Sollte die katholische Kirche die Welt wieder beherrschen, wie dies im Mittelalter der Fall gewesen, so genügte es nicht, daß sie an sich befestigt war und eine wolverwaltete Domäne besaß, — nicht, daß sie die alleinherrschende Religionsform einzelner, wenn auch mächtiger Staaten war; sondern es war auch notwendig, daß sie alle ihr entgegenstehenden Lehren und Einrichtungen überwand, nicht duldete, daß solche in irgendwelchen Ländern noch Macht ausübten, und thatsächlich die Seelen der gesammten Menschheit als die ihrigen betrachten konnte. Der altkatholischen Welt, und namentlich deren gebildetstem Bruchtheile, dem Protestantismus,

mußte ein Gegengewicht gegeben werden, das ihn bekämpfen und wo möglich vernichten, auch künftig alle der Kirche und ihrer Herrschaft verderblichen Richtungen auf Leben und Tod verfolgen sollte. Dazu bedurfte es einer Macht, und zwar keiner in bestimmten Grenzen bleibenden, welche ihr die Politik anwies, sondern einer dehnbaren, die nach Bedürfniß erweitert und versetzt werden konnte, — keiner blos körperlichen, mit Truppen und Gelt auftretenden, sondern einer mit Waffen des Geistes angreifend vorgehenden. Dieselbe zu gründen sollte einem jener schwärmerischen Geister vorbehalten sein, welche von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte aufgetreten sind und oft Thaten vollführt haben, an denen der nüchterne praktische Verstand gescheitert war.

Wenn der in dem Gehirne des Miguel Cervantes de Saavedra geborene scharfsinnige Junker Don Quijote de la Mancha, der Ritter von der traurigen Gestalt, wirklich gelebt hätte und es ihm gelungen wäre, ein neues Rittertum nach seiner Fantasie zu begründen, das durch realistischere Nachfolger eine praktische Gestalt angenommen hätte, — diese Erscheinung wäre nicht wunderbarer gewesen, als die Stiftung der sogenannten Gesellschaft Jesu. Denn nach den Stürmen der Reformation und den Siegen des Humanismus war in der That für die Entstehung eines Mönchtums in ganz neuer Gestalt und Einrichtung, das sowol die älteren Mönchs- als die geistlichen Ritterorden verdunkelte, ebenso wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, als für die Errichtung eines wenigstens in Romanen lebenden Rittertums.

Der Stifter der genannten Gesellschaft, Don Iñigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn der Familie Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens in der baskischen Landschaft Guipuzcoa 1491 geboren, war eine ächt donquijotische, d. h. spanisch-idealistische Natur, ein Repräsentant des ritterlichen Geistes jener gläubigen und tapfern Nation, die ebenso sehr um des Sieges einer Idee, als um der Verbreitung ihrer Macht willen die orientalischen Eindringlinge in siebenhundertjährigem Kampfe von ihrem Boden vertrieben und ihre kirchliche, wie staatliche Einheit hergestellt hatte. Ein Spanier vor Allen war fähig, der Ritterlichkeit seines Volkes einen kosmopolitischen, auf die Einheit der Welt in seinem Glauben zielenden Charakter zu verleihen. Als weltlicher Kriegsmann seit seinem zwanzigsten Jahre dienend, wurde Loyola 1521 unter den Vertheidigern Pamplona's gegen die Franzosen an beiden Beinen schwer verwundet, erlitt mit Standhaftigkeit gefährliche Operationen, blieb aber hinkend und daher kriegsuntüchtig. Auf seinem Schmerzenslager erhielt er zum Lesen statt der von ihm vorher so geliebten Ritterromane das Leben der Heiligen. Es ist sehr natürlich, daß er bei dieser aufregenden Lesung im Wundfieber Gesichte hatte, in denen ihm die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind erschien. Da gab er zu ihren Gunsten seine bisherige Dulcinea preis und wurde aus einem Krieger des Königs ein solcher

Gottes und der Heiligen. Als Ritter Mariens wachte er eine Nacht an ihrem Altare, hängte am Morgen sein Schwert daran auf, verschenkte sein weltliches Kleid und sein Geld, umhüllte sich mit einem „Sacke" und umgürtete sich mit einem dicken Seile. Dann lebte er als herumziehender Bettler, fastete, betete, geißelte sich, legte eine eiserne Kette und einen Stachelgürtel um seinen Leib und brachte es durch diese Kasteiungen dahin, daß er in der Messe, wenn der Priester die Hostie erhob, in derselben deutlich den Leib und das Blut Christi erkannte! Er hatte Verzückungen und Gesichte in Menge, predigte vor dem Volke, bekehrte Sünder und nahm die berühmte Losung an: Ad majorem Dei gloriam. Endlich wallfahrte er nach dem Heiligen Lande, begann nach seiner Rückkehr, obwol schon 33 Jahre alt, latinisch zu lernen, um sich zum Priester auszubilden, und studirte in Barcelona, Alcala und Salamanca. Allein die Wissenschaften störten mit dem in ihnen verborgenen „Gifte" seine Frömmigkeit, und sein religiöser Eifer brachte ihn bei der Inquisition seiner Heimat, die nur duldete, was von ihr ausging, in den Verdacht eines Ketzers und als angebliches Glied der Illuminatensekte in das Gefängniß, aus dem er jedoch bald entlassen werden mußte, weil nichts gegen ihn erwiesen wurde. Er mußte indessen finden, daß in dem aller Neuerung feindlichen Spanien für ihn nichts zu wirken sei, und begab sich daher nach Paris, wo er zwar ebenfalls bei der Inquisition der Dominikaner angezeigt, aber nicht in Untersuchung gezogen wurde, und sammelte nun sechs junge Männer um sich, drei Spanier, einen Portugiesen, einen Navarresen und einen Savoiarden, welche er für seinen Plan gewann, nach Jerusalem zu gehen, wenn dies aber nicht möglich sei, sich dem Papste anzubieten, daß er sie hinsende wo er wolle. Gemeinsam verpflichteten sie sich dann 1534 am Feste der Himmelfahrt Mariens in der unterirdischen Kapelle von Montmartre, nach Einnahme des Abendmales und Ablegung der drei mönchischen Gelübde, zur Ausführung jenes Planes. So hatte Ignatius, wie sich Loyola außerhalb Spanien nannte, die „Compagnie Jesu" gestiftet, welchen militärischen Titel er ihr Anfangs gab. Auf verschiedenen Wegen reisend, begannen die Genossen ohne Verzug ihr Werk mit Stärkung der Katholiken im Glauben, Zurückführung der Zweifelnden in den Schos der Kirche und Stärkung derselben gegen die „häretische Pest der Zeit", wie der Geschichtschreiber und Lobredner der Jesuiten, Professor Buß, die Reformation nennt. Alle Tage hörten sie die Messe und kommunizirten, und trugen stets den Rosenkranz um den Hals, um in ketzerischen Gegenden ihren Glauben zu bekennen und nötigenfalls als Martyrer sterben zu können. In Venedig trafen sie sich, durch einen Savoiarden und zwei Franzosen auf zehn Glieder vermehrt. Die Kriegsereignisse der Zeit verhinderten ihre Abfahrt nach dem Gelobten Lande; nachdem daher Loyola sich darein gefügt, in Europa zu bleiben und an den Klöstern

und Spitälern der Theatiner in Venedig sich ein Vorbild der Thätigkeit seines Ordens genommen, das er aber zu erweitern und zu übertreffen sich vornahm, gingen sie nach Rom, stellten sich dem Papste Paul III. vor, nicht ohne daß sie sich nochmals vom Verdachte der Ketzerei reinigen mußten, ließen sich dann zu Priestern weihen und empfingen endlich, nach manigfachen Hindernissen, aus den Händen Pauls am 26. September 1540 die Bulle: Regimini militantis ecclesiae, durch welche ihre Gesellschaft die päpstliche Bestätigung erhielt, worauf sie ihren Stifter, Pater Ignatius, einstimmig zu ihrem „General" wählten, was er mit Widerstreben annahm.

Die Beschäftigungen, denen sich die ersten Jesuiten sofort mit Eifer widmeten, waren: die Predigt zum Volke, bei welcher es ihnen mehr auf Effekt, als auf den Gehalt ankam, die Beichte, durch welche sie möglichste Herrschaft über die Gewissen anstrebten, und der Unterricht, bei dem sie vorzüglich trachteten, die Jugend für sich zu gewinnen.

Der Orden verbreitete sich mit Riesenschritten. In Venedig gründete der Spanier Lainez, einer der Stifter, 1542 das erste Jesuitenkollegium; das erste spanische entstand 1548 in Salamanca. Der Vicekönig von Aragon, Franz Borgia, Herzog von Gandia, legte seine Würden nieder und trat zu Barcelona in den Orden. Zu gleicher Zeit machte der letztere auch in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland große Fortschritte. Überall war sein Auftreten mit der später zu schildernden Ausbreitung des Katholizismus und Beschränkung oder gar Ausrottung des Protestantismus verbunden. Als der Stifter 1556 starb, zählte sein Orden über tausend Mitglieder in dreizehn Provinzen, von denen sieben zu Spanien und Portugal und deren Kolonien, drei zu Italien gehörten und je eine, doch noch ziemlich ärmlich bestellte, in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland bestand.

Außer Loyola haben sich folgende Jesuiten den bedeutendsten Ruf erworben: unter seinen Mitstiftern Franz Xavier aus Navarra, unter den später Hinzugekommenen Petrus Canisius und die Kardinäle Baronius und Bellarmin.

Franz Xavier, der erste jesuitische Missionär nach fremden Erdtheilen, wurde vom Papste Paul III. auf Verlangen des Königs von Portugal nach Ostindien gesandt, stiftete auf der Küste Koromandel 140 christliche Gemeinden, durchreiste Malakka, die Molukken, Japan, stiftete das Jesuiten-Kollegium in Goa, drang bis China, und starb am Fieber 1552 auf einer dortigen Insel. Über seinem Grabe in Goa, wohin seine Reste gebracht worden, wurde eine prachtvolle Kirche errichtet und seine Mütze nach Portugal gebracht, wo das Volk nach Vorgabe der Jesuiten glaubte, ihre Berührung verleihe den Frauen Fruchtbarkeit. Noch viele andere der abgeschmacktesten Wunder wurden ihm zugeschrieben.

Petrus Canisius, im Jahre der Bekehrung Loyola's zu Nimwegen in den Niederlanden unter dem Namen de Hondt geboren, ließ sich 1543 in den Orden aufnehmen, einer der ersten Deutschen, die dies thaten. Er trug das „himmlische Feuer", das er aus dem Munde des „göttlichen Mannes" geschöpft, nach Köln, wo er den Grund zum künftigen Kollegium legte, lehrte an der dortigen Universität im Geiste des Ordens, bewirkte bei dem Kaiser die Entsetzung des reformfreundlichen Erzbischofs Hermann, wurde Rektor der Universität Ingolstadt, und erfand eine Methode, selbst die Grammatik mit Religion zu durchdringen. Von seinen Oberen nach Wien gesandt, um gegen den überhand nehmenden Protestantismus zu arbeiten, ward er dort Hofprediger des Kaisers, übte „Wunder" der Bekehrung an Verstockten und der Heilung an Kranken, verfaßte seinen berühmt gewordenen Katechismus und erhielt Rufe an verschiedene Orte, wo man seiner Hilfe gegen die „Ketzer" bedurfte. Seine Wirksamkeit dehnte er bis Polen aus, erzielte bei dem Bischofe von Augsburg, der ihn hoch verehrte, die Übergabe der Universität Dillingen an den Orden, wurde endlich in die Schweiz gesandt, wo er das Kollegium zu Freiburg stiftete, und starb dort 1597 in Folge eines Schlagflusses. Von seinem Leichname werden Wunder erzählt.

Cäsar Baronius, zu Sora in Kampanien 1538 geboren, von seiner Mutter schon vorher der Jungfrau Maria gewidmet, erlangte als Seelsorger schon früh großen Ruf, noch mehr aber durch seine Riesenarbeit der Annales ecclesiastici, ein Handbuch der Kirchengeschichte, in welchem er in der einseitigsten und unverantwortlichsten Weise Alles zu Gunsten der römischen Kirche darstellte, ohne die mindeste Rücksicht auf Wahrheit. Er erdichtete Bischöfe, welche von Petrus aus Rom nach den übrigen abendländischen Orten gesandt worden, versetzte den gallischen Bischof Dionysius in die Zeit des Paulus, unterdrückte die Verdammung des Papstes Honorius durch die sechste Synode, und verübte ähnliche Fälschungen auch in dem von ihm und Bellarmin reformirten römischen Brevier. Hier wurde die Fabel von der Apostasie des Papstes Marcellinus und der Synode von Sinuessa aufgenommen, um zu beweisen, daß der Papst von keinem Konzil gerichtet werden könne. Im Gebet zur Stuhlfeier Petri wurde aus der Stelle: „Deus qui b. Petro animas ligandi et solvendi pontificium tradidisti" das Wort animas gestrichen, damit daraus hervorgehe, daß die Päpste nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Leiber Gewalt haben. Die Worte, welche der Satan zu Christus sprach: „ich will dir alle Reiche der Welt geben", wurden als solche (am Feste des Petrus und Paulus zu betende) ausgegeben, welche der Herr zu Petrus gesprochen habe. Die Lüge von der Schenkung Konstantins hielt er allen Ernstes aufrecht und stellte die Kaiser stets als Untergebene der Päpste und Die-

enigen, welche eignen Willen äußerten, als Rebellen dar. Sein ganz unzuverlässiges Annalenwerk blieb nichtsdestoweniger eine Autorität unter den Jesuiten und ihren Anhängern. Er starb 1607 zu Rom am Fieber.

Robert Bellarmin aus Montepulciano in Toscana, geboren 1542, trat schon mit 16 Jahren als latinischer Dichter auf, ließ sich 1560 in den Orden aufnehmen, wirkte an verschiedenen Orten Italiens, in Löwen und Paris als Lehrer und Prediger, wurde 1597 Inquisitionsrat in Rom, 1602 Erzbischof von Capua, und starb 1621. Sein Hauptwerk, de controversiis fidei adversus sui temporis haereticos, erlebte 1631 bereits die zwanzigste Auflage. Er verfocht darin den Gedanken, daß der Papst die eine Seele der christlichen Welt sei, die für dieselbe denke, wisse und wolle, daß ein Papst auch legitim bleibe, wenn er Ketzer sei, bis die Kirche ihn absetze, daß die Kirche Alles annehmen müsse, was der Papst ihr vorschreibe, ohne es prüfen zu dürfen, daß sie von Allem, was er lehre, fest zu glauben habe, es sei wahr, von Allem, was er gebiete, es sei gut, von Allem, was er verbiete, es sei schlecht, daß der Papst weder in moralischen, noch in dogmatischen Fragen irren könne, daß Sünden, welche er vorschriebe, für gut, und Tugenden, die er verdammte, für schlecht zu halten seien, daß der Papst Unterthanen vom Eide der Treue entbinden könne und daß es in diesem Falle eine Sünde sei, den Fürsten ferner zu gehorchen. Bellarmin suchte ferner die gefälschten isidorischen Dekretalen als ächt aufrecht zu erhalten, obschon er im vertrauten Gespräche mit Freunden sie als unächt zugab, und behauptete, daß die Kirche schon seit ihrer Entstehung eine absolute Monarchie unter dem Papste gebildet habe, daß die deutschen Kurfürsten vom Papst eingesetzt worden, daß im fünfzehnten Jahrhundert, dem der Konzilien von Konstanz und Basel, nur „vereinzelte Theologen“ gelehrt hätten, das Konzil stehe über dem Papste u. s. w. —

Das wirklich bewundernswerte Gebäude des Jesuitenordens beruht vorzüglich auf zwei Werken, in seinem geistigen Gehalte auf den Exerzitien des Stifters, in welchen derselbe seine Schwärmereien anbrachte, und in seinem körperlichen auf den Konstitutionen, welche sein staatskluger Nachfolger Lainez ausarbeitete.

Als Zweck des Ordens geben dessen Schriften an: „nicht nur, mit Hilfe der göttlichen Gnade, an der Seligkeit und Vervollkommnung Derjenigen zu arbeiten, welche die Gesellschaft ausmachen, sondern auch mit derselben Hilfe aus allen Kräften an der Seligkeit und Vervollkommnung des Nächsten.“ Um diesen Zweck zu erreichen, werden von den Mitgliedern die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Die Jesuiten zerfallen in vier Klassen, welche sich in folgender Weise entwickelt haben.

Die ersten Gefährten Loyola's bildeten den Kern seines Ordens und einen engern Kreis, in welchen stets nur die Würdigsten aufgenommen wurden. Es blieb dies die oberste Klasse, die der Professen. Dieselben müssen die Priesterweihe erhalten haben und legen ein viertes Gelübde ab, dasjenige des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Sie sind die Regenten des Ordens und widmen sich allein den Zwecken desselben. Sie lebten früher blos von Almosen und durften keinerlei Einkünfte beziehen.

Die nicht zu den Professen Gehörigen, welche sich in den Zwecken des Ordens erst heranbildeten, nannte Loyola „Scholastiker". Diese legen die drei Gelübde ab, jedoch nicht feierlich, sondern nur einfach „vor Gott", verpflichten sich zum Eintritt in den Orden, und vervollkommnen sich in den Studien und Exerzitien desselben.

Als die Zahl der Ordensglieder stets wuchs, und die Professen in Folge ihres vierten Gelübdes sich den Kollegien nicht stets widmen konnten, wurde eine Mittelklasse eingeführt, welche zwischen obige beide zu stehen kam, die der Koadjutoren, der Älteren in den einzelnen Kollegien. Sie legen neue einfache Gelübde ab, doch nicht nur vor Gott, sondern ausdrücklich in die Hände der Oberen, und bestehen aus Geistlichen und Weltlichen. Die Ersteren widmen sich vorzüglich dem Unterrichte und erhalten erforderlichen Falls die Priesterweihe. Die Letztern dienen dem Orden als Köche, Gärtner, Krankenwärter und in Geschäften aller Art und können nicht weiter steigen. Die Kollegien der Koadjutoren und Scholastiker erhielten schon von Loyola das Recht, Einkünfte zu beziehen.

Diesen drei Klassen schlossen sich endlich als vierte und unterste die Novizen an, welche erst in den Orden einzutreten wünschen. Sie müssen zwei Jahre in einem Novizenhause zubringen und werden genau beobachtet, erfahren aber nichts von ihrer Bestimmung im Orden. Strenge Prüfungen werden mit ihnen vorgenommen, um zu erfahren, ob etwas ihrer Aufnahme entgegenstehe, zu welchen Hindernissen namentlich gehören: Abweichung vom Glauben, Verbrechen und schwere Sünden, Verbindlichkeiten gegen einen andern Orden, Verehelichung, störende körperliche Fehler. Man erkundigt sich nach allen ihren persönlichen, Familien- und andern Verhältnissen, nach ihren Anlagen und Fertigkeiten, Ansichten und Absichten. Sie müssen sechs Hauptproben durchmachen, welche darin bestehen, daß sie sich je einen Monat lang geistlichen Betrachtungen widmen, in Spitälern dienen, ohne Gelt reisen, verachtete Dienste leisten, Kinder oder ungebildete Personen im Glauben unterrichten und predigen oder Beichte hören. Die geistlichen Betrachtungen oder Exerzitien bestehen, nach dem Muster der eigenen Erweckungen Loyola's, insbesondere in fortwährender, ununterbrochener Vertiefung in religiöse Fragen, deren immer eine, wie z. B. über die Sünde, die Erlösung, die Mensch-

werdung, die Verdienste der Heiligen, die Seligkeit, einen Tag hindurch bei verschlossenen Thüren und Fensterläden ausschließlich betrachtet wird. Diese Einrichtung ist mit Absicht so beschaffen und eingetheilt, daß dabei notwendig jede eigene Überzeugung und selbständige Richtung des Kandidaten ertödtet werden muß. Eine Generalbeichte schließt die Laufbahn des Novizen, dessen Beschäftigung von Stunde zu Stunde während des Tages genau vorgeschrieben ist.

Außer diesen vier Klassen giebt es noch affiliirte Jesuiten, d. h. Personen, welche, ohne die mönchischen Gelübde abzulegen und die Ordenskleidung zu tragen, für die Interessen des Ordens arbeiten und ihm unbedingt gehorchen. Man nennt sie „Jesuiten im kurzen Rocke". Ihre Organisation und ihr Verhältniß zum Orden und zur Außenwelt, sowie ihr Personalbestand, sind durchaus Geheimniß.

Der oberste Würdenträger des Ordens ist der auf Lebenszeit gewählte General. Seine Gewalt ist absolut und unumschränkt, ausgenommen durch die Aufsicht, welche seine Minister und Räte, die Assistenten über ihn führen. Es giebt deren vier bis sechs, deren Jedem eine Anzahl Provinzen zur Oberleitung angewiesen ist. An der Spitze jeder Provinz steht ein Provinzial, an derjenigen der lokalen Niederlassungen des Ordens Superioren. Diese Niederlassungen sind entweder Profeßhäuser und Exerzitienhäuser, deren es nur eine beschränkte Anzahl giebt, oder Novizenhäuser, Seminare, Kollegien, Pensionate und Missionen, deren Zahl unbeschränkt ist. An der Seite jedes Würdenträgers, des Generals, der Assistenten, der Provinziale und der Superioren steht ein Admonitor oder Consultor, der denselben an seine Pflichten zu erinnern hat. Zur Überwachung der Provinzialverwaltung werden vom General Visitatoren abgeordnet. Das Rechnungswesen und die Prozesse des Ordens besorgen Prokuratoren, die Censur der von Ordensgliedern verfaßten Schriften Revisoren. Die Generalversammlung, welche unter dem Vorsitze des Generals aus den Assistenten und Abgeordneten der Provinzen besteht, wählt den General und die Assistenten, entscheidet nötigenfalls über Entsetzung derselben und bestätigt die von dem General getroffenen Abänderungen der Konstitutionen, sowie Veräußerungen von Ordensgütern. Zur Wahl des Generals ist die Generalversammlung ganz dem römischen Conclave zur Wahl des Papstes nachgeahmt. Die Mitglieder werden bei Wasser und Brot eingeschlossen, bis die Wahl beendet ist. Handelt es sich dagegen um die Entsetzung eines unwürdigen Generals, so soll die Versammlung Denselben zur freiwilligen Abdankung zu bewegen suchen, damit der Außenwelt gegenüber der Schein gewahrt werde, als ob keine Entsetzung stattgefunden hätte. In besonders wichtigen Fällen wird eine Generalkongregation berufen, an welcher alle Professen

theilnehmen dürfen. Jede Provinz hat überdies eine Provinzialkongregation.

Was von den Oberen der Gesellschaft Jesu ihren Untergebenen aufgetragen wird, muß ohne Prüfung vollzogen werden. Der Niedere ist ein Leichnam (cadaver) in der Hand des Höhern, wie es in den Konstitutionen, Kap. 14, §. 2 wörtlich heißt. Wie dieses Verhältniß blinden Gehorsam, so hat daneben jenes unter den Gleichstehenden, sowie jenes der Höheren gegen die Niederen, Mißtrauen zum Inhalte. Alle Briefe, welche von Jesuiten geschrieben oder empfangen werden, müssen von Oberen gelesen werden. Der Jesuit Mariana sagt darüber: „die ganze Regirung der Gesellschaft beruht auf Delationen, die sich wie ein Gift durch das Ganze verbreiten, daß kein Bruder dem Bruder trauen kann. Aus grenzenloser Liebe zur unumschränkten Herrschaft nimmt unser Ordensgeneral Delationen in seinem Archiv auf und stellt ihnen Glauben zu, ohne daß er erst Den angehört, gegen den sie gerichtet sind.“ Ein wirklich staunenswertes System von Berichterstattungen ist im Orden eingeführt. Jeder Würdenträger berichtet in vorgeschriebenen Perioden seinem Obern über seine Untergebenen, der Admonitor oder Consultor jedes Würdenträgers über Letztern dem General, zu gewissen Zeiten auch die Superioren dem General mit Umgehung der Provinzialen. Genaue Listen werden über alle Mitglieder und deren Thun und Treiben geführt, und allen vom Orden bestimmte Beichtväter zugetheilt. Auch müssen dieselben durchaus auf den Zusammenhang mit ihren Familien und ihrer Heimat verzichten. Ihre Güter dürfen sie nicht Verwandten, sondern nur den Armen überlassen. Um dem Orden ganz zu leben, darf auch, streng genommen, kein Mitglied desselben eine geistliche Würde annehmen. Es wurde jedoch davon schon früh abgegangen, und Jesuiten bekleideten wiederholt die Kardinals-, ja die noch mehr in Anspruch nehmende Erzbischofs- und Bischofswürde.

Als Quintessenz der moralischen Grundsätze des Jesuitenordens bezeichnet man gewöhnlich den Satz: der Zweck heiligt die Mittel. Es ist zwar behauptet worden, daß dieser Satz in keiner jesuitischen Schrift wörtlich vorkomme, allein mit Unrecht. Der Jesuit Herman Busembaum stellt in seiner „Medulla theologiae moralis“ (erschienen zuerst 1653 in Frankfurt a. M.) als Lehrsatz (pag. 320) hin: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita“ (wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt) und (pag. 504): „cui licitus est finis, etiam licent media.“ Der Jesuit Paul Laymann in seiner „Theologia moralis“ (München 1625) faßt den Satz (Pars III. s. 4 c. 12 p. 20): so: „Cui concessus est finis, concessa etiam sunt media ad finem ordinata.“ Escobar in seinen „Univ. theologiae moralis recept. sententiae“ (Lyon 1652—1663) sagt (Tom. IV, l.

33, sect. 2. probl. 65, n. 300. p. 336.): „Non peccat, qui ob bonum finem in actibus ex natura sua malis delectatus“ (der sündigt nicht, welcher sich wegen seines guten Zweckes an ihrer Natur nach schlechten Handlungen ergötzt). „Finis enim“, so heißt es nach Beleuchtung obigen Satzes an schmutzigen und schamlosen Beispielen dann weiter, „dat specificationem actibus et ex bono vel malo fine boni vel mali redduntur“ (denn der Zweck giebt den Handlungen ihren eigentlichen Charakter, und durch einen guten oder schlechten Zweck werden dieselben gut oder schlecht). Jakob Illsung sagt in seinem „Baum der Weisheit ꝛc.“ (pag. 153): „Cui licitus est finis, illi licet etiam medium ex natura sua ordinatum ad talem finem“. (Wem der Zweck erlaubt ist, dem ist auch das seiner Natur nach zu solchem Zwecke geeignete Mittel erlaubt.) Edmund Voit in seiner „Theologia moralis“ (Würzburg 1769, neueste Aufl. 1860, pars I, p. 123) sagt: „Cui fines licet, ei et media permissa sunt“; und (ebendas. p. 472, n. 731) „Cui concessus est finis, concessa etiam sunt media ad finem ordinata.“ Noch in neuester Zeit lehrte Johannes Petrus Gury in seinen „Casus conscientiae“ (Regensburg 1865) p. 332: „ubi licitus est finis, etiam licita sunt media per se indifferentia“ (— die Mittel, die an sich gleichgiltig sind). — „Die ganze verderbte Moral der Jesuiten,“ sagt ein Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts über diesen Orden, „ist ein Inbegriff von Gründen der Entschuldigungen für allerlei Sünden und Übelthaten vor Gott und Menschen.“ Und so erweist sich auch die jesuitische Moraltheologie nach den eigenen Werken des Ordens. Allgemein ist daher, und zwar nicht in Folge von Verleumdungen, das Wort „jesuitisch“ für jede Handlungsweise sprüchwörtlich geworden, welche nach den allgemein geltenden Begriffen verwerflich ist, angeblich aber zu guten Zwecken vorgenommen wird, und ebenso für jede Ausdrucksweise, welche vom Sprechenden anders verstanden wird, als sie der Hörende verstehen kann. Freilich geht Alles, was man über die Ansichten der Jesuiten weiß, von Einzelnen aus; aber es ist nicht zu vergessen, daß kein Jesuit Das, was er schreibt, öffentlich herausgeben darf, ohne **ausdrückliche Billigung** von Seite des Ordens als solchen. In dem „Institutum Societatis Jesu (auctoritate congreg. gener. XVIII. etc.“ Prag 1757, Vol. I, p. 372) heißt es: „Verschiedene Lehrmeinungen sollen nicht gestattet werden, weder in Predigten noch in öffentlichen Vorlesungen, noch in Büchern, welche ohne Approbation und Gutheißung des Ordensgenerals nicht herausgegeben werden dürfen.“ Und in der That sind auch sämmtliche oben angeführten Jesuiten-Schriften „mit Erlaubniß der Oberen“ erschienen. Daß in dem Orden auch heute „doctrinae differentes“ nicht statthaft sind, daß der Geist des Ordens derselbe geblieben und die heutigen Jesuiten in die Erbschaft der alten eingetreten sind, ergiebt sich aus einem Vergleich

Dieser mit den, wie in der Gesellschaft Jesu, so in der römischen Kurie hochangesehenen und maßgebenden Jesuitenvätern Gury, Liberatore, Moullet und anderen, die unsere Zeitgenossen sind.

Die Theorien der Jesuiten in der sogenannten Moraltheologie lassen sich auf verschiedene Kunstgriffe zurückführen, durch welche ein möglichst schlaffes und wenig bindendes Sittengesetz erzielt wird, so daß der witzige Franzose Hallier vom Jesuiten Bauny sagen konnte: Sieh' da Den, welcher hinwegnimmt die Sünden der Welt! Jene Kunstgriffe sind: der Probabilismus, die Leitung der Absicht (methodus dirigendae intentionis) und der innere Vorbehalt (reservatio s. restrictio mentalis), zu welchen Hauptmotiven noch einige untergeordnete Hilfsmittel kommen, wie die Zweideutigkeit, der Utilismus, Klandestinismus, Quietismus und Formalismus.

Der **Probabilismus**, diese Grundlage der gesammten jesuitischen Moral, liegt darin, daß Alles für erlaubt gilt, was irgend eine achtungswerte Autorität (Doctor gravis), für Jesuiten also offenbar zunächst eine jesuitische, als erlaubt erklärt. So sagen die Jesuiten Sanchez, Navarra, Escobar, Sa u. A. ausdrücklich: was ein einziger gelehrter Mann behaupte, erhalte hierdurch einen Grad von Wahrscheinlichkeit (probabilitas) und dürfe daher unbedenklich vollführt werden. Bei Carolus Antonius Casnedi „Crisis theologica" (Lissabon 1711, Tom I, disp. 7, sect. 2. §. 5, n. 87, pag. 219) heißt es mit Weglassung des Nebensächlichen: „nunquam posse peccari, nunquam cum bona intentione"; und (Tom. II, disp. 14, sect. 4. §. 5, n. 120, p. 381) „Bonum morale non pendet nisi a judicio operantis, quod satis est Deo, qui primario operantis intentionem consideret" (ob eine Handlung moralisch gut sei, hängt nur von dem Urteil der Handelnden ab, welches für Gott genügt, der hauptsächlich auf die Absicht des Handelnden sieht). Halten nun mehrere Doctores graves, die Einen eine That für erlaubt, die Andern dieselbe für nicht erlaubt, so hat man die Wahl, sie zu verüben oder nicht. Emanuel Sa geht noch weiter und sagt: „Man kann thun, was man nach einer wahrscheinlichen Meinung für erlaubt hält, wenn auch das Gegentheil vor dem Gewissen sicherer ist," und Escobar: man dürfe einer weniger wahrscheinlichen Meinung mit Hintansetzung der wahrscheinlichern folgen, ja sogar die sicherere aufgeben und der eines Andern folgen, wenn dieselbe nur ebenfalls wahrscheinlich ist. — Es versteht sich nun aber von selbst, daß ein Jesuit unter mehreren mehr oder weniger „wahrscheinlichen" Handlungsweisen stets diejenige in's Werk setzen, beziehungsweise Anderen anraten wird, welche seinem Orden vortheilhafter ist, — sie möge gut oder schlecht sein.

Am gefährlichsten erscheint diese Theorie in Bezug auf eine der bedeutendsten Thätigkeiten des Ordens, diejenige im **Beichtstuhle**. Die

Jesuiten Vasquez und Escobar lehren z. B., der Beichtvater dürfe dem Beichtkinde unter Umständen auch eine weniger wahrscheinliche, ja sogar eine gegen seine eigene Absicht streitende Handlungsweise anraten, wenn dieselbe leichter und vortheilhafter sei, und der Ordensmann Bauny ergänzt dies durch die Versicherung: wenn die Ansicht, nach welcher Jemand handelte, probabel sei, so müsse ihn der Beichtvater absolviren, auch wenn er selbst eine ganz andere Ansicht hege, und wenn er sich dessen weigere, so begehe er eine Todsünde, — womit auch Sanchez und Suarez übereinstimmen.

Der Probabilismus erhält gewichtige Unterstützung dadurch, daß in der That die einen jesuitischen Moralisten dieselbe Handlung für erlaubt erklären, welche die anderen verdammen. Während Vasquez den Mord entschieden verdammt, entschuldigen Lessius und Escobar den Mord aus Rache. Gregor von Valencia erlaubte dem Richter, der für die eine Partei so viel Wahrscheinlichkeit des Rechtes vorhanden findet, wie für die andere, derjenigen Recht zu geben, deren Vertreter ihm befreundet ist, ja sogar um seinem Freunde zu dienen, das eine Mal so, das andere Mal anders zu urtheilen, — wenn daraus kein Skandal erfolge! Azor und Escobar erlauben dem Arzte, eine Arznei zu verordnen, von welcher anzunehmen ist, daß sie heilen könne, — wenn auch wahrscheinlicher sei, daß sie schade.

Ebenso bequem ist die Lehre von der „Leitung der Absicht", welche darin besteht, daß eine nach gewöhnlichen Begriffen schlechte Handlung dadurch erlaubt werde, daß ein erlaubtes Moment sich ihr beigeselle. So stimmen z. B. die Jesuiten Vasquez, Hurtado und Tanner darin überein, daß ein Sohn den Tod seines Vaters wünschen, ja sich darüber freuen dürfe, wenn er nicht den Tod als Zweck betrachte, sondern das zu ererbende oder ererbte Vermögen in's Auge fasse. Damit nicht zufrieden, gestattet Pater Fagundez jene Freude sogar in dem Falle, wenn der Sohn seinen Vater in der Trunkenheit selbst erschlagen habe!

Besonders bezeichnend für die jesuitische Denkweise ist aber der innere Vorbehalt, mit welchem auch in den meisten Fällen die Zweideutigkeit verbunden ist. Derselbe findet statt, wenn man einen unwahren Umstand versichert, ja sogar beschwört und sich Worte hinzudenkt, durch welche die Versicherung oder der Eid wahr werden. Die Zweideutigkeit wählt statt des Hinzugedachten einen Ausdruck, dem in Gedanken eine andere Bedeutung beigelegt werden kann. Sanchez ist besonders stark hierin und geht so weit zu erlauben: wenn ein Mörder gefragt werde, ob er den Ermordeten getödtet habe, so dürfe er antworten: nein, sofern er z. B. dazu denke: vor seiner Geburt habe er ihn nicht getödtet. So kann man z. B. auch leugnen, ein Schloß (an der Thüre) erbrochen zu haben, sofern man dabei an ein Schloß (als Gebäude) denkt. Escobar dehnt diese Lehre aus, indem er davon dispen-

sirt, Versprechungen zu halten, bei deren Ablegung man bereits beabsichtigt habe, sie nicht zu erfüllen!

Noch gefährlichere Folgen kann der Utilismus haben, welcher ein Verbrechen erlaubt, durch welches man einen großen Schaden von sich (!) abwenden kann. Lamy, Lessius, Tanner und Navarra z. B. erlauben, dem Verleumder seiner Ehre durch einen Mord zuvorzukommen, sich einem Duell, das sie übrigens für erlaubt halten, durch den Mord des Gegners, ja sogar einem entehrenden Urteile durch den des Richters und der Zeugen sich zu entziehen; Caramuel: ein Weib zu tödten, mit dem man sich vergangen, wenn zu befürchten, daß sie es verrate!

Harmloser, aber ebenso verächtlich, erscheinen der Quietismus, welcher die Sünde gestattet, sofern die Seele sich ihr „mit Widerstreben“ hingebe oder sofern die Person, mit welcher man sie begehe, darein einwillige, — der Klandestinismus, welcher (namentlich durch Escobar) Alles entschuldigt, was geheim bleibt, (nach der Regel: si non caste, tamen caute!), und der elende Formalismus, welcher alle Gebote umgehen kann, wenn er es unter einer andern Form thut, als das Gebot enthält, z. B. ein verbotenes Buch in einzelnen Blättern liest, weil er dann kein „Buch“ gelesen hat.

Über die Lehren der Jesuiten in Bezug auf das geschlechtliche Leben wollen wir hinweggehen, da sie zu schamlos sind, um berührt zu werden. Die neueste jesuitische „Moraltheologie“ des Pater Gury hat sie in ein schaudererregendes System gebracht.

Diese Grundsätze der Jesuiten erstrecken sich aber nicht nur auf die weltliche Moral, sondern auch auf die kirchliche Zucht, als deren Kämpen die frommen Väter doch erscheinen sollten. Die Jesuiten Escobar, Busembaum, Henriquez, Lugo, Laymann, Diana, Tamburini u. A. lehren nämlich, daß es nicht nötig sei, der gesammten Messe beizuwohnen (wie die Kirche doch vorschreibt), es genüge, einen Theil davon zu hören; es sei erlaubt, während der Messe zu plaudern, wenn man den Altar nicht aus den Augen verliere; auch die Zerstreutheit während der heiligen Handlung sei zu entschuldigen, wenn nur das Betragen äußerlich anständig bleibe, und man verfehle den Zweck der Messe nicht, wenn man während derselben Frauen „wollüstig“ anblicke oder gar verbrecherische Absichten hege. Dieselben „Moralisten“, welche auch hinsichtlich der Fastengebote soviel spitzfindige Ausnahmen gestatten, daß dieselben so gut wie nicht mehr da sind, geben sogar Anleitung, im Beichtstuhle zu betrügen, indem sie in demselben zweideutige Ausdrücke und Mental-Reservationen, sowie die Verschweigung einer Sünde, wenn dieselbe in einer Generalbeichte inbegriffen sei, die Wahl eines zweiten Beichtvaters, um bei dem ersten in gutem Rufe zu bleiben, u. s. w. gestatten. Dieselben erlauben ferner, ein ungetauftes Kind in's Wasser zu werfen, um es ketzerischen Eltern zu entreißen, wenn man dabei die Tauffornel aus-

spreche, und ebenso: ein Kind in demselben oder in ähnlichem Falle mit siedendem Wasser zu taufen und dadurch zu tödten. Bauny und Sanchez erlauben dem Priester an demselben Tage, wo er eine Todsünde begangen, die Messe zu lesen. Selbst die Unfehlbarkeit des Papstes existirt für die Jesuiten nur in den Schranken der Probabilitätstheorie, und gilt nur, je nachdem die Aussprüche des heiligen Vaters verstanden und ausgelegt werden. Verweigert z. B. der Papst den Banditen das Asylrecht, so gilt dies nicht, sofern der Mord nicht um Gelt, sondern aus — Gefälligkeit stattfand, und das kirchliche Asyl genießen auch Jene, welche neben der Kirche ein Verbrechen begingen, um gleich darauf vom Asyle Gebrauch machen zu können.

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, daß die Jesuiten dabei stehen blieben, dem Papste zu opponiren, dem sie doch Gehorsam schwören; nein, sie höhnen sogar Den, dessen Namen sie tragen, dessen Lehre zu verbreiten sie vorgeben! Jesus befahl Dem, der auf die eine Wange einen Schlag erhalten, auch die andere darzubieten. Der Jesuit Escobar aber sagt in seiner Moraltheologie ausdrücklich: wer eine Ohrfeige erhalten, sei entehrt, bis er Den, von dem er sie erhalten, getödtet habe. Jesus befahl, Dem, der von uns den Rock verlange, auch den Mantel zu geben. Der Jesuit Bauny aber sprach den intellektuellen Urheber einer Brandstiftung von jeder Entschädigungspflicht frei*).

Diese Lehren blieben aber nicht etwa in der Theorie stehen, — sie wurden auch in die Praxis eingeführt. Ihr laxer Gehalt brachte die Jesuiten, deren Novizen nicht aus den besten, sondern aus den für den Orden brauchbarsten Individuen ausgewählt wurden, thatsächlich zu allen möglichen Verbrechen und Schandthaten. So ließen sie sich denn auch in der Politik nicht von Grundsätzen, sondern von der Zweckmäßigkeit leiten. Ihr Ziel war, die Völker zu beherrschen, und weil ihnen hierbei die Fürsten im Wege standen, so galt ihr glühendster Haß Diesen, und sie wurden darum die ersten Verfechter des modernen Grundsatzes der Volkssouveränetät, ohne zu ahnen, daß dessen Konsequenzen am Ende nicht ihnen, sondern dem Volke selbst zu Gute kommen würden. Die von ihnen in dieser Hinsicht aufgestellten Lehren sind freilich geeignet, Demokraten zu blenden, wenn Solche dabei nicht bedenken, wie verderbliche Hintergedanken hinter denselben lauern. Schon der zweite General Lainez sagte am Konzil von Trient 1562: die Regirung der Kirche sei von Gott eingesetzt, diejenige der Staaten aber werde von den „Gemeinwesen" derselben gestaltet, welche sie ihren Obrigkeiten übertragen, „ohne sich dadurch dieser Gewalt selbst zu berauben." Bellarmin

*) Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte (i. e. Blaise Pascal) à un provincial de ses amis, avec les notes de Guillaume Wendrock. Nouv. édit. 4 vol. à Leide MDCCLXI.

schrieb mit Recht, die Art der politischen Macht, ob Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, folge notwendig aus der Natur des Menschen; die politische Macht selbst aber ruhe auf der gesammten Menge; denn es gebe von Natur keinen Vorzug der einen Menschen vor den anderen; die Gewalt der Gesammtheit sei also göttlichen Rechtes. Die Menge könne daher nicht nur wählen, welche Regirungsform sie wolle, sondern auch nach ihrem Belieben die eine in die andere verwandeln. Der jesuitische Geschichtschreiber Mariana baute hierauf weiter die Ausführung, daß es an dem Volke sei, die Regirung zu bestellen und erbliche Monarchie daher zu verwerfen, weil sie die Persönlichkeit des Herrschers dem Zufall überlasse, derselbe also z. B. ein Kind, Weib oder Wüstling sein könne. Ein Monarch dürfe demgemäß, wenn er seine Macht mißbrauche, vom Volke abgesetzt und mit dem Tode bestraft werden. Endlich findet er, es sei „ein heilsamer Gedanke, wenn die Fürsten sich überzeugen, daß, falls sie den Staat unterdrücken, und sich durch Laster und Schändlichkeiten unerträglich machen, sie in einer solchen Lage leben, daß ihre Ermordung nicht nur für recht, sondern selbst für lobenswert und rühmlich gilt." Seitdem haben sämmtliche Jesuiten, welche sich mit politischen Fragen schriftstellerisch beschäftigten, die Frage, ob man einen Tyrannen tödten dürfe, bejaht. Dabei ist aber wol zu bemerken, daß die Jesuiten unter einem Tyrannen niemals einen Solchen verstehen würden, welcher zum Vortheile ihres Ordens regirte, und wäre er noch so blutig und grausam, — sondern stets nur einen Solchen, welcher der Kirche und speziell den Jesuiten entgegentritt, d. h. also einen aufgeklärten Monarchen, und wäre er noch so mild gegen sein Volk, z. B. einen Heinrich IV. von Frankreich, auf dessen Ermordung der Jesuit Rainold (eigentlich Rosseus) bereits 1592 so deutlich anspielte, daß es einer Aufforderung dazu gleichkam.

Ebenso wenig wie die Ziele der jesuitischen Politik das Volkswol, bezwecken diejenigen der jesuitischen Erziehung den Ruhm der Wissenschaft. Auch die Lehranstalten des Ordens dienen allein der Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses. Die erste bedeutende derselben war das 1551 gegründete Collegium Romanum. Ihm ließ im nächsten Jahre Papst Julius III. auf Loyola's Vorschlag das Collegium Germanicum folgen, welches die Bestimmung erhielt, Kämpfer gegen den Protestantismus in Deutschland heranzubilden. Einer jesuitischen Idee entsprang der Beschluß des Konzils von Trient, daß nach dem Muster jener Anstalten in jeder Diöcese ein Knabenseminar, d. h. eine Dressuranstalt für Kandidaten des katholischen Priesteramtes vom zartesten Knabenalter an bis zur Weihe errichtet werden solle. — Das Erziehungssystem der Jesuiten hatte bis auf die neueste Zeit die im Jahre 1588 verfaßte und 1599 durch den General Claudius von Aquaviva veröffentlichte Ratio et institutio studiorum societatis Jesu zur

Grundlage. Nach derselben zerfällt eine jesuitische Lehranstalt in zwei Abtheilungen: Studia superiora und Studia inferiora. Jede derselben hat einen Präfekten, beide zusammen einen Rektor. Die Studia inferiora haben wieder fünf Klassen: Rudiment, Grammatik, Syntax, Humanität und Retorik. Die Hauptsache im Lehrgange derselben ist die Erlernung der lateinischen Sprache, aber nicht die Kenntniß ihrer Satzbildung, sondern die Übung derselben und die Geschicklichkeit zu reden und zu schreiben. Der Wahlspruch der Jesuitenschulen heißt daher: „lege, scribe, loquere“. Man glaubte dies Ziel namentlich durch Überladung des Gedächtnisses der Schüler mit Redensarten zu erreichen, deren man Sammlungen über die verschiedensten Dinge in kunterbunter Reihenfolge anlegte. Eine solche Sammlung z. B., Amalthea betitelt, brachte im ersten Kapitel Redensarten über Arzneikunst, im zweiten über Chirurgie, im dritten über Arithmetik, im sechsten über Buchdruckerkunst, im siebenzehnten über „Dinge, welche zu Grunde gehen (?).“ Die Muttersprachen sind an den jesuitischen Anstalten streng verpönt und mit Strafen bedroht, die man nur los werden kann, wenn man — einen Mitschüler verklagt, der sich des nämlichen Vergehens schuldig macht, wie denn auch jeder Jesuitenschüler von den Oberen einen Nebenbuhler erhält, mit dem er im Lernen wetteifern muß. Die alten Klassiker dienen einzig und allein zur Bildung des Stils, ohne Rücksicht auf den Geist derselben, daher auch Cicero als das höchste Ideal dieser Schulen verehrt wird. Aus Vergil flicken die Jesuitenschüler lateinische Gedichte zusammen und führen lateinische Dramen auf, doch nicht solche des Plautus und Terentius, sondern selbstgedichtete. Auch Griechisch wird getrieben, ja sogar mit dem Anspruche, diese Sprache zu sprechen und in ihr Gedichte zu verfertigen. Ja, die Jesuiten stellen die griechischen und lateinischen Werke ihrer Ordensglieder an die Seite derjenigen des klassischen Altertums! — Die übrigen Lehrgegenstände, außer den alten Sprachen, faßten die Jesuiten unter dem Titel „Erudition“ zusammen, — ein Sammelsurium von allen möglichen, ohne Ordnung zusammengeworfenen Anekdoten und Notizen aus den verschiedensten Wissenschaften. Einen systematischen naturwissenschaftlichen Unterricht kannten die Jesuitenschulen bis zum Jahre 1832 nicht, einen historischen noch jetzt nur in einseitig kirchlicher, die neuere Geschichte ignorirender Weise.

Die Studia superiora bestehen aus einem zwei- oder dreijährigen „philosophischen“ und einem auf diesen folgenden vierjährigen theologischen Cursus. In der Philosophie hält man sich an Aristoteles, „soweit dieser nicht gegen die Kirchenlehre verstößt“, und an Thomas von Aquino, in der parallel damit gehenden Mathematik und Physik an Euklid, beschränkt sich aber darin auf Das, „was die Schüler gerne hören.“ In der Theologie ist die Vulgata die Grundlage; Original und andere Übersetzungen der Bibel fallen nur in Berücksichtigung, wenn sie ersterer

günstig sind. Das Hebräische wird nur oberflächlich gelehrt, mit großer Sorgfalt aber die scholastische Theologie und die Kasuistik, letztere nach dem jesuitischen Probabilitätsysteme.

Abgesehen nun davon, daß schon die allzu häufigen Andachtübungen und Exerzitien der Jesuiten die wissenschaftliche Thätigkeit notwendig beeinträchtigen müssen, kann von einer Freiheit und Unabhängigkeit der letztern schon darum keine Rede sein, weil der ganze Studienplan, gleich den Exerzitien, darauf berechnet ist, aus den Schülern blindgehorsame und ergebene Werkzeuge des Ordens, auf alles eigene Denken und Urteilen von vorn herein verzichtende Maschinen zu bilden. Die sämmtlichen Lehrfächer sind in den Fesseln der mittelalterlichen Scholastik befangen und die ganze Bewegung des Humanismus wird als nicht dagewesen betrachtet. Alles ist nur eine mechanische Abrichtung; in den Geist des römischen Altertums (vom griechischen ganz zu schweigen) wird nicht eingedrungen und dessen Träger, die Klassiker, den Schülern nur durch sogenannte kastrirte Ausgaben bekannt gemacht, aus denen Alles entfernt ist, was dem jesuitischen Zwecke irgendwie schaden könnte. Dagegen wird durch Anstandslehre, Tanzstunden, allerlei körperliche Übungen und theatralische Vorstellungen das Publikum geblendet und ihm glauben gemacht, der Unterricht sei ein aufgeklärter, während diese Fertigkeiten blos dazu dienen, den Jesuiten unter Umständen auch die Rolle eines Weltmannes spielen zu lassen, da er alle möglichen Masken vornehmen muß, je nachdem die Zwecke des Ordens es verlangen. Damit übrigens die Schüler der Jesuiten sich daran gewöhnen, ganz dem Orden und dem Orden allein anzugehören, wird die Liebe zu den Eltern und Verwandten systematisch in ihnen ertödtet. Ihr Glaubenseifer wurde ferner in früheren, dunkleren Zeiten dadurch angefeuert, daß es ihnen erlaubt war, Hinrichtungen von Ketzern beizuwohnen, — anderen nicht.

Den Schulen der Jesuiten entsprechen auch ganz die wissenschaftlichen Leistungen derselben. Wie in jenen, so nehmen sie auch in diesen eine ganz eigentümliche, von der fortschreitenden Kulturentwickelung der Menschheit völlig abgeschiedene und getrennte Stellung ein. Daher können sie auch nicht zugeben, daß Jesuiten von Anderen als von Ordensgenossen unterrichtet und über Erwerbung von Kenntnissen geprüft werden. So erwirkten sie schon 1552 vom Papste Julius III. das Vorrecht, gleich den Universitäten, ihren Schülern die Grade eines Baccalaureus, Magisters, Licentiaten und Doktors zu ertheilen, was Pius IV. 1561 bestätigte. Und doch waren die Anstalten der Jesuiten, auch wenn sie Universitäten hießen, niemals vollständige Hochschulen; sie enthielten blos die Fakultäten der Theologie und der „freien Künste" (jetzt der „Philosophie" genannt).

Sehen wir nun, welche Leistungen die durch jesuitische Schulen gebildete und genährte Literatur des Ordens aufzuweisen hat. Einiges

hieraus wurde bereits bei Anlaß der Erwähnung des Baronius und Bellarmin erwähnt.

In der Geschichte ihres eigenen Ordens thaten sich hervor: Petrus Scarga (Italiener, † 1612) mit seiner Geschichte der Heiligen, Seligen und Martyrer der Gesellschaft Jesu, Orlandinus und Sachinus mit der Geschichte des Jesuitenordens (1615 und 1621 zu Köln gedruckt), Ribadeneira, der Verfasser einer Schrift gegen Machiavelli (de bono principe), mit der Aufzählung der berühmten jesuitischen Schriftsteller, Joh. Tollenarius u. A. mit der Prachtausgabe „Imago primi seculi societatis Jesu" u. s. w. Gegen die Jesuiten schrieben Mitglieder der älteren Mönchsorden das Theatrum Jesuiticum (Coimbra 1654), worin sie die Bedrückungen erzählten, welche sich die Jesuiten gegen die älteren Orden erlaubten.

Was die übrige Weltgeschichte betrifft, so sahen wir schon bei Baronius und Bellarmin, wie es die Jesuiten mit der Wahrheit halten. Dazu stimmt auch, daß sich nicht weniger als neun Jesuiten im siebenzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts dazu hergaben, die Ächtheit eines Briefes zu beweisen, welchen nach der Legende die Jungfrau Maria an die Gemeinde zu Messina geschrieben, dessen Sprache griechisch (!) ist, und dem zu Ehren noch jetzt jährlich am 3. Juni ein Fest zu Messina gefeiert und zahlreiche dortige Kinder „Lettera" getauft werden. Der größte jesuitische Geschichtschreiber ist der Spanier Juan de Mariana (geboren 1536 zu Talavera), welcher die spanische Geschichte in dreißig Büchern, in gewandtem Stile, doch ohne alle Kritik schrieb (sie erschien zuerst 1601—1605 in Mainz, und beginnt mit Kains Nachkommen Tubal, von dem die Spanier abgeleitet werden!). In der Abhandlung de rege et regis institutione vertheidigte er den Mord Heinrichs III. von Frankreich und der Tyrannen überhaupt; sie wurde auf Anordnung des Parlaments von Paris durch den Henker verbrannt; weil aber dies die Franzosen gegen die Jesuiten erbitterte, verleugneten ihn seine Ordensbrüder, und die Inquisition setzte ihn, 73 Jahre alt, wegen theologischer Schriften gefangen, brachte diese auf den Index und behandelte ihn um so härter, weil man unter seinen Papieren ein spanisches Werk über „die Gebrechen der Gesellschaft Jesu" gefunden hatte. Er starb 1623, im 87sten Jahre. Famian Strada († 1649 in Rom) schrieb die Geschichte des niederländischen Krieges in spanischem Sinne, welche Kaspar Schoppe, ein Gegner der Jesuiten, tüchtig zerzauste.

Ebenso wenig Kritik wie die Geschichtforscher bewiesen die Sprachforscher des Ordens. Franz Turrianus gab ein arianisches Machwerk des vierten oder fünften Jahrhunderts, welches den Titel der „Apostolischen Konstitution des Papstes Clemens I." führt, und welches er für ächt hielt, 1563 mit Gepränge griechisch und latinisch, die fran-

zösischen Jesuiten Sirmond und Fronton in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Kirchenväter heraus, aber reich an Fehlern und arm an kritischem Blicke.

Hierzu kommen noch einige Schriftsteller über die Sprache und die Geographie der Länder, in welchen die Jesuiten Missionen besaßen, einige Mathematiker ohne hervorragende Namen, einige gründlich vergessene scholastische sogenannte Philosophen, vor Allem aber ein ungeheures Heer von Theologen, deren Zahl die aller übrigen jesuitischen Literaten übertrifft, welche der forschenden Wissenschaft aber keinerlei Interesse bieten können.

Der Jesuitenorden hatte in Folge seiner strengen Zucht und schlaffen Sittenlehre schon frühe manchen Abfall zu beklagen. Im Jahre 1567 entflohen die Professoren Eduard Thorn und Balthasar Zuger aus dem Jesuitenkollegium zu Dillingen und wurden Protestanten, so 1587 Elias Hasenmüller, um 1595 Heller und Gabriel Bariak, der in Genf gegen die Jesuiten schrieb. Im Jahre 1577 entwich der Professor Christian Franken aus Gardeleben vom Jesuitenkollegium zu Wien, wurde Protestant und schleuderte von Basel und La Rochelle aus zahlreiche Streitschriften gegen den Orden, deren eine den kräftigen Titel trägt: De bestialissima idololatria quam in adoratione panis et vini renovat societas, Jesu divino sub cognomento latitans secunda bestia; eine andere: De studiis Jesuitarum abstrusioribus et consiliis eorum sanguinariis. Franken starb 1590 als Lektor am socinianischen Gymnasium zu Klausenburg in Siebenbürgen. Auch im siebenzehnten Jahrhundert wandten sich viele Jesuiten, wie z. B. Peter Jarrige, nach La Rochelle, Genf und Holland, Jarrige ließ sich jedoch zur Rückkehr bewegen und verschwand nach 1650 zu Antwerpen spurlos aus der Welt. Sonderbarer war das Schicksal eines andern Jesuiten, Mena mit Namen, eines Spaniers; er hatte sich mit einer weiblichen Person vergangen und wurde deshalb von der Inquisition zu Valladolid eingekerkert. Die Jesuiten wußten ihn jedoch zu bekommen, gaben ihn für todt aus, begruben eine Figur statt seiner und schafften ihn nach Genua, wo er 1634 — Jude wurde, sich verheiratete und als Rabbiner Vorträge über das Gesetz Mose's hielt.

B. Die katholischen Eroberungen mit Hilfe der Jesuiten.

Daß der Jesuitenorden in seinem eigentlichen Wesen durchaus glaubenslos ist, erhellt aus den Werken seiner eigenen Glieder, deren keines ohne Bewilligung des Ordens gedruckt ist, hinlänglich, daher auch Jesuiten zu wiederholten Malen von den Päpsten als Ketzer verdammt worden sind. Aber die katholische Kirche und der Papst sind Werkzeuge, welche von klugen und schlauen Männern leicht bethört und geblendet werden

können, weil die bestehende Regirungsform der Kirche überhaupt auf einer Verblendung, nämlich der Annahme einer Stiftung des Primates durch Christus beruht, — daher auch Die, welche dies Werkzeug zu benützen und zu leiten wissen, mittels der zahlreichen Gnaden- und Heilsanstalten, die der Katholizismus besitzt, einen unberechenbaren Einfluß auf hunderte von Millionen denkunfähiger, blindgläubiger Schafe erhalten. Die Jesuiten wollen vor Allem herrschen, und dies können sie nur unter den Unwissenden, denen sie durch ihre hohle Gelehrsamkeit imponiren, — eine Gelehrsamkeit, welche den Zierden der Kunst und Wissenschaft gegenüber in Staub zerfällt.

So traten denn die Jesuiten in die Reihen, welche in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die katholische Kirche bildete, um das ihr durch die Reformation entrissene Gebiet wieder zu erobern und ihre verlorene Macht und die Einheit der zerrissenen Christenheit wieder herzustellen.

Der Schauplatz dieses Kampfes war begreiflicher Weise vorzüglich das Land, in welchem die Reformation ihren Anfang genommen und die größte Verbreitung und Macht besaß, — Deutschland.

Der Orden war noch jung, der Schwärmer Loyola lebte noch, und kein Escobar, Sanchez, Vasquez und Busembaum hatten noch ihren Schmutz niedergeschrieben, als er in Deutschland Fuß faßte, wo man ihn daher auf katholischer Seite in guter Treue als die Stütze der Kirche ansah. Im Jahre 1551 gründeten die Jesuiten unter dem Schutze des römischen Königs Ferdinand I. das Kollegium zu Wien, 1556 diejenigen zu Köln, Ingolstadt und Prag, 1559 das zu München, 1561 die zu Trier und Mainz, und 1566 hatten sie ein bedeutendes Netz über ganz Baiern, Tirol, Franken, Schwaben, über den größten Theil Österreichs und der Rheinlande gesponnen und waren im Begriffe, sich auch in Ungarn einzunisten. Ingolstadt wurde der Mittelpunkt ihrer die Kurzsichtigen blendenden Wissenschaft. Sogar Protestanten ließen sich bethören und sandten ihnen ihre Söhne. Wo sie Platz griffen, führten sie sofort den beinahe außer Gebrauch gekommenen mittelalterlichen Wahn der Reliquien, Rosenkränze, Fastengebote und Wallfahrten wieder ein. Es war ein Raubzug des romanisch-katholischen Geistes in das Gebiet der deutschen und protestantischen Kultur.

Die Früchte zeigten sich zuerst in Baiern. Der Herzog Albrecht V., vorher geneigt, seinem großentheils protestantisch gewordenen Lande Zugeständnisse zu machen, wandte sich seit dem Ende des Konzils von Trient plötzlich gegen die Protestanten, sandte die Jesuiten als Bekehrungstruppen unter sie, und vertrieb sie, wo sie ihrem Glauben treu blieben. Die auf dem Index stehenden Bücher wurden massenhaft verbrannt und dafür jesuitische verbreitet. Der Herzog beschränkte sich aber nicht auf sein Land. Seinen Mündel, den Sohn des in Frankreich in den Reihen der Hugenoten gefallenen Markgrafen Philibert von Baden, ließ er katholisch

erziehen und dessen Land durch seine Jesuiten in den Jahren 1570 und 1571 zum alten Glauben bekehren. Zugleich wurde der Jesuit Canisius umhergesandt, um die katholischen Fürsten zum Zusammenhalten, zur unbedingten Annahme der Trienter Beschlüsse und zur Verweigerung jedes Zugeständnisses an die Protestanten zu bewegen. Sein Wirken war mit Erfolg gekrönt; Seminarien tauchten überall auf; an den katholischen Universitäten, zuerst in Dillingen, wurden keine Grade mehr ertheilt ohne Ablegung des Glaubensbekenntnisses von Trient. Das letztere mußten im Erzbistum Trier auch alle Schullehrer unterschreiben. Die früher so schlaff gewordenen geistlichen Fürsten versäumten keine Prozession, keine Vesper mehr. Der vorher duldsame Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel, ging nun mit jesuitischer Hilfe erobernd vor, verjagte aus seinen sächsischen Besitzungen im Eichsfelde die protestantischen Prediger und setzte Jesuiten an ihre Stelle. Dasselbe that der Abt von Fulda. Kaiserliche Vorrechte, welche die Protestanten vorwiesen, wurden nie berücksichtigt. Das reizte sie zum Widerstande. Im Fuldaischen wurde 1576 der strenge Abt von seinem Adel überfallen und zur Abdankung gezwungen; ja einen merkwürdigen Widerstand gegen das katholische Streben, welcher wahrlich Mut brauchte, versuchte der 1577 auftretende Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß, der offen protestantische Neigungen an den Tag legte, keine Messe las und mit dem Gedanken umging, sein Kurfürstentum kurzweg in ein weltliches und erbliches zu verwandeln. Wirklich erklärte er, Protestant werden und heiraten zu wollen, Pfalzgraf Kasimir unterstützte ihn; aber beide unterlagen 1583 den Ränken des Papstes und den Truppen Baierns und Spaniens, und Truchseß mußte fliehen und einem bairischen Prinzen Platz machen. Heinrich von Lauenburg, Bischof von Paderborn und Osnabrück, der sein Beispiel hatte nachahmen wollen, starb 1585 an einem Sturze vom Pferde. Jesuiten überschwemmten, von Waffengewalt unterstützt, Beider Stiftsgebiete*), und darauf auch Münster in Westfalen, Hildesheim und andere Lande. Der Bischof Julius von Würzburg bekehrte seine Hauptstadt und sein Gebiet mit Gewalt zum Katholizismus. Ihm ahmte der von Bamberg nach. In beiden Stiftern füllten sich die Klöster wieder. In der freien Stadt Köln wurde der Besuch der protestantischen Predigt mit Kerker und Geltbuße bestraft, in Augsburg und Regensburg die Protestanten kurzweg verbannt. Ja der römische Nuntius, die Jesuiten und ihre Helfershelfer machten nun auch Versuche, protestantische Fürsten in Sachsen, Hessen und der Pfalz, und mit ihnen ihr Land zu bekehren, und eifrig arbeitete man daran, das Reichskammergericht von seinen protestantischen Mitgliedern zu säubern. Schüler der Jesuiten stiegen nach und nach zu den Stellen der Kirchenfürsten empor und räumten

*) Vergl. Löher, der Kampf um Paderborn, Berlin 1874.

dann mit fürchterlicher Gewissenhaftigkeit alle Reste des Protestantismus hinweg.

Am schwierigsten erwies sich die Durchführung dieses Systems, wurde aber auch mit der blutigsten Rücksichtlosigkeit durchgeführt in Österreich. Die Reformation hatte hier eine mächtige Verbreitung gefunden und die Universität Wien war für den Süden Deutschlands ebenso ein Hauptherd derselben geworden, wie Wittenberg für den Norden. Hohe Beamte huldigten ihr und die Klöster wurden in Menge verlassen. Umsonst waren drakonische Erlasse der von den Bischöfen aufgestachelten Regirung, welche mit Wasser- und Feuertod drohten. Der Landtag Österreichs wurde fast ganz protestantisch; in Steiermark, Kärnten und Krain beförderte der Adel die neue Lehre eifrig, welche stark überhand nahm*). Ja in Tirol artete die Neigung zu derselben sogar in einen wilden, wiedertäuferisch gefärbten Bauernaufstand aus, wurde aber auch, am frühesten in den „Erblanden“, blutig und mit dem Scheiterhaufen unterdrückt. Der in Böhmen fortglimmende Husitismus verwandelte sich in entschiedenstes Luthertum, strebte aber mit eben solchem Eifer, wie den Sieg der neuen Lehre, auch den der tschechischen Sprache an.

Im eigentlichen Österreich erhielt der Protestantismus sogar durch einen Kaiser Vorschub, Maximilian II., welcher nicht nur weitherzigste Duldung, sondern auch selbst reformatorische Neigungen an den Tag legte. In Mitte des 16. Jahrhunderts war dort kaum mehr der zehnte, ja in Oberösterreich kaum der zwanzigste Theil der Bevölkerung noch katholisch. Klöster ertheilten sogar Stipendien an in Wittenberg studirende Landessöhne. Es muß zwar bemerkt werden, daß der österreichische Protestantismus einen beschränkten, unduldsamen und buchstabenknechtischen Charakter trug. Doch schufen seine Organe viel Gutes in den Gebieten des Unterrichtes und der Wolthätigkeit. Der schwäbische Humanist Nikodemus Frischlin wirkte in Laibach segensreich, wenn auch nur kurze Zeit.

Ein furchtbarer Schlag war dieser Bewegung der Tod Kaiser Maximilians II. Die während seiner Regirung zurückgedrängten Jesuiten errangen ihren frühern Einfluß von neuem und gingen nun mit Hilfe des blendenden Apparates ihrer Predigten und Bruderschaften, und unterstützt von den eifrigst katholischen Erzherzogen und dem gelehrten und kunstsinnigen, aber den Volksgeist nicht fassenden Kaiser Rudolf II. an die rücksichtlose Bekämpfung und Unterdrückung der Reformation. Die Universität Wien wurde 1578 dem Protestantismus gewaltsam entrissen und nach hartnäckigem Widerstande 1610 geradezu den Jesuiten übergeben. Mit roher Gewalt wurde das Volk, mit ziemlicher Langmut aber der Adel zum Bekenntniß der Lehre Roms nach dem Katechismus des Jesuiten Canisius gezwungen.

*) H. M. Richter, Geistesströmungen, Berlin 1875, S. 59 ff.

Zahlreiche Bauernaufstände erhoben sich am Ende des 16. Jahrhunderts gegen den Glaubenszwang, wurden aber blutig niedergeschlagen. Der Geist des verwandten spanischen Herrscherhauses war im österreichischen völlig herrschend geworden und sein Wüten erlitt nur eine kurze Unterbrechung, als im Bruderstreite Matthias aus Politik — den Protestanten wieder Duldung gewährte, um die Huldigung von ihnen zu empfangen.

Entscheidend wurde der Sieg des Jesuitentums in Österreich durch den Schüler und unbedingten Anbeter dieses Ordens, den nachmaligen Kaiser Ferdinand II.; er besuchte als Erzherzog von Steiermark Rom, versprach dem Papst 1598 fußfällig, die katholische Religion zur alleinherrschenden zu machen und hielt sein Wort, worauf er sich in der Kapuzinerkirche zu Gratz als Erzengel Michael abbilden ließ, der den Teufel in der Gestalt — Luthers besiegt. Kärnten und Krain folgten nach. Man nannte das Niederreißen protestantischer Kirchen und das Vertreiben ihrer Prediger, sowie die Zerstörung der Schulen gleichen Bekenntnisses und die Verbrennung der Schriften desselben damals „Reformation“. Kaiser Rudolf that seit 1601 Dasselbe in Ober- und Niederösterreich, ja sogar in den mit eigenen Rechten begabten Königreichen Böhmen und Ungarn. Einem italienischen Augustinermönche gelang es, den Kaiser an der Erfüllung der Bitte seiner protestantischen Fürsten zu verhindern, daß den Jesuiten verboten werde, gegen den Religionsfrieden von 1555 zu schreiben, so daß die Protestanten den Reichstag von 1608 verließen und die „Union“ gründeten. Ihnen gegenüber vereinigten sich im folgenden Jahre die katholischen Fürsten zur „Liga“, und so war der Grund gelegt zu dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege. Den Todesstoß erlitt die Sache der Reformation in Böhmen durch die Niederlage am weißen Berge und in Österreich selbst durch diejenige des Bauernaufstandes unter Stephan Fadinger gegenüber dem katholischen Heere der „Seligmacher“. Hunderttausende von Österreichern aber, ja die besten Elemente des Landes, Edelleute, Städter und Landleute, entgingen den erwähnten Gräueln durch Auswanderung nach Sachsen, Brandenburg, der Schweiz und andern Ländern. Im Lande blieben nur Jesuiten, bigotte Soldateska und niedergetretenes, in krassen Aberglauben versinkendes Volk.

Mit dem nämlichen Eifer wie in Deutschland, aber mit sehr ungleichem Erfolge suchte sich der wiederhergestellte, von asketischen und despotischen Päpsten und von den Jesuiten geleitete Katholizismus auch in anderen Staaten Europa's an die Stelle des Protestantismus zu setzen, wie nicht minder in außereuropäischen Ländern dem nicht christlichen Gebiete Seelen abzuringen. Sein abwechselndes Gelingen und Mißlingen in der Schweiz, Frankreich und Großbritannien haben wir bereits oben betrachtet, und so bleibt uns noch der Norden und Osten Europa's zu berücksichtigen übrig.

Durch ihren Erbanfall an Burgund und das spanisch-habsburgische Haus hatten die Niederlande schon seit längerer Zeit eine von der deutschen Geschichte getrennte Stellung eingenommen. Nachdem schon Karl V. dort die ersten Regungen der Reformation auf die grausamste und blutigste Weise verfolgt und unterdrückt und gegen hunderttausend Menschen hatte morden lassen, waren die strenge Ausführung der Trienter Beschlüsse und die fanatische Handhabung der Inquisition durch Philipp II. von Spanien die entscheidenden Veranlassungen zur Losreißung jenes Gebietes vom spanischen Joche. Abgesehen von den Motiven, welche in des Königs angeborenem Charakter ihren Grund hatten, war es Papst Pius V., der ihn auf die feurigste Weise zur rücksichtlosen Vertilgung aller reformatorischen Regungen in den Niederlanden, die sich bereits durch Bilderstürmerei kundgegeben hatten, antrieb. Egmont und Hoorn fielen als erste Opfer durch den mit unbeschränkten Vollmachten ausgestatteten Henker Alba. Gegen seine Blutherrschaft erhob sich das Land im Jahre der Bartholomäusnacht und hielt sich mit doppelter Begeisterung: religiöser und patriotischer. Ja die Katholiken gingen endlich mit den Protestanten im glühenden Wunsche nach Freiheit einig, konnten aber nicht verhindern, daß sich in Folge des geistigen Übergewichts der Letzteren auch die neue Religionsform unter ihnen verbreitete. Religiöse Duldung war aber der leitende Grundsatz der Aufständischen. Keine Erhebung war je gerechtfertigter. Es wurde anders, als sich auch in den katholischen Niederlanden die Jesuiten einnisteten und ihre Glaubensgenossen von deren Landsleuten abwendig machten. Ihnen verdankte Spanien, neben seinem Heere, die Wiedereroberung der katholischen Niederlande (1583), wo nun alles Protestantische unnachsichtlich zerstört wurde. Der nördliche Landestheil, welcher seit 1579 durch die Utrechter Union zum ersten Bundesstaate der Neuzeit vereinigt war und sich 1581 unabhängig erklärt hatte, sollte ebenfalls wieder, und zwar durch Mord für Spanien gewonnen werden. Ein fanatischer Meuchler, der Biscayer Jaureguy, der Amulette bei sich führte und im Falle des Gelingens der Mutter Gottes von Bayonne ein Kleid, eine Lampe und eine Krone, derjenigen von Aranzosu eine Krone und dem Herrn Christus selbst einen Vorhang versprach, wurde ergriffen; dem Zweiten aber, dem von den Jesuiten gesandten Balthasar Gerard, gelang 1584 die Sendung der verräterischen Kugel in das edle Herz Wilhelms von Oranien. Zur Feier seiner That sangen die Chorherren von Herzogenbusch ein Tedeum. Überall im wiedereroberten Lande erhielten nun die Jesuiten die ihnen von Spanien früher aus Mißtrauen vorenthaltenen Niederlassungen, und bald gesellten sich ihnen ihre steten Begleiter, die Kapuziner bei. Es gelang ihnen sogar in den freien Niederlanden einen großen Theil der Bewohner, namentlich im Erzbistum Utrecht, dann auch im Bistum Harlem u. s. w., wieder zum Katholizismus zurückzuführen, — Dank der Duldung, welche dessen protestantische Regenten übten!

Weniger Erfolg leuchtete der Gegenreformation im skandinavischen Norden. Mit Leichtigkeit und ohne wesentlichen Widerstand war die Lehre Luthers in Dänemark und Schweden eingeführt worden; schwieriger war das Werk in den entlegeneren Ländern der Finnen und Lappen und auf der Insel Island gewesen. Durch Gustav Wasa war die Reformation in Schweden zugleich Sache der Vaterlandsliebe und der Wissenschaft geworden, welche letztere seit dem achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts durch Einführung des Buchdrucks und Gründung der Universität Upsala dort eine Heimstätte gefunden. Dennoch wandte einer seiner Söhne, Johann von Finnland, seine Neigungen der römischen Kirche zu, wol vorzüglich in Folge der Einwirkung seiner polnischen Gemalin und der Gefängnißleiden, die seine Brüder über ihn verhängt, was er aber bereits mit Mord gerächt hatte. Er begünstigte sogar das Eindringen von Jesuiten in Stockholm, unterhandelte mit einem Gliede dieses Ordens, Anton Possevin, den man ihm aus Rom gesandt, über Wiedereinführung der alten Kirche in Schweden, und legte in die Hände Desselben das römische Glaubensbekenntniß ab. Freilich forderte er die Priesterehe und die Messe in der Landessprache; der Papst Gregor aber weigerte sich, hierauf einzutreten und verlangte unbedingte Unterwerfung. Das brach die Geduld des Königs; er jagte die Jesuiten wieder fort und wagte an den Glauben seines Landes keine Hand anzulegen. Auch sein Sohn Siegmund, bereits König von Polen, seit 1592 auch von Schweden, durfte es nicht wagen, obschon er in Gesellschaft eines Nuntius und mit päpstlichen Hilfsmitteln zur „Wiederherstellung des Glaubens" aus Polen nach Schweden kam. Der Papst ließ ihm sogar zumuten, erledigte Bischofssitze mit Katholiken zu besetzen. Diese und ähnliche Absichten bewirkten große Aufregung unter den Schweden, welche vom Könige die Anerkennung des lutherischen Glaubens als alleinherrschenden verlangten. Die Jesuiten beschwichtigten seine Gewissensangst und bewogen ihn zu diesem Zugeständniß, — um die Krone zu retten. Kaum gegeben jedoch, brach er es sofort, ernannte katholische Beamte und richtete katholischen Gottesdienst ein. Die schwedischen Stände machten diese Maßregeln wieder rückgängig, hoben das letzte noch übrig gebliebene Kloster auf und ließen Die peitschen, welche die lutherische Kirche nicht besuchten. Die Furcht vor römischer Tücke und Gewalt, wie sie in Deutschland und Frankreich geübt wurde, machte sie in empörender Weise zu Nachahmern ihrer Feinde! Es war völliger Aufstand gegen den in Polen abwesenden König, der mit landesverräterischen Planen umging, Schweden an die spanische Politik zu verkaufen. Sein bewaffneter Einfall in Schweden endete 1595 mit seiner Niederlage und der Erhebung seines protestantischen Oheims Karl zum König.

Was die katholische Reaktion damit in Schweden für immer verloren, das gewann sie reichlich in Polen. Der 1569 begonnene Ein-

zug der Jesuiten in dieses Land zwang die einflußreichen Protestanten zu Maßregeln, welche die Sache ihres Glaubens förderten. 1579 folgte die Einstellung der Zehnten, wodurch nach Behauptung des Nuntius 1900 Pfarreien eingegangen sein sollen. Seit den achziger Jahren bearbeitete der Nuntius den König Stephan, die Zehnten wieder herzustellen, alle Ämter mit Katholiken zu besetzen und den protestantischen Gottesdienst in den Städten nicht mehr zu dulden. So weit ging der König nicht; aber seine Nachgiebigkeit führte doch zu Begünstigung der Jesuiten und Hintertreibung eines Handelsvertrags mit dem protestantischen England. Die Wahl seines Nachfolgers, jenes Schweden Siegmund, war das Werk der erstarkenden katholischen Partei. Er that, was sein Vorgänger nicht gewagt hatte. Die Kirchen der Städte wurden alle wieder katholisch, und ein Theil der griechischen Katholiken Polens zur Unterwerfung unter Rom gebracht. Der Rest der letzteren vereinigte sich mit den Protestanten zum Widerstande, den der König 1607 in offnem Kampfe besiegte. Die gemischten Ehen wurden verpönt. Durch die rastlose Thätigkeit der Jesuiten aufgehetzt, stürmten die Katholiken protestantische Kirchen und Kirchhöfe und warfen die Leichen heraus, so in Krakau, Wilna, Posen und anderen Orten, und Protestanten wurden empörend mißhandelt. Trotz alledem aber konnten weder Protestantismus noch Griechentum in Polen völlig ausgerottet werden.

Sogar Rußland war von der katholischen Reaktion in Aussicht genommen, namentlich zur Zeit des falschen Dmitri, welcher zum Zwecke der Beihilfe Polens zu seiner Tronbesteigung römische Neigungen an den Tag legte und endlich auf Zureden von Jesuiten wirklich diese Glaubensform annahm. Jesuiten und Mönche sammelten sich nach seinem Siege am Hofe zu Moskau. Die Russen jedoch erklärten das Alles für „Heidentum" und die Herrlichkeit nahm ein schnelles Ende.

Die Jesuiten waren aber nicht die Leute, sich entmutigen zu lassen, und ihre in Rußland zerrissenen Netze wurden, neu gefertigt, nach weiter entfernten Weltgegenden ausgeworfen. Zunächst gehörten in ihren Plan die Christen der Türkei. Es gelang ihnen, die Maroniten in Syrien zur Annahme des römischen Glaubensbekenntnisses zu bringen, 1614 einen nestorianischen Archimandriten in Rom zu bekehren, in Konstantinopel eine Mission zu gründen und den zum Protestantismus hinneigenden dortigen Patriarchen Kyrillos Lukaris zu entfernen.

Zur Zeit ihrer Fahrten nach Ostindien hatten die Portugiesen nähere Nachrichten über das christliche Land Habesch oder Abyssinien in Ostafrika erhalten. Die Jesuiten säumten nicht, schon unmittelbar nach ihrer Gründung, ihre Augen auch dorthin zu werfen. In Rom lebte ein Abyssinier, welcher sich „Abt Peter" nannte, die nach seinem Lande bestimmten Missionäre in der äthiopischen Sprache unterrichtete und 1550 starb. Loyola selbst hatte beabsichtigt, als Missionär dorthin zu

reisen; Papst Julius III. aber gab es nicht zu, sondern sandte 1556 zwei andere Jesuiten nach dem „Reiche des Priesters Johannes", wofür man (Bd. III. S. 531) Abyssinien hielt. Der König Claudius war ihnen jedoch in der Dispurtirkunst gewachsen und wurde von ihnen als Ketzer erklärt. Deshalb verhaßt, gelangten sie, nachdem inzwischen Papst Gregor XIII. umsonst versucht hatte, die Kopten in Ägypten durch ein Religionsgespräch (1583) zu bekehren und die Europäer zu Kreuzzügen aufzurufen, — durch listige Benutzung innerer Parteikämpfe in Abyssinien erst 1604 dazu, den auf den Tron gekommenen unächten König Jakob zum römischen Glauben zu bekehren. Auch seinen Gegner und Nachfolger Seltan-Sagهed, überzeugten sie durch Disputationen, während ihnen die Geistlichkeit und das Volk widerstanden. Als nun der König die Sabbatsfeier abschaffte, einen Jesuiten als Bischof des Landes anerkannte und 1626 dem Papste den Eid der Treue leistete, erhob sich Aufruhr, in welchem der König unterlag, was ihn bewog, den von den Jesuiten bereits geübten Religionszwang aufzuheben und allgemeine Glaubensfreiheit einzuführen. Die Folgen waren allgemeiner Abfall von der römischen Kirche, und nach des Königs Tod in der Mitte des 17. Jahrhunderts völlige Vertreibung der Jesuiten durch das Volk, dem sie nichts zurückließen, als ein durch Religionskrieg zerrüttetes und verwüstetes Land. Auch die Mission, welche die Jesuiten 1560 im innerafrikanischen Negerreiche Monomotapa errichtet und mit Bekehrung des Königs und seines Hofes gekrönt hatten, endete mit einem Aufstande, in Folge dessen der König 1561 zum Heidentum zurückkehrte und die Jesuiten sämmtlich tödten ließ.

In Ostindien hatten die Jesuiten, soweit die portugiesische Herrschaft reichte, natürlich leichtes Spiel. 1565 soll man um Goa 300.000 neue Christen gezählt haben. Aber auch das unabhängige Indien hatte der Apostel Xavier bereits seit 1542 durchzogen, doch wesentlich nur unter den Parias Erfolge erzielt. Einer seiner Nachfolger, Peter Nobili, wandte sich seit 1606 vorzüglich an die höheren Kasten, ging klug auf ihre Vorurteile ein und bekehrte 70 Brahmanen. Unter den Mohammedanern des Nordens hatte seit 1595 Xaviers Neffe Hieronymus sich niedergelassen, und zwar geradezu am Hofe des Großmoguls Akbar, wo 1610 drei Prinzen sich taufen ließen. Ja der Großmogul Dschehangir soll 1624 zum Übertritte geneigt gewesen sein. Doch hatten alle diese Bemühungen keinen dauernden Erfolg.

In China war es der Jesuit Ricci, der seit 1591 die christliche Mission, die erste in diesem Lande besorgte. Er und seine Schüler bahnten sich ihre Erfolge durch berechnetes Schonen und Benutzen des Buddhismus, der Lehre der Khongfutße und anderer Religionsformen und durch Einführung europäischer Erfindungen, wie z. B. der Uhren, in das „Reich der Mitte". 1605 hatte Ricci bereits eine „marianische

Gesellschaft“ in Peking gegründet, und sein Orden befand sich zur Zeit seines Todes 1610 in hohem Ansehen bei Hofe. Nanking besaß 1611 eine christliche Kirche, 1616 hatten fünf Provinzen solche, und 1692 gestattete der Kaiser Kang-Hi den Christen Religionsfreiheit. Selbst auf das chinesische Schrifttum (Bd. III. S. 544) übten die Jesuiten starken Einfluß aus; namentlich lehrten sie die Chinesen die Fortschritte der europäischen Mathematik und Astronomie kennen und gaben umfangreiche diese Wissenschaft behandelnde Werke heraus*). Der Rigorismus späterer Päpste jedoch, welche die Benützung des Heidentums zu christlichen Zwecken nicht mehr duldeten und sie sogar 1720 durch die römische Inquisition verdammen ließen, die Ränke, welche die Jesuiten gegen die Päpste und deren Gesandte in China spannen, und ihre Streitigkeiten mit anderen Mönchsorden, welche Missionen in China errichtet hatten, machten die Chinesen mißtrauisch, und Kang-Hi's Sohn und Nachfolger ließ 1723 die Jesuiten und übrigen Missionäre vertreiben und die christlichen Kirchen niederreißen. Der spätere Kaiser Kien-Long (seit 1740) beschützte zwar die Christen noch einmal; aber die päpstliche Bulle „ex quo singulari“ Benedikts XIV. gegen die Jesuiten bewirkte seit 1744 auf's Neue die Unterdrückung des Christentums.

Ähnliches Schicksal hatte die jesuitische und christliche Mission überhaupt in Japan (s. Bd. III. S. 550. 553). Wie bereits erwähnt, erreichte Xavier dieses Land zuerst und ließ dort Ordensbrüder zurück, welche große Fortschritte machten, so daß der Schogun Nobunaga und der Kaiser sie schützten, mehrere Daimios sich taufen ließen und 1581 die Zahl der japanischen Christen 150.000 betrug. Spätere Herrscher waren jedoch andern Sinnes; die japanischen Bonzen empörten sich gegen die fremden Nebenbuhler; die Verbindungen der Jesuiten mit dem feindlichen China und der Verdacht großer Schätze, die sie aufgehäuft haben sollten, erregten den Haß der Japaner. Dazu kamen die Bemühungen der Holländer, die Portugiesen von ihrem Handelsmonopol mit Japan zu verdrängen, und 1639 unter dem Schogun Ijejasu, wurden alle Christen aus dem Inselreiche vertrieben oder ermordet, worauf Japan 1666 die Ceremonie einführte, daß alle des Christentums Verdächtigen gezwungen wurden, die Bilder Jesu und Maria's mit Füßen zu treten. 1692 waren nur noch 50 Christen übrig und zwar in Gefängnissen. Nur durch schlaue Verheimlichung ihres Christentums erschlichen sich die Holländer auch die fernere Gewährung ihres Handelsbetriebs mit Japan. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts vernichteten und verboten die Japaner auch alle christlichen Bücher und verhinderten die Ausfuhr einheimischer solcher**).

Auch in Amerika wetteiferten die Jesuiten mit den Bettelorden,

---

*) Wuttke, Gesch. der Schrift S. 376 f.

**) Wuttke, Gesch. der Schrift S. 453. Adams Gesch. von Japan S. 53 ff.

das Christentum zu verbreiten, jedoch dort wegen der weiten spanischen und portugiesischen Besitzungen ohne Widerstand und mit dauerndem Erfolge, — wenigstens hinsichtlich der Befolgung katholischer Gebräuche, welche den harmlosen Indianern sehr zusagten, — keineswegs aber zu Gunsten christlicher Liebe, die stets vor der Inquisition den Kürzern zog.

So war der Orden ein Überall und Nirgends, — bald in dieser, bald in jener Gestalt. Wenn es sein Interesse verlangte, arbeitete er im Sinne und Geiste des regenerirten Papsttums; wenn er aber einsah, daß er mit den strengen Grundsätzen desselben keine Erfolge erringen würde, so sagte er sich auch ohne Bedenken von denselben los, mischte das Christentum, wenn es nötig schien, mit Heidentum bunt durcheinander, und trotzte dem Papsttum, das solche Versuche nicht litt. In Frankreich arbeiteten die Jesuiten für Spaniens Interesse, — während sie in Spanien mit den dort regirenden Mächten, Krone und Inquisition, in Zwist gerieten. Und doch waren sie, wenn es den Kampf gegen Feinde des römischen Systems galt, wieder unter sich und mit den Päpsten einig.

Dies war nun auch der Fall, als Rom seiner Wirksamkeit für Befestigung der kirchlichen Zucht auch eine solche für Wiederherstellung seiner frühern Macht in den einzelnen Staaten, namentlich den italienischen, folgen ließ. Diesen Ansprüchen willfährig zu sein, waren die seit dem Verfalle des Papsttums im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ihrer Unabhängigkeit auch in geistlichen Dingen gewohnten Staaten nicht gesonnen. Als dieselben daher unter Papst Paul V. aus der Familie Borghese (seit 1605) mit Nachdruck hervorgeholt wurden, leisteten die italienischen Staaten Widerstand und gaben anfangs kein Hineinregiren der Kirche in ihre inneren Angelegenheiten zu. Während jedoch die meisten unter ihnen nach und nach müde wurden und nachzugeben begannen, harrte die Republik Venedig im Widerstand aus. Namentlich erbitterte es diese, als der Papst nach Belieben diese und jene geistlichen Personen und Körperschaften des venetianischen Gebietes, welche er zu seiner „Hofhaltung" rechnete, von Entrichtung eines Zehnten an die Republik lossprach, als er ferner jede Reise in protestantische Länder ohne Bewilligung der Inquisition verbot, was dem venetianischen Handel nicht willkommen sein konnte, — und als die römische Kongregration des Index beinahe keine Bücher mehr von der Einverleibung in ihr Verzeichniß befreite, als die Meßbücher und Breviere, die nun aber verbessert wurden und in Rom selbst gedruckt werden sollten, wodurch die berühmten Buchdrucker Venedigs empfindlichen Schaden erlitten. Zu alle dem kamen noch Grenzstreitigkeiten, bezüglich auf das neulich mit dem Kirchenstaate vereinigte Ferrara. Die Gegner der päpstlichen Ansprüche wurden in der Lagunenstadt immer populärer und ihr Haupt Leonardo Donato 1606 Doge. Man erzählt, daß Paul V., als er noch Kardinal war, einst zu Donato gesagt habe: „Wenn ich Papst wäre, so würde ich euch

bei der ersten Gelegenheit exkommuniziren," worauf Donato geantwortet habe: „und ich, wenn ich Doge wäre, würde über eure Exkommunikation lachen." Ihren eigentlichen Kopf besaß diese Partei in einem Manne, welcher als der erste bedeutende Gegner der Jesuiten und der neurömischen Anmaßungen betrachtet werden kann, in dem Servitenmönche Fra Paolo Sarpi*). Zu Venedig 1552, ungefähr in derselben Zeit wie Papst Paul V. geboren, „Peter" getauft, und früh verwaist, trat er schon mit dreizehn Jahren in den Servitenorden, in welchem er den Namen „Paul" annahm. Schon mit achtzehn Jahren wurde er durch den Herzog von Mantua aus dem Hause Gonzaga, dessen Aufmerksamkeit er durch eine gelehrte Disputation erregt, zu dessen Hoftheologen ernannt, was er vier Jahre blieb, während welcher Zeit er sich in der griechischen, hebräischen und chaldäischen Sprache, in der Mathematik, Astronomie und den Naturwissenschaften ausbildete. Nach Verfluß derselben begab er sich nach Mailand, wo eben Karl Borromeo wirkte und ihm viele Ehre erwies. Weil er aber einst im Gespräche der Behauptung entgegentrat, daß in der hebräischen Schöpfungssage im ersten Buch Mose die Erwähnung der Dreieinigkeit enthalten sei, wurde er bei der Inquisition als judaisirender Ketzer angeklagt, appellirte aber, von Borromeo unterstützt, nach Rom und kam mit einem Verweise davon. Nach Venedig zurückberufen, um dort Philosophie und Theologie zu lehren, wurde er Doktor und 1579 Provinzial seines Ordens, erhielt eine Sendung nach Rom, um dort die Statuten desselben zu entwerfen und später als Prokurator desselben einen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Sixtus V. und dessen Nachfolger zeichneten ihn sehr aus. Er durchstöberte Archive und Bibliotheken, studirte das römische Recht und die kirchlichen Altertümer und lernte auch die Jesuiten kennen, deren Glied, der spanische Doktor Navarra, ihm bezeichnender Weise bemerkte: wenn Loyola jetzt wieder auf die Welt käme, so würde er seinen Orden nicht mehr kennen. Auch in seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschaften, vervollkommnete er sich und machte mehrere nicht unbedeutende Entdeckungen bezüglich der Optik, des Magnetismus, des Blutumlaufs u. s. w., wie er auch mit Galilei bekannt war und der eigentliche Erfinder des Teleskops und des Thermometers sein soll. In der Philosophie suchte er den veralteten Aristotelismus zu überwinden. Auf sein sittliches Verhalten fiel nie der mindeste Flecken. Was seinen religiösen Standpunkt betrifft, so konnte er zwar nicht anders als sich den Regeln seines Ordens fügen; aber er verwarf den Bilderdienst, den Rosenkranz, die Reliquienverehrung, den Dogmenstreit u. s. w. und enthielt sich des Beichtehörens. Seinem hellen Kopfe können wir es nur als Ausdruck seines systematischen Kampfes

*) Bianchi-Giovini, A.; Biografia di Frà Paolo Sarpi, teologo e consultore di stato della Repubblica Veneta. Vol. 2. Zurigo 1836.

gegen die Jesuiten anrechnen, wenn er Augustins und Calvins Dogma der Prädestination vertheidigte. Seine Frömmigkeit war rein und unberechnet, ein unverfälschtes Christentum. Gerade aus diesem Grunde war er ein heftiger Gegner des Papsttums, dessen ihm persönlich erwiesene Freundlichkeiten ihn nicht bestachen, das er in Rom gründlich kennen gelernt, dessen weltliche Ansprüche er sein Leben lang bekämpfte, und dessen Ränke selbst der berühmte Scipio Ricci, Bischof von Pistoja, für unverträglich mit der Redlichkeit und dem vollkommenen Christentum erklärte. Nach Venedig zurückgekehrt, wurde Sarpi abermals von einem mißgünstigen Ordensbruder der Ketzerei angeklagt, aber freigesprochen. Bei dem päpstlichen Stuhle dagegen galt er stetsfort als Ketzer und wurde mit Sorgfalt von jeder Beförderung zu wolverdienten geistlichen Stellen ferngehalten. Man umgab ihn mit Spionen, suchte ihn auf alle mögliche Weise zu quälen, und als man ihm nichts Anderes anhaben konnte, bezweifelte man die regelrechte Beschaffenheit seiner Kapuze und seiner Sandalen, welche letzteren genau geprüft, — aber orthodox befunden wurden.

Nachdem nun die Streitigkeiten zwischen Paul V. und der Republik Venedig ausgebrochen waren, wurde Sarpi, als Stütze des neuen Dogen Donato, 1606 zum Rechtskonsulenten und darauf auch zum Theologen des Staates ernannt. Als die Uneinigkeit zunahm und die Republik, von Sarpi angefeuert, dem Papste jedes weltliche Recht in ihrem Gebiete absprach, erfüllte der Letztere sein einstiges Versprechen, exkommunizirte den Dogen und sämmtliche Behörden und Beamte der Republik und verhängte über sämmtliche Kirchen derselben das Interdikt. Der Doge zeigte dies den Geistlichen an und verkündete ihnen den Beschluß des Staates, an seiner Autorität festzuhalten. Die Weltgeistlichkeit und die älteren Orden gehorchten dem Vaterlande und setzten den Gottesdienst fort; nur die neuen Orden der Kapuziner, Theatiner und Jesuiten verließen, auf Weisung des Papstes, Venedig und begaben sich in den Kirchenstaat.

In dem letztern, wie in den Venedig ebenfalls benachbarten Herzogtümern Mantua und Mailand ertönten nun die Kanzeln und Beichtstühle von einem fanatischen Geschrei gegen Venedig, das man als ein zweites Genf darstellte, worin sich besonders die Jesuiten hervorthaten. Venedig aber verhielt sich dabei ganz ruhig und lauschte den Predigten des Franziskanermönchs Fulgenzio Manfredi, welche heftig gegen das Interdikt loszogen. Schriftsteller in Menge tauchten auf, welche feurige Worte in demselben Geiste in die Welt hinaussandten, während Sarpi als Censor dafür sorgen mußte, daß sie das Maß nicht überschritten. Auch ältere antipäpstliche Werke eines Gerson wurden durch Sarpi aus dem Lateinischen übersetzt und verbreitet. Die Jesuiten mußten ihren Kardinal Bellarmin in's Feld führen, um gegen Fra Paolo Beschuldigungen der Ketzerei, Heuchelei und Unwissenheit zu schleudern, worauf Dieser nichts schuldig blieb, vielmehr neues Geschütz gegen die Papisten aufführte. Die

beiden Parteien der Welfen und Ghibellinen schienen von Neuem aufzuleben. Als man aber zu Rom keinen Erfolg der päpstlichen Bemühungen bemerkte, citirte man, in gleicher Sache Partei und Richter, Sarpi vor das heilige Officium der Inquisition, dessen Mitglied Bellarmin war, während zu gleicher Zeit der Senat der Republik den kühnen Mönch reich belohnte. Als er auf die Citation würdig antwortete, schwieg man, verbrannte aber seine Bücher und exkommunizirte den Prediger Fulgenzio und den abgefallenen Jesuiten Giovanni Marsilio, welcher in Sarpi's Sinne geschrieben hatte. Unter der Hand aber ließ man ihm durch Aussendlinge hohe Würden, die Bischofsmütze, den Kardinalshut u. s. w. versprechen, — doch umsonst; — er wies Alles ab mit der einfachen Antwort: „Ich vertheidige eine gerechte Sache."

Als die Jesuiten fortfuhren, gegen Venedig zu predigen, zu wühlen und Venetianer gegen ihr Vaterland aufzustiften, erklärte der Senat ihre Verbannung aus dem Gebiete der Republik und nahm ihre Hinterlassenschaft in Beschlag, worunter sich Aufzeichnungen der Beichten fanden, durch welche sie sich mit den Angelegenheiten der venetianischen Familien und des Staates bekannt gemacht hatten, um gegen letztere zu arbeiten. Dieser Schlag traf die römische Kurie kaum weniger, als die offen ausgesprochene Abneigung des Kaisers, Frankreichs und Englands, ihr gegen Venedig beizustehen, wozu sich nur Spanien bereit erklärte, worauf der türkische Sultan der Republik anbot, mit ihr zugleich auf zwei Seiten den Papst und Spanien anzugreifen. Schon rüsteten beide streitende Mächte zum Kriege. Die protestantischen Schweizer und Holland trugen Venedig Hilfe an. Heinrich IV. von Frankreich machte endlich Friedensvorschläge, mit denen sich Spanien einigte und die nach langen Unterhandlungen zu einer Verständigung führten, doch ohne daß sich Venedig, das im Übrigen die Forderungen des Papstes erfüllte, bewegen ließ, die Jesuiten wieder aufzunehmen.

Kurze Zeit darauf (1607) wurde auf einer Brücke Venedigs gegen Fra Paolo Sarpi von einer Meuchlerbande ein Mordversuch verübt, so daß er, von mehreren Wunden bedeckt, für todt aufgehoben wurde. Das venetianische Volk war wütend, umgab theilnahmvoll das Kloster des Angefallenen, statt das Theater zu besuchen, und schrieb die That den „Papisten" zu. Der kühne Mönch genas jedoch. Die Mörder, welche trotz der auf ihre Köpfe gesetzten Preise im Kirchenstaat frei umhergingen, gehörten meist diesem an und waren zum Theil Mönche. Ihr Anführer, Ridolfo Poma, ein im Neapolitanischen lebender Venetianer, war zur That bewogen worden durch seinen ökonomischen Ruin, durch die Schriften der Jesuiten, welche den Meuchelmord entschuldigten, und durch die damals herrschende Ansicht, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer umzubringen. Der Papst Paul V., der sich schämte, die Mörder zu beschützen, und sie doch nicht ausliefern wollte, verschaffte ihnen in Neapel

ein Asyl. Als sie wieder zurückkehrten, wurden sie eingekerkert und endeten ihr Leben in elendem Zustande. Zu diesem Verhalten der Kurie paßte auch dasjenige gegen den erwähnten Prediger Fulgenzio. Man verlockte ihn, aus Venedig zu fliehen, um in Rom zu höheren Ehren befördert zu werden; als er dort nicht unbedingt zum römischen Systeme schwur, wurde er 1610 der Inquisition überliefert und gehängt und ein Genosse, der dasselbe Spiel versuchte, vergiftet.

Inzwischen hatten sich neue Reibungen zwischen dem Papst und Venedig erhoben, in welchen Fra Paolo seine alte Kühnheit bewährte, wie er überhaupt die rechte Hand des venetianischen Staates war und dessen Politik gewissermaßen leitete. Die Verbindungen Venedigs mit den protestantischen Staaten England, Holland, der Pfalz u. s. w. waren namentlich sein Werk, wie er auch am französischen Hofe stets den Jesuiten und Spanien entgegenarbeitete. Der römischen Kurie gegenüber hielt er kräftig an den Rechten des Staates und in Bezug auf venetianische Verhältnisse besonders an der Freiheit der griechischen Unterthanen seiner Vaterstadt in Candia fest, welche zu beschränken Rom nicht ungeneigt war. Dabei unterbrach er seine schriftstellerische Thätigkeit nicht. In klassischem historischem Stil und in der Muttersprache schrieb er die „Geschichte des Interdikts", die „Geschichte der geistlichen Beneficien", die aber weit übertroffen werden von der „Geschichte des Trienter Konzils", welche die Jesuiten geradezu wütend machte, und mit deren unkritischer und leidenschaftlicher Widerlegung der römische Jesuit und Kardinal Sforza Pallavicino sich unendlich lächerlich machte. Sarpi's Werke waren den Mönchen so sehr ein Dorn im Auge, daß sich deren stets wieder Neue fanden, Verschwörungen gegen sein Leben zu spinnen, doch ohne Erfolg. Nachdem Papst Paul V. gestorben (1621) und dessen Nachfolger Gregor XV. seine Laufbahn damit begonnen, von Venedig die Verbannung Sarpi's zu verlangen, dachte Dieser an eine Zuflucht in England. Diese Wendung wurde aber nicht nur durch die entschiedene Weigerung des Senates überflüssig, sondern auch dadurch, daß der Tod am 14. Januar 1623 des gelehrten Mönches Leben abschnitt, das in seinen letzten Jahren still und einsam, aber geehrt von seiner Vaterstadt und der freisinnigen Welt dahingeflossen war. Gregor konnte ihm nichts mehr anhaben; dafür gründete er die römische Propaganda und ließ der Jesuiten ersten und dritten General, Loyola und Xavier, heilig sprechen.

Die Jesuiten aber ruhten, besonders während des unglücklichen Krieges, durch welchen die Venetianer Candia verloren, nicht, bis die Republik sie gegen eine Geldspende von 150.000 Dukaten (600.000 Mark), welche 1653 verworfen worden, 1657 endlich wieder aufnahm, und rechtfertigten so den Ausspruch ihres vierten Generals Franz Borgia: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe haben wir regirt, wie Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns verjüngen!"

Viertes Buch.

Der Volksgeist des Reformzeitalters.

Erster Abschnitt.

Das Volk, der Staat und das Recht.

A. Die großen Bewegungen der Zeit.

Das Mittelalter hatte zum wesentlichsten Kennzeichen seines Geistes die Herrschaft jener Anstalten über den einzelnen Menschen, welche die Folge der diesen Zeitraum einleitenden Ereignisse waren. Diese letzteren, die Ausbreitung des Christentums und die Machtausdehnung der germanischen Stämme (Völkerwanderung) begründeten nämlich, wie die Kulturgeschichte des Mittelalters zeigt, die römisch-katholische Kirche und das Feudalwesen; diesen und ihren Zweiganstalten, den örtlichen Kirchen und den einzelnen Lehensverhältnissen gegenüber galt der Einzelne nichts, — nur als ihr Untergebener hatte er ein Recht auf das Dasein. Ein Recht persönlicher Meinung und ihrer freien Äußerung kannte das Mittelalter vollends gar nicht; es konnte dies auch nicht, weil es eben in der Entwickelung jener allgemeinen und besonderen kirchlichen und lehnsrechtlichen Kreise und Anstalten bestand. Zwar ist es gerade das Mittelalter, in welchem die Keime einer unabhängigen einzelmenschlichen und damit auch einer ohne Befehl oder Erlaubniß von oben herrschenden öffentlichen Meinung und Stimmung zuerst entstanden; aber sobald dieselben Lebenskraft erhielten, so war eben die unbedingte Herrschaft der Kirche und des Lehnswesens und damit auch das Mittelalter zu Ende. Die Keime dieses Individualismus lagen, was den Kreis der Kirche betrifft, in den Sekten (Bd. III. S. 191 ff.); dem Lehnswesen gegenüber entwickelten sie sich in dem Leben der Städte (ebend. S. 261 ff.); die freieren

und nicht geistiger Versumpfung anheimfallenden Elemente von beiden Seiten fanden ihre höhere Einheit in der Wissenschaft (ebend. S. 342 ff.). Dieser Zusammenfluß zeitigte nach und nach jene Bewegungen des Humanismus und der Kirchenreform, welche das Ausleben des Mittelalters und das Aufleben einer „neuen Zeit" bezeichnen und deren charakteristisches Kennzeichen eben die Geltendmachung der Individualität ist. Vom Ende des Mittelalters an spielen die Einzelmenschen eine Rolle, welche früher unerhört war. Selbst im griechisch-römischen Altertum waren die hervorragenden Geister lediglich Typen der zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte herrschenden Ansichten gewesen. Sogar ein Sokrates (Bd. II. S. 252 ff.) hatte wenig mehr als den Geist Athens zur Zeit des Perikles zur Geltung gebracht. Im morgenländischen Altertum und im Mittelalter galten die Einzelnen noch weniger; dort gingen sie im Volke, hier in der Körperschaft auf. Auch die Charaktere, welche die „neue Zeit" vorbereiteten, wie ein Dante, der als erhabenster Geist des Mittelalters das Dies- und Jenseits umfaßte, lagen dennoch mit ihrem Denken und Trachten noch im Banne der geistlichen und weltlichen Hierarchie, welche den Charakter des Mittelalters ausmacht. Erst seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und dem Lebendigwerden des Gedankens der Kirchenreform gibt es Menschen, welche völlig neue, selbständige Gedanken äußern, die über den Gesichtskreis ihres Volkes und ihrer Zeit hinausgehen. Wir haben Solche in Savonarola und Machiavelli, in Luther und Zwingli, in Hutten und Münzer, in Calvin und Loyola kennen gelernt. Und wir werden weitere Solche in Colombo und Koppernik, in Michelangelo und Holbein, in Rabelais und Cervantes, in Ariosto und Shakespeare kennen lernen. Sie vertreten eine Welt von Gedanken, wie sie zu keiner frühern Zeit und vollends nicht in so kurzem Zeitraume und auf so eng begrenztem Gebiete geäußert worden sind. Es wurden in ihren Seelen Plane neuer staatlicher und gesellschaftlicher, religiöser und künstlerischer, wissenschaftlicher und literarischer Gebilde geboren, wie sie niemals früher gelebt hatten. Es war eine Bewegung in die Geister der Menschheit gekommen, die um so erstaunlicher ist, als damit der Schauplatz der Kulturgeschichte nicht wesentlich verändert, ja sogar, wenigstens auf geraume Zeit, eher verengert als erweitert wurde. Denn es hatten damals, als im Westen die Geister so glorreich erwachten, im Osten dieselben sich bereits zur Ruhe gelegt. Die Kultur des Islam hatte mit dem Unterliegen des arabischen Chalifenreiches und der selbständigen persischen Staaten vor den rohen Massen der Mongolen und Türken ausgeatmet, und zugleich hatten die Judenverfolgungen in Europa den semitischen Brüdern der Araber Schweigen auferlegt. Auch war damals das byzantinische Reich eben völlig vernichtet und dessen Kultur-Ableger in Rußland von den Mongolen im Vorschreiten zurückgeworfen. Die geistige Bewegung war somit auf das

christliche Abendland beschränkt, und wenn auch dasselbe damals Kolonien jenseits der Oceane zu gründen begann, so waltete in diesen noch um so weniger selbständiges Leben, als die Europäer selbst dort Kulturstaaten zerstört hatten, ohne sie zu ersetzen. Auf fünf Nationen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutsche, begrenzte sich daher der erwähnte Aufschwung der Geister und Gedanken, also auf ein Gebiet, das zusammen nicht halb so groß war als einer der ostasiatischen Kulturstaaten China oder Indien.

Dieser Aufschwung äußerte sich auf zwei Hauptgebieten, auf dem der Wissenschaft für die auserwählten und bevorzugten Geister und auf dem der Religion für das Volk; denn die Wissenschaft ist die Religion der Gebildeten und die Religion die Wissenschaft des Volkes; beide sind die Formen, welche das Streben nach dem Idealen auf verschiedenen Bildungstufen annimmt. Die wissenschaftliche Bewegung, deren Verlauf wir im ersten Buche dieses Bandes schilderten, hatte zu ihrem Mittelpunkte die Idee des Humanismus, d. h. der Pflege ächt menschlichen Fühlens und Strebens auf der Grundlage des klassischen Altertums, dessen Schriftsteller diese Idee vorzugsweise zum Ausdrucke gebracht hatten. Zu diesem Verhältnisse trug vor Allem der Umstand bei, daß die beiden Sprachen des klassischen Altertums nach dessen Untergang in Europa nicht nur lebend geblieben, sondern auch sich einen größern Einfluß bewahrt hatten, als ihn, bis zur Zeit der Kreuzzüge wenigstens, die wirklichen Volkssprachen erringen konnten. Das Griechische war während des ganzen Mittelalters Hof-, Staats- und Literatursprache des byzantinischen Reiches, das Lateinische Kirchen-, Rechts- und Gelehrtensprache sämmtlicher Staaten römisch-katholischen Glaubens. Es lag daher nahe, daß lernbegierige und strebsame Köpfe sich nach tieferer Durchdringung der seit dem Untergang der antiken Kultur und in Folge der Abneigung des strengen Christentums gegen dieselbe nur mangelhaft bekannten alten Klassiker sehnten. Einer der Ersten derselben war Abälard (Bd. III. S. 342. 347). Wir sahen wie ihm Johann von Salisbury (ebend. S. 348), Petrarca und Boccaccio (oben S. 55) folgten, und wie diesem Streben die Wirksamkeit griechischer Gelehrter, die vor den Türken flohen (oben S. 57) einen weitern fruchtbaren Anstoß gab. Mit dem Vorschreiten dieser Bewegung war „die Anschauung des Mittelalters überwunden, — waren die Schranken des Autoritätsglaubens durchbrochen;“*) denn beide vertrugen den Geist des Altertums, den Geist der Freiheit und Schönheit nicht. Zudem war damals das Papsttum bei seiner tiefsten Ohnmacht, im großen Schisma (Bd. III. S. 156) angelangt, gerade als das Verlangen nach einer Kirchenreform ein allgemeines wurde. Was die humanistische

*) Reumont, Gesch. d. Stadt Rom. III. 1. S. 288.

Bewegung bei den Gebildeten, das wurde daher die reformatorische bei dem Volke, nämlich ein Hinausstreben aus drückenden Verhältnissen, die dem idealen Aufschwunge, dort dem wissenschaftlichen, hier dem religiösen, in seiner Freiheit hinderlich waren. Naturgemäß mußte aber der Aufschwung des Volkes kräftiger und anhaltender werden als derjenige der Gelehrten. Die zweite, das Mittelalter beseitigende und eine neue Zeit begründende Bewegung, die Reformation, welche wir im zweiten Buche dieses Bandes in ihren Einzelnheiten verfolgt haben, drängte daher schon bald nach ihrem Beginne die humanistische Richtung in den Hintergrund. Die Ausdehnung der kirchlichen Reform des sechszehnten Jahrhunderts ist in der That, dem heutigen religiösen Indifferentismus gegenüber, eine großartige zu nennen und darf als eine Thatsache, welche der damaligen römischen Kirche ein Drittel ihres Gebietes für immer entriß, nicht unterschätzt werden. Trug diese Bewegung auch nicht überall denselben Charakter, so entsprang sie doch überall derselben Quelle, der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Kirche. Bei den romanischen Völkern, namentlich in Italien und Spanien, überschritt sie den reformatorisch-oppositionellen Standpunkt nicht und verstieg sich nicht bis zu dem Gedanken einer Trennung von der Kirche. Auch nahm sie nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Bevölkerung für sich ein; denn unter der letztern war das eigentliche Volk wie noch jetzt, der Gegend und dem Klima gemäß, nur für einen warmen und bunten Kult, also den katholischen empfänglich, die Gebildeten aber indifferent. Unter den italienischen Humanisten war diese letztere Richtung besonders stark ausgesprochen. Weder für die Religion, noch für das Vaterland, daher auch weder für religiöse, noch für politische Reformen erwärmten sich diese Gelehrten, sondern einzig für die Welt des Altertums, d. h. so wie sie dieselbe verstanden; von ihrem wirklichen Leben ahnten sie noch sehr wenig. Ganz anders fühlten und dachten die deutschen Humanisten. Der vaterländische und der religiös-reformatorische Gedanke erfüllten sie und wurden in ihnen lebendig und gingen der Hinneigung zum Altertum voran (eine Ausnahme machte nur der heimatlose und vagirende Erasmus). Das war eben der die ganze Nation durchdringende Geist, der in den Fürsten wie in den Stadtbürgern, in den Rittern wie in den Bauern brannte. Unter den germanischen Völkern griff daher der reformatorische Gedanke schon bei dem ersten ernstlichen Widerstand auf Seite der Kirche Platz. Diese letztere Richtung verpflanzte sich auch nach dem zwar romanisch sprechenden, aber stark mit germanischen Elementen versetzten Frankreich. Doch haben die romanisch sprechenden Länder das Gemeinsame, daß in ihnen die reformatorische Bewegung unterdrückt wurde. In Frankreich und Spanien that dies die in Folge der politischen Entwickelung dieser Länder centralisirte Staatsgewalt, in Italien aber der Einfluß des sich

ermannenden Papsttums, verbunden mit der spanisch-österreichischen Politik. Die centralisirte Staatsgewalt war es auch, welche in England ein eigentümliches Kirchengebilde, eine von Rom getrennte, aber römischen Geist behaltende Staatskirche schuf. In Deutschland war es lediglich die politische Zerrissenheit, welche die Sache der Reformation rettete; ohne jenen Umstand wäre sie überall eben so sicher unterdrückt worden, wie sie es in den österreichischen Erblanden von dem nach spanischem Vorbilde centralisirten Staate wurde; ihre Rettung in einem Theile Deutschlands hatte dasselbe Ergebniß auch in Skandinavien, den Niederlanden und der Schweiz zur Folge.

So mächtig, ungestüm und siegreich nun aber auch diese beiden Bewegungen, die humanistische bei der Aristokratie des Geistes und die reformatorische bei dem Volke auftrat, so wenig nachhaltigen Erfolg hatten beide. Die Leistungen der Humanisten waren zwar anspruchsvoll, aber in ihren wirklichen Ergebnissen für die lernende Menschheit unfruchtbar und schlugen zuletzt in blose bombastische Eitelkeit und gelehrte Pedanterie um. Es fehlte dieser Klasse von Schriftstellern die Produktivität, und ihre tadelnswerteste That, die Verdrängung des Schrifttums der Volkssprachen, rächte sich bitter durch die Wiedererhebung der letzteren und zwar theilweise im Bunde mit der Reformation, wo diese siegreich war. Die letztere aber, statt eine wahre Volkskirche zu gründen, wie ihre Aufgabe war, entartete zur Schöpfung neuer Kerker des Glaubenswahnes und Glaubenszwanges, zur Aufstellung vieler Päpstlein unter einem papierenen Oberpapste. Die aus dem Volke hervorgegangene Reformbewegung wurde durch die herrschsüchtigen Pastoren gefälscht, und das Bewußtsein, daß hierdurch nichts in Wahrheit besser geworden, bahnte nur der dritten Bewegung seit dem Ende des Mittelalters, der Gegenreformation den Weg, die wir im dritten Buche dieses Bandes betrachtet haben. Es steht in ihr den beiden vorangehenden fortschreitenden eine nachfolgende rückschreitende Richtung gegenüber. In ihr rächte sich das Ungestüme, Unruhige, Fanatische und Unfruchtbare der beiden ersten Bewegungen, denen, weil sie nicht dem wahren Fortschritte dienten, ein Rückschritt folgen mußte. An Selbstüberschätzung und Willkür glich die Gegenreformation ihren beiden Vorgängerinnen; wie der Humanismus von den Gelehrten, die Reformation von Männern des Volkes, so wurde die dritte Bewegung von den Organen der „streitenden Kirche“ in's Werk gesetzt, und wo sie siegte, herrschte von dem Augenblick an allein die Kirche und mußten alle Errungenschaften des Volksgeistes, welche nicht derselben dienten, zurücktreten und ein armseliges Leben führen oder geradezu ausatmen. Wo und so lange die Gegenreformation herrschte, nahm die betreffende Bevölkerung keinen Theil mehr an dem allgemeinen Geistesleben ihrer Nation in Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Besonders scharf trat dies in Österreich dem übrigen Deutschland gegen-

über zu Tage. Dennoch war die antireformatorische Bewegung nicht ausschließlich ein Rückschritt. Die Inquisition, ihr hauptsächliches Kennzeichen, war auch von protestantischen Gewalten, freilich nur in stümperhafter Nachahmung der Katholiken, geübt worden, wie wir am Beispiel Calvins u. A. gesehen, und die Jesuiten, ihr streitbares Heer, übertrafen an Geist und Zucht die ordnunglosen Haufen der Husiten, Wiedertäufer u. a. wilden Truppen der Kirchenreform, wie an Bildung die buchstabenknechtischen Apostel der letztern. Aber auch wo zwar keine Reformation und daher auch keine Gegenreformation stattgefunden, hingegen der Geist der letztern ein ganzes Volk unbedingt beherrschte, ging der nationale Geist des letztern nicht zu Grunde. Die Schrecken des Scheiterhaufens verhinderten so wenig das glänzende Gestirn eines Lope de Vega und Cervantes am Aufleuchten, wie die geistlosen Paragraphen der Hochkirche den Ruhm eines Shakespeare verdunkeln konnten, und die brudermörderischen Federkriege der Theologen Deutschlands und der Niederlande standen den Kunstschöpfungen eines Dürer und Rembrandt nicht im Wege. War auch die Gegenreformation gleich dem Islam und dem Apostolate der Ritter an der Ostsee mit Schwert und Feuer verbreitet worden, so wurde sie trotzdem bei den Katholiken ebenso volkstümlich wie bei den Protestanten die Reformation, d. h. so weit das Verständniß dafür reichte. In Wahrheit beschränkte sich letzteres dort auf die plastischen und drastischen, pomphaften und theatralischen Predigten der Jesuiten und Kapuziner und auf die Schnörkelkunst ihrer Kirchen und Heiligenbilder, — hier auf die dunkeln und mystisch ausgelegten Sprüche der abgegriffenen Bibel. —

Die drei Bewegungen, welche die „neue Zeit" einleiteten, haben daher, weil sie den Charakter von Parteikämpfen angenommen und in Folge dessen der ruhigen Prüfung und unbefangenen Würdigung der Verhältnisse unfähig gewesen, ihren eigentlichen Zweck verfehlt. Die Humanistik hat die Wissenschaft nicht um selbständige Schöpfungen bereichert, sondern nur Vorhandenes konservirt und reproduzirt und statt der Manigfaltigkeit die Einseitigkeit gepflegt; die Reformation hat nicht das reine Christentum, frei von entstellenden priesterlichen Zuthaten, sondern nur eine zweite Anstalt anmaßender Autorität in's Leben gerufen; die Gegenreformation hat nicht den Katholizismus mit der Vernunft versöhnt und dadurch die Reformation überflüssig gemacht, sondern ihn vielmehr verknöchert und versteinert und die Gegensätze zwischen den beiden Bekenntnissen verschärft und unheilbar gemacht.

Was in der Zeit dieser drei Bewegungen den Fortschritt der Menschheit wirklich beförderte, das waren nicht diese drei Bewegungen selbst, sondern einerseits das durch sie wider ihren Willen und anderseits das neben ihnen und ohne ihre Betheiligung Geschaffene. Es waren lediglich solche Leistungen, welche ohne Tendenz, mit Ruhe und Unbefangen-

heit hervorgebracht wurden. Der Humanismus hat der Welt nicht durch Das genützt, worauf er stolz war, nämlich durch seine angeblich die Alten übertreffenden antikisirenden Dichtungen und Abhandlungen, sondern durch Das, worauf er wenig Wert legte, durch die Pflege der beiden alten Sprachen und die allmälig sich bereichernde Kenntniß des Lebens ihrer Angehörigen. Die Reformation und Gegenreformation dagegen haben ihre Lichtseite nicht in ihrem Glaubensstreite, sondern in ihren politischen Schöpfungen, indem sie mittels der von ihnen hervorgerufenen Aufregung der Geister auf den Trümmern des ausgelebten Chaos der lehnsrechtlichen Zustände den um seiner Bürger willen und zu ihrem Besten aufgestellten modernen Staat in's Leben rufen halfen. Außerhalb der drei Bewegungen aber haben anderweitige Geistesthaten, wenn auch theilweise von ihnen beeinflußt, doch in ihren Schöpfungen von ihnen unabhängig, die Menschheit auf neue und fruchtbare Bahnen gewiesen. Wir werden sie in den nun folgenden Büchern dieses Bandes näher betrachten; es sind 1. die Einrichtungen des Staats- und Rechtslebens, 2. die Forschungen der Wissenschaft, 3. die Klänge der Dichtung in den Volkssprachen und 4. die Blüten der bildenden Kunst.

B. Das geschriebene Recht.

Unter denjenigen Zweigen der Kultur, welche durch die bisher geschilderten geistigen Bewegungen der Humanistik, der Reformation und der Gegenreformation nicht unmittelbar beherrscht, wenn auch mehr oder weniger beeinflußt wurden, stellen wir die Rechtspflege voran, weil sie in nächster Verwandtschaft zu der im Stadium der Gegenreformation abgehandelten Inquisition steht und weil in ihr damals ein Geist Platz griff, der mit demjenigen des fanatischen Treibens der Religionsparteien nahe verwandt ist. Es ist jener Geist, den wir bereits in der Kulturgeschichte des Mittelalters (Bd. III, S. 336) angedeutet haben, der Geist der Rechtspflege um des abstrakten Rechtes, nicht um des Menschen willen, welcher mit der Geltung des römischen und des kanonischen Rechtes an Stelle der alten deutschen Volksrechte emporkam und die Welt mit Blut, Brandmalen und endlosem Jammer erfüllte.

Mit den übrigen Zuständen der mittelalterlichen Kultur, den religiösen, politischen, sozialen, literarischen, künstlerischen u. s. w. unterlagen auch die rechtlichen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einer Umwandlung. An die Stelle des Adels und des Rittertums trat nach und nach ein Beamtentum, die Leibeigenschaft nahm ab, und die Kirche wurde dem stets mächtiger werdenden Staate untergeordnet. Die Wissenschaft wuchs zu einer Macht heran, die Universitäten zu geachteten Körperschaften, die Gelehrten zu gesuchten Ratgebern des Staates. Diese Wandelungen gehen

im Rechtsleben einig mit der Einführung jener fremden Rechte in Deutschland, des römischen, nach dem Corpus juris civilis Kaiser Justinians I., des kanonischen nach dem Corpus juris canonici der päpstlichen Dekretalen, und des langobardischen Lehenrechts. Das bedeutendste und folgenreichste dieser Rechte, das römische, zeigt in theoretischer Beziehung schon im zwölften Jahrhundert Spuren in Deutschland, wo man es deshalb für verbindlich anzusehen begann, weil man die deutschen Kaiser als Nachfolger der römischen betrachtete und benannte. Im Sachsenspiegel erscheinen bereits Versuche, zwischen dem sächsischen und römischen Rechte Übereinstimmungen zu finden und im Schwabenspiegel sind ganze römische Rechtssätze aufgenommen. Die Universitäten, an welchen Anfangs blos das kanonische Recht gelehrt wurde, begannen seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch das römische zu betreiben und zu diesem Zwecke außer den päpstlichen auch kaiserliche Privilegien nachzusuchen. Dadurch wurde das römische Recht mit seiner systematischen Anordnung und gelehrten Bearbeitung den Juristen theurer, als das unbehilflichere und rohere deutsche Recht, daß sie nur noch Jus incertum nannten. Da es Gebrauch wurde, bei den Gerichten gelehrte Juristen (Doctores juris utriusque) als Konsulenten anzustellen, so war bei Errichtung des Reichskammergerichts (1495, s. Bd. III S. 326) der Sieg des römischen Rechtes bereits entschieden; dasselbe wurde von da an als definitiv recipirtes Recht betrachtet, doch ohne daß es demselben gelang, die Weistümer, diese Reste des nationalen Rechtes, zu verdrängen. Das deutsche Recht wurde von da an ein Gemisch von einheimischem und römischem, namentlich im Privatrechte, und populäre Werke, wie der Laienspiegel Ulrich Tenglers und der von Sebastian Brandt neu herausgegebene Klagspiegel eines unbekannten Verfassers, suchten das römische und kanonische Recht auch dem gemeinen Manne verständlich zu machen. Dennoch wurden diese fremden Rechte nie volkstümlich, und wo das Volk Gelegenheit hatte, sich auszusprechen, wies es die gelehrten Romanisten von sich. So fand das römische Recht in der Schweiz fast gar keinen Eingang; die würtembergischen Stände verlangten 1514 die Ausschließung der „Doktoren“ aus den Gerichten, und der Volksmann Ulrich von Hutten übergoß die Romanisten mit der ganzen Lauge seines vaterländischen Zornes.

Völlig schädlich aber wirkten die fremden Rechte auf das Strafrecht. Die Grausamkeit des römischen (byzantinischen) und die Inquisitionssucht des kanonischen Rechtes gestalteten den bereits amtlich gewordenen Anklageprozeß vollends zu dem gehässigen Inquisitionsprozeß um, und die Strenge gegen die Angeklagten war von nun an geradezu empörend erfinderisch, wie der folgende Abschnitt speziell zeigen wird. Man wütete so furchtbar gegen die angeblichen und wirklichen Verbrecher, daß das Reich sich genötigt sah einzuschreiten. Der Reichstag zu Freiburg beschloß 1498 eine Revision der Kriminalgesetzgebung. Bevor er aber zu einem

Resultate gelangte, unternahm es ein Mitglied der dafür aufgestellten Reichskommission, der (nach Übersetzungen der alten Klassiker) humanistisch gebildete Freiherr Johann von Schwarzenberg (geb. 1463, gest. 1528), Minister des Fürstbischofs von Bamberg (später als Protestant des Kurfürsten von Brandenburg), nach den besten Vorschriften des altdeutschen, römischen und kanonischen Rechtes ein Strafgesetzbuch auszuarbeiten, welches unter dem Titel der „Halsgerichtsordnung" 1507 in Bamberg und 1516 in Brandenburg angenommen wurde. Mit wenig Abänderungen nahm dieselbe dann auch der Reichstag zu Regensburg 1532 als Reichsgesetz an, welches den Titel „Peinliche Gerichtsordnung" (abgekürzt P.G.O.) Kaiser Karls V. oder Constitutio criminalis Carolina (abgekürzt C.C.C. oder Carolina) erhielt.

Die Carolina, wie die P.G.O. gewöhnlich genannt wird, steht insgemein im Rufe eines blutigen, drakonischen Gesetzbuches, welchem alle die furchtbaren Folterqualen und Hinrichtungsmethoden ihrer Zeit zur Last gelegt werden. Dieser Irrtum rührt einerseits von den Romanisten her, welche die Carolina verachteten, weil sie deutsch geschrieben ist und das deutsche Recht berücksichtigt, anderseits aber von Jenen, welche an alle Erscheinungen früherer Zeiten den Maßstab der ihrigen legen. Eine unbefangene Prüfung der P.G.O. zeigt aber den Ersteren gegenüber, daß Schwarzenberg bedeutende juristische Kenntnisse und Erfahrungen an den Tag gelegt hat, und den Letzteren gegenüber, daß er weit milder und humaner auftrat, als zu seiner Zeit gebräuchlich war. Ja es ist eine Thatsache, daß die Carolina sogar von seitherigen Juristen, bis in unser Jahrhundert herab, häufig für zu mild erklärt wurde. Was aber noch hart in ihr ist, und sie enthält sehr viel Hartes und Grausames, das ist es nur, weil jene Zeit, in der sie entstand, schlechterdings nichts anderes gestattet hätte. — Die Verdienste der Carolina bestehen nun allerdings nicht in Milderung der unmenschlichen Strafen ihrer Zeit an sich, aber in lobenswerten Maßregeln zum Schutze der Angeklagten, und zwar namentlich: in vollständiger Abwesenheit der unmenschlichen Abschreckungstheorie und Beschränkung des Strafzweckes auf den Verbrecher, in der Vorsorge für die Besetzung der Gerichte mit ehrbaren, verständigen und erfahrenen Personen, ohne daß Solche gelehrte Juristen zu sein brauchten, in der den Angeklagten schützenden Aktenversendung, um bei Obergerichten oder Hochschulen sich Rats zu erholen, in der Lossprechung im Falle Mangels an Geständniß oder an Beweis durch wenigstens zwei glaubwürdige Zeugen und daherigen Beschränkung der Folter auf Verweigerung eines Geständnisses bei starkem Indizien- oder Zeugenbeweis, sowie in schützenden Maßregeln zu Gunsten des Gefolterten, im Verbote der Verhaftung ohne genügende Bürgschaft von Seite des Anklägers für Leistung des Schuldbeweises, in Förderung schnellen Prozeßganges, milder Gefängnisse und der Bestellung eines Vertheidigers, in Annahme des bösen Willens, nicht des Schadens, als Maß-

stab des Thatbestandes und in vollständiger Anerkennung der Notwehr. Sind dessen ungeachtet diese menschlichen Vorschriften nicht immer oder vielmehr häufig nicht beobachtet worden, so trägt daran nicht Schwarzenberg, der Verfasser der Carolina, sondern der Haß der Romanisten gegen das deutsche Recht, die Rohheit und Grausamkeit mancher Richter, wie z. B. des berüchtigten Carpzov, und die Verwilderung der Zeiten überhaupt die Schuld. — —

Während der Völkerwanderung war das Recht aller von derselben überschwemmten Länder Europa's, d. h. gerade jener, welche später die Heimstätten der neuern Civilisation wurden, ein deutsches geworden. Nachdem aber in jenen Ländern sich unabhängige Staaten gebildet hatten, entwickelten sich dieselben auch in rechtlicher Beziehung eigentümlich. Mit Frankreich war dies später, als mit anderen Ländern der Fall, weil es erst durch den Vertrag von Verdun (843) definitiv von Deutschland getrennt wurde. Da die unter den eingewanderten Deutschen sitzen gebliebenen Römer stets das römische Recht behalten hatten und im Süden Frankreichs die Mehrheit bildeten, so wurde auch dort das römische Recht, freilich nicht frei von germanischen Beimischungen, von nun an Territorialrecht, während im Norden das deutsche Recht die Grundlage blieb und erst später mit römischem und kanonischem Rechte vermischt wurde. Weder im einen noch im andern Landestheile war indessen das Recht ein einheitliches, sondern zerfiel in eine Menge lokaler Coutumes. Durch die Regelung der Rechtspflege von Seite der Könige entwickelte sich jedoch seit dem dreizehnten Jahrhundert, zugleich mit jener Annahme fremder Rechte, eine allgemeine Coutume neben und über den lokalen. Schon vor diesem Zeitpunkte war indessen das französische Recht bis in das Morgenland gedrungen, indem seine Grundsätze diejenigen der durch die Kreuzzüge gebildeten Staaten wurden. Sie fanden einen kodifizirten Ausdruck in den Assises de Jerusalem, den Rechtsbüchern, welche vor den beiden Gerichtshöfen dieses Königreichs, der Haute cour des Chevaliers und der Basse cour des Bourgeois, wie auch im spätern christlichen Königreiche der Insel Kypros und im ephemeren lateinischen Kaisertum zu Konstantinopel Geltung hatten (s. Bd. III. S. 490). Seit dem vierzehnten Jahrhundert entstanden in Frankreich selbst allgemeine Rechtsbücher, von denen für die spätere Gerichtspraxis namentlich die Kompilation des Grand Coustumier de France wichtig wurde. Während in Deutschland die kaiserliche Rechtspflege gegenüber der territorialen abnahm, stärkte sich umgekehrt in Frankreich das königliche Recht gegenüber dem lokalen. Die Coutumes selbst wurden auf Anordnung der Könige seit 1453 (unter Karl VII.) aufgezeichnet, von ihnen und den Parlamenten bestätigt und hierdurch königliches Recht. Dies beschränkte sich jedoch auf den Norden, während der Süden stetsfort das römische Recht beibehielt. In den später eroberten Theilen der Niederlande und Deutschlands blieb deren altes Recht bis auf

die Revolution bestehen. Seit dem sechszehnten Jahrhundert wurde das französische Recht, nachdem einmal die Coutumes festgestellt worden, durch die königlichen Ordonnanzen fortgebildet. Neben diesen offiziellen Rechtsquellen wurde die Rechtskenntniß wesentlich gefördert durch die gelehrte Thätigkeit der Juristen, unter denen sich Du Moulin (gest. 1566) und Anton Loisel (gest. 1615) auszeichneten.

Vom deutschen und französischen Rechte unterscheidet sich das englische namentlich dadurch, daß es vom Eindringen des römischen Rechtes frei geblieben ist. Nach der Reihenfolge der Eroberungen Englands herrschte dort erst das angelsächsische, dann das normannische Recht. Ihre Quellen sind: die königlichen Gesetze und Statuten, die Mandate der königlichen Kanzlei an die Prozeßparteien, um den Prozeß einzuleiten oder zu regeln (Writs), die Gerichtsprotokolle (Records), die Berichte über gerichtliche Verhandlungen (Reports) und die wissenschaftlichen Werke der Juristen. Unter den Letzteren zeichnete sich aus: John Fortescue, der 1442 Chief Justice of the Kings Bench wurde, den Kampf der beiden Rosen mitmachte, 1463—1471 in Frankreich als Verbannter lebte und das Werk: de laudibus legum Angliae schrieb, Thomas Littleton (gest. 1481), Verfasser der Tenures, welche in altfranzösischer Sprache die Besitzlehre von Grund und Boden behandeln, Sir William Staunforde (gest. 1558), Verfasser der pleas of the crown, welches Strafrecht und Strafprozeß umfaßt, Edward Coke (geb. 1552, 1616 als Chief Justice of the Kings Bench in Folge von Feindschaft des Sir Francis Bacon entsetzt), welcher Reports herausgab und die Institutes of the laws of England schrieb, die das gesammte englische Recht umfassen.

Das englische Recht ist für uns namentlich deshalb wichtig geworden, weil die neuere Gesetzgebung des Festlandes demselben die Schwur- oder Geschworenengerichte entnommen hat. Dieselben sind jedoch keineswegs ursprünglich englisch, sondern deutsch. Sie entstanden nämlich aus dem altdeutschen Gebrauche, die Rechtsfälle durch die Volksgemeinde entscheiden zu lassen. Als diese letztere allzu zahlreich wurde und das Interesse am Rechtsprechen abnahm, traten an ihre Stelle ausgewählte befähigte Bürger als Gerichtsschöffen. Später ging die Leitung des Prozesses an Regirungsbeamte über, und in dieser Form wurde noch zur Zeit der Entstehung der Carolina in Deutschland gerichtet. Mit der Ausbildung des gelehrten römischen Rechtes, das die Leute aus dem Volke nicht verstanden, und mit der Ersetzung des öffentlichen Anklageverfahrens durch einen geheimen Inquisitionsprozeß ging erst die Rechtsprechung ganz in die Hände gelehrter Richter über, neben denen übrigens bis zur französischen Revolution noch hier und da Volksrichter vorkamen. Auch in England waren die aus Deutschland durch die Angeln und Sachsen dahin gekommenen Volksgerichte durch die normannische Eroberung unterdrückt worden, kamen aber später wieder empor und gestalteten sich nach und nach zu den heutigen

Schwurgerichten um, welche die Grundlage des englischen Civil- sowol als des Strafprozesses geblieben sind.

C. Das ideale Recht.

Eines der hauptsächlichsten Kennzeichen der neuern Zeit, deren Kultur wir beschreiben, ist das Beginnen, dem Positiven oder Reellen das Ideale gegenüber zu stellen. In diesem Beginnen liegt aller Fortschritt, und daher hatte das Mittelalter keinen Fortschritt aufzuweisen, weil es mit dem Positiven, wirklich Gegebenen, sich begnügte, in ihm seine Ideale bereits enthalten sah oder zu sehen glaubte. Die größte That des Mittelalters, das Unternehmen der Kreuzzüge, gründete sich auf das wirkliche oder für wirklich gehaltene Grab des Stifters der christlichen Religion. Die kühne Fantasie des größten mittelalterlichen Dichters erhob sich in die von ihm und seiner Zeit für wirklich gehaltenen drei Reiche des Jenseits. Selbst die oppositionellen Sekten, welche das Papsttum zu zertrümmern suchten, stützten sich auf ein wirklich vorhandenes Buch, die Bibel, und die kühnsten politischen Rebellen verlangten kein Ideal, sondern nur die Wiederherstellung ihrer entrissenen oder entrissen geglaubten „Freiheiten“. Die Erfinder des Schießpulvers wollten nach der Überlieferung keinen neuen Stoff erfinden, sondern Gold machen, ein Colombo kein neues Land entdecken, sondern das alte Indien aufsuchen, Luther keine neue Kirche stiften, sondern die alte reformiren.

Aber es kam anders, als diese Pioniere der Neuzeit beabsichtigten. Das Positive hatte sich in seinem ewigen Einerlei überlebt; es war schimmelig und rostig geworden; es mußte biegen oder brechen; — es bog sich nicht und brach daher.

Ein Fortschritt ist nur möglich, wo Ideen hervortreten, welche sich nicht ängstlich an das Vorhandene oder vorhanden Geglaubte anklammern, sondern Neues, nicht Dagewesenes auf die Bahn bringen und dessen Verwirklichung anstreben, wo das Vorhandene einer gesunden Entwickelung der Menschheit entgegensteht. Ein solches Verfahren ist Kritik. Die ersten Männer, welche das Ende der Alleinherrschaft mittelalterlicher, d. h. hierarchisch-feudaler Elemente durch Einschlagen neuer Bahnen herbeiführten, übten diese Kritik unbewußt aus. Der Eine hob eine frische Welt aus dem Meeresschaume, welche im Bewußtsein der alten Welt bisher nicht existirt hatte, und kritisirte damit die Geistesträgheit der letztern. Der Andere gab dem Prinzipe der freien Forschung, welches bisher unbekannt war oder nur unbewußt geübt worden, das Leben. Sowol der materielle, als der geistige Gesichtskreis der Menschheit war erweitert worden; aber dies genügte nicht, — es bedurfte noch einer Vermittelung beider. Diese ist nur im Menschen selbst zu finden, weil nur in ihm Körper und

bewußter Geist verbunden sind, und zwar nicht im einzelnen Menschen, der für sich allein keinen Fortschritt zu Stande bringt, sondern im sozialen Menschen. Auch in dieser Beziehung mußte eine neue Welt gefunden werden, wie des Colombo stoffliche und Luthers geistige, — und sie wurde es, — es war der moderne Staat.

Auch die Erfinder des modernen Staates wollten nichts Niedagewesenes erfinden; sie beabsichtigten lediglich den Staat des klassischen Altertums herzustellen, wie die Humanisten dessen Wissenschaft und Schrifttum; aber was sie in ihrem Geiste fanden, war nicht der antike Staat, — es ist ja keine vollkommene Herstellung vergangener Dinge möglich, — sondern etwas ganz Anderes.

Wie indessen die neue Welt im Westen anfangs keine erfreulichen Früchte trug, — nur schnödes Gold und Silber, von Hunden zerfleischte Indianerleichen und die zertrümmerten Paläste von Mejiko und Kuzko, erstickenden Tabaksdampf und das tückische Gift der Syphilis, — wie das Werk der Reformation anfangs nichts Anderes hervorbrachte als neue Glaubenstyrannen und Ketzerrichter und Religionskriege voll Blut und Brand, — weil es langen Einwirkens einer Idee bedarf, um Das zu schaffen, was sie soll, — so hatte auch die Idee des modernen Staates in ihrem Gefolge anfangs zwar blose harmlose Träumereien, später aber die blutigen und eisernen Wirklichkeiten eines raffinirten Imperialismus und Machiavellismus. Es bedurfte langer und geduldiger Erziehung der Menschheit, um sie die Woltbaten und Vortheile der erweiterten Weltkenntniß, der freien Forschung und einer verbesserten Staatsordnung genießen zu lassen.

Das ideale Recht, welches wir in dieser Periode des Erwachens zu betrachten haben, bewegt sich noch vollständig im Stadium der Träumerei, während das positive Recht auf alten vorhandenen Grundlagen fortbaute. Diese Träumerei befaßte sich auf der einen Seite mit dem herbeigewünschten idealen Staate als solchem, auf der andern aber mit einem idealen Rechte, das noch kein ihm passendes Gewand gefunden hatte. Jene Gruppe der neuen Träumer pflegte somit das ideale Staatsrecht, diese das ideale Völker- und Naturrecht. Erst die folgende Periode wird beide in die zu fruchttragendem Wirken erforderliche Einheit bringen.

Unter den Völkerstämmen Europa's sind es die Romanen, als Nachkommen der praktischen Römer, welche sich mehr an die Wirklichkeit halten, während die Germanen mit Vorliebe in der Idee leben. Es waren daher Romanen, welche die neue Rechtsidee, die sie ahnten, gleich in ein passendes Gewand, den Staat, zu kleiden wußten. Der Erste unter ihnen ist ein Mann, dem wir bezüglich seines Wirkens für sein Vaterland bereits in eingehender Weise begegneten, dessen allgemeinere, über jenes hinausgehende Meinungen wir aber noch belauschen müssen. Es ist Machiavelli.

Dieser tiefdenkende Politiker, der „zuerst die Wissenschaft der Politik von der Bevormundung der Theologie frei gemacht“ hat (Bluntschli), war so erleuchtet und vernünftig, daß er es in seinen „Diskursen über Livius“ (s. oben S. 50) für nützlicher hielt, „wenn die Menschen sich anstrengen, das Zweckmäßige zu thun“, statt „die Plane einer höhern Weltleitung zu ergründen“. Die Religion erscheint ihm lediglich als eine politische Maßregel, zu diesem Zwecke aber das antike Heidentum brauchbarer, als das Christentum. Wie ihn aber überhaupt sein einseitiges Denken, das sich niemals vom Fühlen beeinflussen ließ, zur Mißachtung der Idee des Guten verleitete, so fehlt auch seinem Staate völlig die Rechtsidee, und er gründet denselben lediglich auf die Zweckmäßigkeit, welchen Umstand sein schreckliches, pessimistisches Bild vom „Fürsten“ bestätigt. Er hält dafür, die Staaten seien entstanden, indem sich Menschen vereinigt hätten, um sich besser gegen ihre Feinde vertheidigen zu können, worauf ihr erstes Geschäft gewesen sei, den Stärksten unter ihnen zum Führer zu wählen. Dies war die erste Regirungsform, die Monarchie. Ihre Entartung zur Tyrannei führte Widerstand der durch Vorzüge, wie Reichtum, Geburt, Seelenadel u. s. w. ausgezeichneten Männer herbei, welche die Tyrannen stürzten und die zweite Regirungsform, die Aristokratie gründeten. Auch diese aber entartete durch den Mißbrauch der Vorzüge ihrer Mitglieder zu Habsucht, Ehrgeiz u. s. w. in Oligarchie, in Folge dessen sich das Volk erhob und die dritte Regirungsform, die Demokratie einführte. Durch die Zügellosigkeit der Menge entartete dieselbe aber in Ochlokratie oder Anarchie, aus welcher nur die abermalige Wahl eines Monarchen rettet, worauf der ganze Kreislauf von Neuem durchgemacht wird. Machiavelli findet es nun aber einleuchtend, daß diese fortwährenden Veränderungen vom Übel seien und rät daher, eine Staatsform einzuführen, in welcher das Gute aller drei genannten Formen vereinigt sei. Ein Vorbild hierfür sieht er, — historisch freilich nicht ganz richtig, — im römischen Staate. In Wahrheit ist Das, was er ahnt, eben nur der moderne Staat. Sein Lob zu Gunsten der Völker in dem erwähnten Werke, das gegen seinen „Fürsten“ so wolthätig absticht, — weil die Völker nämlich die Treue nicht so leicht brechen wie die Fürsten, die Erklärung, daß die Stifter von Republiken verdienstlicher handeln, als diejenigen von Monarchien, und der glühende Haß, den er dem Zerstörer einer Republik widmet, wofür er Cäsar zum Beispiel wählt, lassen deutlich hervorblicken, daß es nicht der knechtende, sondern der freie moderne Staat ist, der ihm als Ideal vorschwebte, und daß sein „Fürst“, wie schon ausgeführt, blos ein Notschrei über das politische Elend Italiens war, was ihn überdies noch zum Schöpfer einer neuen, dem Mittelalter unbekannten und dem Altertume nur instinktiv vorschwebenden Idee derjenigen der Nationalität stempelt.

Sein Nachfolger in ähnlichem Streben war der Franzose Jean

Bodin (geboren 1530, gestorben 1596), gebildeter Rechtsgelehrter und Altertumsfreund und im Religionskriege seines Vaterlandes, obschon Katholik, feuriger Verfechter der Toleranz, und doch sowol im Wahne des Hexen- und Teufelsglaubens, als so sehr in demjenigen der Vorzüglichkeit des Alten Testamentes befangen, daß Manche zweifelten, ob er eigentlich an das Neue glaube. In seinem Buche „Heptaplomeres“ (ἑπτά, ἁπλῶς, μέρος, Sieben zusammen in einer Partie) läßt er sieben Männer verschiedener Richtungen (einen Mohammedaner, Juden, Katholiken, Lutheraner, Reformirten, wie einen Theisten und einen Indifferenten) über die Religion sprechen, um deren Verschiedenheiten als unwesentlich hervortreten zu lassen. — Wichtiger ist sein 1576 französisch geschriebenes und später von ihm selbst in's Lateinische übersetztes Buch „De la république“. Bodin geht gleich darin über Machiavelli hinaus, daß er den Staat nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Familien entstehen läßt, welche das Vorbild des Staates sind, und hinsichtlich welcher er die absolute väterliche Gewalt der Römer für die beste Einrichtung hält. Das im Mittelalter verschmolzene Privat- und Staatsrecht trennt er entschieden und verlangt dem Privatvermögen der einzelnen Familien gegenüber ein öffentliches Gut als zweite Grundlage des Staates. Die dritte aber ist die von ihm in den Ideenkreis der Menschheit gebrachte Souveränetät. Souverän ist Der, dem „die oberste Macht dauernd angehört“, wenn er sie auch durch einen Bevollmächtigten ausüben läßt. Der Souverän hat absolute Gewalt, d. h. er ist durch keine andere staatliche Macht und durch kein Staatsgesetz gebunden, wol aber durch Verträge (wofür weniger die Geschichte, als vielmehr die damaligen Zustände Frankreichs sprechen, und welche Ansicht das spätere berüchtigte „l'état c'est moi“ begründete). Die Rechte des Souveräns sind: der Gesammtheit und den Einzelnen Gesetze zu geben, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, die obersten Behörden zu ernennen, die letzte Instanz in Rechtssachen auszuüben, zu begnadigen und Münzen zu prägen. Die Staatsformen theilt Bodin zwar, wie Machiavelli, nach Aristoteles ein, sieht aber das leitende Prinzip nicht in der Anzahl der regirenden Personen, sondern im Besitze der Souveränetät, und verwirft jede gemischte Staatsform unbedingt, weil sie die „Souveränetät“ zersplittert. Er unterscheidet 1) die Monarchie, wenn die Souveränetät einem Einzelnen zusteht; dieselbe hat wieder drei Formen: die patriarchalische, wenn der Monarch sich als Familienvater zeigt, die legitime, wenn er die persönliche Freiheit achtet, aber Gehorsam verlangt, und die tyrannische, wenn er die Unterthanen wie Sklaven behandelt. 2) Die Aristokratie legt die Souveränetät in die Hände einer bevorzugten Minderheit, was nach Bodin z. B. im damaligen deutschen Reiche der Fall war, wo die wirkliche Gewalt nicht dem Kaiser, sondern den Fürsten zukam. 3) Der Populärstaat erkennt die Souveränetät dem Volke zu, welches sie aber nicht selbst ausübt, sondern durch gewählte

ausgezeichnete Männer ausüben läßt. Die reine Demokratie verwirft Bodin schlechthin. Weil indessen auch für ihn der Souverän nicht unfehlbar ist, so setzt er ihm ein nicht beschränkendes, sondern aufklärendes und unterstützendes Parlament oder einen Senat an die Seite. Daran knüpft er eine nach französischer Art weitläufig gegliederte Beamtenhierarchie. Der Beamte muß nach ihm dem Souverän gehorchen, auch wenn dessen Befehle ungesetzlich sind, wogegen er blos remonstriren, und wenn dies erfolglos ist, abdanken kann. Zwischen dem Staate und der Familie läßt Bodin die Korporationen gelten, welche das Staatsoberhaupt gestattet. Zur gegenseitigen Verständigung zwischen Fürst und Volk empfiehlt er Provinzial- und Reichstage, und zwar in Stände abgetheilt. Die letzteren scheidet er streng nach der Form, nicht nach dem Verkehre, und schlägt sieben Stufen derselben vor: 1) König, 2) Priester, 3) Senatoren, 4) Heerführer, 5) Feudaladel, 6) Adel der Robe: Beamte, Advokaten, Ärzte, Gelehrte, Dichter, 7) Kaufleute und Handwerker. Die Künstler setzt der nüchterne Staatsmann mit den Gauklern hinter die Büttel und Henker als unterste Klasse der Handwerker, denen er auch die Bauern und Hirten zutheilt. Den Sturz eines Monarchen erlaubt er nur, wenn derselbe sich durch Usurpation aufgeworfen hat, nicht wenn er legitim ist, und walte er noch so tyrannisch. Die jetzt herrschende Trennung der Rechtspflege von der Regirung ist schon eine Idee unsres französischen Staatsrechtslehrers. Auch forderte er die Aufnahme einer Statistik, ein gerechtes Steuersystem und gehaltvolle Münzen.

Bodin beschränkt indessen seine Betrachtungen nicht auf den einzelnen Staat; er träumt auch von einer Völker- und Staatenverbindung, einer Weltrepublik (république universelle). Auch ist er der Erste, welcher die Völker nach Lage und Klima charakterisirt. Er findet, daß bei den nördlicheren Völkern die Tapferkeit und Keuschheit, bei den südlicheren die Grausamkeit, List und — Frömmigkeit, bei den mittleren der Rechtssinn und Verstand vorherrschen. Die goldene Mittelstraße halten natürlich die Franzosen inne.

Machiavelli hatte einen idealen Staat der Zweckmäßigkeit, Bodin einen solchen verhältnißmäßiger Rechtmäßigkeit aufgestellt, — bei den Romanen war die Form die Haupt-, der Inhalt die Nebensache. Die innigeren Germanen verfuhren umgekehrt. Sie gingen vom Inhalte, vom Recht aus; ein Staatsideal fehlte ihnen, weil sie in den theologischen Ideen noch zu stark befangen waren. Wie im Mittelalter der Staat überhaupt vor der Kirche zurückgetreten war, so blieben auch die germanischen Katholiken bei dieser Vorstellung, während ihre protestantischen Stammesgenossen, den Ansichten Luthers folgend, den jeweilen bestehenden Staat als von Gott so angeordnet und dessen Obrigkeit als von Gott gegeben achteten und daher es für sündlich gehalten hätten, der positiven Staatsordnung eine ideale entgegenzustellen. Der Staat

war ihnen geworden, was den Katholiken die Kirche war, — ein Noli me tangere. In diesem Sinne verbrannte Luther das Corpus des kanonischen Rechtes zugleich mit der päpstlichen Bulle, — und wenn er auch die Fürsten an ihre Pflichten mahnte und in deren Ratgebern, den Juristen, „schlechte Christen“ erblickte, so verdammte er doch während des Bauernkrieges thatsächlich jeden Widerstand gegen die Obrigkeit (s. oben S. 135), wenn er auch später solchen für den Fall des Religionszwanges von oben zu gestatten genötigt war. Der nämlichen Staatsidee wie Luther huldigte auch Zwingli, — nur daß sie sich bei ihm, der Verfassung seines Vaterlandes gemäß, nicht monarchisch, sondern demokratisch gestaltete und auf der Grundlage der Gemeinde fußte.

Das deutsche Streben nach idealem Rechte begann mit Melanchthon, der jedoch noch wesentlich auf dem Boden der einfachen Morallehre stand und diese noch völlig auf theologische Vorstellungen gründete. In seiner Ethik ahnte er indessen bereits das spätere Naturrecht, als dessen Grundlage ihm das „von Gott in der Schöpfung der Menschen verkündete Gesetz“ galt. Das Naturrecht ist nach Melanchthon „ein Stral der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit im menschlichen Verstande“, es ist „dem Menschen von Gott eingepflanzt und verpflichtet die ganze Menschheit“, es „darf nicht von den Trieben hergeleitet werden, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, sondern es muß auf die Urbegriffe zurückgerufen werden, welche Regeln, nicht Triebe, sind, wenngleich jene Regeln von den Trieben gefangen gehalten werden können.“ Die Wirkung der natürlichen Gesetze ist ihm „der Gehorsam, und dieser ist die Gerechtigkeit.“ „Die Gerechtigkeit ist der dem Menschen von Natur eingepflanzte Gehorsam gegen Gott nach dem Unterschiede des Rechts und Unrechts, damit er Gott verehre und wisse, was er thun und lassen soll.“ Die natürlichen Gesetze kann sich jedoch der Mensch, wie das Göttliche, nur dunkel vorstellen, und will er sie erkennen, so muß er „zum Glauben zurückkehren, sich wieder zu der Quelle hinwenden, worin Gott sein Wesen und seinen Willen offenbart hat“ (d. h. der Bibel). Wie das Naturrecht durch die Schöpfung, so hat Gott das positive Recht durch die zehn Gebote des Mose angeordnet. Die positiven Gesetze gibt der Staat, die Kirche hat keine gesetzgebende, sondern nur versöhnende Gewalt, und in bürgerlichen Dingen hört die Bibel auf, Gesetz zu sein.

Dieses rein theologische Naturrecht, dem sich Luthers Ehrfurcht vor dem Staate unvermittelt beigesellt, überwand, durch Vermittelung des natürlichen und positiven Rechtes, zuerst Johann Oldendorp (geboren 1480 zu Hamburg, 1517 Professor zu Greifswalde, 1526 Syndikus zu Rostock, dort von den Dunkelmännern vertrieben, 1539 Professor in Köln, und 1543 in Marburg, gestorben 1564).

Dieser erste wirkliche Naturrechtslehrer gründete seine Ansicht zwar

immer noch auf den Glauben, aber vertraute den Schutz der Wissenschaft nicht der Kirche, sondern dem Staate an. Das Naturrecht leitete auch er in dem Werke: Juris naturalis, gentium et civilis εἰσαγωγή (Köln 1539) von Gott ab, und zwar ebenfalls durch die zehn Gebote, indem er vor dem Sündenfalle kein Naturrecht annimmt. Die erste Tafel des Dekalogs enthielt die religiösen, die zweite die sittlichen Vorschriften, daher nach Oldendorp das Civilrecht aus dem Naturrecht abgeleitet ist. Aus dem hebräischen Rechte schöpften nach ihm die Griechen, von diesen die Römer, — daher die Übereinstimmung der Zwölftafelgesetze mit dem Dekalog. Unklar ist bei ihm die Stellung und der Ursprung des Völkerrechts, welches er neben Natur- und Civilrecht als dritten Theil des Rechtes hinstellt.

Oldendorps Nachfolger in der Pflege des Naturrechts war Nikolaus Hemming (geboren 1513 auf der dänischen Insel Laland, in Wittenberg Melanchthons Schüler, dann Professor der alten Sprachen, später der Theologie, Vizekanzler der Universität und Prediger zu Kopenhagen, zuletzt als Calvinist entsetzt und 1600 blind gestorben). Immer noch zwar in den Banden des Dekalogs gefangen, forscht er indessen nicht mit Hilfe der Theologie, sondern der Philosophie. Klarer als sein Vorgänger untersucht er in seinem Buche: De lege naturae apodictica methodus (Wittenberg 1577), an der Hand der Psychologie den Ursprung des Rechtes, und leitet dessen ersten Quell, den Dekalog, nicht allein von Gott, sondern auch von der Natur und der Menschenliebe ab. Aus der Natur entspringt das Naturrecht, aus der Ordnung Gottes und in Bezug auf das Zusammenleben der Völker das Völkerrecht, aus der Theilung der Menschen in verschiedene Völker das Civilrecht. War für Hemming das Gesetz Mose's nur noch Hilfsmittel zur Erkennung der Naturgesetze, so wurde dasselbe vollends überflüssig bei Benedikt Winkler (geboren 1579 zu Salzwedel, Professor in Leipzig, Syndikus in Lübeck, gestorben 1648). In seinem einzigen Werke: Principiorum juris libri quinque (Leipzig 1615) läßt er die Rechtswissenschaft zugleich aus der Theologie und Philosophie entspringen, und gründet die Prinzipien des Rechts demgemäß auf Gott und die Vernunft. Alle Gesetze werden von Gott abgeleitet, die Theologen jedoch getadelt, weil sie die Vernunft als Gott feindlich betrachten, während sie vielmehr „als Regel des Lebens und als Gesetz im Menschen eins mit der göttlichen Gerechtigkeit ist.“ Naturrecht ist, was die Vernunft vor Gott und mit anderen Menschen zu thun gebietet; nach dem Sündenfalle, der hier immer noch spukt, kam das Völkerrecht dazu, als die Art und Weise, im verderbten Zustande gut und klug zu leben. Hat die Vernunft die menschliche Gesellschaft geregelt, so erscheint dann noch das Civilrecht.

Alle diese Naturrechtslehrer waren noch in der Theologie befangen,

entrangen sich ihr jedoch stufenweise. Der Erste, dem dies wirklich gelang, und der zugleich die Staatsidee mit der Rechtsidee beseelte und diese mit jener umkleidete, gehört in die folgende Periode unseres Werkes. Es ist Hugo Grotius.

Zweiter Abschnitt.

Das Recht im Banne der Barbarei.

A. Das allgemeine Strafrecht.

Die angeborene Wildheit des Menschen, welche durch die Civilisation nur langsam und mühselig zurückgedrängt werden konnte und noch kann, erhält sich bekanntlich am zähesten im Kriege, — nach diesem aber, der unter manchen Verhältnissen noch als notwendiges Übel betrachtet werden kann, war dies in der auffallendsten Weise der Fall in der Rechtspflege vergangener Zeiten, deren Ausübung bis vor Kurzem diesen schönen Namen mit Schande bedeckte. Und merkwürdiger Weise fiel das empörendste Stadium dieser Schmach nicht etwa in das Mittelalter (s. Bd. III. S. 331 ff.), sondern gerade in die Zeit der aufkeimenden Aufklärung, welche den Inhalt unserer gegenwärtigen Darstellung ausmacht. Weder die verbesserte Gesetzgebung, von welcher die Carolina Zeugniß ablegt, noch die Stimmen begeisterter Naturrechtslehrer vermochten der Barbarei Einhalt zu thun, welche in den von Eisenspitzen, Rädern und Gewichten starrenden düsteren Folterkammern und auf den fast beständig in Blut schwimmenden und nach Brand riechenden Richtplätzen ihr entsetzliches Wesen trieb.

Ferne sei es von uns, die Ordalien, besonders die Zweikämpfe des Mittelalters human nennen wollen. Aber sie waren in ihrer Freiwilligkeit, Offenheit und Kühnheit jedenfalls weit humaner, als das Gräßliche, was auf sie folgte, als sie in Abnahme gerieten. Aus dem blutigen, menschenopfernden Oriente war das hohläugige Scheusal der Folter oder Tortur erst zu den sonst so heiteren Griechen, wo wenigstens die Sklaven, und dann zu den härteren Römern gedrungen, wo seit der Kaiserherrschaft auch Freie gefoltert wurden. Von da an war sie der beständige Begleiter des römischen Rechts und schlich sich mit demselben im dreizehnten Jahrhundert auch in Deutschland ein, wo sie eine desto bedeutendere Rolle spielte, je geheimer und inquisitorischer

das Strafverfahren sich gestaltete. Ihre Anwendung wurde geradezu willkürlich, als gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (wie Wächter gezeigt hat) in Deutschland ein neues System bei Untersuchung der Straffälle Eingang fand. Bis dahin hatte man auf Zeugen und Geständniß als Beweismittel nur geringes Gewicht gelegt, obschon der Grundsatz galt: wenn der Angeklagte gestehe, so habe er sich selbst gerichtet. Man dachte aber nicht daran, ein Geständniß erzwingen zu wollen; denn nicht die Schuld, sondern die Unschuld war im mittelalterlichen Verfahren das zu Beweisende (s. Bd. III. S. 331 ff.). In der Zeit des Uebergangs zum Verfahren der „neuern Zeit", vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert, war die Unterscheidung zwischen handfester (handhafter) und nicht handfester That maßgebend. Bei der erstern, d. h. wenn der Verbrecher auf der That ertappt oder auf der Flucht ergriffen wurde, mußte der Ankläger die Schuld des Angeklagten beweisen oder, wie man es nannte, ihn durch seinen Eid und den der sechs Eideshelfer „übersiebnen". War hingegen auf „übernächtige" That geklagt, so mußte der Angeklagte sich reinigen. Da jedoch die Unzuverlässigkeit dieses Verfahrens sich immer deutlicher herausstellte, so begann man, zuerst in den Städten, bei übelberüchtigten Leuten das Übersiebnen und die Gottesurteile abzuschaffen und nach Zeugenaussagen, Geständniß und Inzichten zu urteilen. Zuletzt wurde das Geständniß der wichtigste und oft einzige Beweis und als Mittel, dasselbe um jeden Preis herbeizuführen, wählte man die Folter.

Auch die herrschende römische Kirche griff nach derselben und wandte sie mit Vorliebe gegen die verhaßten Ketzer an, die bei den Inquisitionen aller Länder ihr unterworfen wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert konnte die Folter im größten Theile Deutschlands als herrschend angesehen werden; in Holstein, Schleswig und den Hansastädten wurde sie es erst im sechszehnten. Nun hing es nicht mehr vom Angeklagten ab, sich von der Schuld zu reinigen; er wurde einfach auf die Folterbank gespannt. Nicht Gott war mehr der Richter über Schuld und Unschuld, sondern der rohe Folterknecht. — —

In keinem Zweige der Kultur oder Unkultur ist der Menschengeist, seine Würde vergessend, so erfinderisch gewesen, wie in der Art, seine Nächsten zu foltern und zu quälen. Die Sammlungen von Seltenheiten vergangener Jahrhunderte sind reich an den Werkzeugen, durch welche man den Beweis der Schuld aus seinen Mitmenschen herauspressen zu können wähnte. Die gelindesten waren noch Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper nebst Daumen- und Zehenschrauben. Es folgten die spanischen Stiefel oder Beinschrauben, das Ausrecken des Körpers mit rückwärts ausgestreckten Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch Hängen von Gewichten an die Füße, die pommer'sche Mütze, welche den Kopf zusammenpreßte, der gespickte Hase, eine Rolle mit stumpfen Spitzen, worüber der auf der Leiter ausgespannte Körper auf- und abgezogen

wurde, der Halskragen, die Dornenkrone, das Ansetzen stechender Insekten oder hungriger Mäuse an den bloßen Leib, das Anfüllen von Nase und Mund mit ungelöschtem Kalk und Wasser, u. s. w. Es kamen auch Foltern mit Feuer auf manigfache Weise vor, während man in Rußland die Angeklagten mit kaltem Wasser begoß, das dann an ihnen gefror. Das scheußlichste Marterwerkzeug von allen aber war die „Jungfrau", eigentlich mehr eine Art heimlicher Hinrichtung. Sie bestand in einer aus Eisen gebildeten weiblichen Gestalt, welche durch einen Mechanismus die Arme ausbreitete und den vor sie Geführten umarmte, worauf derselbe in einen hohlen Raum fiel, der von Messern und anderen Schneidewerkzeugen starrte, und endlich in's Wasser gelangte, das die Reste schweigend fortschwemmte. Andere derartige Jungfrauen, und zwar wol die meisten waren selbst hohl und inwendig mit eisernen Spitzen besetzt; sie wurden geöffnet, der Delinquent hineingestellt und durch Zuschlagen der Thürflügel durchbohrt! Es gab solcher „Jungfrauen" in allen bedeutenderen Orten Frankreichs, Deutschlands, Italiens, Spaniens, wo sie die Gestalt der Jungfrau Maria hatten (Mater dolorosa!!) und noch in später Zeit Anwendung fanden, sowie im Tower zu London.

Die Folterung fand in düsteren Kellerräumen oder in der Stube des Scharfrichters statt. Adelige und Geistliche waren in manchen Ländern, z. B. Österreich und Baiern, von ihr befreit. Sonst wurde ihr Jeder unterworfen, der nicht gleich in den ersten Verhören bekannte. Die Ausführung leitete der Scharfrichter unter Aufsicht des Richters. Manchmal blieb es bei der bloßen Schreckung (Territion) durch Anblick der Marterwerkzeuge. Um den Gefolterten am Schreien und am Beißen auf die Zunge zu verhindern, legte man ihm eine metallene Birne auf den offenen Mund. Es wurde mit der Folterung fortgefahren, bis der Gequälte gestand und das Geständniß wahrscheinlich war. Gestand er durch alle Foltergrade nicht, so wurde er freigesprochen, jedoch oft noch eingesperrt oder verbannt. Während der Marter gemachte Geständnisse waren in der Regel ungiltig; sie mußten nach ihrer Beendigung erfolgen. Erst wenn das Geständniß vor Gericht ohne Folter wiederholt wurde, erhielt es Beweiskraft.

Von der Folter und dem Strafurteile sprach nicht einmal der Wahnsinn frei. Einem mit dieser Krankheit Behafteten zu Königsberg, welcher sich für „Gott den Vater" hielt, auf der Folter bekennen sollte, — daß er es nicht sei (!!!), aber bei seiner Meinung blieb, wurde 1636 die Zunge mit glühenden Zangen aus dem Halse gerissen und dann der Körper geviertheilt. —

Es giebt nicht leicht einen schärfern Kontrast, als zwischen dem System der Strafen im spätern Mittelalter und in der Reformationszeit und dem heutigen. Gegenwärtig ist die häufigste Strafart das Gefängniß unter verschiedenen Benennungen, neben welcher die übrigen

nach und nach verschwinden, — damals war dies gerade die seltenste, ja kam als Strafe fast nie vor, sondern in der Regel blos als Untersuchungshaft. Beim Eintritte in dieselbe fiel in England, und wol auch in anderen Ländern, Alles was der Gefangene an sich trug, Kopfbedeckung, Oberkleid und selbst goldene Ketten, dem Gefängnißwärter anheim. Man hatte Kerker (meist Thürme) für verschiedene Gattungen wirklicher und angeblicher Verbrecher, so z. B. in Luzern einen Burgerthurm, Judenthurm, Ketzerthurm und Hexenthurm. Statt der Einsperrung wurden Verbrecher dagegen oft auf Galeren gesandt, deren sich auch auf Binnenseen welche befanden.

Die älteste und häufigste Strafe im ältern deutschen Rechte (Bd. III. S. 333 ff.) war die Geltbuße. Bevor es Gesetzbücher gab, wurde der Verbrecher einfach friedlos erklärt und war der Gewalt oder Rache eines Jeden preisgegeben. Die bald nach der Völkerwanderung gegebenen deutschen Gesetzbücher aber erlaubten beinahe jedes Verbrechen, selbst den Mord, mit Zahlung einer Summe an die Verwandten des Getödteten, meist auch einer zweiten an den Staat, abzubüßen. An die Stelle des Geltes trat oft Vieh oder Getreide. Unter den Karolingern, welche den strengern Staat nach römischem Muster begründeten, traten auch andere strengere Strafen auf, welche, nachdem das aufkeimende Faustrecht sie beseitigt, durch die Rechtsbücher des Sachsen- und Schwabenspiegels wieder eingeführt und verschärft, von der Carolina aber, soweit die Zeit es erlaubte, gemildert wurden, doch ohne daß in der Praxis wirkliche Milderung eintrat.

Die strengeren Strafen, welche dieses spätere deutsche Recht, vorzüglich in Folge der Einwirkung des römischen und kanonischen, gleichzeitig mit der Folter, in sich aufnahm, waren Ehren-, Körper- und Lebensstrafen.

Ehrenstrafen waren: Widerruf und Abbitte, oft indem der Beschimpfer eines Andern sich selbst öffentlich auf den Mund schlagen und dazu sagen mußte: „Mund, da du das Wort redetest, logst du,“ oft auch mußte dies kniend geschehen; — eine auffallende Tracht, doch meist nur bei hinzurichtenden Verbrechern (rote Mütze) und — ohne Verbrechen — bei den Juden, welche ein gelbes Abzeichen (Mütze, Tuchstreifen u. s. w.) tragen mußten, und bei den öffentlichen Dirnen, — Verbot des Waffentragens, bei Adeligen der Sporen; — Tragen entwürdigender Gegenstände, z. B. eines bloßen Schwertes bei Edeln, eines Hundes oder eines Sattels bei eben Solchen, welche den Landfrieden gebrochen, eines Pflugrades, eines Strickes um den Hals bei Leibeigenen, eines Steines (Lasterstein) am Halse bei Frauen, welche die Steinigung verdient u. s. w.; — öffentliches Reiten auf einem Esel, und zwar rückwärts, bei Frauen, die — ihre Männer geschlagen; — das jetzt noch in Nordamerika übliche mit Theer Bestreichen und mit Federn Bestreuen, der bis in unsere Zeit

reichende Pranger oder Schandpfahl, an dessen Stelle bisweilen die komische Weise trat, den Übelthäter, namentlich einen Urheber von Fälschungen der Lebensmittel, in einem Korbe in's Wasser zu tauchen, oder in einem solchen über einer Pfütze aufzuhängen (der Schnellgalgen, Bd. III. S. 301) u. s. w. Statt des Prangers wurde man auch wol in Käfigen aufgehängt, oder geprellt oder verlor den Kirchenstuhl und mußte in einer Ecke stehend dem Gottesdienste beiwohnen. Nach dem Tode fand oft die Ehrenstrafe einer unehrlichen Beerdigung statt, besonders bei Hingerichteten, Selbstmördern und — Ketzern.

Als Körperstrafen kamen vor: Abscheeren der Haare, bei Dieben zuweilen mit der Kopfhaut (Skalpiren), Geißeln und Stäupen, Abziehen der Haut (Schinden, doch wol nur in älterer Zeit, woher auch der Henker oft „Schinder" hieß), Abhauen der Hände oder Füße, auch einzelner Finger, ebenso der Nase oder der Ohren, Ausstechen der Augen (Blenden, oft bei Hochverrätern, bisweilen mittels glühender Eisen), Ausreißen der Zunge oder Annageln derselben an einen Pflock (bei „Gotteslästerern"), Entmannen (bei Knechten, welche sich mit Mägden vergingen u. s. w.), in Polen bei Ehebrechern und Hurern das schändliche Annageln der Geschlechtstheile an einen Pfahl und Beilegen eines Scheermessers zur beliebigen Lösung und endlich die noch unser Jahrhundert schändende Brandmarkung.

Alle diese Gräuel aber, wie auch die Folter, wurden weit übertroffen von den Todesstrafen des spätern Mittelalters und der Reformationszeit.

Sie waren folgende*):

1) Das Hängen wurde gewöhnlich durch Aufziehen mit einer Schlinge um den Hals am Galgen vollzogen und zwar vorzugsweise an Dieben, welche mehr als drei Schillinge (nach landläufiger Redensart: den Wert eines Strickes) gestohlen hatten. Die Urteile empfahlen den Gehängten den Vögeln in der Luft, und oft war vorgeschrieben, er solle so hoch gehängt werden, daß ein Reiter mit aufrechtem Spieße unter ihm hindurch reiten könne.

---

*) Wir stellen hier die während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in zwei Schweizerkantonen, einem katholischen (Luzern) und einem protestantischen (Zürich), verhängten Todesstrafen zusammen:

	16. Jahrh.						17. Jahrh.
	Enthauptet.	Verbrannt.	Gehängt.	Ertränkt.	Gerädert.	Summe.	
Luzern.	80	40	37	13	11	181	362.
Zürich.	379	61	73	6	5	524	336.

Im Städtchen Bremgarten sah das Jahr 1639 allein 236 Hinrichtungen.

2) Das Enthaupten geschah in Deutschland und anderen Ländern meist mit dem Schwerte, in England mit dem Beile, bisweilen mit „Bart und Schlegel“, d. h. mit auf den Hals gehaltenem Beile, und einem auf letzteres geführten Schlage. Es war die Strafe für Blutschande in weiteren als den allernächsten Graden der Verwandtschaft, für Entführung, Nothzucht, Ehebruch, Bigamie und andere Unkeuschheit, ferner für Todtschlag, einfachen Raub und Brand, widerrechtliche Gefangenhaltung und Landfriedensbruch; sie galt nicht für entehrend. Der Bigamist mußte auf dem Wege zur Hinrichtung in jedem Arme eine Puppe tragen und wurde bisweilen nach oder statt der Enthauptung der Länge nach in zwei Stücke gehauen, von welchen man — jeder seiner zwei Frauen — eines gab! — Die Gesetze verlangten bei Enthauptungen in ihrer gräßlichen Genauigkeit, „daß aus dem Verurteilten zwei Stücke gemacht würden, daß zwischen Haupt und Leib ein Wagenrad hindurchgehen möge.“

3) Das Rädern, eine der scheußlichsten Ausgeburten mörderischer Fantasie, traf im Gegensatze zur Enthauptung, der Strafe für Ausbrüche roher, ungebändigter Kraft, meist das „im Finstern schleichende Verbrechen“, z. B. Mord, Mordbrand, Verrat, Diebstahl unbeschützter Gegenstände, wie in Kirchen, Mühlen, auf dem Felde u. s. w. und galt für schimpflich im höchsten Grade. Es bestand ursprünglich wol darin, daß die Räder eines Wagens über den Delinquenten fuhren, später aber darin, daß der Henker mit einem eisernen Rade oder Prügel dem Elenden ein Glied nach dem andern (Oberarm, Vorderarm, Oberschenkel und Unterschenkel) entzwei schlug und ihn dann, bisweilen nach einem Gnadenstoße in das Herz, auf ein größeres Rad flocht, das auf dem Richtplatze aufgestellt wurde. Man unterschied das „Rädern von oben herab“ und „von unten hinauf“. Des Anstandes wegen wurden weibliche Personen nicht gerädert, sondern anderswie getödtet.

4) Das Verbrennen im Feuer geschah auf einem Scheiterhaufen bei lebendigem Leibe, bisweilen mit absichtlicher Langsamkeit, nur ausnahmsweise aus besonderer Gnade nach vorheriger geheimer Erwürgung. Es war die eigentümliche Strafe für Hexerei und Ketzerei, dann auch für Mordbrand, Kirchenraub, Grabschändung, Giftmord, Blutschande in den nächsten Graden und Sodomie. Die Urtelsformel lautete auf Verbrennen des Leibes mit Fleisch und Bein, Haut und Haar zu Pulver und Asche. Vorher ging oft Zwicken mit glühenden Zangen, bei Weibern sogar an den Brüsten. Hier und da wurde dem Delinquenten ein Sack mit Schießpulver um den Hals gehängt, damit er durch dessen Explosion schneller sterbe. Abänderungen des Feuertodes waren das Sieden in Wasser oder Oel, letzteres namentlich für Elternmord, auch für Falschmünzung. Das Verbrennen kam auch nachträglich an Enthaupteten und Gehängten als „Verschärfung“ vor.

5) Das Ertränken im Wasser geschah vorzugsweise an Frauen,

und zwar für Landesverrat, Kindesmord, Fruchtabtreibung, Rückfall im Diebstahl, ausnahmsweise auch für Hexerei. Meist wurde ihnen entweder ein Stein (Mühlstein) an den Hals gebunden oder sie in einen Sack genäht, in welchen man ihnen sonderbarer Weise und zwar noch im achtzehnten Jahrhundert, Thiere mitgab, z. B. Schlangen, Hunde, Katzen, Hähne u. s. w., was wol einen mythologischen Ursprung hat. Der Herzog von Clarence wurde im englischen Kampfe der beiden Rosen im fünfzehnten Jahrhundert auf seinen Wunsch in einem Fasse Wein ertränkt.

6) Das Lebendigbegraben betraf ebenfalls meist Frauen, und zwar in der Regel statt des Hängens, dann aber auch für Ehebruch, Männer wegen Notzucht. Eine Verschärfung trat oft ein, indem man dem Begrabenen noch einen spitzen Pfahl durch das Herz trieb, auf welchen die Genotzüchtigte die drei ersten Schläge führte. An die Stelle des Begrabens trat bisweilen das Einmauern, dessen Qual oft dadurch verlängert wurde, daß man durch eine offen gelassene Stelle dem Eingemauerten Speise reichte. Eine Mischung des Ertränkens und Begrabens war das Versenken in einen Sumpf, welches Männer für Feigheit traf. Dem Begrabenen oder Versenkten legte man oft noch zur Vermehrung der Schmach Dornen auf sein Grab.

7) Das Pfählen kam auch ohne das Lebendigbegraben vor, namentlich bei Notzüchtigern und Kindesmörderinnen.

8) Das Steinigen war seltener. Der Missethäter wurde entweder an einen Pfahl gebunden oder durch die Reihen des mit Steinen bewaffneten Volkes getrieben.

9) Das Ausdärmen, wol nur in älterer Zeit üblich, geschah, indem man dem Unglücklichen den Bauch aufschnitt und ihn dann um einen Pfahl oder Baum trieb, bis seine Gedärme um diesen herum gewickelt waren.

10) Das Viertheilen bestand darin, daß man die Arme und Beine an vier wilde Pferde befestigte und diese nach verschiedenen Seiten trieb. Noch die Carolina kennt diese Strafe für Landesverrat; bisweilen wurde der Verurteilte vorher enthauptet, und dann in vier Theile zerschnitten, diese aber an verschiedenen Thoren oder Straßenecken aufgehängt. In Frankreich wurden die Königsmörder geviertheilt, gleichviel ob ihre That gelang oder nicht, und vorher noch mit glühenden Zangen gezwickt.

11) Das Letztere kam auch allein als Todesstrafe an Solchen vor, welche zu abergläubigen Zwecken — schwangere Frauen aufschnitten (so 1568 in Augsburg).

12) Auch das aus Shakespeare's Kaufmann von Venedig bekannte Fleischausschneiden aus dem Leibe zahlungsunfähiger Schuldner ist leider keine Fabel, kam aber wol selten vor. Nach gesetzlicher Bestimmung dagegen wurden Landesverrätern bei lebendem Leibe das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe geschnitten.

War Jemand zum Tode verurteilt, so wurde, nach Vorschrift der Carolina, in öffentlicher Sitzung des „hochnotpeinlichen Halsgerichts“ ein Stab über ihm gebrochen und er dann dem Nachrichter übergeben. Dies Amt besorgte im frühern Mittelalter ein Richter oder Beamter selbst. Seit dem dreizehnten Jahrhundert jedoch nahm man dazu rohe und verdorbene Menschen, deren Haupt „Scharfrichter“ hieß. Selbst besorgte dieser Letztere nichts als die Enthauptung; bei den übrigen Lebens- und Leibesstrafen, wie bei der Folter führte er nur die Aufsicht, — alles weitere Handeln war Sache seiner Gehilfen, der Henker und Henkersknechte. Alle diese Vollzieher der Körper- und Todesstrafen waren, seitdem sie ein Gewerbe geworden, vom Volke, dem ein gesunder Instinkt das Bewußtsein von der Verwerflichkeit solcher Strafen eingab, verachtet. Sie durften sich keines andern Trinkgefäßes bedienen, als desjenigen, das sie stets bei sich trugen, hatten im Wirtshause und in der Kirche ihren abgesonderten Platz und auf den Friedhöfen ihre abgelegene Begräbnißstätte*). Vor der Vollziehung der Todesstrafe wurde der Verurteilte zur Beichte gelassen. Manchen Orts war es gebräuchlich, ihm am letzten Tage bessere Kost zu reichen (Henkermal). Zur Verschärfung der Strafe diente oft, daß der „arme Sünder“ auf einer Thierhaut zum Richtplatze geschleift wurde. Mancher Todesstrafe ging auch das Abhauen der rechten Hand voran, was jetzt noch der französische Code pénal den Vater- und Monarchenmördern androht. Einer der fürchterlichsten Richter, welche diese Mörderei mit empörender Konsequenz betrieben, war Benedikt Carpzov (geboren 1595 in Wittenberg, gestorben 1666 in Leipzig), kurfürstlich sächsischer Rat des obersten Appellationsgerichts zu Dresden und ordentlicher Professor der juristischen Fakultät zu Leipzig, Verfasser der „Practica nova imperialis saxonica rerum criminalium“, eines nach dem römischen, kaiserlichen und sächsischen Rechte bearbeiteten kriminalrechtlichen Lehrbuchs (Frankfurt und Wittenberg 1658), in welchem er die härtesten Grundsätze aufstellte, die ein Jahrhundert nach ihm weit genauer befolgt wurden als die Carolina. Es wurde ihm nachgerühmt, er habe über 20.000 Todesurteile gefällt; er stillte seine Mordlust vorzüglich an den Hexen. Daneben war er ein höchst frommer Mann, las 53 mal die ganze Bibel durch und ging jeden Monat zum Abendmal!

Nicht einmal Kinder waren vor der grassirenden Hinrichtungswut sicher; das zarte Alter bildete nur selten den Beweggrund zur Erkennung einer mildern Strafe. Was aber noch weit auffallender, ist,

---

*) Ein schauerlicher Tarif bestimmte die Gebühren des Scharfrichters. In Zürich z. B. erhielt er für eine Enthauptung 6 Pfennige und 10 Schillinge, für Lebendigverbrennen 7 Pfennige und 10 Schillinge, für eine Hinrichtung durch den Strang 10 Pfennige, für das Rädern $20^1/_2$ Pfennig u. s. w., in Luzern für das Halseisen (bei der Folter), Ruthenaushauen, Zungenschlitzen, Ohrenabhauen und Brandmarken je 10 Schillinge und — eine Maß Wein!

daß im Mittelalter und im Reformzeitalter auch gegen Thiere Straf-, besonders Todesurteile ausgesprochen wurden, wenn sie einen Schaden angerichtet, namentlich wenn sie Menschen getödtet hatten, und zwar mit Beibehaltung aller Formen des Rechtsgangs, wie sie bei Menschen üblich waren!

Bei aller drakonischen Strenge der Strafgesetze war indessen dem Verurteilten bisweilen die Möglichkeit vergönnt, dem Tode zu entgehen. Gelang es z. B. einem Gönner des „armen Sünders", den Strick, an welchem ihn der Nachrichter zur Richtstätte führte abzuschneiden, und dem Delinquenten, in eine Zufluchtstätte zu entkommen, so war er frei. Ebenso geht die Sage, ist aber nicht geschichtlich erwiesen, daß der Verurteilte das Leben behielt, wenn eine Jungfrau oder eine öffentliche Dirne ihn zum Manne begehrte. Ersteres wird aus germanischen, letzteres aus romanischen Ländern berichtet. In den letzteren soll auch eine Verbrecherin gerettet worden sein wenn der Henker selbst um sie freite*).

B. Die Hexenprozesse.

Diese eigentümliche Art gerichtlicher Veranstaltungen brachte mit der Rechtspflege den Aberglauben in Zusammenhang.

Aller Aberglaube besteht in einer Herleitung von Wirkungen aus Ursachen, welche den Gesetzen der Natur und der Vernunft widerspricht. Er stammt entweder aus dem religiösen Glauben oder aus willkürlicher Erfindung; ersteres ist der eigentliche oder Volks-, letzteres der Kunstaberglaube oder die Magie.

Wie der Volksaberglaube, dessen allgemeine Züge wir bei Anlaß des Mittelalters (Bd. III. S. 211) näher betrachtet, in buntem Durcheinander das ganze Gebiet des menschlichen, göttlichen und teuflischen Lebens und Treibens in sich begreift, so erstreckt sich der Kunstaberglaube in unabsichtlicher philosophischer Systematik auf das Weltall und seine Körper (Astrologie), die Erde und ihre Stoffe (Alchemie), den Menschen und seine Körpertheile (Chiromantie und Prosopomantie) und auf das Jenseits des Menschen (Nekromantie), sowie endlich auf die Zauberei (Magie) im Allgemeinen.

Die umfang- und folgenreichen Ereignisse, welche der Glaube an Hexerei und Zauberei in der von uns geschilderten Periode für die menschliche Kultur herbeigeführt hat, veranlassen uns, zuerst diese traurige Erscheinung, welche die Rechtsidee zum Aberglauben herabwürdigte und den Aberglauben zum Rechte hinaufschraubte, für sich, und sodann allen übrigen Aberglauben, welcher in der erwähnten Periode Aufsehen erregt

*) Liebrecht, die Zimmerische Chronik, Zeitschr. f. d. Kult.-Gesch. N. F. I. S. 367 ff.

hat oder in auffallender Weise getrieben worden ist, in Betrachtung zu ziehen.

Es könnte auf den ersten Anblick auffallend scheinen, daß der eigentliche Beginn der Hexenprozesse, deren Vorgeschichte wir in der Kulturgeschichte des Mittelalters (Bd. III S. 204 ff.) dargestellt haben, gerade an das Ende des „finstern" Mittelalters und an den Anfang der „hellen" Neuzeit fällt. Dieser Widerspruch ist jedoch nur scheinbar, und die auffallende Erscheinung wol begründet. Der Glaube an Hexerei stammt freilich schon aus dem Heidentum und bürgerte sich im Christentum langsam aber sicher ein. Auch Hexenprozesse kamen lange vor Ende des Mittelalters vor; sie erhielten aber nicht nur deshalb um diese Zeit einen kräftigern Aufschwung und von da an größere Verbreitung, weil es gerade damals einem Papste von sittenlosem und abergläubigem Charakter gefiel, durch eine Bulle ihre förmliche Einführung zu dekretiren, sondern auch, weil die damals (s. oben S. 314 f.) überhandnehmende Folterung die Verurteilungen wegen Hexerei in bedeutendem Maße begünstigte. So wüteten die Hexenprozesse gerade im Reformationszeitalter am ärgsten, und es bedurfte der ganzen Kraft der spätern Aufklärung, dieser furchtbaren die Menschheit schändenden Pest ein Ende zu machen.

Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wo wir (Bd. III. S. 208) diesen Wahn verlassen, nahm der Glaube an ein zugleich zauberhaftes und ketzerisches und daher doppelt strafwürdiges Bündniß gewisser Personen mit dem Teufel immer mehr überhand, wozu namentlich des französischen General-Inquisitors Nikolaus Eymericus (1356—1393) Directorium inquisitorum als systematischer Unterricht für Ketzer- und Hexenrichter beitrug*). Es half nichts, daß 1398 sogar die theologische Fakultät von Paris, die ketzerfeindliche Sorbonne, unter dem Vorsitze des berühmten Johann Gerson, sowol die Zauberei selbst, als den Glauben an Wirkungen derselben, in 28 Artikeln als Irrtümer, Aberglauben und Gotteslästerung verurteilte, — die nämliche Fakultät fügte sich bald darauf dem grassirenden Unsinn und gab sich 1431 schmählicher Weise dazu her, auf Verlangen der Kirche und der Verräter und Feinde ihres Vaterlandes, jenes heldenmütige Mädchen, welches dies Vaterland gerettet hatte, Jeanne Darc, als der Hexerei schuldig zu erklären und so es den Engländern möglich zu machen, daß sie ihre gefährlichste Feindin unter einem schicklichen Vorwande verbrennen konnten. Überhaupt wurden schon damals Weiber (Männer seltener) wegen Hexerei so häufig und mit solcher Eilfertigkeit verbrannt, daß man oft Verbrannte hinterher für unschuldig erklären und die Richter strafen mußte. So wurde im Jahre 1459 zu Arras aus mehreren Männern und Weibern herausgefoltert, daß sie mit dem Teufel einen Hexensabbat im „Lande Waldesien" ge-

*) Roskoff, Geschichte des Teufels II S. 217.

feiert hätten; auf dem Scheiterhaufen aber widerriefen sie ihre Aussage, und das Parlament von Paris erklärte sie 1491 unschuldig, die Ankläger und Richter aber strafwürdig. Der Prior von St. Germain, welcher gegen die Wirklichkeit der „Hexenfahrten" gepredigt, mußte 1453 vor dem geistlichen Gerichte abbitten und bekennen, daß ihn der Teufel selbst zu seiner Aussage verführt hätte! Seit dieser Zeit häuften sich auch Werke, welche den entsetzlichen Wahnglauben unterstützten und lehrten. Nikolaus Jaquier gab 1458 das Flagellum haereticorum fascinariorum, Alfons da Spina 1459 das Fortalitium fidei contra Judaeos Saracenos aliosque Christianae fidei inimicos heraus.

So blieb denn dem oben (S. 17) geschilderten Papste Innocenz VIII. nur noch übrig, die Hexenprozesse in ihrem ganzen nun ausgebildeten Umfange feierlich zu begründen und ihnen die letzte förmliche Genehmigung zu ertheilen, was durch die Bulle „Summis desiderantes" vom 5. Dezember 1484 geschah*). In derselben befahl er drei Dominikanern, dem Heinrich Krämer, genannt Institor, Jakob Sprenger und Johann Gremper, in den deutschen Diöcesen das Laster der Zauberei auszurotten und verhängte über Jeden, der ihnen widerstände, Bann und Interdikt ohne alle Appellation. Und der wankelmütige Kaiser Maximilian I. bestätigte bereitwillig das scheußliche Machwerk und nahm durch Diplom vom 6. November 1486 die Hexenrichter sogar in seinen Schutz.

Die nächste Frucht dieses furchtbaren Auftrages war das von Sprenger, mit Beihilfe seiner Genossen, verfaßte und 1489 erschienene Schandbuch „der Hexenhammer" (Malleus maleficarum), diese Bibel des Teufels- und Zauberwahns, deren wahres Ziel aber vielmehr auf die Ketzerei losging, für welche die Hexerei blos ein Vorwand war; denn nicht nur die Hexerei selbst, sondern schon der Unglaube an dieselbe wurde als Ketzerei gebrandmarkt, so daß die Ketzerverbrennungen auf die bequemste Weise vermehrt werden konnten! Und zugleich war damit dem

---

*) Wir können uns nicht enthalten, aus dieser Bulle folgende bezeichnende Stellen herauszuheben: Sane nuper ad nostrum non sine ingenti molestia pervenit auditum, quod in nonnullis partibus Alemanniae superioris, necnon in Moguntin., Colon., Trever., Salzumburg. et Brem. provinciis, civitatibus, terris, locis et Dioecesibus, complurês utriusque sexus personae, propriae salutis immemores, et a fide Catholica deviantes, cum daemonibus, incubis et succubis abuti, ac suis incantationibus, carminibus et conjurationibus, aliisque nefandis, superstitiosis, et sortilegis excessibus, criminibus, et delictis, mulierum partus, animalium foetus, terrae fruges, vinearum uvas, et arborum fructus . . . perire, suffocari, et extingui facere, ipsosque homines, . . . pecora . . . tormentis afficere et excruciare ac eosdem homines ne gignere et mulieres ne concipere, virosque ne uxoribus, et mulieres ne viris actus conjugales reddere valeant, impedire: fidem praeterea ipsam, quam in sacri susceptione baptismi susceperunt, ore sacrilego abnegare etc. etc. Vollständig bei Roskoff II S. 222 ff.

Hasse, dem Neide, der Rache unter den Menschen Thür und Thor geöffnet und der weiteste Spielraum offen gelassen. Man brauchte seine Feinde nur der Hexerei anzuklagen, und man wurde sie los. Und zur Schande der sogenannten Gelehrsamkeit jener Zeit lieferten die Theologen den Juristen mit Wollust die armen Opfer in die Hände! Nichts schützte mehr vor diesen gierigen Krallen; alle möglichen Eigenschaften dienten als Verdachtsgründe. Schönheit und Reichtum waren Geschenke des Teufels, — Häßlichkeit und Armut zeichneten die Hexe als solche! Die Armen schaffte man sich mit ihren Klagen vom Leibe, — aus dem Nachlasse der Reichen füllten die Ungeheuer von Richtern ihre Beutel! Die Hexenprozesse bereicherten nämlich thatsächlich die an ihrer Führung Betheiligten in hohem Grade. Die Inquisitoren erhielten (nach Spee's Zeugniß) für jede wegen Hexerei verurteilte Person 4 bis 5 Thaler. Die Henker und ihre Weiber konnten sich aus dem Nachlasse der Verbrannten mit Kleidern ausstaffiren, auf schönen Pferden reiten und in Kutschen fahren. Zu Rösfeld erhielt der Henker in 6 Monaten 169 Reichsthaler für Hexenbrände, der zu Schäsburg in Siebenbürgen einen Gulden für jede Hexe. Hexenaufspürer erhielten freien Unterhalt, Reisegelt und in England für jede Hexe 20 Schillinge. Viele Leute wurden jährlich gebrandschatzt, um nicht brennen zu müssen. Bischöfliche Beamte ließen sich für Lossprechungen $2^1/_2$ Gulden zahlen*).

Der Hexenhammer, dessen Titel dem Ketzerhammer (Malleus haereticorum) des Thomas von Aquino nachgebildet sein muß, latinisch geschrieben und nie übersetzt, ist in der Form von Fragen und Antworten ohne alle logische Anordnung abgefaßt und zerfällt in drei Theile, in welchen erstens die Erfordernisse des Hexenwesens, zweitens die Wirkungen desselben und drittens die Heilmittel gegen dasselbe behandelt werden. Die Quellen, auf welche er sich stützt, sind: die Bibel, die Kirchenväter, die Beschlüsse der Konzilien, die Aussprüche der Päpste, die Scholastiker, das kanonische Recht, die Lebensbeschreibungen der Heiligen und — der Jude Rabbi Mose, sowie verschiedene Werke über Hexerei. Voran ist die Approbation der theologischen Fakultät zu Köln und die Bulle Innocenz VIII., sowie deren kaiserliche Bestätigung abgedruckt. Die Hexen definirt der Hexenhammer als „Leute, welche Gott verleugnen, ihm und seiner Gnade entsagen, mit dem Teufel einen Bund machen, sich ihm mit Leib und Seele ergeben, mit Teufeln Unzucht treiben, seine Zusammenkünfte und Sabbate besuchen, von ihm Giftpulver und als seine Unterthanen und Verbündeten den Befehl erhalten, Menschen und Thiere zu quälen und umzubringen, und welche durch seine ihnen mitgetheilte Wunderkraft Gewitter machen, die Saaten, Wiesen, Bäume, Gartengewächse beschädigen und die Kräfte in der Natur verwirren!"

*) Roskoff a. a. O. II S. 334 ff.

Gleich im Anfange wird aus der Bibel, und zwar aus den Büchern Mose bewiesen, daß man die Zauberer tödten müsse; — wer dies nicht glaube, sei ein Ketzer. Als Erfinder der Zauberei wird Zoroaster angegeben, der ein Sohn Hams und Enkel Noahs gewesen (!) und nach des heiligen Augustin Aussage bei seiner Geburt gelacht habe, was ohne Einwirkung des Teufels nicht möglich sei. Wie hierdurch der Hexenhammer seine historische Gelehrsamkeit, so beweist er seine sprachliche durch die Ableitung des Wortes Diabolus aus duo, zwei und bolus, Bissen, weil er auf einmal zwei Bissen, Körper und Geist in Besitz nehme, sowie des Wortes Femina aus fe, abgekürzt von fides, Glaube, und minus, weniger, weil die Weiber weniger Glauben hätten als die Männer! Es wird dann zwischen blosen Zauberinnen, welche „den Teufel im Leibe haben“, und wirklichen Hexen, welche mit dem Teufel umgehen, unterschieden. Die letzteren seien notwendige Werkzeuge, deren sich der Teufel bei seinen Thaten bediene. Ferner wird ernsthaft erörtert, ob Teufel als Incubi und Succubi mit Menschen Kinder zeugen können und mittels der obscönsten, nicht mittheilbaren Ausführungen bejaht. Hierauf wird nachgewiesen, daß drei Dinge im Guten und Bösen nicht Maß zu halten verständen, die Zungen, die Geistlichen und die Weiber. Gegen letztere wird auf die ungalanteste Weise zu Felde gezogen, von Eva's Erschaffung aus einer krummen Rippe die Anlage des Geschlechtes derselben zu Betrug bewiesen und die Ehelosigkeit empfohlen, worauf wieder die skandalösesten Stellen kommen. Es folgen die Nachweise, daß Menschen durch Hexen in Thiere verwandelt werden können, daß Wölfe, welche Kinder fressen, vom Teufel besessen seien, daß Gott die Hexerei zulasse, damit der Glaube der Gerechten offenbar würde, daß die Hexerei das größte aller Verbrechen sei, da sie zugleich Ketzerei und Apostasie enthalte, daß die Hexen schlimmer seien als der Teufel selbst u. s. w. Im zweiten Theile wird behauptet, daß die Hexen nichts anhaben können: den Richtern, den Geistlichen und den Heiligen, daß die Hexen vom Teufel angewiesen werden, während der Messe unanständige Redensarten zu murmeln, daß sie Kinder fressen oder auch nur tödten, aus den Knochen und Gliedern neugeborener Kinder zauberische Salben und Getränke bereiten, Wetter machen, die Sinne bezaubern, Menschen und Thiere der Zeugungskraft berauben u. s. w. Bei dem Bündnisse mit dem Teufel gehe es folgendermaßen zu: die neuen Hexen versammeln sich an einem bestimmten Tage um dem Teufel von ihren älteren Schwestern vorgestellt zu werden, geloben, der „dicken Frau“, wie in der Hexensprache die heilige Jungfrau heißt, und den Sakramenten zu entsagen, dem Teufel aber Treue und Gehorsam, huldigen ihm, welcher in der Hexensprache der „kleine Magister“ heißt, empfangen seinen Unterricht in ihren Künsten, bewirken in der Folge durch die erwähnte zauberische Salbe, daß sie unter dem Ausrufe: „Oben aus und nirgends an!“ in die Luft gehoben und in dieser auf einer Ofengabel, einem Besenstiel oder

einem Stücke Leinwand (nach anderen Angaben auf einem Bocke) fortgeführt werden, um den Hexenversammlungen beizuwohnen. Die männlichen Hexen, Hexenmeister genannt, schließen ebenfalls Bündnisse mit dem Teufel, beschäftigen sich aber anders als die Hexenweiber. Sie sind Schützen, die mit des Teufels Hilfe immer treffen, oder beschwören umgekehrt die Waffen Anderer, daß selbe nicht treffen oder nicht einmal losgehen. Dazwischen werden interessante Geschichten erzählt, welche die Hexenrichter selbst heraus inquirirt haben wollen: z. B. daß eine Hexe während einer Tanzbelustigung auf einen Berg geflohen sei, was Bauern selbst gesehen (!) und dort ein Wetter heraufbeschworen, das dann die Tanzenden auseinandergetrieben, wofür sie verbrannt worden sei, — daß ein Holzhauer im Walde von drei schwarzen Katzen überfallen worden, sie aber schwer verwundet habe, worauf er unter der Anklage, drei vornehme Damen mißhandelt zu haben, eingesperrt, aber auf seine Erzählung von den Katzen sofort wieder entlassen worden sei, — daß eine Nonne einst Salat gegessen, darauf Liebesregungen gespürt, die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht und gepflogen, von ihm aber das Bekenntniß erhalten habe, er sei der Teufel und von ihr unter der Gestalt jenes Salates gegessen worden! Im dritten Theile endlich wird ausführlich das gerichtliche Verfahren gegen die Hexen gelehrt. Der Hexenhammer erlaubt, ohne Anklage, auf bloses Gerücht hin, den Prozeß einzuleiten; zwei oder drei Zeugen genügen zur Aussage; der Richter darf Zeugen durch einen Eid zwingen, die Wahrheit (d. h. was er dafür hält) zu sagen, und zu Zeugnissen selbst infame Personen, entlaufene lüderliche Knechte, Mitschuldige und Exkommunizirte zulassen, ja sogar die Männer gegen ihre Frauen, die Kinder gegen ihre Mütter als Zeugen vernehmen, selbst Feinde, wenn sie dem Angeklagten nicht geradezu nach dem Leben getrachtet. Er beginnt damit, die Hexe zu fragen, ob es ihr bekannt, daß sie von den Leuten für eine Hexe gehalten werde, warum sie dieses und jenes gethan, warum ihre Kühe mehr Milch geben als andere, was sie bei Ausbruch eines Gewitters auf dem Felde zu thun gehabt; er darf sie emporheben lassen, damit sie sich nicht durch Berührung des Erdbodens retten könne; er darf ihr die Namen der Zeugen vorenthalten. Wenn der einer Hexe gestattete Vertheidiger etwas zu ihren Gunsten sagte, wurde er als Hexenpatron angeklagt. Es werden Kniffe gelehrt, um die Unglücklichen durch List zum Geständniß und Verderben zu bringen, so z. B. durch Entstellung der dem Vertheidiger mitzutheilenden Akten (!!). Gefoltert durften die Hexen ohne alle Nachsicht werden, und zwar ohne Unterbrechung mehrere Tage hintereinander. Man ließ sie, da die Hexen nach dem herrschenden Wahne nicht weinen konnten, durch Priester beschwören, während sie zur Folter ausgekleidet wurden! Die Richter werden ferner angewiesen, wie sie sich durch Bekreuzen, geweihte Kräuter und beschworenes Salz gegen den Blick der Hexen schützen könnten, um nicht von Mitleid gegen sie erregt zu

werden, sollten auch wol Letztere rücklings vorführen lassen, um sie zu sehen, ehe sie von ihnen erblickt wurden. Den Hexen wurden alle Haare vom Leibe geschoren; denn sonst gestanden sie nichts, wie man glaubte. Sie wurden auch an allen Körpertheilen genau untersucht, ob sie keine Zaubermittel bei sich trügen. Dazu kamen noch andere Proben, so namentlich die zur Zeit der Ordalien üblich gewesenen Wasser- und Feuerproben. Sank die Hexe bei der Wasserprobe unter, was als Zeichen der Unschuld galt, so ließ man sie ruhig ertrinken; schwamm sie, so wurde sie verbrannt! Durch allerlei kasuistische Spitzfindigkeiten war überhaupt dafür gesorgt, daß Hexen beinahe in jedem Falle zum Tode verurteilt und lebendig verbrannt werden konnten.

Der Verfasser des Hexenhammers und seine Gehilfen waren denn auch nicht lässig in Ausführung ihrer Grundsätze. In kurzer Zeit ließ Sprenger selbst in Konstanz und Ravensburg 48 Weiber verbrennen und sein Genosse Cumanus 1485 bei dem Wormserbade 85 Hexen am ganzen Leibe rasiren und dann verbrennen.

Für außerdeutsche Länder wurden zur Regelung der Hexenprozesse ähnliche Bullen wie diejenige Innocenz VIII., von den folgenden Päpsten Alexander VI., Julius II., Leo X. und Hadrian VI. erlassen.

Das Merkwürdigste an den Hexenprozessen ist übrigens, daß Alles, ohne Ausnahme, was damals vom Hexenwesen geglaubt wurde, von Angeklagten selbst gestanden worden ist! Wie war dies möglich? Es wurde möglich einmal durch die Folter, dann durch verfängliche Fragen und durch Fälschung der Protokolle, wie sie der Hexenhammer selbst empfiehlt, und dazu kam endlich noch der herrschende Glaube selbst. Derselbe war nämlich so verbreitet, daß wol anzunehmen ist, es werde den Leuten oft von den Hexensabbaten, an die man so fest glaubte, geträumt und dieselben dann, was ja bei lebhaften Träumen oft vorkommt, den Traum für Wirklichkeit gehalten haben. Ebenso kann die Angst vor der Verfolgung und der Schrecken, den diese verbreitete, leicht nervöse Aufregungen und in deren Gefolge — jenen Wahnsinn herbeigeführt haben, und endlich ist man gezwungen anzunehmen, es haben gewissenlose Wüstlinge den herrschenden Wahnglauben fleißig zu Verführungen benützt und sich bei ihren Geliebten für den Teufel ausgegeben, wie denn der Letztere in den Aussagen der Hexen meist in der Gestalt eines Soldaten, Reiters oder Jägers erscheint.

All dies erleichterte die Ausübung des entsetzlichen Werkes der Hexenverfolgung. Da man zudem die Hexerei für ein ausgenommenes Verbrechen hielt, so galt dabei Alles für erlaubt; Späher, Richter und Henker durchsuchten alle Gegenden, um dem unersättlichen Rachen der Hexengerichte neues Futter zu liefern! Wie viel Menschenglück hiedurch zerstört wurde, ist nicht zu ermessen. Es kam häufig genug, ja meistens vor, daß die Unglücklichen, wenn die Folter ihnen Geständnisse ausgepreßt hatte,

die ihrem Herzen ferne lagen, sich aus Verzweiflung selbst zu entleiben suchten, in Raserei fielen und oft darin starben. All dies aber suchten die thierischen verdummten Hexenrichter durch Einwirkung des Teufels zu erklären. Weder Lug noch Trug sparten diese Unmenschen, um ihre Zwecke zu erreichen; sie versprachen den Angeklagten, wenn sie geständen, ein neues Haus zu bauen, womit sie den Scheiterhaufen, oder das Leben zu schenken, womit sie das jenseitige Leben meinten. Es gab auch ein besonderes, aus allerlei ekelhaften Ingredienzien gebrautes Getränk, die Hexensuppe, durch welche man die armen Weiber zum Geständniß zu bringen suchte. Auch eine Hexenwage hatte man, weil man glaubte, daß Hexen darauf schwerer oder je nach Belieben der Richter auch leichter wären als man sie schätzte. Das Ergebniß des Wägens führte natürlich stets zum Scheiterhaufen! Um das sogenannte Hexenmal zu finden, von dem man diese Unglücklichen behaftet glaubte, und welches unempfindlich sein sollte, stach man sie mit Nadeln am ganzen Leibe. Fand man keines, so war auch dies wieder ein Beweis von Hexerei!!

Die Hexenprozesse dauerten bis in das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert und wurden sowol von den Katholiken, als seit der Reformation von den Protestanten mit gleichem Eifer betrieben. Die Ersteren beriefen sich auf die Bullen der Päpste, die Letzteren auf die Bibelübersetzung Luthers, welcher selbst ein eifriger Teufelsbekenner und Hexereigläubiger, wenn auch kein Freund der Hexenprozesse war und eine Stelle im 2. Buch Mose XXII, 18 übersetzt hatte: die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen, während dieselbe sich im hebräischen Original gar nicht auf etwas den Hexen irgendwie Ähnliches, sondern auf Heiden bezieht, welche durch Vorgabe zauberischer Künste die Juden von ihrem Glauben abwendig zu machen suchten, was als ein Verbrechen gegen Jehova und daher als todeswürdig erschien.

Beide Kirchen hatten aber auch Ursache, gegen das Hexentum, wie es sich in der Fantasie der damaligen Menschen ausgebildet hatte, einzuschreiten. Dasselbe war nämlich ein vollkommen durchgeführtes Gegenbild des Christentums. Der Teufel stand Gott ebenso mächtig gegenüber, wie Ahriman dem Ormazd; die Hexen waren sein Volk, wie die Christen Gottes, sie mußten Gott und Christo abschwören, wie des Letztern Anhänger dem Teufel, und Diesen beteten nach der Meinung der Gläubigen die Hexen an, wie die Christen Gott. Sogar den sieben Sakramenten standen sieben Stufen des Hexentums gegenüber. Die erste war die Verführung, indem der Teufel den Weibern als Mann, den Männern als Weib erschien, und zwar meist grün gekleidet, — die zweite die Begattung, die dritte der Abfall vom Christentum, ausgedrückt durch die Hexentaufe, die mit Blut, Schwefel oder Salz vollzogen und mit Verleihung eines neuen Namens geschlossen wurde, — die vierte die Vermälung, deren Vollzieher ebenfalls ein Teufel

war, verbunden mit der Anbringung des Hexenzeichens durch Schlagen, Beißen u. s. w., die fünfte der Hexentanz, als dessen Ort den Deutschen der Blocksberg und andere Berge, und so deren mehrere in anderen Ländern, und als dessen Zeit die Walpurgisnacht galt. Auch nahm man deren drei im Jahre an: zu Pfingsten, vierzehn Tage nach Johannes dem Täufer und zu Advent oder Weihnachten. Die sechste Stufe war die Ausübung von Schaden gegen Menschen und Vieh, und die siebente das Verbot des fernern Beichtens und die Anbetung des Teufels.

Die Vermutung, daß das Hexenwesen auf Orgien einer wirklichen geheimen Gesellschaft beruhte, welche sich nächtlich versammelte und eine Art Kult trieb, der als ein solcher des Teufels aufgefaßt werden konnte, — wie Mone (im Anzeiger für Kunde des Mittelalters, 1839) meint, ist nicht als haltbar anzusehen; es fehlt ihr jede Begründung. Für wahrscheinlicher halten wir eine Fortpflanzung von Sagen über die nach der Einführung des Christentums zur Nachtzeit fortdauernden Versammlungen der beharrlichen Heiden in der Weise des Bakchos-Kultes, und die Vermengung der alten Götter mit dem Teufel. Auch mögen verleumderische Berichte über die geheimen Versammlungen verschiedener Ketzersekten, wie der Albigenser und Waldenser mitgewirkt haben. Das Meiste that jedoch der Teufelswahn selbst, welcher damals zu einer Art von Geistesepidemie wurde, wie es die Kinderkreuzfahrt, der Geißlerwahn u. a. gewesen waren.

Wir lassen nun einige Angaben über die Menge und Schauplätze der Hexenbrände folgen, die natürlich sehr unvollständig sind und nur einen kleinen Theil der gesammten Mörderei umfassen.

Im Jahre 1551 waren in der kleinen Stadt Zuckmantel in Schlesien acht Henker des Bischofs von Breslau reichlich beschäftigt.

Zu Rottweil in Schwaben wurden von 1561 bis 1648: 113, zu Nördlingen von 1590 bis 1593: 35, zu Offenburg in vier Jahren 60, zu Windheim im Jahre 1596 23, zu Freiburg im Breisgau 1579 bis 1611: 34, in der bairischen Grafschaft Werdenfels 1589 bis 92 an sieben Gerichtstagen 48, zu Ellingen 1590 in acht Monaten 65, am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in der Grafschaft Henneberg 144, zu Thann im Elsaß 1572 bis 1620: 152, zu Schlettstadt 1629 bis 32: 72, in Quedlinburg 1589 an einem Tage 133, im Fürstentum Neisse 1640—51 an tausend Hexen verbrannt.

Büdingen in der Grafschaft Isenburg hatte 1633 64 und 1634 50 Hexenbrände, Dieburg im Bistum Mainz 1627 deren 36; Georgenthal in Sachsen-Gotha hatte 1670 bis 75 38 Hexenprozesse, Salzburg im Jahre 1678 einen solchen gegen 97 Personen, welche eine Rinderpest herbeigeführt haben sollten. Zu Regensburg ließ man 1595 ein Mädchen verhungern, das angeklagt war, Mäuse zu

machen, Frauen und Nonnen ihre Geliebten im Spiegel zu zeigen, Liebestränke zu bereiten u. s. w. Christoph von Ranzau, ein Konvertit vom protestantischen zum katholischen Glauben, ließ noch 1686 auf seinen holsteinischen Gütern 18 Hexen verbrennen.

Ein einziger Ketzerrichter, Balthasar Voß zu Fulda, ließ in 19 Jahren 700 Hexen und Zauberer verbrennen, und hoffte stets, es noch auf tausend zu bringen; ein anderer Solcher, Remigius, Verfasser einer Daemonolatria, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Lothringen beseitigte in sechszehn Jahren neunhundert Hexen, denen er am Ende selbst als Zauberer nachfolgte!

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts bildeten zu Braunschweig die Brandpfähle der Hexenhinrichtungen, deren oft 10 bis 12 an einem Tage stattfanden, einen Wald vor dem Thore.

Zu Stettin wurde 1618 die Äbtin des Klosters Marienfließ, Sidonia von Bork, einst verlassene Braut des Herzogs Ernst Ludwig von Wolgast, im achtzigsten Lebensjahre als Hexe angeklagt und enthauptet und ihre Leiche verbrannt.

Am grausamsten wüteten die geistlichen Fürstentümer, und zwar zu der Zeit, als die Jesuiten dort den größten Einfluß ausübten. Das Bistum Bamberg sah 1625 bis 1630 etwa 600, das Bistum Straßburg von 1615 bis 1635 5000, das Stift Würzburg 1627 bis 1629 in 29 Bränden über 200 Hexen brennen, unter letzteren 17 höhere Geistliche, Edelleute und Edelfrauen, Männer, Frauen und Jungfrauen aller Stände und Berufe, Studenten, Knaben und Mädchen (selbst Blinde!) von acht bis zwölf Jahren. Bischof Johann von Trier ließ 1585 soviel Hexen verbrennen, daß in zwei Ortschaften nur zwei Weiber übrig blieben; in demselben Bistum wurden in 22 Dörfern (1587—93) 368 Personen verbrannt. In Bonn wurden Professoren, Priester, Juristen, Beamte und Studenten als Hexenmeister hingerichtet. Mit den Katholiken wetteiferte das calvinistische Genf, wo einst in drei Monaten 500 Hexen brannten.

Die erste schweizerische Hexe wurde um 1450 zu Urseren im Kanton Uri enthauptet und verbrannt, die erste Verbrennung bei lebendigem Leibe fand 1490 zu Luzern statt an einer Person, welche „Hagel gemacht“ und sich dem Teufel ergeben haben sollte. Im sechszehnten Jahrhundert wurden im Kanton Zürich 37, im Kanton Luzern 23, im siebenzehnten in Zürich 24, in Luzern aber 121 Hexen verbrannt, darunter vier Kinder von sieben bis zwölf Jahren, im Städtchen Sursee überdies 34, zu Colombier im Fürstentum Neuenburg 1619 und 1620 dreizehn, im bernischen Waatlande von 1591 bis 1666 jährlich durchschnittlich 50 (bis auf 75), zu Chillon allein in drei Monaten des Jahres 1613 ihrer 27. Zug sah 1660 in zwei Monaten 27 Weiber brennen und erlebte 1737 noch einen der scheußlichsten Hexenprozesse,

in Folge dessen die Angeberin enthauptet und sechs Frauen verbrannt wurden, nachdem sie der Henker mit glühenden Zangen gerissen, und eine Frau starb im Kerker.

In England wurden seit Heinrich VI. mehrere einflußreiche Personen durch Anklagen auf Hexerei beseitigt. Unter Heinrich VIII. hob man die Hexenprozesse auf, stellte sie aber unter Elisabeth wieder her und schlachtete diesem Wahne manches Opfer (1576 in der Grafschaft Essex 17). Im englischen Nordamerika wurde bis Ende des 17. Jahrhunderts gebrannt.

In Schottland wurden 1662 mehr als 150 Hexen angeklagt, 1664 in Leith deren neun und 1678 wieder neun verbrannt. Maria Stuart und ihr Sohn Jakob I. waren eifrige Hexenverfolger. Der Hexenjäger Matthias Hopkins brachte seit 1645 in England und Schottland über 220 Weiber auf den Scheiterhaufen, bis ihn das Volk selbst als Hexenmeister umbrachte.

Zu Szegedin in Ungarn wurden 1728 dreizehn Hexen lebendig verbrannt, von denen eine auf der Hexenwage — ein Lot schwer gefunden worden.

In der Diöcese Como gab es im sechszehnten Jahrhundert jährlich über hundert Hexenbrände. 1629 wurden in Bormio 34 Hexen hingerichtet.

Zu Carcassonne in Frankreich verurteilte man schon 1320 bis 1350 über 400 Zauberer und verbrannte über die Hälfte davon. Unter Franz I. wurden angeblich 100.000 Personen wegen Hexerei verurteilt; unter Heinrich II. verbrannte man 1549 zu Nantes auf einmal sieben Hexenmeister; unter Karl IX. starben ebenfalls manche Opfer dieser Art. Ein Verurteilter gab damals um den Preis der Begnadigung die Zahl der Hexen in Frankreich auf 300.000 an. Sogar unter Heinrich IV. wurden 1609 in Navarra 600 Basken wegen Hexerei verbrannt.

In Spanien wütete die Inquisition gegen die angeblichen Hexen und Zauberer ebenso eifrig wie zu gleicher Zeit gegen die Ketzer. 1507 ließ sie zu Calahorra über dreißig Weiber verbrennen; in Navarra wurden 1527 deren 150 mit Kerker und 200 Peitschenhieben bestraft, weil sie auf Geheiß des Satans einige Personen vergiftet hätten, in Logroño 1507 über 30, 1527 noch 150 und 1610 neben 34 Ketzern wieder 18 Zauberer verbrannt, welche angeblich einer Sekte angehört hatten, die den Teufel anbetete, und die von Diesem (!) gefeierte Messe (!) anhörte, wozu noch viel weiterer Unsinn kam, über welchen Llorente weitläufig berichtet. Auch in den Niederlanden wütete die spanische Inquisition gegen Hexen so lange sie dort zu gebieten hatte.

In Schweden, wo die Hexenverfolgung zuletzt eindrang, wurden 1670 zu Mora 72 Weiber und 15 Kinder wegen Zauberei verbrannt.

Es ist bei diesen Angaben nicht zu übersehen, daß die Hexenver-

brennungen stets in den Zeiten und an den Orten am ärgsten wüteten, wo die Leute die wenigste Beschäftigung hatten. So z. B. erscheinen in den Jahren der Reformationsstürme in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wo man von wichtigen Ereignissen stark in Anspruch genommen war, nur wenig Hexenbrände, ebenso auch in fleißigen industriellen und handeltreibenden Gegenden, wie z. B. in der Republik Venedig, im schweizerischen Basel und St. Gallen, in Holland, England u. s. w.

Wie für die Ketzer, so hatte man damals auch für die Hexen besondere Thürme, in welchen sie verwahrt, untersucht und gerichtet wurden. Wir haben vor uns die Beschreibung eines solchen Hexenthurms, nämlich desjenigen zu Lindheim in der Wetterau, Großherzogtum Hessen, wo ein fleißiger Schriftsteller über das Hexenwesen, Georg Konrad Horst, welcher zwar die Hexenprozesse mit Wärme und Begeisterung verurteilte, aber sich selbst nicht vom biblischen Glauben an den Teufel losmachen konnte, am Anfange unseres Jahrhunderts Pfarrer war*).

Der Hexenthurm zu Lindheim besteht aus einer vier und einen halben Fuß dicken, an mehreren Orten gegenwärtig sehr schadhaften, hier und dort mit Moos, und auf der ganzen südwestlichen Seite dicht mit dunkelm Immergrün bewachsenen Mauer. Seine Höhe beträgt noch jetzt, — denn es ist ein Theil des Gemäuers von oben bereits eingestürzt — 36, sein Durchmesser 17 rheinische Fuß. Die sehr enge Thüre ist 18 Fuß über der Erde erhaben und es führte früher eine äußere Treppe nach derselben. Im Innern beginnt 15 Fuß über dem Erdboden eine 2 Fuß breite und eben so tiefe, mit starken Steinen ausgemauerte viereckige dunkle Öffnung, welche bis zum Boden herunter reichte. Oben an derselben befanden sich früher zwei an kleinen, einen halben Fuß langen Ketten hängende, in starken ausgehauenen Sandsteinen befestigte enge Handeisen, an deren einem noch ein altes Schloß hing, womit es verschlossen war. Auf dem Boden der Öffnung aber bemerkte man noch um 1818 Feuerbrände und Holzstücke, und in der Thurmmauer, 4 Fuß über dem Boden, eine Art Zuglöcher, die rings um den Thurm herumlaufen, — so daß anzunehmen ist, es seien die Hexen, abweichend vom sonstigen Gebrauche, in dieser Höhle des Entsetzens selbst verbrannt worden. Vier Fuß über jener Öffnung aber befinden sich noch Reste der Kammern, in welchen die Hexen verwahrt

*) Horst, Dämonomagie oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und dämonische Wunder, mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprozesses. 2 Theile. Frankfurt a. M. 1818.

Horst, Zauberbibliothek oder von Zauberei, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprozessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen. 6 Theile. Mainz 1821—1826.

und gefoltert wurden, und zu welchen man mittels einer schmalen hölzernen Treppe gelangte. Sie bestanden aus drei engen dunkeln Löchern, mit keiner andern Öffnung als einer zwei Zoll breiten Lücke zwischen den Steinen. Dagegen sind noch Reste dicker, hölzerner, mit Nägeln und Eisen beschlagener Thüren, sowie starker Ringe, Halseisen und Ketten erhalten und in einer Kammer überdies ein schwerer Stein mit einem starken eisernen Ringe daran. Unter dem Schutte der Umgebung des Thurms wurden, kaum einen Fuß unter dem Boden, eine Menge Menschengebeine und Schädelstücke mit deutlichen Brandmerkmalen gefunden. Nach den vorliegenden Akten wüteten in den Jahren 1650 und 1662 furchtbare Hexenprozesse in Lindheim, wo der Untersuchungsbeamte Geiß, ein roher Soldat aus dem dreißigjährigen Kriege, etwa 30 Personen, Männer und Weiber, (welche fast den zehnten Theil der Bevölkerung des Ortes bildeten) als Hexen verbrennen ließ. Auch Kinder waren in die Sache verwickelt, kamen aber mit dem Leben davon, weil die Universität Rinteln sie freisprach. Als der gewaltthätige Richter eben wegen Erpressungen entlassen war, stürzte er 1666 in Verfolgung einer entsprungenen Hexe mit dem Pferde in einen Graben und brach den Hals.

So tief eingefressen hatte sich die Pest des Hexenwahns in die europäische Menschheit, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis eine entschiedene Opposition nur auftreten durfte, und wieder Jahrhunderte, bis sie siegte. Seit der Bulle Innocenz VIII. war es ein deutscher Rechtsgelehrter, der zuerst gegen die Hexenprozesse auftrat, nämlich Ulrich Molitor in Konstanz; ihm folgten seine italienischen Berufsgenossen Alciatus und Ponzinibius, dieser in seiner 1515 erschienenen Schrift „de Lamiis". Erasmus äußerte sich satirisch gegen den Hexenglauben, entschiedener noch der selbst als Schwarzkünstler verrufene Agrippa von Nettesheim (s. unten), in größerm Maße aber sein Freund und Schüler, ein im Übrigen unbekannter Gelehrter, der aber eben dadurch merkwürdig ist, daß er es trotz unberühmten Namens unternahm, gegen den Strom seiner Zeit zu schwimmen, — Johannes Wier oder Weier, latinisch Piscinarius, geboren 1515 zu Grave in Brabant, 1550—1564 Leibarzt des Herzogs von Kleve, wo er nach der geistigen Erkrankung seines fürstlichen Beschützers als Hexenmeister fliehen mußte, gestorben 1588 zu Tecklenburg, wo er Arzt war und den Schutz des Fürsten von Bentheim genoß. Er schrieb 1563 sein Werk „De praestigiis Daemonum", aus welchem unter dem Titel „De lamiis" ein Auszug erschien, und später folgte das drollige Buch „De pseudomonarchia daemonum". Er entrollte in dem letztern ein schaudererregendes Bild des Teufels- und Hexenwahns und beschrieb die Fantasien der Verblendeten, nach welchen das gesammte Heer der Hölle unter zweiundsiebenzig mit Namen genannten Fürsten 7.405.926 Teufel

zählte. Auf die Überzeugung gestützt, daß all dies Irrwahn sei, leugnete er den Bund mit dem Teufel, die Fahrten, Versammlungen und bösen Thaten der Hexen, und bekämpfte daher die Hexenprozesse mit edler Entschiedenheit. Den Teufel und die Zauberei überhaupt wagte er jedoch keineswegs in Abrede zu stellen. Sein Zeitgenosse Cornelius Loos, Geistlicher zu Mainz (gest. 1595), wurde wegen der Behauptung, daß die Hexenprozesse ungerecht seien, zweimal eingekerkert, bis er schwieg. In Weier's Fußtapfen trat ferner der Engländer Reginald Scott (Discovery of witchcraft 1584). Leider war es nun der französische religiöse Freidenker Bodin, den wir als Staatsrechtslehrer kennen gelernt, der in seiner Eigenschaft als Richter nicht zugeben konnte, daß sein Stand insgesammt verblendet sei, und sich daher berufen fand, Weier selbst als Hexenmeister anklagen und widerlegen zu wollen. Er versuchte dies in seinem Buche „de magorum daemonomania" (1581), das auch französisch erschien (Démonomanie des sorciers), und der sonst ebenfalls hellsinnige, aber im Hexenwahn befangene deutsche Dichter Johann Fischart gab sich dazu her, es in's Deutsche zu übersetzen*). Diese in dem dicksten, lichtfeindlichsten Zaubernebel des Mittelalters steckende und durch keinen Stral der denkenden Vernunft erhellte Dämonomanie stellt in vier Büchern ganz in der Weise des Hexenhammers ein System des Zauberglaubens und der Hexenprozesse auf, nach deren Beendigung der Verfasser erst Weier's Werk de lamiis erhielt, den er nun in einem fünften Buche „auß keinem Neid noch vergonst", sondern „umb Handhabung Gottes Ehr", als einen Menschen bekämpft, der sich rühme, bewirkt zu haben, „daß man jetzunter anfange, die Zauberer vnd Vnholden gäntzlich ledig zu schlagen", und dagegen „die anderen Richter, so sie hinrichten, für Hencker vnd grewliche Blutvergießer schildt", welche „meynung entweders eines vnuerständigen, vnerfahrnen oder Heillosen Verruchten Menschen sein muß". Bodin erhielt gleichgesinnte Nachfolger in dem Jesuiten Martin Delrio, dem „gelehrtesten und schlauesten Hexenverfolger (Disquisitiones magicae 1599), dem König Jakob I. von England, dem spanischen Ketzer- und Hexenverfolger

*) De magorum daemonomania. Vom Außgelasnen Wütigen Teuffelsheer Allerhand Zauberern, Hexen vnnd Hexenmeistern, Vnholden, Teufelsbeschwerern, Warsagern, Schwartzkünstlern, Vergifftern, Augenverblendern u. s. w. Wie die vermög aller Recht erkant, eingetrieben, gehindert, erkündigt, erforscht, Peinlich ersucht vnd gestraft werden sollen. Gegen des Herrn Doctor J. Wier Buch von den Geisterverführungen, durch den Edeln und Hochgelehrten Herrn Johann Bodin, der Rechten D. und des Parlaments Rhats inn Franckreich außgangen. Vnd nun erstmals durch den auch Ernvesten vnd Hochgelehrten H. Johann Fischart, der Rechten D. u. s. w. auß Frantzösischer sprach trewlich in Teutsche gebracht, vnd nun zum andern mal an vilen enden vermehrt vnd erklärt. Mit Röm. Key. May. Freyheit auff zehen Jare Getruckt zu Straßburg bei Bernhart Gobin 1591.

Torreblanca, in dessen Werk „Magia“ (1613), dem oben geschilderten blutgierigen Kriminalisten Carpzov (1648—50), der selbst über hundert Hexen verurteilte, u. A.; ja noch im 18. Jahrhundert verfochten hirnverbrannte Köpfe denselben Wahn.

Es waren indessen blos sieben Jahre vergangen, bis Bodin widerlegt wurde, und zwar diesmal von einem bedeutenden Schriftsteller, der gleich Weier die dämonischen Überreste dunkler Zeiten kühn wegwarf. Es war der berühmte französische Moralphilosoph Michel de Montaigne (geboren 1533, gestorben 1592), der in seinem Werke Essays (III. Buch, 11. Kapitel) unter vielen anderen Gegenständen des Aberglaubens und der Beschränktheit auch das Hexenwesen angriff, das er durchweg von Träumen kranker Fantasie und von den Qualen der Folter ableitete. Es mochte dem wackern Manne noch so sehr an Tiefe und Originalität fehlen; an natürlichem Verstande und hellem Blicke hat er die gesammte Doktoren- und Professorenzunft seiner Zeit, welche tief im Teufelswahne stak, hinter sich gelassen. Unter seinen Landsleuten wirkten in gleichem Sinne Charron, La Bruyere, Bayle u. A. und ihre Bemühungen wurden noch im siebenzehnten Jahrhundert durch das Verbot der Hexenprozesse von Seiten des Ministers Colbert (1672) gekrönt, worauf nur noch wenige Verurteilungen (die letzte 1731 zu Aix an einem Jesuiten und seiner Geliebten) stattfanden. Auch in England hatte das Auftreten des Arztes Webster (1673), Hutchinsons u. A. ähnliche Erfolge. Langsamer ging der Sieg der Vernunft im schwerer beweglichen Deutschland und dessen Nebenländern von Statten. Hier vermochten während des 17. Jahrhunderts blos zwei Gegner des traurigen Wahns sich hören zu lassen, und zwar merkwürdiger Weise zwei Jesuiten, die jedoch von Seite ihres sonst so eifrig Ketzer und Hexen verfolgenden Ordens keine Unterstützung fanden. Der Eine war Adam Tanner (im Übrigen einer der berüchtigtsten Schriftsteller über Jesuitenmoral), gestorben 1632 in Tirol, wo man ihm ein christliches Begräbniß verweigerte, weil man in seiner Tasche einen „eingesperrten Teufel“ gefunden hatte, der in Wahrheit ein Floh in einem Mikroskop war. Der Andere war der an der Jesuitenmoral nicht betheiligte gemütvolle deutsche Dichter (Verfasser der „Trutz-Nachtigall“) Friedrich von Spee (geboren 1592 zu Kaiserswert, gestorben 1635 zu Trier. Beide, obschon an der Hexerei keineswegs zweifelnd, predigten und schrieben mit Geist und Kraft gegen die Hexenprozesse, und der Letztere erklärte dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, das graue Haar, das er im dreißigsten Jahre bereits trage, rühre vom Schmerze über die vielen unschuldigen Opfer jener Schmachprozesse her. Sie hatten wenig Erfolg. Nicht viel mehr solcher blühte dem reformirten Prediger zu Amsterdam, Balthasar Bekker, der in seiner „bezauberten Welt“ (1691—1693) das Hexenwesen selbst als nichtig hinstellte, aber von seiner Synode ver-

dammt und abgesetzt wurde. Glücklicher war der wackere Bekämpfer so manchen ekeln Wahns und Zopfs, der echt deutsche Mann Christian Thomasius, hundert Jahre nach Weiers Auftreten geboren. Sein Leben lang kämpfte er gegen Folter und Hexenprozesse, deren Ende er zwar nicht mehr sah, jedoch durch seinen hellen Geist und sein frankes Wort vorzüglich bewirken half. Im nächsten Bande werden wir Anlaß haben, seiner ausführlicher zu gedenken.

Das endliche Ende der Hexenbrände, dieses ewigen Schandflecks menschlicher Kultur, trat in Preußen 1721 durch Verbot Friedrich Wilhelm's I. ein; in den übrigen deutschen Staaten wurden sie nur nach und nach beschränkt. Der thatsächlich letzte Fall fand im deutschen Reiche 1749 statt, wo die Nonne Maria Renata aus dem Kloster Unterzell in Würzburg verbrannt wurde. Noch später wurde in der Schweiz zu Glarus ein Hexenprozeß gegen die Dienstmagd Anna Göldi geführt, welche 1782 unter der Anklage, das Kind ihrer Herrschaft behext und ihm „Nadelsamen“ eingegeben zu haben, in Folge dessen es Nadeln erbrechen mußte, — enthauptet wurde. Es wird dieser Fall allgemein als der letzte Hexenmord von Seite der Justiz betrachtet.

Unter dem Volke aber ist der Glaube an Hexen, ungeachtet des Aufhörens der Hexenprozesse, geblieben und äußerte sich noch in neuester Zeit durch förmliche Hexenmorde, freilich nicht von Seite der Justiz, sondern des Pöbels. Ja es spuken heutzutage noch deutliche Kundgebungen des Verdachtes der Hexerei gegenüber alten Weibern und anderen Personen.

Dritter Abschnitt.

Die Irrgärten des Aberglaubens.

A. Astrologie und Alchemie.

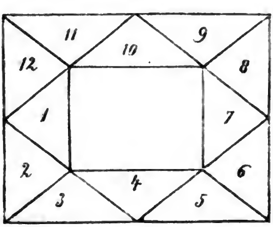
Es ist nicht anders möglich, als daß eine Zeit, welche mit so ungezügeltem Eifer Hexen verbrannte, auch in allen möglichen anderen Beziehungen tief im Aberglauben versunken war. Ganz besonders ist aber für diese Zeit neben dem Hexenwahn die Herrschaft zweier Irrlehren bezeichnend, welche schon im grauesten Altertum, wie wir bezüglich der einen gesehen (Bd. I. S. 361 f. u. 502) für Wissenschaften gehalten wurden, aber in keiner Zeit, auch nicht im Mittelalter, so großen Anhang fanden und Einfluß ausübten, wie in dem so rätselhaften, weil Streben nach Fortschritt und Verharren in Barbarei verbindenden Reformzeitalter. Es sind dies die Astrologie und die Alchemie.

Die Astrologie oder Sterndeuterei, die zudringliche Begleiterin der Astronomie, scheint zwei Gestalten angenommen zu haben, eine populäre und eine gelehrt sein wollende. Die populäre Astrologie, die noch fortwährend in unseren Kalendern spukt, beschränkt sich darauf, zu orakeln, welchen Charakters die Menschen seien, je nachdem sie in dem oder jenem der zwölf Zeichen des Thierkreises geboren, und was für Schicksale ihrer warten, auch zu welchen Krankheiten sie neigen u. s. w. So wurden z. B. die im Stier Geborenen zum Gifttode oder einem andern Morde, die im Krebs Geborenen zur Schwindsucht u. s. w. verurteilt. Die angeblich gelehrte Astrologie dagegen beruht auf astronomischen Grundlagen, und zwar in der hier zu berücksichtigenden Zeit auf dem Ptolemäischen Weltsystem, wie es verchristlicht ausgemalt wurde. Um die Erde stellte man sich zunächst die Sphäre des Wassers, dann der Luft, dann des Feuers vor; dann folgten die Bahn des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn, hierauf das „Firmament" mit den daran befestigten Fixsternen, über diesem der „Krystallhimmel" und zu oberst der eigentliche Himmel mit der Dreieinigkeit, den Engeln, Heiligen, Seligen u. s. w. Das Firmament nun theilten die Astrologen nach den Zeichen des Thierkreises in zwölf sogenannte Häuser, jedes zu dreißig Graden und jedes Haus in drei „Angesichter", jedes zu zehn Graden der Kreislinie des Horizontes. Das erste Haus, welches stets da angenommen wurde, wo das erste Thierkreiszeichen, der Widder stand, bestimmte die Schicksale des Menschen, die sich auf sein Leben, das zweite, das des Stiers, die, welche sich auf seine Güter bezogen; die übrigen betrafen die Geschwister, Eltern, Kinder, Mißgeschicke, Heiraten, den Tod, die Religion oder Reisen, die Macht, das Glück und die Gefangenschaft. Je nachdem nun zur Zeit der Geburt eines Menschen die Häuser, d. h. also die Zeichen des Thierkreises am Himmel gestellt und die Planeten auf dieselben vertheilt waren und wie letztere gegen einander standen, was man die „Nativität" nannte, wurde durch allerlei Kombinationen und Regeln, nicht frei von Willkür, das Schicksal des Betreffenden bestimmt. Denn jedes Gestirn hatte seinen Einfluß auf das Temperament des Menschen, ja auf dessen einzelne Körpertheile und Krankheiten, auf die Pflanzen als Heilmittel derselben, auch auf die Thiere, und so auch jeder Planet den seinigen auf jedes der zwölf Häuser. Die Sonne in den Zwillingen z. B. machte den Menschen schön, mitleidig, weise, aufrichtig, reiselustig und wenig um seine Güter besorgt. Regirte Saturn, so wurde der Neugeborene hochmütig, eigensinnig, boshaft; er aß wenig und trank viel, liebte seine Familie nicht sehr, fiel in Magerkeit, Blässe, bekam Lungenentzündung, Wassersucht oder Podagra u. s. w. Aber nicht nur bei der Geburt, sondern zu beliebigen Zeiten gestatteten sich die Astrologen, das Schicksal nicht nur einzelner Menschen, sondern ganzer Staaten, ja der

Welt, nach dem Stande der Gestirne in den Häusern des Himmels zu bestimmen. Eine solche Bestimmung nannte man das Horoskop oder Prognostikon; auch glaubte man, Bilder verfertigen zu können, welche „die Einflüsse der Himmelskörper empfingen, und von denen man die geheimsten Dinge erfahren könne" *). Es gab hochgeborene, hochstehende und sogar weise und gelehrt sein wollende Menschen genug, welche in allem Ernste die Zahl und Gestaltung ihrer und der Welt künftiger Tage von den Horoskopen abhängig glaubten. Ja hochgebildete Astronomen sogar, wie ein Kepler waren durch Nahrungssorgen gezwungen, die erlogene Astrologie neben ihrer wahren Wissenschaft beizubehalten, und auch Gallilei verwarf sie noch nicht ganz. In keiner bedeutenden Stadt und an keinem Hofe des christlichen Europa fehlte ein Hof- oder Stadt-Astrolog, welche Würde oft mit derjenigen des Leib- oder Stadtarztes verbunden war. Durch ihre Horoskope verhinderten die Astrologen oft Schlachten, stifteten Heiraten und wirkten auf andere große Staatsaktionen, daher sie von nicht zu unterschätzendem Einflusse waren. Bei der Geburt von Kindern reicher und vornehmer, besonders fürstlicher Eltern wurde nie versäumt, die Nativität zu stellen.

Unter den einzelnen Astrologen gehört der von Dante in seine Hölle versetzte Guido Bonatti, den einst ein einfacher Bauer als Wetterprofet beschämte, noch in das eigentliche Mittelalter. Der eigentliche Gesetzgeber der neuern Astrologie wurde Johannes von Hagen (lat. ab Indagine), Kartäusermönch zu Erfurt, gestorben 1475, der über 300 Bücher geschrieben haben soll, durch sein 1523, 1540 und in anderen Jahren erschienenes Werk über die fragliche Trugwissenschaft. In späterer Zeit treffen wir Lukas Gauricus, 1476 im Neapolitanischen geboren. Johann Bentivoglio, Beherrscher Bologna's, ließ ihn, weil er ihn vor seinem Untergange warnte, in's Gefängniß werfen. Spät befreit, erntete

*) Ein Horoskop stellte man in Form eines Quadrats, dessen Rand in die zwölf Häuser nach folgender Ordnung getheilt war:



In jedes derselben schrieb man dann die Zahl der Grade, in welchem das betreffende Zeichen am Himmel stand, und den Planeten, der sich eben in demselben befand, in die Mitte aber den Gegenstand (z. B. die Geburtsstunde), um dessen Prognostikon es sich handelte.

er für seine meist verfehlten Weissagungen vielen Spott, obschon ihn sogar Päpste ehrten, die seiner Schwindelei ergeben waren, und ihm sogar ein Bistum zu Theil wurde. Er starb 1558 in Rom. Ein deutscher Astrolog war Stöfler (gestorben 1531), welcher im Jahre 1518 auf das Jahr 1524 eine Sintflut profezeite, worauf in demselben viele Meerküstenbewohner ihre Heimat verließen und der Präsident Aurial in Toulouse sich eine Arche bauen ließ. Als die Flut nicht kam, behaupteten die Theologen, die Tränen der Bußfertigen hätten sie verhindert. Stöfler starb, ohne es vorauszuahnen, durch Bücher, die von einem brechenden Gestelle auf ihn herabstürzten. Ein Anderer, Johannes Cario, geboren 1499 zu Bietigheim in Würtemberg, war seit 1522 Hof-Astronom und Kalendermacher in Berlin. Der abergläubige Kurfürst Joachim von Brandenburg ließ sich selbst von ihm in der Astrologie unterrichten. Seine Profezeiungen waren entweder in der Lage der Zeit von selbst begründet oder — trafen nicht ein. Ein sonderbarer Zufall indessen ist, daß er, der (als eifriger Katholik) Luthers Verbrennung verkündete und auf das Jahr 1693 den Antichrist verlegte, voraussagte, im Jahre 1789 werden „große und wunderbare Veränderungen und Zerstörungen verfallen“ (wir lesen dies in einem 1787 erschienenen Buche, dessen Verfasser sich über diese Weissagung lustig macht!). Ebenso ungeschickt wie die Zukunft, beurteilte er die Vergangenheit, indem er eine von Fehlern wimmelnde Chronik schrieb, zu deren Verbesserung sich sonderbarerweise — Melanchthon hergab. Den Dichter Hesiodos z. B. nennt er „einen Pfarrherrn des Tempels am Helikon“, der hundert Jahre nach Homer gelebt habe. Seine Trunksucht brachte ihn schon mit vierzig Jahren in das Grab. Einen berühmtern Namen als die Genannten erlangte der französische Astrolog Michael Notre-Dame, genannt Nostradamus, 1503 in der Provence geboren, Sohn und Enkel von Sterndeutern, deren Vorfahren Juden gewesen. Seinen Beruf, den ärztlichen, vernachlässigte er zu Gunsten seines Aberglaubens, erregte jedoch mit letzterm selbst die Aufmerksamkeit des Königs Heinrich II., der ihn 1555 nach Paris kommen ließ. Selbst den kaiserlichen Prinzen Deutschlands mußte er die „Nativität“ stellen. Er weissagte in möglichst dunkeln Ausdrücken, aus denen sich Alles deuten ließ, und zwar meist in Versen. Ohne etwas Wirkliches erraten zu haben, starb er 1567 und vererbte seine Narrheit auf seinen Sohn Cäsar, welcher die Verbrennung einer Stadt weissagte und sie dann selbst anzündete, um recht zu haben, wofür er das Leben verlor.

Wie unzerstörbar die menschliche Thorheit ist, zeigt der Umstand, daß sogar nach den Entdeckungen eines Kopernikus und während derjenigen eines Kepler und Galilei der Unsinn der Astrologie noch grassirte. David Herrlich, genannt Herlicius, geboren 1557 zu Zeitz, bald Arzt, bald Lehrer, gab seit 1584 astrologische Kalender heraus und wurde sogar Professor der Mathematik in Greifswald. Er profezeite den Unter-

gang der Türken, verlor aber das hauptsächlichste seiner 52 Werke durch einen Brand und starb 1636 in Stargard. Von dem noch spätern Sterndeuter Andreas Goldmeier aus Gunzenhausen, geboren 1603, der ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse war, glaubte man während des dreißigjährigen Krieges in allem Ernste, daß er Gustav Adolfs Tod bei Lützen vorausgesagt habe, und Kaiser Ferdinand III. ernannte ihn zum kaiserlichen Pfalzgrafen und mehrere Reichsstädte zu ihrem Kalendermacher; trotzdem starb er 1664 arm im Spitale zu Nürnberg. Hinlänglich bekannt ist aus derselben Zeit die Hinneigung Wallensteins zur Astrologie und das Treiben seines mit 2000 Thalern jährlich besoldeten Sterndeuters Giovanni Battista Zenno, genannt Seno oder Seni, aus Genua. — Daß Papst Sixtus V. mit Bulle von 1586 die Astrologie verdammte, — nicht aus Aufklärung, sondern aus Furcht vor Begünstigung der Magie durch dieselbe, brachte keine Wirkung hervor. Mehr vermochte die Wissenschaft; denn unter den Gebildeten nahm nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wol vorzüglich in Folge der Entdeckungen Newton's, der Glaube an die Astrologie ab, während hingegen die Ungebildeten noch lange in allen Ereignissen Erfüllungen der Orakel des Nostradamus zu finden wähnten, auf welche letzteren man so viel Gewicht legte, daß sie noch im Jahre 1781 vom Papste verdammt wurden, weil sie den Untergang des Papsttums verkündeten.

Gleich der Astrologie reicht auch ihre noch unsinnigere und unedlere, weil blos auf materiellen Erwerb gerichtete Schwester, die Alchemie, in graue Zeiten zurück; sie wurde jedoch später und langsamer ausgebildet als jene; denn die Aufmerksamkeit der Menschen richtete sich später auf die verborgenen Stoffe der Erde, als auf die offen stralenden Gestirne des Himmels. Während daher die von uns geschilderte Periode bereits den Verfall der Astrologie enthält, umfaßt sie gerade die Blütezeit der Alchemie. Die letztere war entschieden, wie wahrscheinlich auch die Astrologie, durch die Araber nach Europa gekommen, und zwar auf dem Wege über Spanien im zehnten und elften Jahrhundert. Es verbindet sich in ihr die Geheimnißsucht mit der Habgier und Selbstsucht. Man ging von der Ansicht aus, daß jede Substanz ihre eigentümlichen Kräfte habe und suchte daher solche, nicht ohne arge Willkür, in allen bekannten Mineralien, Pflanzen und Thierstoffen, die Exkremente nicht ausgenommen, daher auch sogenannte Dreckapotheken herausgegeben wurden, welche diese Ansicht ausspannen. Die Habsucht lenkte dann natürlich die größte Aufmerksamkeit auf die Metalle. Der Araber Abu Musa Dschafar al Sofi, genannt Geber, welcher um 800 zu Sevilla lebte und nach ihm Albert der Große (Bd. III. S. 343), der erste europäische Alchemist, wenn das Libellus alchymiae von ihm herrührt, behaupteten, natürlich ohne chemische Untersuchung, daß die Metalle, die jetzt als einfache Stoffe (Elemente) erkannt sind, sämmtlich aus Quecksilber und Schwefel beständen

und sich untereinander nur durch verschiedene Grade der Mischung dieser Stoffe unterschieden. Reiner roter Schwefel und Quecksilber sollten z. B. Gold, reiner weißer Schwefel und Quecksilber Silber, verdorbener roter Schwefel mit Quecksilber Kupfer, weißer Zinn und in fauler Erde Eisen, verdorbener schwarzer Schwefel mit Quecksilber Blei u. s. w. hervorbringen. Die Alchemisten traten auch insofern mit der Astrologie in Verbindung, als sie die sieben bekanntesten Metalle oft nach den sieben alten Planeten benannten und mit ihnen in Verbindung brachten. Das Gold entsprach der Sonne, das Silber dem Monde, das Quecksilber dem Merkur, das Kupfer der Venus, das Eisen dem Mars, das Zinn dem Jupiter und das Blei dem Saturn.

Das meiste Interesse unter den Metallen erregten aber von jeher das Gold und das Silber, und daher waren auch den Alchemisten die Mittel zur Herstellung dieser Stoffe, deren Einfachheit ihnen nicht bekannt war, die wichtigsten Aufgaben des Lebens. Den angeblichen Apparat, welcher Silber und andere Metalle in Gold verwandeln sollte, nannten sie „Roten Löwen", auch „großes Elixir", „großes Magisterium" oder „rote Tinktur". Was Silber herstellen sollte, hieß „Weißer Löwe", „kleines Magisterium oder Elixir" oder „weiße Tinktur".

Da nun aber Gold und Silber dem Menschen nichts nützen ohne die Erfordernisse zu ungestörtem Genusse desselben, nämlich Gesundheit und langes Leben, so blieb die Alchemie nicht bei dem Zwecke stehen, die beiden edelsten Metalle anzufertigen, sondern verlegte sich zugleich auf die Mittel, den Körper gesund und bei langem Leben zu erhalten. Hierzu sollte der „Rote Löwe" ebenso gut dienen, wie zum angegebenen Zwecke. Er sollte in aufgelöstem Zustande als Universalarznei unter dem Namen aurum potabile alle Krankheiten heilen, das Leben verlängern, ja sogar den Menschen verjüngen. Wenn er alle diese Aufgaben erfüllte, so hieß er der „Stein der Weisen", und die nach ihm Strebenden, d. h. eben die Alchemisten, nannten sich „Adepten". Indessen ist anzuerkennen, daß die Alchemie bei all' ihrer Thorheit, obschon wider Wissen und Willen der Adepten, zur später erfolgenden Ausbildung der heutigen Chemie sehr viele Anregung gegeben hat.

Viele Alchemisten, wie z. B. Raimund Lullus, der Anfangs des vierzehnten Jahrhunderts lebte, rühmten sich, wirklich große Quantitäten Quecksilbers in Gold verwandelt zu haben. Andere suchten ihre Afterwissenschaft noch zu erweitern, indem sie z. B. das Problem aufstellten, durch alchemistische Prozesse einen Menschen (homunculus) hervorzubringen.

Wir wollen einige hervorragende Alchemisten und Goldmacher nennen. Aurelio Augurelli aus Rimini, geboren um 1454, schrieb lateinische Gedichte, deren eines, Chrysopoia, den Aberglauben feiert, dem er ergeben war, mit dem er es aber nirgendshin brachte. Bewegter als sein Leben

war das des französischen Arztes und Alchemisten Nikolaus Barnaud oder Bernaud aus Ouest in Dauphiné, geboren um 1535; er entging als Hugenot der Bartholomäusnacht durch die Flucht nach Genf und schrieb dort das scharfe Gedicht Reveil-Matin gegen den französischen Hof. Er war ein Freund des Socinus und starb in den Niederlanden. Ein offenbarer alchemistischer Betrüger war der Kapuziner Marco Bragadino aus Kypros, welcher im Jahre 1590 nach Venedig, der Herrin seines Landes kam, die Einladungen Heinrichs IV. von Frankreich und Papst Sixtus V. an ihre Höfe ausschlug und in Venedig blieb, wo er unter dem Namen des „Gottes Mammon" sich im Goldmachen produzirte. Endlich als Charlatan erkannt und vertrieben, wurde er 1591 in Baiern als Zauberer gehängt und verbrannt und mit ihm auch seine beiden Hunde, die man für verwandelte Teufel hielt.

In Verbindung mit dem Treiben der Alchemisten, obschon nicht selbst Goldmacher, stand der englische Charlatan Johann Dee, angeblicher Abkömmling der ehemaligen Fürsten von Wales, geboren 1527, gestorben 1607, welcher aus einem in seinem Besitze befindlichen runden Krystall, dem er eine Art Tempel und Kult in seinem Hause widmete, das Schicksal der Menschen und allerlei Geheimnisse herauszulesen vorgab und der, aber ohne Erfolg, die Königin Elisabeth, sowie die Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. täuschen wollte, als besitze er den Stein der Weisen und gehe mit Geistern um. Auf seinen Reisen begleitete ihn der mit ihm in Betrügereien wetteifernde Alchemist Eduard Kelley, der frech untergeschobenes Gold für von ihm gemachtes ausgab.

Die Fürsten des fünfzehnten bis siebenzehnten und noch Viele des achtzehnten Jahrhunderts waren fast sämmtlich eifrige Adepten und hielten Alchemisten an ihren Höfen, die das Ihrige redlich beitrugen, um den Schweiß der Unterthanen in vergeblichen Versuchen der Goldmacherkunst zum Rauchfang der fantastisch ausgeschmückten Laboratorien hinauszujagen. Kaiser Rudolf II. war einer der unverbesserlichsten Alchemisten und noch Astrolog dazu.

Doch ohne Anfechtung behaupteten die Alchemisten das Feld nicht. Es entstand seit dem Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts gegen sie, wie gegen die gleichzeitigen Kabbalisten und andere Mystiker eine scharfe Opposition und es folgten sich mehrere einander heftig bekämpfende Schriften für und wider diesen Wahn. Eine derselben, betitelt: Fama fraternitatis Roseae Crucis, schrieb im Jahre 1614 der lutherische Theolog Johann Valentin Andreä aus Tübingen (geboren 1586, gestorben 1654), jedoch anonym, und gab darin, um jene Mystiker mit ihren eigenen Waffen durch Verspottung zu schlagen, ironisch vor, es bestehe eine geheime Gesellschaft zum Zwecke dunkeln Treibens, welcher er nach seinem Familienpetschafte, einem Andreaskreuze mit vier Rosen an den Enden, den Namen der Rosenkreuzer gab.

Diese Schrift leitete die angebliche Gesellschaft von einem Mönche, Namens Christian Rosenkreuz ab, welcher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gelebt, sich nach dem heiligen Lande begeben, im Orient sich in geheimen Wissenschaften unterrichtet, zur Pflege derselben aus Mitbrüdern seines Klosters den nach ihm benannten Bund gestiftet habe und im Alter von 106 Jahren gestorben sei; 120 Jahre später habe man in seinem Grabe, das nach der Ordensregel geheim gehalten worden, aber in einem Gewölbe prachtvoll eingerichtet gewesen sei, auf seinem unversehrten Leichnam ein pergamentenes Buch gefunden, welches die Verfassung und Geheimnisse des Ordens enthalten habe. Eine spätere, gleichfalls anonyme Schrift „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz" (1616), spann diese Fabel noch weiter aus. Nun war jene Zeit so verrannt in den alchemistischen Wahn, daß man das Erzählte für baare Münze hielt und nun eine wahre Flut von Schriften erschien, in welchen die Einen für, die Anderen gegen die angebliche Gesellschaft der Rosenkreuzer auftraten. Zu den Letzteren gehörten die Theologen, welche in derselben ketzerische Grundsätze, und die Mediziner, welche darin Gefahr für ihren Zunftzwang witterten, während die Alchemisten, besonders die Anhänger des Paracelsus, von welchem wir später mehr sagen werden, mit Eifer die Rosenkreuzer aufsuchten und ihre Berechtigung vertheidigten. Auch fehlte es nicht an Versuchen, das Symbol des Rosenkreuzes mystisch zu deuten, indem man darin bald die Heiligkeit, verbunden mit der Verschwiegenheit, bald das von Christus am Kreuze vergossene rosenfarbene Blut finden wollte, in welchen Spielereien sich besonders der englische Arzt Robert Fludd (1574 bis 1637) hervorthat. Erstaunt über den von ihm wider Willen hervorgerufenen Kampf des Unsinns gegen die Beschränktheit, wollte nun Andreä das gestiftete Unheil wieder gut machen, indem er mittels der unter seinem Namen erschienenen Schriften „Mythologia Christiana" und „Turris Babel" der Welt bekannt machte: es sei Alles ein Scherz, die Brüderschaft sei erdichtet und existire nicht. Umsonst jedoch übergoß er die rosenkreuzerischen Schriftsteller mit der ganzen Lauge seines Spottes. Umsonst stiftete er, um die Gemüter auf andere Bahnen zu lenken, eine „christliche Brüderschaft", welche die Religion von Mißbräuchen reinigen und wahre Frömmigkeit pflanzen sollte. Betrüger und Schwärmer benützten die im Scherze verbreiteten Ideen und stifteten eine wirkliche geheime Gesellschaft der Rosenkreuzer, welche sich zuerst am Rhein, dann auch im übrigen Reich und auch in Italien ausdehnte. Die Mitglieder reisten als Missionäre ihres Bundes, trugen geheime Abzeichen, gaben ihrem Oberhaupte den pompösen Titel eines Imperators und umhüllten sich nach Außen mit dem tiefsten Stillschweigen. Im achtzehnten Jahrhundert verschwanden sie jedoch nach und nach und vererbten ihren Namen und einen Theil ihrer Geheimnisse auf einen von uns im nächsten Bande zu erwähnenden Geheimbund.

B. Allerlei Aberglaube.

Die übrigen Arten des Aberglaubens, denen in diesem Zeitraum gehuldigt wurde, bilden ein wirres Durcheinander des buntesten Wahns, in welches nicht leicht Ordnung zu bringen ist. An die von den Alchemisten angestrebte mystische Benützung der Mineralien erinnert zunächst eine solche der Pflanzen. Es gehören hierher besonders die sogenannten Alrunen, Heckemännchen, Galgen-, Erd-, Gold- oder Glücksmännlein — aus den Wurzeln der Pflanze Mandragora oder Mandragola, auch der Bryonia (Zaun- oder Hundsrübe) gefertigte, durch Zufall oder Kunst mehr oder weniger Ähnlichkeit mit einem zwerghaften menschlichen Körper darbietende Figuren, die man in den Häusern, bisweilen mit kostbaren seidenen Stoffen bekleidet, aufbewahrte, fleißig von Zeit zu Zeit badete und mit dem benützten warmen Wasser die Gegenstände besprengte, auf welche man eine Einwirkung erwartete. Man glaubte daß die Alrunen Glück bringen, Schätze heben, Krankheiten heilen, das Gebären der Frauen befördern, das Absterben des Viehs und das Sauerwerden des Weins verhindern, Eintracht im Hause herstellen u. s. w. Dieser Glaube kam, nach einem Briefe von 1575, damals noch unter Bürgern gebildeter Städte, wie z. B. Leipzig und Riga, vor, während doch schon 1280 Petrus de Crescentiis ihn als Aberglauben bekämpft hatte. Bei den jüdischen Rabbinen herrschte er noch im achtzehnten Jahrhundert. Die thörichten Leute glaubten, daß die Alrunen unter den Galgen aus vergossenem Urin oder Sperma gehängter Diebe entstehen und in männliche und weibliche zu unterscheiden seien. Wahrsagerinnen benützten sie ebenfalls. Um sie wirksam zu machen, waren allerlei abergläubige Manipulationen erforderlich. Ein Jude zu Metz besaß eine Alrune in Gestalt eines Hahns mit einem Menschengesicht, welche nach seiner Aussage durch Mischung menschlichen Sperma's in ein Hühnerei entstanden sei und ihn reich gemacht habe.

Meist aus pflanzlichen Stoffen, doch mit Beimischung aller möglichen mineralischen und thierischen Ingredienzien, verfertigte man auch die Liebesmittel, wozu die Liebestränke, in denen das Blut eine große Rolle spielte, die Liebesäpfel, d. h. Äpfel, in welche man z. B. seine und der Geliebten Haare nebst Zaubersprüchen verschloß, und andere Thorheiten gehörten. Auch gab es derlei Mittel, Menschen impotent zu machen und dergleichen. Beide Zwecke hielt man auch für erreichbar durch das sogenannte Nestelknüpfen, durch das Leiten des Urins über gewisse Kräuter u. s. w. Gegen verlorene Mannheit wandte man dagegen meist thierische Stoffe an, z. B. Fische, Eier, Hirschruthen, Hirschbrunst (d. h. die Giftmorchel, phallus impudicus) und Anderes, aber auch Quecksilber. Räuber bedienten sich, um Nachts ungehindert in die Häuser eindringen zu können, der abgeschnittenen Hand eines Gehängten, in welche eine aus dem Fett

eines Solchen gefertigte Kerze gesteckt wurde. Beim Anblicke dieses schauerlichen Leuchters sollte Alles unbeweglich bleiben. Aus Quecksilber verfertigte man auch Ringe, welche unsichtbar machen sollten.

Weit lächerlicher aber erscheint die damals häufig auftauchende abergläubige Beschwörung der Thiere, auf welche wir bei Anlaß der Ursachen der Reformation (oben S. 105) bereits hindeuteten. Der Bischof von Lausanne, Benedikt von Montferrand, lud im Jahre 1479 auf Bitten der Stadt Bern die Engerlinge wegen Verwüstung der Feldfrüchte feierlich vor sein geistliches Gericht nach Avenches, machte ihnen förmlichen Prozeß, wobei sie einen Advokaten als Vertheidiger erhielten, und belegte sie endlich im Namen der Dreieinigkeit mit dem Kirchenbanne. Ebenso verfluchte 1516 der Offizial des Bischofs von Troyes in Frankreich alle Würmer, welche die Feldfrüchte verdarben, so auch die Offiziale von Lyon, Macon und Autun. In Burgund wurden auch einst die Fliegen, welche die Weintrauben aussogen, vor Gericht geladen und in aller Form angeklagt, vertheidigt und mit dem Banne bestraft. Im Jahre 1520 wurden von den Richtern zu Glurns und Mals in Tirol die sogenannten Lutmäuse (Maulwürfe) von Stilfs wegen „Aufwühlung des Erdreichs“ dazu verurteilt, in vierzehn Tagen die Äcker und Wiesen von Stilfs zu räumen, hinweg zu ziehen und in ewigen Zeiten nie mehr zurückzukehren; „wo aber ains oder mehr der Thierlein schwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möcht, dieselben sollen der Zeit von jedermann ain frey sichers Geleit haben vierzehn Tage lang; aber die so ziehen mögen, sollen in vierzehn Tagen wandern.“ — In der Provence faßte der Oberpräsident des Parlaments, Bartholomäus Chassanäus (geboren 1480, gestorben 1542) ein weitläufiges Gutachten ab, wie die damals grassirenden Heuschrecken vor Gericht geladen werden könnten, ob sie vor das weltliche oder geistliche Gericht gehörten und ob sie mit dem Banne belegt werden könnten, für welches Letztere er viele Gründe fand. — Auf Ansuchen des Rates von Uri in der Schweiz mußte 1521 der Kirchenpfleger Magnus Murer von St. Gallen den hier aufbewahrten Arm des heiligen Magnus nach Altdorf bringen, um mit dessen Hilfe die Engerlinge von den Feldern zu vertreiben. — Im Jahre 1559 wurde der Pfarrherr Daniel Greyßer in der Kirche zum heiligen Kreuz in Dresden während seiner Predigten durch die Sperlinge gestört, welche arges Geschrei erhoben und „ärgerliche Unkeuschheit“ trieben, that sie deshalb in den Bann und gab sie männiglich preis, worauf der Herzog und Kurfürst August von Sachsen seinen Sekretär Thomas Nebel beauftragte, die Ruhestörer einzufangen und damit „solcher ärgerlichen Vöglerei und hinterlistigem Getzschirpe und Geschrei im Hause Gottes“ ein Ende zu machen. Endlich finden wir noch, daß im Jahre 1587 in der Gemeinde St. Julien bei Maurienne in Savoien den grünen Fliegen (Verpillons) der Prozeß gemacht wurde. Es war jedoch

nicht genug, daß man Thiere richtete und verurteilte, — man fand auch Thiere mit wunderbaren Eigenschaften. So z. B. soll man 1587 an einem und demselben Tage in Dänemark und in Norwegen zwei Häringe gefangen haben, welche am Leibe merkwürdige Zeichen, und darunter die römischen Zahlen V.I.C.I. trugen, und 1596 in Pommern einen Schwertfisch, der ähnlicher Zeichen sich erfreute. Diese Funde erregten in ganz Europa ungeheures Aufsehen, wurden abgebildet, und hirnverwirrte Prediger knüpften daran mystische, apokalyptische und kabbalistische Deutungen.

Wir wenden uns zu abergläubigen Meinungen in Bezug auf den Menschen.

Der Erfinder der Chiromantie, d. h. der angeblichen Kunst, aus den Linien der Hand zu wahrsagen, soll Antioco Tiberto aus Cesena gewesen sein. Schon früh wurde mit derselben die Physiognomik, oder Deutung aus den Gesichtszügen in Verbindung gebracht, und beide Arten des Schwindels brachte in Schwung der Abenteurer Bartolomeo della Rocca, genannt Bartholomäus Cocles, aus Bologna. Seine Künste verband er noch mit der Traumdeuterei, wie er auch die Schicksale Anderer selbst voraus träumte, und mit Allem dem der Astrologie keine geringe Konkurrenz machte. Die Profezeiungen von Unglücksfällen zogen ihm jedoch solchen Haß zu, daß er nicht mehr ohne verborgenen Panzer und Waffen ausging; dennoch wurde er auf Befehl des Ermete Bentivoglio, aus der regirenden Familie zu Bologna, dem er seine Vertreibung vorhergesagt, 1504 in seinem Hause durch einen als Holzhacker verkleideten Banditen mit der Axt erschlagen. Er schrieb ein Werk über seine verrückte Wissenschaft, das in seinem Todesjahre erschien. Dieselbe fand noch im nämlichen Jahrhundert auch in Deutschland Eingang. Wir haben zwei alte Büchlein, ein 1556 in Lyon gedrucktes in französischer Sprache (Übersetzung eines latinischen Buches des Astrologen ab Indagine) und ein 1599 in Frankfurt gedrucktes deutsches vor uns, welche in ziemlich einander entsprechendem Inhalte die Astrologie, Physiognomik, Chiromantie und Traumdeuterei enthalten und mit zahlreichen rohen Holzschnitten verziert sind. In der Physiognomik deuten sie den Charakter der Menschen aus der Beschaffenheit ihrer Haare, Stirne, Augenbrauen, Augen, Nasenlöcher, Lippen, des Bartes, der Stimme, Brust, des Bauches, der Arme, Beine u. s. w. In der am ausführlichsten und als völliges System behandelten Chiromantie wird eine eigentliche Geographie der menschlichen Hand gegeben und aus deren zartesten Linien, Erhöhungen und Vertiefungen der Charakter, das Alter und die Schicksale der Menschen verkündet, doch stets in Verbindung mit der Astrologie und augenscheinlicher Abhängigkeit von derselben, indem z. B. die Finger und Erhöhungen der Hand nach den Planeten benannt sind.

Eine weitere, mit der vorigen verwandte Gattung des Aberglaubens,

der Chiliasmus, d. h. die Verkündung eines tausendjährigen Reiches des Glückes und Friedens, hatte im sechszehnten Jahrhundert ihren Profeten in Wilhelm Postel aus der Normandie, geboren 1510. Er wurde geistlich, lebte zu Paris als eine Art Gelehrter, trieb alle möglichen Fächer, begleitete einen französischen Gesandten nach dem Morgenlande, war dann Professor der Sprachen in Paris, was er aber bald aufgab, um sich ganz seinen Fantasien zu widmen, die auf eine Übertragung der Weltherrschaft auf den Papst und den König von Frankreich hinausliefen, weil der Letztere von Gomer, dem ältesten Sohne Jafet's abstamme. Er bereiste, um für dieses Ziel Anhänger zu gewinnen, Italien, wo ihm die Inquisition drohte, entdeckte zu Venedig in einer Betschwester die „neue Eva", welche im Jahre 1556 das Menschengeschlecht von der Sinnlichkeit erlösen müsse, versuchte im Orient die Juden und Mohammedaner zu bekehren, starb aber, ohne daß etwas in Erfüllung ging, was er gewünscht, 1551 in einem Kloster zu Paris.

Der Glaube an die Möglichkeit eines Verkehrs zwischen der Menschheit und der Geisterwelt, die Nekromantie oder Magie im engern Sinne, knüpft sich in der von uns dargestellten Zeit, soweit er aktive Zauberei und nicht blos das passive Hexenwesen betrifft, großentheils an die historische Person des vielgenannten und vielgezeichneten Doktor Faust, der sich nach der Volkssage des sechszehnten Jahrhunderts, dem damals spukenden Hexenglauben gemäß, dem Teufel verschrieb, mit dessen Hilfe üppig lebte und die tollsten Zauberthaten vollführte, aber nach Ablauf der ihm bestimmten Zeit vom Satan jämmerlich umgebracht wurde — eine wahre Personifikation des damaligen Zauberglaubens, — dessen Geschichte jedoch für unsere Zeit nur noch in Bezug auf die durch ihn hervorgerufene poetische Literatur, von dem Volksbuche des Jahres 15.. an, bis auf Goethe's Titanenwerk und dessen Epigonen Interesse bietet. Die Klasse des Aberglaubens, welche mit seinem Namen verknüpft ist, der Geisterwahn, bezieht sich bezeichnender Weise in der diesen Band einnehmenden Periode, derjenigen des Hexenwesens, fast ausschließlich auf den Teufel und dessen Heer, und nur als Gegensatz hierzu auf die guten Geister — fast gar nicht aber auf die Geister Verstorbener (Gespenster) und noch gar nicht auf diejenigen Lebender (Doppelgänger), welche erst in der folgenden Periode spukten, nachdem das Reich des Satans und der Hexen seinen Kredit verloren hatte. Doch finden wir auch in unsrer Periode bisweilen spukende Todte, doch nicht sowol bestimmte Einzelne, als vielmehr ganze Schaaren; so soll z. B. Anfangs des 17. Jahrhunderts der protestantische Pfarrer Lützau zu Rathenau an der Havel Nachts in seiner Kirche eine gespenstige Gemeinde und einen ihr predigenden Mönch getroffen, denselben aber siegreich vertrieben haben.

Der Faustische Geisterwahn des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist in unzähligen gleichzeitigen Zauberschriften dargestellt ...

abgehandelt, welche zu bedeutendem Theile als „Dr. Faust's dreifacher Höllenzwang", „der schwarze Rabe", „Meergeist" und dergleichen betitelt sind. Ein solches, die „schwarze Magie", erschien unter dem Namen eines Jesuiten Fr. Herpentil zu Salzburg 1505 (wo es jedoch noch keine Jesuiten gab), ein anderes ohne Jahrzahl als „Wahrhafter Jesuiten-Höllenzwang" von dem Jesuiten Eberhard in Ingolstadt, ein drittes, „Magia Ordinis", von dem Augustiner Johann Kornreuther 1515 ohne Druckort. — Diese Höllenzwänge befaßten sich durchweg mit Beschwörung der Geister. Die menschliche Verrücktheit hatte deren ganze Heere erdichtet. Es gab nach ihr neun Klassen der Engel und ebensoviele der Teufel, die wieder in eine Menge Unterabtheilungen zerfielen. Es gab Geister der Planeten, der zwölf Himmelszeichen, der vier Elemente, der vier Weltgegenden, der Jahreszeiten, Monate, Tage und Stunden. Selbst talentvolle Männer, wie ein Paracelsus, hatten sich förmliche Systeme der „Elementargeister" geschaffen und glaubten an deren Existenz und Wirken.

Die Namen dieser Geister waren genau bekannt, jedoch in verschiedenen Schriften verschieden. Man benützte dazu die Namen der in der Bibel vorkommenden Engel und Teufel, sowie erdichtete und solche des klassischen Altertums. Man hielt dafür, daß diese Geister die Kräfte zur „Geburt aller Stoffe der drei Reiche" lieferten, und so führten dieselben wieder in die anderen abergläubigen Reiche, die Astrologie und Alchemie. Man fantasirte auch von Hütern der verborgenen Schätze, welche die Gestalt schwarzer Hunde oder Katzen, oder die von Kröten, Eulen u. s. w. besaßen. Diese Schätze waren die Hauptsache, die bei der Benutzung der Geister in Betracht kam. Um sie zu erlangen, beschwor man die Geister mit allerlei Formeln, die aus lateinischen, griechischen, hebräischen, wie aus ganz sinnlosen und unverständlichen Wörtern und Sätzen zusammengesetzt und in den Büchern mit fantastischen Figuren vermischt und verziert waren. Beim Aussprechen dieser Formeln bekreuzte man sich; auch waren dazu Zauberkreise mit allerlei Figuren, eine besondere Kleidung (Mütze und Talar von besonderer Form und mit Zeichen bemalt), Zauberspiegel, Zauberruthen, sowie namentlich auch Räucherwerk aus schwer zu bekommenden Ingredienzien erforderlich. Es fehlte auch nicht an Anleitungen, welche Tage und Stunden zur Geistercitation die tauglichsten seien*).

Jene Zeit war auch reich an Erscheinungen von Teufeln, die man auf dem Felde, in den Häusern, in den Kirchen und überall sah, bald in wirklicher Teufels-, bald in Pferde-, Hunde- und anderer Gestalt, ja selbst geboren werden ließ, so 1595 zu Bacherach, wo ein Trunkenbold

*) S. das Nähere in Scheible's Kloster, 20. Zelle und in Horst's Zauberbibliothek, 6 Bände, wo alle möglichen Zauberfiguren abgebildet sind.

zu seiner Frau sagte, sie habe den Teufel im Leibe, worauf sie auch wirklich ein drachenartiges Teufelswesen geboren, dieses aber seinen Vater sofort umgebracht habe. Als beliebter Schauplatz von Teufelsgeschichten wurde das „Zauberland" Spanien benützt, wo nach der Sage der Teufel zu Salamanca Vorträge über die „schwarze Kunst" hielt und sich die zuletzt hinausgehenden Studenten als Honorar ausgebeten hatte. Der Letzte hatte jedoch die Geistesgegenwart, den Teufel — auf seinen Schatten, als den wirklich Letzten zu verweisen, entbehrte aber von nun an des Schattens. Ja, in einer akademischen Abhandlung behauptete der Professor und Doktor der Medizin, Peter Lotichius zu Rinteln, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, der Teufel sei im Jahre 1626 im Triumf zu Mailand eingezogen und habe dort als „Fürst von Mammon" regirt. Spricht da nicht das Tollhaus vom Katheder?

Ein noch intensiver religiöser, aus dem Mittelalter stammender Aberglaube war der angebliche Besitz der fünf Wunden Jesu bei überaus frommen Personen. Am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erregte eine solche Stigmatisirte in Mittelitalien großes Aufsehen. Lucia, so hieß sie, 1476 geboren, von großer Schönheit, war in Rom und Viterbo Dominikanernonne und erhielt, — wie? wissen wir natürlich nicht, — im Jahre 1496 die fünf Wundmale Christi. Der fromme obschon leichtfertige und prunksüchtige Herzog Herkules I. lud sie nach Ferrara ein, worauf ihm zu Gefallen der Papst Alexander VI., sein Schwäher, 1501 ihre Übersiedelung dahin bewirkte, obschon Viterbo dies nicht dulden wollte. Herkules baute ihr zu Ehren ein neues Kloster und zeigte sie von da an jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit; nach seinem Tode wurde sie mißachtet und starb 1544; an ihrer Leiche aber waren die vier Wunden der Extremitäten verschwunden und nur jene an der Seite noch sichtbar (?). Es gab noch mehrere angebliche Stigmatisirte in jener Zeit, deren Zustand nach unserer Meinung stets entweder auf Betrug oder Täuschung beruhte, und über welche des blindgläubigen Görres „christliche Mystik" nähere Auskunft ertheilen mag.

Zum Schlusse der widerwärtigen, dem Menschengeiste zur Schande gereichenden Reihe abergläubiger Erscheinungen gedenken wir noch jener psychologischen Rätsel, welche uns in der Gestalt von Personen entgegentreten, die der Aberglaube, vermischt mit krankhafter Sinnlichkeit, entweder zu wirklichen oder eingebildeten Mördern oder sonstigen Verbrechern machte. Sie gehören zu den dunkelsten und unheimlichsten Blättern brecher Geschichte des Menschengeistes. Ein solcher entsetzlicher Verzu ser, von dem es wol stets unklar bleiben wird, ob er vom Aberglauben einen scheußlichen Thaten getrieben war oder denselben blos als Deckmantel zur Verübung derselben benützte, war der französische Marschall Gilles de Laval-Montmorency, Baron von Raiz oder Retz, ein Held im Kriege gegen England, an der Seite der Jungfrau von Orleans. Er

trieb nicht nur Alchemie und Teufelsbeschwörungen, um sein verlornes Vermögen wieder zu ersetzen, sondern opferte dem Teufel, wie er glaubte oder zu glauben vorgab, in Gesellschaft seines päderastischen Lieblings Prelati, förmlich Menschen. Er lockte vorzugsweise Knaben und Jünglinge an sich, mit denen er einen eigentlichen Teufelskult aufführte, schändete und mordete sie zugleich mit thierischer Wollust und ausgesuchter Grausamkeit, im Ganzen angeblich 150. An den Qualen seiner Opfer weidete er sich mit höllischer Lust, während er sonderbarer Weise zu gleicher Zeit Wolthätigkeit und Frömmigkeit an den Tag legte. Er wurde 1440 als Zauberer, Sodomit und Mörder bei Nantes erdrosselt und dann verbrannt. Ein sonderbares Gegenstück zu ihm bildete fast zwei Jahrhunderte später eine Nonne, welche, offenbar aus Mangel an Befriedigung des Geschlechtstriebes, in einen Zustand verfiel, in welchem sie Ähnliches zu verüben glaubte, wie der Marschall Retz wirklich verübte. Maria von Seins, so hieß sie, im Kloster Yssel (Niederlande) klagte sich 1611 selbst an, sie habe viele Kinder gemordet, theilweise lebend ausgeweidet, ihre Herzen zerrissen und verzehrt, theilweise lebendig gesotten oder gebraten, unter Pressen erdrückt, wilden Thieren vorgeworfen, dem „Heilande zur Schmach" gekreuzigt und andere Grausamkeiten mit ihnen getrieben, Alles in der Absicht, dem Teufel zu opfern, wie sie auch Hexenversammlungen besucht und in dieselben ihre Opfer gebracht habe. Alles war Einbildung; sie wurde eingekerkert; ihr Ende kennen wir nicht; ohne Zweifel war es das der Hexen. Wahrscheinlich ist dieser Fall verwandt mit der rätselhaften Erscheinung der Wärwölfe. Dies waren Menschen beiderlei Geschlechtes, welche in die krankhafte Einbildung verfielen, daß sie zu gewissen Zeiten in Wölfe, beziehungsweise Wölfinnen verwandelt würden, in dieser Gestalt Menschen und Vieh zerrissen und sich — mit wirklichen Wölfen begatteten. Solche Personen aßen gern rohes Fleisch und gestanden, nach dem Fleische von Menschen des andern Geschlechtes lüstern zu sein. In Wirklichkeit aber thaten sie Niemanden etwas zu Leide. Die Wolfsverwandlung spielt übrigens schon in den ältesten Sagen der Völker, namentlich der nordischen, eine große Rolle; der Wolf war in der Mythologie ein heiliges Thier. In den slawischen, walachischen und griechischen Ländern Südost-Europa's vertrat der Vampyrglaube die Rolle der deutschen Wärwölfe. Man stellt sich dort unter den Vampyren noch jetzt verstorbene Menschen vor, die Nachts ihr Grab verlassen, um Lebenden das Blut auszusaugen. Der Ursprung dieses Wahns ist wol im Alpdrücken zu suchen.

Die wirksamste Waffe gegen den Aberglauben ist zwar die Wissenschaft; aber auch sie war in dem uns beschäftigenden Zeitraume, wie die Betreibung der Astrologie und der Alchemie zeigte, noch stark mit ihrem natürlichen Widersacher verknüpft. Wie sie sich nach und nach von ihm losrang, wird unser nächstes Buch zeigen.

Fünftes Buch.

Die Wissenschaft des Reformzeitalters.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft der Natur.

A. Die Natur der Erde.

Eine der hervorragendsten Eigentümlichkeiten der „neuern Zeit“, mit deren Kultur wir uns beschäftigen, ist das Erwachen und Aufblühen der Naturwissenschaft, von welcher das Mittelalter nur schwache kindliche Ahnungen hatte. Dasselbe geht Schritt vor Schritt neben der Abnahme und dem allmäligen Verschwinden der von uns zuletzt geschilderten Verirrungen im Gebiete des Aberglaubens einher, gegen welche es in der That kein wirksameres Heilmittel giebt als die Naturwissenschaft. Je mehr letztere stufenweise sich hebt, desto mehr sinkt der Aberglaube. Voraus aber geht dem wissenschaftlichen Naturstudium, wie die liebliche Morgenröte der blendenden und erwärmenden Sonne, — die Begeisterung für die Natur in Gedanken, Wort und Schrift. In keiner frühern Periode der Geschichte war diese Geistesrichtung so allgemein und beherrschte die Konversation und Literatur, ja sogar größtenteils das Leben und Treiben der Menschen so sehr, wie dies in den drei oder vier letzten Jahrhunderten in stets zunehmendem Maße der Fall war. Ja auch in der hier behandelten Periode reiste man nicht, wie in der Gegenwart, den Reizen der Natur nach, um sie zu bewundern; man kannte überhaupt sonst kein anderes Reisen als um bestimmter Zwecke willen, wie der religiösen Feste und Wallfahrten, der politischen Versammlungen, der Kriegführung, oder in Familienangelegenheiten, in kaufmännischen Geschäften, in solchen gelehrter Forschung u. s. w. Wol traten Gefühle für die Natur und Freude an derselben auch in

früheren Zeiten auf, doch nicht in umfassender und maßgebender Weise. Die alten Völker verehrten die Natur, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Zusammenhange mit der Gottheit; es waren daher mehr die Wirkungen der Naturvorgänge, als deren Ursachen, was Eindruck auf sie machte, und von einer unbefangenen Betrachtung größerer Inbegriffe von Naturdingen in ihrer Gesammtheit war daher keine Rede.

Die alte Dichtung Indiens besingt den Regen, die Winde, die Morgenröte, die Sonne, die blaue reine Luft, den heiligen Ganges, die hohen Wipfel der Palmen in reizenden Tönen, welche naive Kindlichkeit und das Bestreben verraten, in allen Naturdingen die Götter zu suchen und zu finden. Die hebräischen Dichtwerke huldigen, in großartig feierlichem Tone einherschreitend, in ihren Naturschilderungen dem Geiste Jahve's, welcher alle Dinge durchdringt, sie als Boten und Werkzeuge seines Willens benützt, und stärken sich an der Betrachtung der Natur zu ihrer ernsten, alle Anmut verschmähenden Ergebung in jenen Willen, der Alles schuf und wieder zerstören kann. Jahve spricht im Donner und sein Hauch weht in den Zedern des Libanon. Die arischen Inder freuen sich harmlos an der Natur, — die semitischen Juden erfüllt sie mit ehrfurchtvollem Schauer.

Den Griechen war, sagt Alexander von Humboldt in seinem unsterblichen Kosmos, „Beschreibung der Natur in ihrer gestaltenreichen Manigfaltigkeit, Naturdichtung als ein abgesonderter Zweig der Literatur, völlig fremd". Der Mensch war stets das hauptsächliche Objekt ihrer Beobachtungen, und nur in Bezug auf ihn wurde die Natur gefeiert, daher auch alle Naturerscheinungen in der hellenischen Fantasie Menschengestalt annehmen, wie z. B. der Sonnengott, die Mondgöttin, die rosenfingrige Eos, die Meergötter, Berg-, Baum- und Flußnymphen u. s. w. Besungen wurden daher fast nur Naturvorgänge, welche auf das Menschenleben bestimmend einwirken, wie der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, oder Erscheinungen, die ihm Nutzen bringen, wie wallende Fruchtfelder, weidende Heerden, das Schiffe tragende Meer u. s. w. Selten wurden an sich kolossale Naturwunder und meist zur Verherrlichung mächtiger Menschen in der Poesie erwähnt, wie z. B. der feuerspeiende Ätna, als Nachbar der sicilischen Tyrannen. Die Naturschilderungen der hellenischen Dichter bildeten stets nur den Hintergrund menschlicher Thaten und traten in größerer Menge erst auf, seit Euripides an die Stelle des erhabenen Stils der alten Tragiker einen sentimentalen setzte. Auch die Idylle indessen, in welcher dies sentimentale Element vorherrschte, sowie der später auftretende Roman beschäftigte sich mehr mit dem Menschen, als mit der Landschaft. Wo die Naturbeschreibung aber in allzustarkem Maße auftritt, wie in den lehrhaften Gedichten, da hört sie auch auf dichterisch zu sein. (Vergl. Bd. II. S. 176 f. und 314.)

Weit weniger noch, als die heiteren Griechen, schwärmten die ernsten,

kriegerischen und politischen Bestrebungen ergebenen Römer für die Natur. Im großen Naturgedichte des Lucretius geht die Naturschilderung vor philosophischer Spekulation beinahe unter. Herrliche Vergegenwärtigungen ergreifender Vorgänge und Zustände in der Natur finden wir in den epischen und lyrischen Dichtern Roms, wie auch bei Cicero und Plinius und in einigen Schilderungen der Geschichtschreiber, aber nicht in selbständiger und umfassender Weise. Die römischen Villen überboten in der Pracht ihrer Gebäude die Wirkung der sie umgebenden Naturschönheiten. In gar keiner Weise dagegen wirkte, so viel wir aus der römischen Literatur entnehmen können, die außeritalienische Landschaft auf die Schriftsteller dieses Volkes. Sie überschritten die Alpen und umschifften die Basaltsäulen Galliens und Britanniens ohne deren Reize in ihren Werken zu erwähnen (vergl. Bd. II S. 500).

Das Christentum an sich begünstigte die Freude an der Natur nicht, welche letztere dem mystischen Charakter dieser Religion eigentlich blos als ein Hinderniß des geistlichen Lebens erscheint. Die Evangelien und apostolischen Briefe enthalten keine Naturschilderungen. Dagegen begannen solche, veranlaßt durch das müßige Eremitenleben, bei den Kirchenvätern hervorzutreten, doch nicht zur Zufriedenheit der Kirchenhäupter, welche vielmehr auf verschiedenen Konzilien das „sündhafte Lesen physikalischer Bücher“ (z. B. des Aristoteles) verpönten und mit Strafe bedrohten. Diese Stimmung der an der Spitze der Kirche Stehenden muß ihre Wirkungen lange bewahrt haben. Nur spärlich entfaltete sich bei den europäischen Völkern des Mittelalters der Sinn für die Reize der Natur. Die Minnesinger und Troubadours, die Verfasser der nationalen Epen besangen einzelne Gegenstände der Natur, wie z. B. die Blume, die Nachtigall, den Morgenstern, die Sonne; die Auffassung einer Landschaft aber war ihnen noch fremd; der Hintergrund fehlte ihnen, wie Burckhardt richtig bemerkt. Gleich den Römern zogen die deutschen Heere auf ihren Wälschlandszügen gleichgiltig oder scheu an den Gletschern der Alpen vorüber und ließen sich vom See Como's und vom Golfe Neapels weniger hinreißen, als von den Augen der dortigen Schönen; selbst die Kreuzzüge nach dem farbenreichen Orient hatten keine Schilderungen von Scenerien zur Folge.

Doch, die natürliche Empfänglichkeit des Menschen für seine Umgebung läßt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Mit der allmäligen Befreiung der Menschen vom kirchlichen Glaubenszwang und der Bußzucht ging ihre allmälige Zurückführung zur Natur Hand in Hand. Wie der Humanismus, so erwachte auch die Naturfreude zuerst in Italien, wo schon zur Zeit der scholastischen Verhimmelung des Erdenlebens selbst fromme Gemüter, wie Franz von Assisi, sich nicht hatten nehmen lassen, ihre Freude an der Natur auszudrücken. Als den Vater der Empfindung landschaftlicher Wirkungen können wir Den nennen, der zugleich der Vater

der italienischen Literatur und des Humanismus war, — Dante. Er war der Erste, der auf den Gedanken fiel, Berge zu besteigen, auf denen nichts zu sehen war, als eine weite, entzückende Aussicht. Reich mit Schilderungen der schönen Erde geschmückt sind die hundert Gesänge seiner idealen Reisen in die unter- und überirdischen Reiche der Hölle, des Reinigungsberges und des Paradieses, und wie sehr ihn der Anblick des Sternenzeltes ergriff, zeigen die Endworte („stelle") seiner drei gigantischen Gemälde. Wie in allen seinen übrigen geistigen Thaten, so folgte ihm auch hierin zunächst Petrarca. In seinen Briefen finden wir die erste Schilderung einer Bergbesteigung, der des Mont-Ventoux bei Avignon. Häufige Erforschungen landschaftlicher Bilder in dieser Weise treten in dem Werke „Dittamondo" des Fazio degli Uberti (1630) auf, welches verschiedene italienische Gegenden und Einrichtungen treffend charakterisirt; die ersten ausführlichen dichterischen Beschreibungen solcher aber verdanken wir einem Papste, Pius II. (Äneas Silvius Piccolomini), der uns in seinen Kommentarien in blühender Sprache ganze Panoramen, wie einzelne Quellen, Seen, Berge und die Wirkung des Wechsels der Jahreszeiten schildert, worin ihm freilich kein weiterer heiliger Vater folgte, dagegen in reichem Maße die Humanisten und noch mehr die nach deren Verfalle blühenden nationalen Dichter des sechszehnten und der folgenden Jahrhunderte, worin sie mächtig unterstützt wurden durch die seit dem vierzehnten Jahrhundert aufgekommene, den frühern Goldgrund der Heiligenbilder ersetzende und belebende Landschaftmalerei.

Soweit, d. h. zum Fortschritte von der bloßen Freude an der Natur und von dem Grauen vor ihr bis zur vorurteilslosen, denkenden und fühlenden Betrachtung derselben, mußten die Menschen gelangen, um die Wissenschaft der Natur, wie sie schon Aristoteles und Plinius geahnt hatten, nach ihrem tausendjährigen Schlafe im Mittelalter nicht nur wieder herzustellen, sondern auch kritisch und fruchtbringend bearbeiten zu können. Diese Wiedergeburt der Naturwissenschaft folgte derjenigen der Sprach- und Altertumswissenschaft auf dem Fuße und blickte mit gleicher Entschiedenheit in die Zukunft, wie jene in die Vergangenheit. Da sie sich naturgemäß aus dem bewußten Umblicke auf die Außendinge entwickelt hatte, so richtete sich ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die Erde; die nähere Kenntniß der letztern lenkte auf die Erforschung ihrer Stellung in der Welt und die endlich gelungene Orientirung nach Außen gestattete, auch den Menschen selbst in genauere Betrachtung zu ziehen. So folgten sich nach einander die drei großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen der beginnenden neuern Zeit, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die der neuen Welt durch Colombo, am Anfange des sechszehnten die des Sonnensystems durch Koppernik und im siebenzehnten die des Blutumlaufs durch Harvey.

Die erste Entdeckung der neuen Welt, d. h. diejenige Winlands (der

nordamerikanischen Küste zwischen Boston und Neu-York) durch den normannischen Seefahrer Leif Eriksson von Island und Grönland aus, am Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung (Bd III. S. 358), war ohne Erfolg und fiel bald der Vergessenheit anheim, weil ihre Urheber einem noch uncivilisirten, staatlicher Ordnung entbehrenden und in einem kalten Klima lebenden Volksstamm angehörten und daher zur Kolonisation ungeeignet waren. Eine folgenreiche Entdeckung der neuen Welt konnte nur zu einer Zeit stattfinden, welche inhaltschwere Errungenschaften des menschlichen Geistes auftauchen gesehen, und nur durch Menschen, welche an diesen Errungenschaften theilgenommen hatten und von ihrer Bedeutung und Tragweite völlig durchdrungen waren. Als solche Errungenschaften müssen betrachtet werden:

1) die Zunahme der Kenntniß unseres Planeten und seiner Eigenschaften seit dem Zerfalle der blos im Geisterreiche schwebenden Scholastik im dreizehnten Jahrhundert, befördert besonders durch des deutschen Mönches Albert des Großen „kosmographisches Buch", des englischen Roger Bacon „großes Werk" und des französischen Vincenz von Beauvais „Naturspiegel", in welchen zwar keine tiefen Forschungen und Entdeckungen, wol aber merkwürdige Betrachtungen über Höhe und Temperatur der Orte, über Optik u. s. w. enthalten sind, —

2) die Reisen, welche seit den mongolischen Eroberungszügen im Innern Asiens christliche Missionäre, wie Ruisbroek (Rubruquis), Kaufleute wie Marco Polo und Abenteurer wie John Mandeville dorthin unternahmen (Bd. III. S. 358 f.), sowie im fünfzehnten Jahrhundert der portugiesische Gesandte Pedro de Covilham, der den sogenannten Priester Johannes in Äthiopien aufsuchen sollte, —

3) die von Flavio Gioja aus Amalfi (1302) nicht erfundene, sondern blos vervollkommnete und längst vorher aus China durch die Araber nach Europa gebrachte Benutzung der Magnetnadel als Kompaß und die gleichzeitig aufgekommene Anwendung des zeitbestimmenden Astrolabiums und der wegmessenden Logleine, —

4) die von uns oben geschilderte Wiederherstellung der Kenntniß des klassischen Altertums, wodurch der Gesichtskreis der Menschen erweitert und ihre Schreibart veredelt wurde, was Alles durch die Erfindung der Buchdruckerkunst eine wesentliche Vervollkommnung erfuhr, —

5) die so eben erwähnte, in Italien gleichzeitig mit dem Humanismus aufgekommene Fähigkeit, Gegenden in ihrer Gesammtheit aufzufassen und denkend zu betrachten.

Die neue Welt nun, deren Entdeckung diese wichtigen Anregungen beförderten, beschränkt sich nicht nur auf den von Colombo entdeckten Erdtheil, und dies um so weniger, als es die Absicht dieses großen Mannes keineswegs war, einen neuen Erdtheil zu finden, sondern sie ist der Inbegriff dreier zum ersten Male von civilisirten Europäern mit Bewußtsein

durchschiffter Oceane, welcher Seefahrten Zweck stets der war, das östliche Asien, diese Quelle von Rätseln und Sagen der Christenheit, dieses Urheimatland der Menschheit, dieses Eldorado aller Geltgierigen, so schnell wie möglich zu erreichen. Dieses Streben führte die erste Durchschiffung des indischen Oceans durch Vasco de Gama, des atlantischen durch Colombo, und des großen Weltmeeres durch Magelhaens herbei.

Die Italiener können sich rühmen, in Europa nicht nur das Altertum wieder erweckt, sondern auch jene großen Entdeckungen zuerst angeregt zu haben, welche im Beginne der Neuzeit die Welt und ihre Kultur umgestalteten. Ein Florentiner war es, Paolo Toscanelli, der 1468 in der Hauptkirche seiner Vaterstadt seinen großen Gnomon errichtete, den Entdecker der neuen Welt, Christoforo Colombo (latinisch Columbus), den Genuesen, der ihm die Idee seiner Entdeckung 1484 nach Florenz mittheilte, in dem Unternehmen aufmunterte, den Seeweg nach Indien westwärts zu suchen und ihm eine Seekarte der Räume zwischen Europa und Asien sandte. Colombo (geboren wahrscheinlich 1456 *) zu Genua) befand sich damals in Portugal, wo er sich verheiratet hatte und sich mit Kartenzeichnen beschäftigte. Er lebte abwechselnd in Lissabon und auf der Insel Porto-Santo, deren Lehnsträger sein Schwager war. Es war eine Zeit, in welcher die Erzählungen von den Entdeckungen der Portugiesen in den letzten hundert Jahren alle Gemüter erfüllten und aufregten und zu weiteren Thaten anspornten, wobei die Neigung zum Geheimnißvollen und Unbekannten und die Sehnsucht nach Abenteuern anfangs wol eine weit größere Rolle spielte, als der später mehr hervortretende Durst nach Gold und Silber und der fanatische Wunsch, dem Christentum die ganze Erde, selbst wider deren Willen, zu unterwerfen. Man war begierig, Platons Atlantis oder andere sagenhafte Eilande zu finden, und die Bewohner der kanarischen Inseln träumten von fernem Lande, das sie bei hellem Wetter von Zeit zu Zeit im Westen sähen. Colombo war natürlich weit entfernt, diese Fantasie zu theilen; aber er berechnete den Umfang der Erdkugel und die Entfernung des westlichen Europa vom östlichen Asien, wobei besonders das fruchtbare und reiche Indien und das von Marco Polo und Anderen verführerisch geschilderte Zipango (Japan) und Kathai (China) in Betracht kamen.

Nachdem der kühne Genuese seinen Plan einmal gefaßt, folgten sich Schlag auf Schlag seine Schritte, ihn zu verwirklichen. Portugal jedoch fürchtete seinen Geist, und als es hinter seinem Rücken versuchte, das Rätsel des Westens zu lösen, verließ er es. Sein Vaterland Genua war durch die Unfälle, die es im Osten durch die Türken erlitten, entmutigt. Das aufstrebende Spanien, das so eben der maurischen Fremdherrschaft ein Ende zu machen im Begriffe war, wurde nun auserwählt, seine

*) Peschel, Abhandl. zur Erd- und Völkerkunde (1877) S. 211.

Fahnen zuerst nach dem zukunftvollen Westen zu tragen. Es war aber das stolze Spanien, das den großen Mann lange hinhielt, und es war das inquisitorische, seit einigen Jahren (s. oben S 234 ff.) mit erneutem Eifer Ketzer bratende Spanien, das auch in diesem Falle, wenn schon nicht die Inquisition selbst, doch einen Rat von geistlichen Gelehrten und Nichtgelehrten nach Salamanca zusammenberief, um den Vorschlag des Seefahrers zu prüfen. Mit dünkelhaftem Hochmute blickten die Pfaffen auf ihn herab und vermaßen sich, ihn aus der Bibel und den Kirchenvätern zu widerlegen. Lactantius und Augustinus marschirten als Autoritäten für die Unmöglichkeit der Antipoden auf, weil, wie jene Kirchenlichter meinten, „Niemand mit in die Höhe gekehrten Beinen und herunterhängendem Kopfe gehen, die Bäume nicht abwärts wachsen und es nicht aufwärts regnen und schneien könne (!!) — auch unmöglich Völker existiren können, die in der Stammtafel Noahs nicht enthalten seien." Selbst Jene, welche diese Rohheit der Vorstellungen im Innern verlachten, betonten wenigstens die Schwierigkeit und Länge der Reise. Diese Jämmerlichkeiten und Bedenklichkeiten und der gleichzeitige Maurenkrieg verzögerten die Entdeckung der neuen Welt um sechs Jahre. Endlich bewirkte Isabella's edle und hochstrebende Seele das Schreiten zur That; dem Siege Spaniens zu Lande sollte auch jener zur See, der Eroberung des europäischen Festlandes die Erreichung des indischen (wie man glaubte) folgen. Sie begünstigte das Werk um des Ruhmes und der Wissenschaft willen, — ihr roher Gatte Fernando ließ sich durch die Habsucht, scheinbar auch durch den Glaubenseifer leiten.

Es ist bekannt, wie elend die Ausrüstung dieser ersten Expedition in den offenen Ocean war. Drei winzige Schiffe und blos eines davon bedeckt! Aber der Geist der Geschichte fuhr auf ihnen, und der unerschütterlichen Thatkraft des großen Mannes gelang die Entdeckung Westindiens am 11. und 12. Oktober 1492. Eine neue Welt ging den Europäern auf, und erst jetzt, da nie Geahntes und nie Gesehenes die erstaunten Blicke blendete, steigerte sich die bereits erwachte Freude an den Schönheiten der Natur zur vollen Begeisterung für dieselben. Des Colombo Berichte sind reich an Ausdrücken des Entzückens über den Himmel, die Pflanzen- und Thierwelt, die Palmen und Flamingos, die Berge, Wälder und Flüsse der Tropen, die Harmlosigkeit des aufgefundenen Menschenstammes.

Die weiteren Schicksale Colombo's sind allgemein bekannt. Die Ergebnisse seiner ersten Reise (1492 bis März 1493) waren die Entdeckung der Bahama-Inseln und der großen Antillen Kuba und Haiti, der zweiten (25. September 1493 bis Juni 1496) die Auffindung der kleinen Antillen und Jamaika's und die Gründung der ersten europäischen Stadt in der neuen Welt, Isabella auf Haiti, der dritten (Mai 1498 bis 1500) die Entdeckung der Insel Trinidad und des Festlandes von Südamerika, der vierten (Mai 1502 bis Juni 1504) die Erforschung der Küste Central-Amerika's.

Ergreifender Wechsel des Schicksals! Von der ersten Reise kehrte er triumfirend als der größte Entdecker seiner Zeit zurück, — von der zweiten, entmutigt durch die Intriguen gegen ihn und die Anmaßungen des Untersuchungskommissärs Juan Aguado, im Büßergewande des Franziskanerordens, — von der dritten als Gefangener in nicht ihn sondern Spanien schändenden Ketten, die ihm freilich ehrenvoll wieder abgenommen wurden. Colombo schlug 1502, in den blendenden Räumen Alhambra's weilend, die Eroberung des heiligen Grabes vor, um dem Ruhme im Westen den im Osten folgen zu lassen; aber bald wandte er sich wieder seiner Sphäre zu. Von seiner vierten Reise kehrte er als armer, gebrochener Greis zurück. Seit Isabellens Tode ohne Hoffnung, seine gekränkte Ehre wiederhergestellt zu sehen, da Fernando der Katholische lieber Ketzer brennen als einen Ehrenmann gerechtfertigt sah, — starb er am 20. Mai 1506, — in dem Glauben, das Festland Asiens, von dem er sogar Kuba noch für einen Theil hielt, entdeckt zu haben.

Mit Colombo's Wirken war das dreier Männer verknüpft, welche seinen Ruhm nicht erreichten, gerade deshalb aber eingehend berücksichtigt werden müssen. Es sind Glieder dreier Nationen: ein Deutscher, Mann der Naturwissenschaft, ein Italiener, Mann der Geisteswissenschaft, und ein Spanier, Mann der sozialen Wirksamkeit.

Der Deutsche Martin Behaim aus Nürnberg, geboren 1430, kam 1481 als Kaufmann nach Portugal, wurde Rat zur Verbesserung der Schifffahrtkunde, machte eine portugiesische Expedition nach Afrika mit, wo er am Kongoflusse zwei Säulen mit dem Wappen jenes Staates aufstellen half, verheiratete sich auf der Insel Fayal, wo er mit Colombo, kurz vor dessen Abreise bekannt wurde, machte noch mehrere Reisen, während welcher er englische und französische Gefangenschaft erlitt, und starb 1506 in Lissabon. Sein Freund, der praktische Italiener, hatte in der That die andere Hälfte unseres Erdenlandes gefunden; er, der denkende Deutsche, verfertigte in demselben Jahre, während eines Aufenthaltes in seinem Vaterlande, den ersten bessern Erdglobus. Eine durch seine Reisen veranlaßte Sage schrieb ihm die Entdeckung Amerika's vor Colombo zu.

Der Italiener Peter Martyr, geboren 1455 zu Anghiera im Herzogtum Mailand, in Rom erzogen, kam 1487 nach Spanien, machte den Feldzug gegen die Mauren von Granada mit, während er zugleich den seinen Plan verfolgenden Colombo kennen lernte, wurde 1501 Gesandter nach Venedig und Ägypten, um bei dessen Sultan die Eroberung Granada's zu rechtfertigen, wirkte für Herstellung des heiligen Grabes und Verbesserung des Schicksals der Christen im Orient, stieg 1524 zum Beisitzer des Rates von Indien, war der Vertraute aller Entdecker seiner Zeit, gab seine in elegantem Latein geschriebenen Briefe über seine interessanten Erlebnisse heraus, und starb 1526 in Valladolid.

Der Spanier Bartolome de las Casas, geboren 1474 zu Sevilla,

Sohn eines Gefährten Colombo's, erhielt schon als Student einen aus Amerika gebrachten Indianer zum Sklaven, den er aber hergeben mußte, als Isabella die armen Roten nach ihrer Heimat zurückzusenden befahl, und begeisterte sich von da an für das Los jener Rasse, welche man ihre Nichtberücksichtigung in Noahs Stammbaum damals blutig büßen ließ, indem man sie mit Hunden hetzte, und in den Minen und unter den Peitschen arbeiten und sterben ließ, während in Mejiko durch Cortez und in Peru durch Pizarro (s. Bd. III. S. 561 ff.) die hohe Kultur ihrer Stammesgenossen zerstört wurde. Las Casas war Zeuge dieser Greuel, als er 1502 mit Ovando nach Haiti fuhr, und wirkte für Abstellung derselben bis zu seinem Tode im Alter von 92 Jahren als Bischof von Chiapa in Mejiko. Nach seinem Zeugnisse haben die Spanier zu seiner Lebenszeit in Amerika über fünfzehn Millionen Indianer ausgerottet. Um diesem Morden zu steuern, ehe die ganze Rasse vernichtet wurde, verfiel er auf das verzweifelte Mittel, statt ihrer die stärkere und weniger edle afrikanische oder Negerrasse, die übrigens schon vorher in kleineren Partieen nach Westindien eingeführt worden, zur dortigen Arbeit zu verwenden. Noch 1506 hatte die spanische Regirung, an deren Spitze der Kardinal Ximenes stand, — aus Furcht vor Aufständen der Sklaven, — den Negerhandel verboten und nur in Spanien geborene und getaufte Neger nach Westindien einzuführen gestattet; schon 1511 aber erlaubte Fernando der Katholische, Neger in Guinea zu kaufen! Und dies billigte Las Casas, nach einigem Schwanken, 1517 ausdrücklich. So wurde er aus den trefflichsten Motiven der Urheber einer der schändlichsten Anstalten, welche je die Erde befleckt haben. Als Schriftsteller schuf Las Casas eine immer noch ungedruckte „Geschichte Indiens" (d. h. Amerika's), an welcher er 32 Jahre arbeitete.

Die Entdeckung Colombo's gab einen mächtigen Anstoß zur weitern Erforschung der von ihm gefundenen Länder. Man mußte in's Klare kommen, in welchem Zusammenhange sie mit dem ersehnten Indien standen; man ahnte noch nicht, welch' mächtiger Ocean dazwischen lag! Eine nordwestliche Durchfahrt suchend, entdeckten die Venetianer Johann Caboto und sein Sohn Sebastian in englischem Dienste 1495—97 Neufundland und Labrador. Der nach Ostindien segelnde Portugiese Pedro Alvarez Cabral fand, vom Winde westwärts getrieben, 1500 Brasilien, welches in demselben Jahre, einige Monate früher, ein Gefährte Colombo's, Vicente Pinzon, am Kap St. Augustin erreicht hatte, dessen Ruhm jedoch jenem Cabrals weichen mußte. Im Jahre 1525 war bereits die gesammte Ostküste Amerika's bekannt, und erhielt ihren Schlußstein, als 1526 der Commendador Garcia de Loaysa noch das Kap Horn entdeckte.

Aber weder nach dem großen Colombo, noch nach einem der untergeordneten Entdecker wurde der neue Erdtheil benannt, nachdem man ihn,

seit Balboa die Landenge von Panama überschritt (1513) und den Großen Ocean erblickte, als solchen erkannt hatte, sondern merkwürdiger Weise nach einem einfachen Seefahrer, wieder einem Italiener. Amerigo Vespucci, 1451 in Florenz geboren, kam im Dienste der Medici als Handelsreisender nach Spanien, unternahm seit 1495 Seefahrten, wurde mit Colombo in freundschaftlicher Weise bekannt, besuchte die von Diesem entdeckten Länder, sowie später Brasilien, schrieb mehrere Briefe an Lorenzo Medici und Andere über seine Fahrten, die durch eigentümliche Zufälle bekannter wurden als die Berichte anderer Schiffer, wurde 1508 spanischer Reichspilote und starb 1512. Manche schrieben ihm die Entdeckung des Festlandes der neuen Welt zu, weil sich in einem seiner Briefe die Behauptung findet, selbes ein Jahr vor Colombo (1497) erreicht zu haben, — welche Stelle jedoch für eine Fälschung Anderer gehalten wird. Seinen Namen gab, ohne sein Wissen, Martin Waltzemüller aus Freiburg im Breisgau, Lehrer zu St. Dié in Lothringen, 1507 in einer von ihm verfaßten Einleitung zur Kosmographie in der Form „Amerika" dem neuen Erdtheile*).

Die erste Durchschiffung des indischen Oceans erfolgte erst nach jener des atlantischen, obschon die Vorbereitungen zu jener den Entdeckungen Colombo's um Jahrzehnte vorausgegangen waren. Sie gingen aus von dem portugiesischen Infanten Heinrich dem Seefahrer (gestorben 1473), Sohn König Johanns I. und zielten auf die Umschiffung Afrika's.

Stufe für Stufe verfolgten die kühnen „Lusiaden" (Lusitaner), wie sie ihr Landsmann Camoens besingt, jenes Ziel. Langsam, aber sicher, wich ein Vorgebirg Afrika's um das andere vor ihnen. Das erste große Resultat war die Entdeckung des südlichsten Kaps durch Bartolomeo Diaz, (1487), der es Cabo tormentoso nannte, was aber der König Johann II. in „Cabo de la buena esperança" verbesserte. Und die „gute Hoffnung" verwirklichte sich, als Vasco de Gama 1497 das stürmische Kap umschiffte und im folgenden Jahre glücklich Ostindien von Westen her erreichte, was Colombo von Osten her gehofft, aber nicht vermocht hatte.

Doch auch letzteres sollte gelingen, auch der dritte, größte Ocean, der Große genannt, den europäischen Kielen sich beugen. Seit Balboa ihn gesehen und in seine Fluten hineinwatend für Spanien in Besitz genommen, brannte der Abenteuertrieb nach seiner Durchschiffung. Der Portugiese Fernando de Magelhaens (spanisch Magellanes) betrat ihn durch die nach ihm benannte Straße zwischen Feuerland und Patagonien zu Schiffe 1520, durchfuhr ihn aber eigentümlicher Weise auf so öder Strecke, daß er vor den Marianen, vor Hunger fast sterbend, keine anderen Inseln als die zwei einsamen und winzigen Desventuradas fand. Aber schon auf der Mariane Zebu traf ihn der trotzigen Malaien Mord=

*) Peschel, Abhandlungen S. 228 ff.

beil (oder vielleicht der meuterischen Genossen Dolch?); sein Werk vollendete Sebastian del Cano, der 1522 in Spanien anlangte und zum Lohne das stolze Wappen eines Globus mit der Devise „Primus circumdedisti me“ erhielt.

Auch der Eroberer Mejiko's, Fernando Cortez, interessirte sich für die Nutzbarmachung des größten Oceans, namentlich da Kaiser Karl V. auf die Entdeckung einer kürzern Durchfahrt drang. Er korrespondirte von Mejiko aus 1527 über den Ocean mit den malaiischen Königen von Zebu, wo Magellan gefallen, und von Tidor, der mit Cano ein Bündniß auf den Koran beschworen. Im Suchen nach der nordöstlichen Durchfahrt fand Cortez Kalifornien. In den Jahren 1526 und 1528 wurden durch Spanier Theile von Neu-Guinea und Neu-Holland, — im Jahre 1542 durch Gaetano die Sandwich-Inseln, 1595 von Mendana die nach ihm, oder auch Marquesas-Inseln genannten Eilande und von seiner heldenmütigen Witwe weitere Inseln entdeckt, und bald war der „Stille Ocean“ (Pacifico), wie ihn Magellan genannt, laut genug geworden. Aber er wurde nicht eine Domäne seiner Entdecker, auch nicht der in Ostindien herrschenden Portugiesen, — deren Geschichtschreiber Barros zuerst Polynesien als fünften Erdtheil zu betrachten vorschlug, sondern die germanischen Nationen machten ihn zu ihrem Erbgute, erst Holland, für welches Houtman 1595 die damals spanischen Molukken eroberte, und Heemskerk 1596 einen Seeweg im Norden Asiens suchte, und dann England, dessen Seeheld Francis Drake, der Überbringer der Kartoffeln nach Europa, seit 1567 bis zu seinem Tode 1595, Spanien in allen Meeren zittern machte, während Sir Walter Raleigh 1584 die Kolonisation Nordamerika's mit Virginien (dem Lande der „jungfräulichen Königin“) begann, worauf er Drake's Thaten fortsetzte, seinen Ehrgeiz aber mit zwölfjährigem Kerker und 1618 mit dem Tode durch das Beil büßte.

So war im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Erdoberfläche bereits größtenthils bekannt, und es begannen Geographien aufzutauchen, welche die neuen Länderentdeckungen in sich aufzunehmen sich beeilten. Die erste solche, welche sich bedeutenden Ruf erwarb, war die unter dem Titel „Kosmographie“ erschienene des Sebastian Münster*) (geboren 1489 zu Ingelheim in der Pfalz, 1505 Franziskaner in Heidelberg, um 1523 Protestant, 1529 Professor der hebräischen Sprache in Basel, ausge-

*) Cosmographia, Das ist: Beschreibung der gantzen Welt, Darinnen Aller Monarchien, Keyserthumben, Königreichen &c. Vrsprung, Regiment, Reichthumb &c. So dann Aller Völcker in gemein Religion, Gesätz, Sitten, Nahrung, Kleidung und Vbungen, wie auch aller Ländern sonderbare Thiere, Vögel, Fisch, Gewächs, Metall &c. Mit schönen Landtaffeln, auch der fürnembsten Stätten und Gebäwen der gantzen Welt &c. Durch Sebastianum Münsterum. Basel...... 1541.

zeichnet als Hebraist und Schriftsteller über Sonnenuhren, wie als Geograph, gestorben 1552 an der Pest). Seine Kosmographie ist anziehend geschrieben, aber mit einer Menge Fabelwerk von erdichteten Thieren, Fischmenschen, Teufeln u. s. w. gemischt und mit rohen, aber für jene Zeit nicht schlechten Abbildungen und Karten in Holzschnitt verziert. Interessant ist darin u. A. die Abbildung Europas als einer Königin, deren Kopf Spanien, rechter Arm Italien (Reichsapfel Sicilien), linker Dänemark (Großbritannien blos ein am Scepter hängender Fetzen) ist.

Die Folge der Entdeckungen bisher unbekannter Erdräume war zunächst ein vermehrtes Interesse an den Erzeugnissen der Natur; denn die bereits erwachte Liebe zur Beobachtung von Gegenden und Fernsichten verband sich mit der Lust zur Zusammenstellung und Vergleichung in- und ausländischer Naturprodukte. Die am leichtesten zu bekommenden unter denselben sind die Pflanzen. Ihr Anbau in Gärten beschränkte sich während des Mittelalters auf das Notwendigste, auf den Hausgebrauch, mit geringer daneben hergehender Rücksicht auf Pflege schöner Blumen um ihrer Farbe und ihres Wolgeruches willen. Im fünfzehnten Jahrhundert erst, und zwar zuerst um die Villen des feinsinnigen Hauses der Medici, das wir in allem Schönen an der Spitze sehen, begann eine auf Pracht und Manigfaltigkeit ausgehende Gartenkultur. Im sechszehnten Jahrhundert finden wir bei den Villen römischer Kardinäle bereits Zusammenstellungen der Pflanzen nach ihren Gattungen, auf deren Vertretung durch zahlreiche Arten gesehen wurde.

Aufzüge und Kämpfe seltener wilder Thiere waren in Italien schon im fünfzehnten Jahrhundert häufig; schon früher hatten die wilden Despoten der italienischen Städte Löwengruben gehalten und den Insassen derselben ihre dem Tode geweihten Feinde vorgeworfen, und manche Fürsten benutzten Leoparden statt der Jagdhunde. Am Ende des Jahrhunderts traten an die Stelle dieser roheren Benützungen des Thierreichs harmlose Menagerien, wenn auch anfangs weniger zu wissenschaftlichen Zwecken, als um dem Luxus auf neue Weise zu fröhnen. In Rom und Neapel sah man von vorderasiatischen Sultanen und von Königen Portugals geschenkte Giraffen, Elefanten, Nashörner, Zebra's u. s. w. Rationelles Studium der Thiergattungen und ihrer Fortpflanzung wurde zuerst in Gestüten getrieben, deren erstes bekanntes die Gonzaga in Mantua einrichteten. Im sechszehnten Jahrhundert, als die Kunde von den neuentdeckten Ländern und ihren vorher unbekannten Menschenrassen die Welt bewegte, legten italienische Sonderlinge sogar Menschensammlungen an. Der Kardinal Ippolito Medici hielt Neger, Tataren, Türken, Indier an seinem Hofe, benützte sie zur Jagd, und sein Tod (1535) wurde von ihnen in ihren heimischen Wehelauten betrauert.

Für diese Bereicherung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Sammlungen Europa's sorgten weniger die Entdecker, oder, wie sie nach

Eroberungen ferner Länder hießen, Conquistadores (immer Colombo selbst ausgenommen), als vielmehr die in ihrem Gefolge oder auch auf eigene Faust mit anderen Schiffern reisenden friedlichen Gelehrten, meist Geistliche und Ärzte. Hernandez, Leibarzt Philipps II. von Spanien, sammelte naturhistorische Erzeugnisse Mejiko's und alte mejikanische Gemälde naturgeschichtlicher Gegenstände und wirkte für Erhaltung des altmejikanischen botanischen Gartens von Huaxtepek, in Bezug auf welchen zu bemerken ist, daß vor der Entdeckung Amerika's keine europäischen Fürsten botanische und zoologische Gärten von der Ausdehnung derjenigen des alten Mejiko und Peru besaßen. An der Stelle des jetzigen Bombay legte der portugiesische Arzt Garcia de Orta einen botanischen Garten an. In den Cordilleren Amerika's sammelte man eifrig Gebeine vorweltlicher Thiere.

Noch mehr Vortheil aber als der Naturgeschichte, brachten die Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts der Physik, und wie wir später sehen werden, der Astronomie. Schon Colombo machte interessante, jedoch bei seiner mangelhaften naturwissenschaftlichen Bildung noch unbeholfene Beobachtungen über den Erdmagnetismus. Er nahm im Fahren von Spanien nach Amerika Veränderungen in der Bewegung der Gestirne, in der Temperatur der Luft, in der Beschaffenheit des Meeres wahr. Die Magnetnadel wandte sich auf einer bestimmten Linie von Nordosten nach Nordwesten, und jenseits dieser Linie war das Meer, das vorher sich stark bewegte, auf einmal ruhig und auf weiten Strecken mit Seetang überdeckt (die große Fukus-Bank oder das Sargasso-Meer, welches Frankreich an Größe siebenmal übertrifft), wovon vorher keine Spur war. Jene Linie, hundert Meilen westlich von den Azoren, wurde dann vom Papste Alexander VI. (s. oben S. 21) als Demarkationslinie zwischen den Besitzungen Spaniens und Portugals angenommen. Diese Entdeckung einer magnetischen Linie ohne Abweichung, welche indessen schon in uralten Zeiten von den Chinesen und in Europa schon auf einer italienischen Karte von 1436 geahnt wurde, hatte bedeutende Folgen für die Schifffahrtkunde. Eine Karte über die Veränderungen in der Richtung der Magnetnadel entwarf 1530 Alonso de Santa Cruz, einer der Lehrer Karls V. Der spanische Naturforscher Jose Acosta aus Medina del Campo nahm auf der ganzen Erde vier Linien ohne magnetische Abweichung an. Der Engländrr Robert Norman erfand 1576 die Inklinations-Boussole, mit welcher Sir Humphrey Gilbert, Verfasser einer lateinischen „Physiologie des Magnets", in „dunkler, sternloser Nacht" den Ort des Schiffes zu bestimmen unternahm. Einen magnetischen Pol setzte schon eine Karte von 1508 in der Form eines Inselbergs nördlich von Grönland, spanische und italienische Geographen von 1545 und 1588 südlicher.

Nächst dem Magnetismus wurde zumeist die Wärme beobachtet.

Peter Martyr von Anghiera erkannte zuerst 1510, daß ihre Veränderung durch die geographische Breite bestimmt werde, nachdem schon Colombo die Krümmung der Isothermen geahnt hatte, ohne jedoch ihre Ursache zu erkennen. Indessen bemerkte er bereits den Einfluß der Wälder auf die Feuchtigkeit des Klimas. Die Entdeckung ewigen Schnees auf den Gebirgen der Tropen brachte die Erhebung über dem Meere als zweiten Faktor der Wärmevertheilung zur Erkenntniß. Viel mit Meteorologie beschäftigte sich der große Maler Leonardo da Vinci, dessen Beobachtungen jedoch unbekannt blieben.

Die Meeresströmungen beobachtete zuerst Colombo in dem Äquatorialstrome, der von Osten nach Westen geht, und hielt die Inselbildung der Antillen für eine Wirkung desselben. Peter Martyr von Anghiera beschrieb zuerst den Golfstrom aus dem Busen von Mejiko bis nach Neufundland, und Gilbert beschrieb zwischen 1567 und 1576 die Bewegung der Gewässer des atlantischen Oceans vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Neufundland.

Aber auch im Innern der Kontinente erwachte die Lust nach tieferer Erforschung der Erde, die wir bewohnen. Ein Deutscher war es, der die Wissenschaft des festen Landes (Geologie und Mineralogie) im Reformzeitalter begründete, Georg Bauer, genannt Agricola, geboren 1490 zu Glauchau in Sachsen. Eigentlich Arzt, wandte er sich doch mit Vorliebe dem Bergbaue, den er zu Joachimsthal in Böhmen und zu Chemnitz zu befördern suchte, zu, an welch letzterm Orte er Bürgermeister wurde und 1555 starb. Er war Katholik geblieben und darum wollte man ihn zu Chemnitz nicht begraben. Trotz seines hellen Einblickes in die Natur des Erdbodens war er doch im herrschenden Aberglauben noch so sehr befangen, daß er steif und fest an die Existenz der Gnomen und anderer Berggeister glaubte. So verbanden sich noch stets Wahn und Wissenschaft auf das Sonderbarste.

B. Die Natur des Weltalls.

Der herrliche, ergreifende, imponirende und so viele Rätsel bergende Anblick des Sternhimmels in hellen Nächten hat seit den ältesten Zeiten die Menschen stets in so hohem Maße beschäftigt, daß sich hieran dreierlei geistige Thätigkeiten derselben knüpfen, eine solche abergläubiger Verirrung, — die Astrologie, von welcher wir bereits handelten, eine solche blos mechanischen Gedächtnisses, — die Astrognosie oder Kenntniß der Sternbilder, und eine solche wissenschaftlicher Thätigkeit, — die Astronomie oder Berechnung aller Erscheinungen im Reiche der Weltkörper. Die Astronomie ist Sache bevorzugter Geister, entwickelte sich aber naturgemäß aus der Astrognosie, welche jedem die Gestirne eifrig

Betrachtenden, auch ohne naturwissenschaftliche Begabung, eigen sein kann. Alles was bezüglich der Eigenschaften der Gestirne erforscht worden ist, beruht ursprünglich auf der Kenntniß und Unterscheidung der Stellungen, in welchen sich uns die Gestirne darbieten. Dieselben beschäftigten schon früh sogar die nur halbcivilisirten Völker, indem namentlich die Nomaden durch ihre Lebensweise dazu gebracht wurden, die Sterne in ihrer Lage zu beobachten. Eine vollständige Kenntniß des gestirnten Himmels war indessen den civilisirten Völkern des Altertums und des Mittelalters unmöglich, weil dieselben vor den von uns vorhin erzählten Länderentdeckungen auf die nördliche gemäßigte Zone beschränkt waren. Denn die Lage der Erde im Weltall und die Bewegung dieses Planeten um seine Axe sind der Art, daß nur am Äquator das Jahr hindurch sämmtliche Fixsterne gesehen werden können. Je weiter man sich daher von jener Linie entfernt, desto mehr Sterne verschwinden dem Auge für immer. So viel Breitengrade vom Äquator man weilt, so viel Breitengrade des Sternhimmels im Umkreise um den entgegengesetzten Pol sind das ganze Jahr unsichtbar. Wer z. B. unter dem fünfzigsten Grade nördlicher Breite lebt, dem werden fünfzig Grade im Umkreise des Südpols am Himmel stets unsichtbar bleiben. Am Nordpol der Erde würde man nicht e i n e n Stern des südlichen, am Südpol nicht e i n e n Stern des nördlichen Himmels erblicken können.

Als daher die Seefahrer der Grenzscheide des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts den Wendekreis des Krebses und dann den Äquator überschritten, ging ihnen, wie auf der Erde, so auch am Himmel eine neue Welt auf. Wenn auch die gerühmte Pracht des sternarmen Südhimmels derjenigen des sternenreichen Nordhimmels gegenüber sicherlich nur auf dem Reize des Neuen, bisher nicht Gesehenen beruht, so mußte doch der erste Anblick der südlichen Gestirne, als man über die Bilder des Kentauren und des Argoschiffes hinaus kam, von den wichtigsten Folgen für die Astronomie sein. Amerigo Vespucci, Vicente Pinzon, Pigafetta (der mit Magellan und Cano reiste) und Andere erwähnten dieser Sternbilder zuerst, die für sie und das damalige Europa neu waren, während ihre Voreltern in grauer Zeit sie noch erblickt hatten; denn der gesammte Fixsternhimmel befindet sich in für uns langsamer Bewegung (der Nordpol des Himmels befand sich ehedem im großen Bären; noch fünfhundert Jahre nach Erbauung der größten ägyptischen Pyramide sahen die Anwohner der Ostsee das südliche Kreuz, und gegenwärtig steuert unser Sonnensystem mit allen Planeten dem Sternbilde des Herkules zu).

Unter die wichtigsten Theile des südlichen Himmels, welche den Seefahrern am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zuerst auffielen, gehörten außer den Sternbildern vorzüglich gewisse dunkle und helle Flecken, welche Peter Martyr von Anghiera 1510 und 1512 zuerst beschrieb. Die dunkeln Flecken, K o h l e n s ä c k e (engl. coalbags) genannt, Ende 1499 von

Pinzon entdeckt, als er nach Brasilien fuhr (oben Seite 360), von Amerigo als „schwarzer Kanopus“ bezeichnet und von Acosta dem verfinsterten Theile der Mondscheibe verglichen, sah man in zwei oder drei auffallend dunkeln Stellen im südlichen Kreuz und in der Karls-Eiche, von denen jedoch gegenwärtig nur noch diejenige im Kreuze oder vielmehr östlich von demselben auffällt, doch wol in nichts besteht, als in Sternmangel, der mit den hellen Sternen rings umher stark kontrastirt. Die hellen Flecken des Südens, von Portugiesen entdeckt und die Kapwolken oder Magellanischen Wolken genannt (obwol schon vor der ersten Erdumsegelung bekannt, wahrscheinlich auch schon den Arabern, unter dem Namen des weißen Ochsen, el-bakar), sind Aggregate von Sternen, Nebelflecken und Sternhaufen, das eine größer, das andere kleiner, zu beiden Seiten der südlichen Schlange, und nähern sich unserm Horizont, von dem sich dagegen die dritte Erscheinung des südlichen Himmels, die den Seefahrern auffiel, das südliche Kreuz, stets weiter entfernt und schon von Dante in seinem Reinigungsorte schmerzlich vermißt wurde, als

„non viste mai fuor ch'alla prima gente“.

Es besteht aus vier sehr hellen Hauptsternen und gleicht mehr einem Viereck, als einem Kreuze, welch letzterer Name ihm 1517 zum ersten Male gegeben wurde und bedeutsame Beziehung auf die christlichen Missionen in den Südländern, bei weltlicheren Menschen aber als zuverlässige Himmelsuhr erhielt. Einen südlichen Polarstern dagegen, der nach ihrer vorgefaßten Meinung vorhanden sein sollte, suchten die Seefahrer vergebens. Erst im siebenzehnten Jahrhundert wurde der südliche Sternhimmel, soweit er nicht schon bekannt war, vorzüglich gestützt auf Beobachtungen der Holländer Emden und Houtman 1596—1599 auf Sumatra und Java, in Sternbilder eingetheilt und in die Himmelskarten eingetragen.

Kaum hatte Europa begonnen, mit der ihm bisher fremden Hälfte der Erde sowol als des Himmels bekannt zu werden, so folgten den Männern, welche dies zu Stande gebracht, Solche, die dafür sorgten, daß der Stolz der scheinbar vergrößerten Erde sofort gedemütigt und ihr das Bewußtsein beigebracht wurde, nicht die Zwillingsschwester des Himmels zu sein, wie sie bisher nach den Worten der mosaischen Schöpfungsage geglaubt, sondern ein winziges Pünktchen im unendlichen All. Gleichzeitig mit Colombo, dem ersten großen Entdecker und mit Magellan, dem ersten Erdumsegler, lebte Koppernik, der erste große Astronom.

Bis auf seine Zeit (und theilweise noch nachher, besonders unter den Dunkelmännern) herrschte allein das Ptolemäische Weltsystem. Nach demselben bildete die Erde den Mittelpunkt der Welt und um sie bewegten sich in Zeit von vierundzwanzig Stunden sieben Planeten in folgender Ordnung: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Der Mann, der die erste Bresche in dasselbe schoß, von seinem

Nachfolger Kepler „vir maximo ingenio et animo liber“ genannt, war Nikolaus Koppernik (lat. Copernicus), geboren 1473 zu Thorn, von seinem Oheim, dem Bischofe Lukas Waißelrode von Ermeland erzogen, auf der Universität Krakau gebildet. In Italien machte er sich mit der Astronomie noch in höherm Grade als bisher vertraut, wurde Arzt und Domherr zu Frauenburg und arbeitete fast sein ganzes Leben lang (1507 bis zu seinem Tode 1543) an seinem weltgeschichtlichen Werke „De revolutionibus orbium coelestium“ (von den Umdrehungen der Himmelskörper), welches erst wenige Tage vor seinem Tode erschien, als er nicht mehr seiner Sinne mächtig war; er hatte es dem Papste Paul III. gewidmet, dessen Nachfolger noch etwa ein Jahrhundert lang die darin aufgestellte Lehre verdammten*). Diese Lehre hatte der den Druck besorgende Nürnberger Mathematiker Osiander, aus Furcht vor kirchlicher Verfolgung, in der Vorrede, und selbst auf dem Titel der ersten Ausgabe, als bloße Hypothese hingestellt, während von ihrer Wahrheit der Verfasser so tief durchdrungen war, daß er die Meinung von der Unbeweglichkeit der Erde „absurd“ und deren Verfechter „leere Schwätzer, der Mathematik unkundig und Verdreher der heiligen Schrift“ nannte und dem Lactantius und den übrigen Kirchenvätern frank und frei die Berechtigung absprach, über mathematische Gegenstände ein Urteil abzugeben. Bekannt wurde Koppernik's Lehre theilweise zuerst zwei Jahre vor seinem Tode und dem Erscheinen seines Werkes durch einen Brief des Astronomen Georg Joachim Rhätikus, der zwei Jahre vorher seine Stelle als Professor in Wittenberg niedergelegt hatte, um Koppernik's Schüler zu werden.

Nach dem Weltsysteme des Kopernikus bildet die „Weltleuchte“ der Sonne den Mittelpunkt der Bahnen aller Planeten, unter deren Zahl nun auch die Erde herabsank, so daß es der Planeten nur noch sechs gab: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn, und die Erde mit einem einzigen Trabanten, dem Monde, vorlieb nehmen mußte. Die Fortbewegung der Erde hatte zwar schon der Pythagoreier Philolaos gelehrt, zwar nicht um die Sonne, sondern mit ihr um ein „Centralfeuer“; dagegen hatte bereits Aristarchos von Samos im dritten Jahrhundert vor Christus die Umkreisung unseres Planeten um die Sonne gekannt. Daß Koppernik dessen nicht Erwähnung thut, ist auffallend, da er selbst ein Werk Plutarchs citirt, in welchem davon die Rede ist. Sei indessen dem

*) Nicolai Copernici Torinensis de revolutionibus orbium coelestium libri VI. Habes in hoc opere iam recens nato & aedito, studiose lector, Motus stellarum, tam fixarum, quam erraticarum, cum ex veteribus, tum etiam ex recentibus observationibus restitutos: & nouis insuper ac admirabilibus hypothesibus ornatos. Habes etiam tabulas expeditissimas, ex quibus eosdem ad quoduis tempus quam facillime calculare poteris. Igitur eme, lege, fruere, Ἀγεωμέτρητος οὐδεὶς εἰσίτω. Norimbergae apud Joh. Petreium. Anno M.D.XLIII.

wie ihm wolle, — des Aristarchos Meinung war zur Zeit Koppernits ebensowol vergessen, wie die Züge der Normannen nach Winland zur Zeit des Colombo, und er ist darum doch der Schöpfer des jetzt als richtig anerkannten Weltsystems, dessen erstes Bild im zehnten Kapitel des ersten Buches seines Werkes prangt, mit der schönen Beifügung: In medio vero omnium residet Sol. Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadem hanc in alio vel meliori loco poneret, quam unde totum simul possit illuminare?

Es ist eine eigentümliche, weil unabsichtliche Ironie, daß Koppernik sein Buch dem Hersteller der allgemeinen römischen Inquisition, ein Jahr nach deren Einführung, widmete. Wir wissen nicht, wie die Widmung aufgenommen wurde; sicher aber befreite den Verfasser nur der bald darauf eintretende Tod von der Verfolgung durch das Glaubensgericht. Diese Ansicht werden wir durch das Verfahren gegen Galilei gerechtfertigt finden.

In der nächsten Zeit nach seinem Bekanntwerden scheint das kopernikanische Weltsystem wenig Aufsehen erregt und noch keine Umwälzung in den Ansichten verursacht zu haben, sonst wäre die Reaktion nicht möglich gewesen, welche des Urhebers nächster Nachfolger in der Astronomie versuchte. Der Däne Tycho de Brahe, zu Kundstrup in Schonen 1546 aus adeliger Familie geboren, studirte in Kopenhagen Retorik und Philosophie, wurde 1560 durch eine große Sonnenfinsterniß zur Astronomie hingezogen, der er sich, obschon ihn sein Oheim der Rechtswissenschaft bestimmt hatte, später ganz widmete, nahm in Deutschland astronomische Beobachtungen und chemische Studien vor und wurde endlich durch die Gunst eines zweiten Oheims erfreut, der ihm in der Heimat eine Sternwarte und ein chemisches Laboratorium errichtete. Es war am 11. November 1572, als er dort plötzlich im Sternbilde der Kassiopeia einen bisher nie gesehenen Stern von ungewöhnlichem Glanz erblickte, auf welchen gleichzeitig die deutschen Astronomen nur durch die Anzeigen gemeiner Leute, wie Fuhrleute, aufmerksam wurden. Nach den vorgenommenen Beobachtungen war er ein Fixstern, nahm jedoch schon im Dezember desselben Jahres an Lichtstärke ab, machte im Laufe des nächsten Jahres stufenweise den Glanz der Sterne erster, zweiter und weiterer Größen und zugleich verschiedene Farbentöne durch und verschwand im März 1574, nachdem er siebenzehn Monate geleuchtet, spurlos für immer! Brahe versuchte diese Erscheinung in abenteuerlicher Weise durch Bildung kosmischer Nebel der Milchstraße (in welcher die Kassiopeia liegt) zu einem Sterne zu erklären. Die einzig mögliche Erklärung ist ein plötzliches Aufstralen und wieder Verglimmen sonst dunkler Körper, dessen Ursachen aber rätselhaft sind; übrigens ist die Erscheinung höchst selten; man kennt nur einundzwanzig Beispiele in zweitausend Jahren, davon aber sieben im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert (sechs in der besonders frucht-

baren Zeit von 1572 bis 1609), seitdem aber blos eines bis heute. Zu gleicher Zeit fanden David Fabricius, Pfarrer in Ostfriesland (1596) und Johann Bayer in Augsburg (1603) den veränderlichen Stern am Halse des Walfisches, und 1612 Simon Marius den ersten Nebelfleck in der Andromeda. — Brahe machte viele Reisen und wurde mit mehreren gekrönten Häuptern bekannt; um ihn im Lande zu behalten, schenkte ihm König Friedrich II. die Insel Hven im Öresund, auf welcher Brahe mit königlicher Unterstützung ein Schloß mit einer Sternwarte und einer chemischen Werkstätte baute, das er Uranienborg nannte, — wol die schönste Behausung, die je ein Gelehrter gehabt. Es wurde eine ganze astronomische Kolonie daraus; für die Schüler kam die in Sternform gebaute „Sternenburg", für die Instrumentenverfertiger weitere Wohnungen, eine Mühle, dann eine Buchdruckerei und manigfache Anlagen dazu. Hier lebte Brahe glücklich und erfand in seinem mühelosen Selbstgefühle, von Königen und Königinnen besucht, anderer Bevorzugten dieser Erde nicht zu gedenken, — im Jahre 1582 sein ephemeres abenteuerliches Weltsystem, nach welchem sich um die Erde erst der Mond und dann die Sonne, um letztere aber Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bewegen sollten. Den Gedanken dazu scheinen ihm die ähnlichen, jedoch unausgearbeiteten Vorstellungen zweier obskurer Astronomen, des Martianus Mineus Capella und des Apollonius von Perga eingegeben zu haben.

Das Glück Brahe's war jedoch nicht von Dauer. Unter dem Nachfolger seines Gönners, Christian IV., rächte sich der Reichsrat Walkendorf, den einst auf Hven einer von Tycho's großen Hunden angefallen hatte, dadurch, daß er den Astronomen bei dem König anschwärzte und den Entzug seiner Vergünstigungen bewirkte, wozu namentlich beitrug, daß Brahe, als Gutsherr, die Kirchengebäude seiner Insel vernachlässigt hatte, woran seine aufgeklärten Ansichten nicht wenig schuld sein mochten, und daß der Adel ihn wegen seiner Verheiratung mit einer Bauerntochter haßte. Er mußte 1597 sein Eden verlassen und nach Deutschland ziehen, dessen astrologischer Kaiser Rudolf II. ihn mit reichem Gehalte nach Prag berief, wo er im Vollgenusse des Glückes 1601 starb. Er wurde prachtvoll bestattet; sein schönes Uranienborg aber zerfiel und verschwand spurlos. Er war nicht frei vom Wahne der Astrologie und von Eitelkeit, aber sonst ein trefflicher Charakter, ein tüchtiger Chemiker und uneigennütziger Arzt. Auch seine astronomischen Verdienste sind, trotz seinem rückschreitenden Weltsysteme, nicht zu unterschätzen. Er stellte mehrere wichtige Beobachtungen an und ist in vielen Berechnungen von großer Tragweite als der Vorläufer der ihm folgenden Astronomen zu betrachten.

Unter diesen nimmt die erste Stelle ein sein Schüler, Johannes Kepler. Ein Jahr vor dem neuen Sterne in der Kassiopeia, aber auf längere Zeit leuchtend, ging derjenige seines Lebens in einer armen

Hütte zu Weil in Würtemberg auf (Ende 1571). Zum lutherischen Theologen bestimmt, aber freigesinnt und daher als untauglich zum „Dienste des Herrn erklärt", erkämpfte er seinen Unterhalt zuerst durch Kalendermachen. Man sandte ihn aus Tübingen, wo er den hochgelahrten Perücken im Wege war, durch Empfehlung 1593 nach Gratz, wo man eines Professors der „Mathematik und Moral" bedurfte. Auch in dieser Stellung mußte er astrologische Kalender verfertigen, beschäftigte sich aber insgeheim mit der Astronomie und wandte sich aus vollem Herzen dem Systeme Koppernik's zu. Es wütete jedoch damals die Gegenreformation in Steiermark (s. oben S. 284), und unter anderen Protestanten sollte auch unser Astronom das Land verlassen, was jedoch in Betracht seiner Kenntnisse wieder zurückgenommen wurde. Selbst die Jesuiten an der Universität mußten seinen Geist schätzen lernen. Bald aber bewirkte eine Trostschrift, welche er an seine verfolgten Glaubensgenossen erließ, daß die früher eingestellte Vertreibung erneuert und diesmal (1600) auch ausgeführt wurde. Trotz seiner Heirat mit einem wohlhabenden Edelfräulein durch die plötzliche Flucht arm geworden, folgte er einem Rufe Kaiser Rudolfs, an Brahe's Seite in Prag zu arbeiten und wurde nach dessen Tode sein Nachfolger, doch blos mit der Hälfte des Gehaltes (1500 Gulden). Er fand hier, daß die Planeten nicht, wie Koppernik geglaubt hatte, in Kreisen, sondern in Ellipsen um die Sonne wandern, die sich in einem der Brennpunkte befindet. Es war dies das erste seiner drei berühmten Gesetze, durch welche das kopernikanische System seinen Ausbau (die Vollendung erst durch Newton) erhielt. Das zweite stellte fest, daß die von der Sonne auf die Planetenbahn gezogene gerade Linie immer gleiche Sektoren in gleichen Zeiträumen abschneide, und das dritte: daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalten wie die Kubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Es ist merkwürdig, daß auch ihm, gleich seinem verdienstvollen Vorgänger und Lehrer Tycho de Brahe, einer der damaligen neuen Sterne leuchtete. Während er den im Jahre 1600 von Wilhelm Janson, einem Gehilfen Brahe's, entdeckten neuen Stern dritter Größe an der Brust des Schwans seit 1602 bis zu dessen Verschwinden 1621 beobachtete*), entdeckte sein Schüler Brunowski im Oktober 1604 einen neuen Stern im Bilde des Schlangenträgers (Ophiuchos), der ebenfalls stark, doch nicht so stark funkelte wie jener in der Kassiopeia, und ein prächtiges Farbenspiel zeigte. Ohne die Farbe periodisch zu wechseln, nahm er stufenweise an Stärke ab und verschwand schon zwischen Februar und März 1606. — Zugleich hatte die im Jahre 1600 erwartete und eingetroffene Sonnenfinsterniß Keplern auf die Beschäftigung mit der Optik geführt. Er machte 1604

*) Er erschien auf kurze Zeit 1655 und wieder 1665, blieb dann, sank 1677 zur sechsten Größe herab und ist in dieser noch vorhanden.

seine Forschungen über die Theorie des Sehens und seine Entdeckung des Gesetzes der sieben Regenbogenfarben, und 1611 seine Erfindung des Teleskops mit zwei konvexen Gläsern bekannt, wodurch die in Holland durch Hans Lippershey, Brillenmacher in Middelburg, gemachte und 1608 bekannt gewordene Erfindung der Fernröhre vervollkommnet wurde. Schon vorher hatte des Letztern Zeit- und Berufsgenosse und Mitbürger, Zacharias Jansen (1590) das Mikroskop erfunden. Dem Neapolitaner Baptista Porta um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verdankt man die Camera obscura. Derselbe soll 1599 doppelte Gemälde für die beiden Augen hergestellt und damit das Stereoskop zuerst geahnt haben. Derlei Zeichnungen schreibt man auch Jacopo da Empoli (1554—1640) zu.

Und bei diesen unsterblichen Erfolgen mußte der große Kepler astrologische Prognostika um schnödes Gelt schmieden, wenn er nicht hungern wollte; denn sein Gönner hatte selbst kein Gelt und bezahlte ihm nichts von seinem Gehalte. Seine Gattin starb, wahnsinnig vor Schrecken über die Gräuel, die dem Beginne des dreißigjährigen Krieges vorangingen, und drei Kinder folgten ihr durch die Blattern. Nachdem Rudolf II. gestorben, während der darbende Kepler an den nach diesem Kaiser benannten rudolfinischen Sterntafeln arbeitete, boten ihm die Landstände von Oberösterreich in Linz 1611 Unterstützung zur Fortführung jener Tafeln und zur Fertigung einer österreichischen Landkarte an. Er verlebte dort wieder einige schönere Tage und verehelichte sich zum zweiten Male, was ihm aber durch die Scheußlichkeit verbittert wurde, daß zur selben Zeit seine heilkundige alte Mutter zu Leonberg in Würtemberg als Hexe angeklagt, verhaftet, angekettet, gefoltert, aber endlich auf einflußreiche Verwendungen hin freigesprochen, doch bald durch den Tod von dem fortdauernden Vorurteile des fanatisirten Pöbels befreit wurde.

Unter diesen und anderen Bekümmernissen, wozu noch 1626 die Belagerung von Linz durch 70.000 aufständische Bauern kam, — und während er wiederholt in Regensburg bei dem Reichstage um seinen rückständigen Gehalt und im genannten Jahre um ein Asyl für seine Familie bitten mußte, vollendete der ungebeugte Geist die rudolfinischen Tafeln und sein berühmtes Werk: Harmonia Mundi. Jener Bauernaufruhr aber führte auch in Oberösterreich, wie in Steiermark, zur Vertreibung der Protestanten, und Kepler mußte abermals um seines Glaubens willen den Wanderstab zur Hand nehmen. Mit seinen Ansprüchen endlich 162. an die Einkünfte des fernen Mecklenburg gewiesen, das Wallenstein so eben erobert und als Herzogtum erhalten hatte, sollte der größte Gelehrte seiner Zeit zu dem größten Feldherrn derselben in Beziehungen treten, die der Aberglaube der Astrologie knüpfte! Der arme aber selbstbewußte Entdecker der drei Weltgesetze hatte seinem neuen Herrn schon einmal die „Nativität“ gestellt, aber mit solch beißender Ironie auf

Desselben Aberglauben, Hartherzigkeit, Mangel an Familienliebe, Ehrgeiz, Zanksucht mit Gelehrten und Aufruhr gegen seine Oberen, daß von Beiden Keiner Lust hatte, das schon bekannte Stroh nochmals zu dreschen. Kepler lehnte daher das ihm gebotene gleißende geistige Elend stolz ab, und ohne je zu seinem Rechte zu gelangen, starb er in Regensburg am 15. November 1630, im 59. Altersjahre. Außer den rudolfinischen Tafeln und der Weltharmonie ist sein bedeutendstes Werk: Astronomia nova, seu de motu stellae Martis. Der Mars nämlich, der nächste äußere Planet für unsere Erde, hatte den Astronomen durch seine anscheinend unregelmäßige Bahn, welche nur durch Koppernik's System erklärt werden kann, stets viel Kopfzerbrechens verursacht. Kepler hatte seine hehre Wissenschaft stets mit dichterischem Geiste durchdrungen und auch selbst begeisterte lateinische Verse geschrieben, so z. B. die Hymne an den Weltschöpfer —, deren Schluß-Distichon lautet:

„Herrscher der Welt, du ewige Macht, durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Lichts dein unermessener Glanz."

Während die Deutschen ihren größten Astronomen verhungern ließen, duldeten die Italiener, daß der ihrige, des Andern Gesinnungsgenosse und Korrespondent, in die Hände der Inquisition fiel.

Galileo Galilei*) war 1564 zu Pisa geboren, als Sohn des Musikers und Mathematikers Vincenzo Galilei (s. unten), von edler Familie aus Florenz. In letzterer Stadt erzogen, wurde er mit den verschiedensten Wissenschaften und Künsten bekannt, trat während seines Studiums der Medizin zu Pisa (seit 1581) energisch gegen die gefälschte Philosophie des Aristoteles auf, entdeckte bereits als Student an einer im Dome hängenden Lampe die gleiche Zeitdauer der Pendelschwingungen von ungleicher Größe, und wandte sich endlich ganz der Mathematik zu, trotz dem Widerstande seines Vaters. Er erfand darauf die hydrostatische Wage, sein Name wurde in Italien bekannt, und er wurde 1589 Professor der Mathematik in Pisa. Er bewies durch Versuche am bekannten schiefen Thurme dieser Stadt die Wahrheit der Behauptung seiner Landsleute Varchi und Benedetti, daß Körper von gleicher Dichtigkeit, wenn auch von verschiedenem Gewichte, aus gleicher Höhe mit gleicher Geschwindigkeit fallen, und vervollständigte dies Gesetz durch seine Entdeckung, daß die Geschwindigkeit der fallenden Körper von Sekunde zu Sekunde wachse und die Geschwindigkeit am Ende des Falles das Quadrat derjenigen am Anfange desselben ausmache. Seine Kühnheit in der wissenschaftlichen Forschung zog ihm aber schon früh Verfolgungen zu, die ihn veranlaßten, seine Professur niederzulegen. Er erhielt 1592 sofort eine neue in Padua,

*) Gebler, Karl v., Galileo Galilei und die römische Kurie. 2 Bde. Stuttg. 1876 u. 77.

wo er mehrere Schriften über Mechanik verfaßte und einen Apparat zur Veranschaulichung der Wirkungen der Wärme, eine hydraulische Maschine und den Proportionalzirkel erfand. Mit Kepler und Brahe korrespondirend, zählte er herbeiströmende Ausländer der höchsten Stände zu seinen Schülern. Auch er beobachtete den neuen Stern von 1604 und erregte mit seinem Nachweise, daß es ein Fixstern sei, in Italien vielen Widerspruch. Auf die Nachricht von der Erfindung der Fernröhre in Holland, 1609, stellte Galilei sofort ebenfalls solche her, legte sie dem Dogen von Venedig vor und war der Erste, der sie zu astronomischen Entdeckungen anwandte. Der Lohn war die Bestätigung in seinem Amte auf Lebenszeit. Das erste Beobachtungsziel seiner Gläser war der Mond, dessen Gebirge er entdeckte und deren Höhe er maß. Es folgte die Entdeckung, daß die Milchstraße und die Nebelflecke aus lauter kleinen Sternen bestehen, dann 1610 diejenige der Trabanten des Jupiter, die er Mediceische Gestirne nannte und deren Bahnen und Umlaufszeiten er berechnete*), und darauf diejenige der Ringe des Saturn, die er zuerst für Vervielfältigungen dieses Planeten hielt (altissimum planetam tergeminum observavi), wie er auch bereits Sonnenflecken beobachtete, in deren Veröffentlichung ihm jedoch der Ostfriese Johann Fabricius (Davids Sohn) zuvorkam. Die späteren Beobachter Tarde (1620) und Malapertus (1633) schrieben dieselben hypothetischen „lichtraubenden Körpern" zu, welche sie in unbewußter Ironie „sidera Borbonia et Austriaca" nannten. Fabricius und Galilei dagegen erkannten, daß sie der Sonne selbst angehörten. Zu seinem Unglücke verließ er 1610 Padua, wo ihm die Freundschaft eines Sarpi (oben S. 292 ff.) und der mächtige Schutz Venedigs gegen die Inquisition geblüht hatte, und folgte einem Rufe als „Philosoph des Großherzogs" nach Florenz. Hier entdeckte er die Lichtphasen der Venus und des Merkur, die Veränderlichkeit des Mars, und erfand ein Mikroskop, ohne von der holländischen Erfindung desselben zu wissen, sowie er auch das Gesetz vom Schwimmen der Körper auffand. Als er seine Entdeckungen auch in Rom zeigte, wohin er 1611 mit seinen Fernrohren ging, wurde bereits die Inquisition auf

---

*) Sidereus nuncius magna longeque admirabilia spectacula pandens, suspiciendaque proponens vnicuique, praesertim vero philosophis atque astronomis, quae a Galileo Galileo patricio florentino Patavini Gymnasii publico mathematico perspicilli nuper a se reperti beneficio sunt observata in lunae facie, fixis innumeris, lacteo circulo, stellis nebulosis, apprime vero in quatuor planetis circa Jovis stellam disparibus intervallis, atque periodis, celeritate mirabili circumvolutis; quos, nemini in hanc usque diem cognitos, novissime auctor dreprehendit primus; atque medicea sidera nuncupandos decrevit. M.DC.X. Prostat Francof. in Paltheniano.

Joannnis Kepleri Mathematici Caesarei dissertatio cum nuncio sidereo nuper ad mortales misso a Galilaeo Galilaeo Mathematico Patavino. Francofurti, apud D. Zachariam Palthenium. Anno M.DC.XI.

ihn aufmerksam. In demselben Jahre begannen seine Gegner, seine Entdeckungen als gegen die Heilige Schrift verstoßend zu bezeichnen. Unbeirrt durch das Gekläffe elender Laffen, welche sich Gelehrte nannten, fuhr Galilei in seinen Arbeiten fort und ergriff 1613 öffentlich für die Kopernikanische Lehre Partei. Aber bald mußte er sehen, wie er in ein Wespennest gestochen, und es zeigt sich seine Furcht vor der Inquisition darin, daß er es sogar der Mühe wert hielt, sein System mit der Sage von Josua's Befehl an Sonne und Mond in Übereinstimmung bringen zu wollen! Die Dominikaner, diese Ketzerrichter von Beruf, eröffneten den Feldzug der Beschränktheit und Bosheit gegen den Forscher, predigten gegen ihn und zeigten ihn der Inquisition an. Es wurde eine geheime Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Man scheute dabei weder Widersprüche, noch Lächerlichkeiten, noch Perfidien. Um sich zu vertheidigen, ging Galilei 1615 nach Rom, wurde ehrenvoll aufgenommen und bewirkte die Verwerfung der gegen ihn erhobenen Anklagen. Er gab sich jedoch damit nicht zufrieden, sondern strebte auch danach, dem von ihm vertretenen Weltsystem Anerkennung zu verschaffen. Indem er hierfür Propaganda machte, reizte er die Inquisition von neuem gegen sich auf, und dieselbe erklärte am 19. Februar 1616 feierlich die Ansicht, daß die Erde sich um sich selbst und die Sonne bewege, als thöricht, absurd und ketzerisch. Am 25. Februar befahl der Papst dem Kardinal Bellarmin (Jesuit und sonst Gönner Galilei's) den Gelehrten vor sich zu rufen und ihn zum Aufgeben der anstößigen Meinung zu ermahnen; wenn er sich aber dessen weigern würde, solle ihm verboten werden, seine Lehre vorzutragen, zu vertheidigen und zu besprechen, und wenn er sich dabei nicht beruhige, sei er einzukerkern. Dem Berichte hierüber ist in dem Vatican-Manuscripte, welches den Prozeß Galilei's enthält, ein weiteres Protokoll vom 26. Februar angeschlossen, welches im Widerspruche mit obigem behauptet, der Kardinal hätte dem Astronomen, ohne daß dieser sich weigerte seine Lehre aufzugeben, das Festhalten an derselben verboten, und diesem habe sich Galilei gefügt. Es ist nachgewiesen*), daß dieser zweite Bericht in neuerer Zeit gefälscht und untergeschoben ist, indem ein Protokoll vom 3. März mit dem vom 25. Februar übereinstimmt, nach welchem der Gelehrte ermahnt worden, seine Lehre aufzugeben, wobei er sich auch beruhigt hätte. Darunter ist aber nur das Festhalten jener Lehre als ausgemachter Wahrheit zu verstehen; als Hypothese sie vorzutragen wäre ihm gestattet gewesen. Wenn Galilei sich diesem ächt jesuitischen Kniffe fügte, dieselbe Sache, die er als Wahrheit erkannt, nicht als solche, sondern nur als Hypothese lehren zu dürfen, so ist dies aus der Furcht vor Kerker und Scheiterhaufen erklärlich.

---

*) Scartazzini, zum Proceß des Galileo Galilei; Augsb. Allg. Zeitg. 1877 Nr. 301 Beil. und 302.

Die erwähnten Maßregeln hatten indessen zur Folge, daß Galilei sieben Jahre verstreichen ließ, ehe er wieder mit Ergebnissen seiner Studien vor die Öffentlichkeit trat. In der Zwischenzeit verleugnete er sich selbst so sehr, daß er seine Ueberzeugung in Briefen als Dichtung, Traum und Wahn hinstellte. Das half ihm aber wenig; selbst seine unverfänglichen Ansichten über die Kometen wurden von dem Jesuiten Grassi mit einem Eifer verdammt, als ob es sich um Glaubenssachen handelte. Zu gleicher Zeit starb Galilei's Herr, Cosimo II. von Medici, und Toscana kam unter die vormundschaftliche Regirung zweier papistischer Frauen für den minderjährigen Ferdinand II. Im Jahre 1623 erschien dann, wie angedeutet, und zwar mit päpstlicher Censur, die Schrift Galilei's „Il Saggiatore", eine Abwehr gegen Grassi, worin er sich jedoch leider gezwungen sah, den Widerspruch zu äußern: die Kopernikanische Lehre, „welche er als frommer Katholik für gänzlich unrichtig erachte und vollständig leugne", stehe in vorzüglichster Uebereinstimmung mit den teleskopischen Entdeckungen, die im Gegentheil mit den anderen Weltanschauungen durchaus nicht in Einklang zu bringen seien. Zum Schlusse sprach er aus, da die Kopernikanische Lehre von der geistlichen Autorität verdammt, die Ptolemäische nach den neuern Forschungen unhaltbar, und die des Tycho de Brahe noch unzureichend sei, müsse man nach einer neuen suchen. Trotzdem wurde das Buch von Galilei's Feinden bei der Inquisition denunzirt, jedoch ohne Erfolg; ja Papst Urban VIII. las es mit Wolgefallen. Derselbe sprach sogar den Wunsch aus, Galilei bei sich zu sehen, und der Gelehrte machte sich auf den Weg, indem er den Wahn hegte, den Papst für das Kopernikanische System günstig stimmen zu können. Er mußte aber einsehen, daß nichts zu hoffen sei, obschon ihn der Papst mit Gunstbezeigungen überhäufte. Letztere ermutigten ihn indessen zu einer Streitschrift zur Vertheidigung der Kopernikanischen Lehre, in der er diese jedoch abermals als nicht wahr bezeichnen zu müssen glaubte. Aber die so vielfach von Kurzsichtigen für wissenschaftliche Köpfe gehaltenen Jesuiten waren es auch jetzt wieder, welche gegen den Forscher Ränke spannen und in Ermangelung besserer Argumente durch Grassi's Feder behaupteten, Galilei's Physik führe dazu, das „wirkliche Enthaltensein des Leibes Christi im heiligen Abendmal abzuleugnen"! Dieser Angriff fand indessen wenig Zustimmung. Galilei aber ging 1629 an sein Hauptwerk: „Dialog über die beiden wichtigsten Weltsysteme, das Ptolemäische und Kopernikanische". Es ist ein Gespräch zwischen seinen verstorbenen Freunden Sagredo und Salviati, als Vertretern des letztern, und einem gewissen Simplicius, als Verteidiger des erstern. Das Werk ist durchaus satirisch gehalten, wozu Galilei durch das heuchlerische Verhalten der Kurie gezwungen war. Die Einleitung nennt sogar das päpstliche Edikt von 1616 gegen die Kopernikanische Lehre ein „heilsames", und der Schluß läßt die Vertheidiger der letztern sich bei Simplicius ent-

schuldigen — während der übrige Inhalt durchaus in glänzendster Weise eine Verherrlichung der neuern Weltanschauung darbietet. Um den Druck des Buches zu ermöglichen, fand sich Galilei um so eher bewogen, nach Rom zu gehen, als er gehört hatte, der Papst habe sich geäußert, jenes Dekret wäre unter seiner Regirung nicht erlassen worden. Die Erlaubniß zum Drucke wurde indessen nur nach einer sogenannten Korrektur gewährt, welche alle dem neuen Weltsystem günstigen Stellen hypothetisch umarbeitete! Aber es war daran noch nicht genug, sondern man machte noch viele weitere Schwierigkeiten, welche den Druck jahrelang hinauszögerten. Erst 1632 konnte derselbe beendet werden, und das Buch wurde mit großem Beifalle von den Unabhängigen, mit Wut von den Knechten des Buchstabens aufgenommen. Die beiden Parteien gerieten im Feuereifer gegeneinander. Die Jesuiten standen unter den Gegnern der freien Forschung voran und suchten sogar dem Papste die Meinung beizubringen, daß unter dem Simplicius niemand anders als er verstanden wäre! Seitdem war das Einschreiten der Inquisition gegen Galilei eine beschlossene Sache. Rom untersagte dem Verleger des „Dialogs" den fernern Verkauf desselben. Als Mittel aber, um den Verfasser vor die Inquisition zu bringen und (wie man beabsichtigte) ihn zu Grunde zu richten, mußte jenes erst zu diesem Zwecke gefälschte Protokoll vom 26. Februar 1616 dienen, welches wir oben erwähnt haben. Man beschuldigte ihn damit, einen Befehl, der ihm verboten hätte, seine Lehre vorzutragen (der aber nie erlassen war), übertreten zu haben, ferner: ohne Befehl die Druckerlaubniß auf den Titel des „Dialogs" gesetzt, die Vertheidigung der Ptolemäischen Lehre einem Schwachkopf in den Mund gelegt, in dem Werke öfter den Bereich der Hypothese verlassen zu haben u. s. w. Die Sache wurde äußerst hastig dem Inquisitionsgericht übergeben.

Der nun siebenzigjährige und kranke Galilei wurde auf den Oktober 1632 nach Rom citirt, in einer Zeit, da die ganze Gegend von der Pest heimgesucht war. Mit Not erlangte er einen Aufschub. Im Dezember erschien der Befehl, den Gelehrten auf seine Kosten gefangen und in Eisen nach Rom zu bringen, und der Großherzog von Toscana wagte es nicht, seinen Hofphilosophen zu schützen; er that nur so viel, ihn statt des Eisens in seiner Sänfte im Januar bis nach Rom bringen zu lassen, wo er erst im Februar ankam. Der völlig gebrochene Mann erschien am 12. April vor dem Inquisitionsgerichte, welches sich wirklich völlig auf das gefälschte Protokoll stützte, dem gegenüber Galilei umsonst die Wahrheit verfocht; aber er verlor leider völlig den Mut, seine wissenschaftliche Ueberzeugung festzuhalten, und erbot sich sogar, eine Widerlegung derselben zu schreiben — freilich aus Mangel an Sehnsucht nach dem Flammentode. Am 21. Juni fand daher seine unwürdige Verleugnung selbstgefundener Wahrheiten statt, und er war dabei so bereitwillig, daß es der angedrohten Folter nicht bedurfte, um ihn zur vollständigsten Unterwerfung zu bringen.

Auch war er wahrscheinlich niemals förmlich eingekerkert, sondern in anständigen Zimmern und während eines Theiles seines Aufenthaltes zu Rom im Palaste des für ihn außerordentlich und aufopfernd besorgten toscanischen Gesandten Niccolini untergebracht. Der 22. Juni brachte das ewige Schandmal Roms, die Verurteilung wissenschaftlicher Wahrheit, an das Licht des Tags, und zwar gestützt auf ein gefälschtes Schriftstück, das die freche Lüge enthielt, als wäre dem Gelehrten der fernere Vortrag seiner Lehre verboten worden. Das Urteil lautete auf Verbot des „Dialog", Kerker für den Verfasser auf eine nach Ermessen des heiligen Officiums zu bestimmde Dauer, und Verpflichtung desselben, in den drei folgenden Jahren wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen zu sprechen! Wahrlich, es bedarf nicht der Folter und des Kerkers, um die Kurie zu verurteilen; der bloße Inhalt dieses Dekrets bedeckt sie für ewige Zeit mit Schmach. Des Angeklagten berüchtigte feierliche Abschwörung der Entdeckungen vor dem Ketzergerichte beschloß würdig die Komödie. Der Papst begnadigte nun den Gepeinigten zu einer beschränkten Art von Freiheit.

Sein ganzes noch übriges Leben blieb Galilei, wenn auch anscheinend frei, doch thatsächlich ein Gefangener der Inquisition, die ihn trotz aller Verwendungen von Toscana aus, wohin er nun zurückkehrte, nicht freigab, sondern unter strenger Aufsicht hielt. Auch erschien jetzt, durch ihr Auftreten ermutigt, eine Menge elender Pamphlete gegen das neue Weltsystem, deren Verfasser sich nicht schämten zu behaupten: die Erde könne sich nicht bewegen, weil sie keine Glieder und Muskeln habe, die Sterne, Sonne und Mond würden durch Engel fortgeschoben, und dies könne bei der Erde schon deshalb nicht der Fall sein, weil in ihrem Innern nur Teufel und keine Engel wohnten! Galilei wurde nach der Villa Arcetri bei Florenz verwiesen und durfte sie ohne Erlaubniß des heiligen Officiums nicht verlassen; ja man drohte ihm mit Einkerkerung, wenn er noch einmal um die Erlaubniß zur Uebersiedelung nach Florenz einkomme, wie er in Anbetracht seiner schwachen Gesundheit gethan. Auch durfte er nur in gewissem beschränktem Maße Besuche empfangen. Trotz diesen Quälereien schuf er noch seine Dialoge „Delle nuove scienze", obschon erblindend. Erst seit diesem traurigen Ereigniß erhielt er die Erlaubniß, nach Florenz ziehen zu dürfen, aber unter Androhung der Einkerkerung und Exkommunikation, wenn er ausgehe oder mit jemand über die „verdammte Meinung" von der doppelten Erdbewegung spreche. Nichts kennzeichnet so wie dieser Befehl die Angst der Kurie vor den ihr Ansehen untergrabenden Forschungen der Wissenschaft. Schamloserweise wurde Galileis eigener Sohn zu seinem Wächter gemacht und demselben eingeschärft nicht zu dulden, daß Besuche lange verweilten! Nach einiger Zeit mußte er wieder nach der Villa Arcetri zurückkehren; obschon krank und blind und beständig im Auftrage der Inquisition geaü...

arbeitete er rastlos fort, bis er am 8. Januar 1642 verschied, fast 78 Jahre alt. Erst über hundert Jahre nach seinem Tode, 1757, hob Papst Benedikt XIV. das Verbot der Bücher auf, welche die Bewegung der Erde um die Sonne lehren; erst 1820 erlaubte die Kurie das Lehren des Kopernikanischen Systems; erst 1822 gestattete sie das Drucken von Büchern über diesen Gegenstand, und erst 1835 wurden die Bücher, welche die doppelte Erdbewegung lehren, aus dem Index entfernt.

So endete die Geschichte der Welterforschung im Reformationszeitalter mit doppeltem Martyrium des Hungers und des Zwanges, um erst in der folgenden Periode mit dem großen Briten Newton frei zu werden.

Indessen hatte die Astronomie schon in dem Zeitalter, welches wir schildern, einerseits sich mathematischer Entdeckungen zu freuen, welche ihr wol zu Statten kamen, wie z. B. diejenige der Auflösung der gemischten Gleichungen des dritten Grades durch den Italiener Tartaglia, welche ihm nach seiner Behauptung der eitle und betrügerische Arzt Geronimo Cardano (geboren 1501 zu Pavia, gestorben 1576 als Pensionär des Papstes zu Rom), im Übrigen damals gefeierter Schriftsteller*), — mit List ablockte und unter seinem Namen herausgab. Um diese Behauptung zu entkräften, lud Cardano's Schüler Ferraro den Tartaglia zu einer öffentlichen Disputation, welche aber, da Letzterer sie wegen schwerer Zunge ablehnte, zu einem mit göttlicher Grobheit geführten und die seltsamsten mathematischen Aufgaben und Lösungen in's Feld führenden Federkampf wurde. Anderseits aber führte die Astronomie selbst zu weiteren Anwendungen der Mathematik, wozu vor Allem die Vervollkommnung der Uhren gehört, deren frühere Form ausschließlich die der Sonnen- oder Wasseruhren gewesen war, seit dem zwölften Jahrhundert auch die der Räderuhren. Die erste laufende Stadtuhr von Ferrara, nach welcher die gesammte Stadt sich richtete, auf einem Thurme des Schlosses befindlich, wurde von einem Manne in Bewegung gesetzt, der hinter ihr stand, eine Sanduhr neben sich hatte und nach dieser die große Uhr zeigen und schlagen ließ. Hierfür waren mehrere Personen angestellt, die gut besoldet, aber für jede Nachlässigkeit auch streng bestraft wurden.

Nachdem um 1500 Peter Hele aus Nürnberg die Taschenuhren erfunden, wurde unter den Thurmuhren späterer Zeit diejenige berühmt, welche der Professor der Mathematik zu Straßburg, Konrad Dasy-

---

*) Hieronymi Cardani Mediolanensis medici de rerum varietate libri XVII. Basileae, Anno M.D.LVII. Ein Sammelsurium alles möglichen Sinns und Unsinns: Astronomie, Naturgeschichte, Anthropologie, Feuerwerke, Schifffahrt, Baukunst, Schreibinstrumente, Visionen, Wunder, Zauberei, Sprachen u. s. w.

podius (ursprünglich Rauchfuß oder Hasenfuß aus Frauenfeld in der Schweiz, geboren 1531, gestorben 1600) für das dortige Münster zusammensetzen ließ. Dasselbe besaß schon seit dem vierzehnten Jahrhundert eine astronomische Uhr, welche den Sonnen- und Mondlauf und den Kalender wies, aber später zerfiel. Die Fertigung neuer astronomischer Uhren in Bern 1527 und in Zürich 1538 gab Anlaß, auch in Straßburg 1547 an das Werk zu gehen, das sich zwar bis 1571 verzögerte, aber 1574 bereits vollendet war. Die Uhr war so gestaltet, daß ein Pelikan auf dem Rücken einen Globus von drei Fuß Durchmesser trug, der sich täglich einmal umdrehte und so alle Erscheinungen an Sonne und Mond in allen Konstellationen des Fixsternhimmels zeigte. Dazu kommende Scheiben gaben die Finsternisse, die Sonntagsbuchstaben, die beweglichen Feste, die Mondphasen, die Stellung der Planeten u. s. w. an. Das Werk stockte merkwürdiger Weise im Jahre des Ausbruchs der französischen Revolution, 1789. Ein seltenes Originalgenie aus der Zeit des Dasypodius war Jost Bürgi (lat. Byrgius), 1552 zu Lichtensteig in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg geboren; er kam 1579, ohne gelehrte Bildung genossen zu haben, als Hofuhrmacher in die Dienste des eifrig der Astronomie ergebenen Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, der ihn seiner Geschicklichkeit wegen in einem Briefe an Tycho de Brahe einen „zweiten Archimedes“ nannte, und dem er astronomische Instrumente verfertigen mußte, so Sextanten, Himmelsgloben und andere, welche allgemein bewundert wurden. Bürgi erfand auch den Dreifußzirkel, das Triangularinstrument und gleichzeitig mit Galilei und ohne Wissen von Diesem, den Proportionalzirkel (derjenige Galilei's ist reichhaltiger an Theilungen, der Bürgi's praktisch brauchbarer). Er stellte auch zahlreiche astronomische Beobachtungen an, besonders nachdem er aus den Diensten des verstorbenen Landgrafen 1603 in jene des Kaisers Rudolf in Prag übergetreten war, wo er Keplern kennen lernte und von ihm geschätzt wurde. Er entdeckte 1612 einen veränderlichen Stern im Sternbilde des Adlers und Antinous und hatte den Mut, Wallenstein gegenüber die Astrologie eine Absurdität zu nennen. Sein größtes Verdienst ist jedoch die Erfindung der Logarithmen, und zwar vor dem Engländer Neper, wie Kepler in den rudolfinischen Tafeln bezeugte; er machte sie jedoch erst später (Neper schon 1614) durch den Druck unter dem Titel „Arithmetische und geometrische Progreß-Tabul“ (1620 in Prag) bekannt. Bürgi berechnete indessen zu einer Logarithmenfolge erst die Zahlen, während Neper, Brigg und die Neueren umgekehrt aus einer bestimmten Zahlenfolge die Logarithmen zogen. Bürgi starb 1632, nachdem er Prag kurz zuvor verlassen, in Kassel.

C. Die organische Natur.

Wie die Astronomie aus den Fesseln der Astrologie, so mußte sich zur Zeit des allgemeinen Erwachens der Wissenschaften die Kenntniß der organischen Natur und der Heilung ihrer Krankheiten mühsam und stufenweise aus dem düstern Pfuhle der Alchemie, Magie und Kabbalistik herausreißen.

Die Ärzte des fünfzehnten Jahrhunderts waren durchweg Astrologen, Marktschreier und Quacksalber. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch wurden in Ferrara die Pestkranken gepeitscht und ihnen, dann zur Ader gelassen, oder man wandte — Skorpione und Vipern, die man eigens sammeln ließ, gegen die Pest an, oder beliebige Stoffe, die ein Charlatan empfohlen, und die, obschon Niemand sie untersucht, allgemein geschätzt waren. Ja sogar noch im Jahre 1642 prüfte der Magistrat derselben Stadt einen gewissen Generoso Marini auf folgende drastische Weise. Derselbe wollte ein von ihm angeblich erfundenes Geheimmittel erproben, ließ sich Kröten bringen, schnitt dieselben von einander, drückte ihre Säfte in ein Gefäß, trank dieses aus, stellte sich, als ob er vergiftet wäre, nahm dann von seinem Geheimmittel — und war sofort ganz munter, über welches glänzende Resultat die ganze Stadt entzückt war. Dagegen wurde in Ferrara schon im fünfzehnten Jahrhundert mit Glück der graue Staar gestochen und im sechszehnten der Steinschnitt ausgeführt, sowie die Hasenscharte und der Bruch geheilt.

Bei einer Krankheit Lucrezia Borgia's stritten sich der ferraresische Leibarzt Lodovico Carri und der vom Papste dahin gesandte Leibarzt des Letztern, der Bischof von Venosa, über die beste Methode. Der Erste war für warmes Wasser und Aderlässe, der Letztere für eine kräftigende Behandlung; Herzog Alfons gab Diesem Recht, und die Kranke genas.

Die ersten deutschen Ärzte am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts waren ebenfalls meist noch im Wunder- und Aberglauben tief befangen. Gerade die zwei berühmtesten unter ihnen zählen zugleich unter die berüchtigtsten Schwarzkünstler ihrer Zeit.

Der ältere von ihnen, Heinrich Cornelius Agrippa, genannt von Nettesheim, 1486 zu Köln am Rhein geboren, wurde 1509 Lehrer der Theologie zu Dole in Burgund, wo er sich vorzüglich mit Vertheidigung der durch Reuchlin (s. oben S. 79) in Aufnahme gebrachten Kabbala und mit Satiren gegen die Mönche befaßte, so daß er als Ketzer fliehen mußte. Er lebte dann in England, Deutschland und Italien als Alchemist und Soldat, Theolog, Arzt und Philosoph, war Syndikus zu Metz, erregte durch erfolgreiche Vertheidigung einer Hexe Aufsehen, wurde Leibarzt der Mutter Franz I. von Frankreich, aber wegen einer astro-

logischen Profezeiung zu Gunsten des Connetable von Bourbon entlassen, in den Niederlanden als Feind der Wissenschaften und Kabbalist eingekerkert, und starb 1535 im Hospitale zu Grenoble. Seine zwei Hauptwerke widersprechen einander auf die seltsamste Weise. Während er in der Abhandlung de vanitate scientiarum alle Wissenschaften, auch die mystischen der Astrologie, Alchemie und Kabbala, für überflüssig und eitel erklärt, erhebt er in der Schrift de philosophia occulta die letzteren wieder auf den Tron. Er war witzig und kenntnißreich, der lateinischen Sprache in seltenem Maße mächtig, aber unbeständig und leidenschaftlich, vom Triebe nach Wahrheit erfüllt, aber allem Wahn ergeben, ein Feind aller kirchlichen Übelstände, blieb aber Katholik, — ein Freund der Bibel und ein Gegner der Hexenprozesse, aber ein Verehrer unbekannter dämonischer Mächte.

Theophrastus (auch genannt Aureolus Bombastus) Paracelsus von Hohenheim, wahrscheinlich dem Geschlechte Höhener aus Gais im schweizerischen Kanton Appenzell entstammend, war 1493 zu Einsiedeln, dem berühmten Wallfahrtorte, als Sohn eines Arztes geboren. Als Kind soll er durch den Biß eines Schweines entmannt und daher bartlos geblieben sein und stets Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht gefühlt haben. Früh aber wurde er zum Arzte bestimmt, ging schon in seiner Jugend auf weite Reisen und wanderte, wie damals gebräuchlich war, von einer Schule zur andern. Er durchstreifte fast ganz Europa, wobei er sich mit Astrologie, Alchemie, Chiromantie, Magie u. s. w. abgab, auch überall nach der Anwendung der Arzneimittel forschte, aber oft ob der Unzuverlässigkeit seiner Kunst mutlos wurde und sie aufzugeben Lust hatte. Er machte auch mehrere Feldzüge als Wundarzt mit. Nach und nach hatte er jedoch Glück mit seinen Kuren und wurde 1526 auf den Rat des Reformators Ökolampadius Stadtarzt und Professor der Medizin zu Basel. Entgegen dem bisherigen Brauche lehrte er deutsch, trug nicht nach der alten Autorität des Galenos, sondern nach seinen eigenen Ansichten und Erfahrungen vor und erhob den bisher verachteten Hippokrates, den Gründer der natürlichen Heillehre, wodurch er sich die gelahrten Zöpfe zu Feinden machte, wie auch die neidischen Ärzte durch seine glücklichen Erfolge, und die Apotheker durch sein Verlangen amtlicher Untersuchung ihrer Gifthöhlen. Diese Feinde sparten nun kein Mittel, ihn zu verleumden und unmöglich zu machen und vertrieben ihn nach einigen Jahren durch ihre Ränke. Er zog nun wieder kreuz und quer in der Welt herum, jedoch meist nur in der Schweiz und in Deutschland. Es begleiteten ihn stets Schüler, die seine angebliche geheime Wissenschaft sich anzueignen wünschten und ihn dann anfeindeten, wenn sie keine solche lernten. Bald wurde er hoch gefeiert, bald hart verfolgt. Karg lebte er nicht, sondern verschwendete, was er einnahm, in flottem Leben. Die Armen behandelte

er unentgeltlich. Unbekannt ist die Veranlassung seines Todes, der am 24. September 1541 zu Salzburg eintrat, wo er auch auf Befehl des Erzbischofs beerdigt wurde, weil er als Katholik galt, von welchem Bekenntniß sonst sein Leben kein Zeugniß ablegte; katholische Mißbräuche hatte er gehaßt, Luther und Zwingli offen geehrt. Er hinterließ wenig Gelt, einige Bibeln und Arzneibücher.

Wie in Agrippa, so lebten auch in Paracelsus gewissermaßen zwei Seelen, die der Wahrheit und die des Wahns. Seine medizinischen Grundsätze wurzelten in dem in seinen Schriften enthaltenen Satze: „Die Natur hat ihren eigenen Arzt in ihr selber, der da heilet, was in ihr erkrankt. Also soll ein jeglicher Arzt wissen: im Leibe ist, der da heilet. So aber der Arzt meint, er sei, der da heilet, so verführt er sich selbst, und kennt seine eigene Kunst nicht.“ — Er war der Erste unter den Alchemisten, der als Zweck der Chemie nicht das Goldmachen, sondern die Bereitung von Arzneien angab und damit den Übergang zur wissenschaftlichen Chemie anbahnte. Er war der erste Arzt, welcher Quecksilber und andere Metalle, sowie Gifte anwandte; — nicht daß wir dies an sich als ein Verdienst ansehen möchten; aber es muß anerkannt werden, daß er sich auf Gründe und auf Erfahrungen stützte und nicht blind Anderen nachbetete, wie die damaligen Ärzte sonst thaten. Statt der ganzen Pflanzen, wie die Letzteren, wandte er deren „Quintessenz“, d. h. ein Extrakt aus denselben an. Auch begann er, auf die Bereitung der Arzneien Sorgfalt und chemische Wissenschaft anzuwenden, was vorher unbekannt war, und wurde so der Begründer der Pharmakie. Er suchte die Veranlassungen der Krankheiten zu ergründen, wähnte aber, daß die Anatomie nur für die Chirurgie von Nutzen sei, — nicht für die Medizin. Er schrieb mehrere medizinische Bücher, deutsche und lateinische. Seine Lehre ist übrigens ein Gemisch von Wahrem und Fantastischem, von Sinn und Unsinn. Er war allem Wahn seiner Zeit gründlich ergeben, wenn er auch die Ausübung desselben theilweise angriff und lächerlich machte, namentlich wenn sie in betrügerischer Absicht geschah, welche man ihm nicht vorwerfen kann. In vollem Ernste glaubte er an die Einwirkung der Kometen auf den Menschen. Auch machte er sich eine eigene Schöpfungstheorie zurecht, in welcher er übrigens manche Ideen der neuern Geologie anticipirte. Seine Fantasie schuf dazu noch ein Heer von Geistern der vier Elemente, die Sylphen in der Luft, die Salamander im Feuer, die Undinen im Wasser und die Kobolde in der Erde, während er dagegen von den Teufeln des Hexenglaubens nichts wissen wollte. So vermischte sich der ganze Hexenkessel der Magie mit einem aufrichtigen Streben nach reinem und verständigem Wissen.

Das Letztere von jenem häßlichen Beiwerke zu befreien, waren indessen bereits die im sechszehnten Jahrhundert geborenen Ärzte ent-

schlossen, in deren Hervorragenderen wir wirklich wissenschaftliche Köpfe, Coombos und Koppernikś ihres Berufes kennen lernen.

Wie Agricola (s. oben S. 365) die Mineralogie, so begründete auch ein Arzt in neuerer Zeit die Botanik und Zoologie, und zwar ein Landsmann des Paracelsus, — der Zürcher Konrad Geßner, von armer Familie 1516 geboren. Sein erster Lehrer war Oswald Myconius (Geißhüsler aus Luzern) und dessen Gehilfe Thomas Plater aus Wallis. Zwingli verschaffte ihm ein Stipendium, kurz bevor er bei Kappel, an seiner Seite Geßners Vater, fiel. Der Waisenknabe wurde Famulus bei dem Prediger Capito in Straßburg, blieb es jedoch nicht lange, studirte dann in Bourges bei Wolmar die alten Sprachen und dann in Paris, bis ihn die religiösen Verfolgungen nach Hause trieben. Nachdem er ein armes Mädchen geheiratet, wurde er 1537 Professor der griechischen Sprache in Lausanne, widmete aber seine Mußestunden der Botanik. Um ganz dem Lieblingsfache leben zu können, setzte er das angefangene aber unterbrochene Studium der Medizin in Montpellier fort, wurde in Basel Doktor und 1541 zu Hause Arzt. Er beobachtete fleißig alle Erscheinungen in der Natur, so namentlich ein außerordentlich schönes Nordlicht, bestieg die Berge seines Vaterlandes, beschrieb deren Aussicht mit dichterischem Gefühl, bereiste die damals noch völlig unwegsamen Hochthäler und Pässe der Alpen, sammelte Pflanzen und Thiere, so auch am Meere zu Venedig, wie an der Messe zu Frankfurt Bücher, als Stoff für seine Bibliotheca universalis, ein Riesenwerk, welchem er die große „Geschichte der Thiere" in drei Foliobänden folgen ließ, die jedoch nicht das vollständige Werk enthielten; er starb vor dessen Beendigung 1565. Sein universeller Geist hatte überdies einen „Mithridates" (de differentiis linguarum) geschaffen, worin er das Vaterunser in 22 und Studien über 130 Sprachen aufnahm. Als Stadtarzt hatte er 30, als Ober-Stadtarzt 100 Gulden Besoldung nebst einigen Viktualien, welche Kargheit ihn zwang, sein Leben lang zu seinem Unterhalte Bücher zu schreiben. Erst kurz vor seinem Tode hatte ihm Zwingli's Nachfolger Bullinger eine Chorherrenpfründe verschafft. Seine persönlichen Eigenschaften waren über jeden Tadel erhaben. Er war der Gründer der Kenntniß der schweizerischen Alpen, der erste Alpenklubist, welche edle Beschäftigung nach ihm namentlich der bekannte Chronist Ägidius Tschudi von Glarus, Verfasser der „Alpischen Rhätia", mit Eifer fortsetzte.

Während Agricola und Geßner mehr als Naturforscher, denn als Ärzte hervorleuchteten, tauchte eine medizinische Schule aus dem Chaos der Zeit empor, welche nur dieser Wissenschaft lebte. Die Grundlage, auf welcher sie, wie noch die heutige Medizin, baute, war die Anatomie. Während des Mittelalters war diese Wissenschaft, ohne welche dem Menschen sein eigener Körper ein Rätsel bleibt, und welche auch

das Altertum blos in der spätern alexandrinischen Zeit betrieben hatte, durchaus unbekannt, den Arabern ebensosehr als den Christen. Der Professor Montini de' Luzzi in Bologna war (1306) der Erste, welcher einen menschlichen Leichnam öffentlich zergliederte und ein Lehrbuch der Anatomie schrieb. Trotzdem begnügte sich die lichtscheue medizinische Zunft noch Jahrhunderte hernach mit der blinden Anbetung der Autorität des Galenos, bis es endlich dem französischen Arzte André Vesal (Vesalius), geboren 1514 zu Brüssel aus einer von Wesel am Rhein stammenden Familie, gelang, der Anatomie Bahn zu brechen. Er lehrte sie seit 1540 zu Basel, Padua, Bologna und Pisa, ließ 1543 zu Basel seine „Corporis humani fabrica“ erscheinen, wurde Karls V. erster Leibarzt und nach dessen Tode Philipps II., in dessen Staaten aber Neid und Fanatismus seine Wissenschaft verfolgten. Die Inquisition, welche in jeder Forschung Ketzerei sah, verurteilte Vesal zum Tode, wandelte aber dies Urtel aus Gnade in ein solches zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe um. Er vollführte diese; aber auf der Rückkehr wurde er bei einem Schiffbruche auf die Insel Zante verschlagen und starb dort 1564.

Einer seiner Schüler zu Padua war Gabriel Falopia oder Fallopio, geboren 1523 zu Modena, wo er Kanonikus wurde. Dies genügte ihm jedoch nicht; er unternahm weite Reisen und lehrte Anatomie zu Ferrara, Pisa und Padua, sezirte, was damals sehr viel war, jährlich bis gegen sieben Leichname, schrieb auch ein Lehrbuch seiner Wissenschaft, welches Vesal noch kurz vor seinem Tode recensirte, starb aber selbst vor seinem Lehrer in der Blüte seiner Jahre 1562. Nach ihm sind mehrere innere Theile des menschlichen Körpers benannt.

Unter den Schülern Fallopio's befand sich ein dritter großer Anatom, Hieronymus Fabricius aus Aquapendente im Kirchenstaate, geboren 1537. Er wurde 1562 Nachfolger seines Lehrers in Padua und bewirkte dort die Errichtung eines anatomischen Theaters. Er starb nach mehreren wichtigen anatomischen Entdeckungen, besonders bezüglich der Blutgefäße, 1619.

Ein Fach- und Zeitgenosse der Obigen, Bartolommeo Eustachio, aus San-Severino in der Mark Ancona, war nicht Lehrer, sondern Arzt in Rom, wo er in gedrückten Verhältnissen lebte und 1574 starb. Seinen eifrigen Forschungen zu Ehren sind nach ihm der Verbindungskanal zwischen dem innern Ohre und dem hintern Mundtheile (Tuba Eustachii) und die Hohlader (Valvula Eustachii) benannt. Seine trefflich gezeichneten „Tabulae anatomicae“ wurden 1552 vollendet, aber erst 1714 herausgegeben, seine Schriften 1707 und 1736 durch Boerhave in Holland.

Weiter und umfangreicher entwickelte sich die medizinische Wissenschaft im siebenzehnten Jahrhundert, wo der Anatomie bereits die Phy-

siologie zur Seite trat und die größte Entdeckung der Zeit im Gebiete des innern Menschen Platz griff. Ihr Urheber war William Harvey, geboren 1578 zu Folkstone, 1598 bis 1602 Schüler des Fabricius zu Padua, wo er Doktor wurde, wie später nochmals zu Cambridge. In London als Arzt niedergelassen, erhielt er 1615 die Stelle eines Professors der Medizin und Chirurgie und darauf eines königlichen Leibarztes. Schon seit dem Beginne seiner Vorträge lehrte er seine Theorie vom großen Kreislaufe des Blutes (den kleinen hatten schon vor ihm Servet, Columb und Cäsalpin gekannt), die er aber erst 1628 nach hinlänglicher Prüfung durch Versuche in seinem Hauptwerke: de motu cordis et sanguinis bekannt machte. Der zweite Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit, die Lehre von der Zeugung, verdankt ihm das Gesetz, daß jedes Thier aus einem Ei entstehe, was er in dem Buche: de generatione animalium (1651) zu beweisen versuchte und damit der Meinung von einer generatio aequivoca, d. h. Urzeugung von Organismen aus formlosem organischem Stoffe entgegentrat, welche Frage übrigens von ihm weniger gründlich behandelt wurde, als seine Hauptlehre, und auch noch jetzt nicht gelöst ist. Seit 1630 war Harvey Karls I. Leibarzt, lebte nach dem Sturze des Königtums ruhig in London und starb 1657 auf seinem Landgute zu Hampstead. Wie Galilei war auch er von neidischen und bornirten Menschen um seiner Entdeckungen willen verfolgt worden. Obschon er darüber den größten Theil seiner Praxis verloren, erlebte er dennoch seine vollständige Rechtfertigung und die allgemeine Anerkennung seiner Lehre.

Zweiter Abschnitt.

Die Wissenschaft des Geistes.

A. Die Philosophie.

Die freie Forschung im Gebiete der Körperwelt, des Weltalls sowol, wie der Erde und der organischen Wesen, muß notwendig auch zu Versuchen einer Ergründung der Bedingungen und Ursachen geistigen Seins und Strebens führen. Die Schwierigkeiten jedoch, welche das geistige Gebiet, dessen Zusammenhang mit der Körperwelt stets nur Sache der Vermutung bleiben wird, aller Forschung entgegensetzt, ließen diese zweite Hälfte vom Reiche des Wissens nur langsam und in unbehilflicher Weise sich entwickeln.

Wir haben bereits (Bd. III. S. 341 ff. und oben S. 61) gesehen, daß die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen des Mittelalters in der Scholastik aufgingen, die ihrerseits, weit entfernt, dem freien und kühnen, wenn auch vielfach irrenden und schwankenden Fluge der altgriechischen Philosophie zu folgen, — eine gehorsame Magd der Theologie war. Mit dem allgemeinen Aufschwunge der Geister im fünfzehnten Jahrhundert vertrug sich ein Genügen hieran schlechterdings nicht mehr. Mit dem Aufkommen einer Opposition gegen die herrschende Theologie und mit dem gleichzeitigen Wiederaufleben des klassischen Altertums war zugleich auch die Axt an den übrigens sonst schon verdorrenden Baum der Scholastik gelegt, der denn auch nach Kurzem fiel, als sich jenen Faktoren noch die Reformation zugesellte. Diese geistigen Kämpfe nahmen die europäische Menschheit so in Anspruch, daß sie weder Zeit noch Lust hatte, sich mit Spekulationen des reinen Denkens zu befassen, eine eigentlich philosophische Thätigkeit daher, seit dem Sturze der Scholastik nicht existirte. Wie während des Mittelalters die Herrschaft der römischen Theologie, so unterdrückte während der Reformationsbewegung der Kampf zwischen jener und der protestantischen Theologie alles freie Denken. Erst nachdem dieser Kampf von den Kathedern und Kanzeln auf die Schlachtfelder übergegangen und zu einem politischen geworden war, die Theologie aber in beiden Lagern verknöcherte und die Humanistik pedantisch und unfruchtbar wurde, da sah sich der nie rastende Menschengeist auf neue Gebiete angewiesen. Auf der einen Seite trieb ihn, wie erzählt worden, die Entdeckung neuer Länder zur Erforschung dieser und zugleich des Himmels; auf der andern aber, da der Dualismus des Körperlichen und Geistigen dem Menschen angeboren ist, und die einseitige Naturforschung eine Reaktion hervorrief, griff die Enträtselung der dunkeln Fragen des Seelenlebens Platz. Auch diese ideale Forschung gründete sich theilweise auf die reale, ging aber, ohne sich an irgendwelche Regeln zu binden, über sie hinaus. Es war eine philosophische Übergangsperiode, gleichsam die Kindheit der neuern Philosophie. Sie hatte sich aus den Fesseln der Theologie losgerissen und bewegte sich auf völlig konfessionslosem Boden, tastete aber noch umsonst nach einem bestimmten Prinzip und nach Regeln des Denkens. Die Versuche, zu solchen zu gelangen, waren manigfach. In Italien drückte ihnen die Begeisterung für die Natur einen pantheistischen Stempel auf. Im schmucklosen, aber geistig innigern Deutschland nahm die Übergangsphilosophie den Charakter grübelnder, tiefsinniger Theosophie an. Im bewegten, praktischen England gründete sie sich auf Beobachtung und Erfahrung und vermied sowol Schwärmerei als Grübelei. Frankreich verhielt sich noch passiv in dieser Periode und beschränkte sich in dem einzigen Denker, den es in derselben hervorbrachte, in Pierre de la Ramée oder Petrus Ramus, auf die Opposition

gegen die aristotelisirende Scholastik. Ramus war 1515 geboren, trat seit 1543 in Wort und Schrift mit Feuereifer gegen die letztgenannte Richtung auf, wurde 1551 Professor der Dialektik und Retorik zu Paris, lebte ehelos und mäßig, wolthätig und schaffend, und mußte als Hugenot oft fliehen, bis ihn 1572 ein fanatischer Kollege (Charpentier hieß der Elende) verriet und der Mordstahl der Bartholomäusnacht sein Leben endete.

Die italienische Übergangsperiode führt uns die Schwärmer Giordano Bruno, Tommaso Campanella und Lucilio Vanini, die deutsche den Grübler Jakob Böhm, die englische den Empiriker Sir Francis Bacon vor.

Die erste Spur selbständiger philosophischer Forschung seit dem klassischen Altertum treffen wir in Giordano Bruno, geboren um 1550 zu Nola in Campanien. Von seiner Jugend ist nicht viel mehr bekannt, als daß er Dominikaner wurde, als welcher er der Wissenschaft leben zu können wähnte. Schon früh versuchte er sich in mystischen Schriften. Bald aber geriet er durch seine schwärmerische Verehrung der Natur und seine glühende Sinnlichkeit in unlösbaren Widerspruch mit seiner Eigenschaft als Mönch. Um seine Leidenschaften selbst zu bezähmen, wandte er sich von der Dichtkunst, der er zuerst geopfert, zur Philosophie und von dieser, durch die Scholastiker angeekelt, zur Naturwissenschaft. Mit Begeisterung ergriff er das kopernikanische System, — und es war um seine Gläubigkeit gethan; denn wo waren nach diesem System Himmel und Hölle? Er wurde Pantheist, sah Gott nur noch in der Natur, die er als unendlich und ewig — dem Raum und der Zeit nach — verehrte; — ihre Seele war Gott oder die ewige Vernunft, die Alles aus sich heraus schafft! Jetzt haßte er die Kirche — den Glauben, — das Christentum. Noch die Mönchskutte tragend, bezeigte er in seinen Schriften den Dienern der Kirche die tiefste Verachtung. Er überschüttete mit zermalmendem Hohne den Wunderglauben und sah nur im heitern, der Schönheit huldigenden Griechentum die wahre Erlösung. Er behielt seine heidnische Religiosität lange in seinem Innern, ehe er seinen Ordensbrüdern gegenüber nur gegen die krassesten christlichen Dogmen auftrat. Kaum aber war dies geschehen, so wurde er zur Unmöglichkeit im Kloster, entfloh demselben 1580 und wanderte nach Genf, wo Calvins Nachfolger Beza herrschte, — Beza, der Vertheidiger des Mordes an Servet! Da war seines Bleibens nicht! Er wandte sich nach Lyon, Toulouse, Paris, — überall regirte Das, was er tödtlich haßte. Er schlug eine Professur in der französischen Hauptstadt aus, weil sie ihn zum Besuche der Messe verpflichtet hätte. In England hoffte er einen günstigern Boden und begann in Oxford Vorträge zu halten, — die anglikanische Orthodoxie vertrieb ihn sofort. In London endlich war es ihm vergönnt, sich frei zu äußern und seine

Gedanken durch die ihm bisher versagte Presse zu verbreiten, und zwar meist in seiner italienischen Muttersprache, die damals am englischen Hofe sehr beliebt war. Er schrieb: La cena delle ceneri (das Gastmal der Gebeine), dell' infinito universo e mondi (vom unendlichen All und den Welten), della causa, principio ed uno (vom Grunde, dem Prinzip und dem Einen), spaccio della bestia trionfante (die Vertreibung des triumfirenden Thieres), degli eroici furori (von der heroischen Liebeswut), Cabala del cavallo Pegaso (Geheimniß vom Pferde Pegasos). Latinisch kamen von ihm heraus: explicatio triginta sigillorum, recens et completa ars reminiscendi und epistola ad universitatem Oxoniensem. In allen verkündete er ohne allen Rückhalt, aber auch mit großer Eitelkeit, seine glaubens- und christenfeindlichen Ansichten. Der Zufall wollte es, daß 1586 seine Gönner, der englische Hofbeamte Philipp Sidney und der französische Gesandte Mauvissier, London verließen; da wurde ihm durch Intriguen seiner Feinde der weitere Aufenthalt unmöglich gemacht. Nach kurzem Weilen in Paris zog er nach Deutschland. In Marburg wurde ihm aber das Lehren verweigert, nicht so in Wittenberg. Melanchthon, der Calvin über Servets Verbrennung beglückwünschte, ließ den viel ungläubigern Bruno sonderbarerweise Vorträge halten, — freilich nur über Retorik und Logik. Nach größerer Freiheit brennend, schien ihm in Braunschweig das Glück zu leuchten, zerschellte aber bald an der Exkommunikation, die ein lutherischer Pfaffe gegen ihn schleuderte. In Frankfurt veröffentlichte er einige latinische Schriften über Metaphysik. Aber bald wandte er sich aus unbegreiflichen Gründen gegen Süden, über Zürich — nach Italien, aus dem er entflohen! Auf der Hochschule in Padua, — unter venetianischer Herrschaft, — ließ man ihn lehren, — so lange die Inquisition es nicht erfuhr. Aber ihr Auge wachte, und sie ließ den nach Venedig Geflohenen ergreifen. Des wackern Sarpi Einfluß verzögerte mehrere Jahre seine Auslieferung nach Rom, die aber endlich 1598, man sagt, in Sarpi's Abwesenheit, — dennoch stattfand. Er wurde in die Kerker der Inquisition geworfen und nach zwei Jahren Inquirirens und Schmachtens degradirt, exkommunizirt und am 17. Februar 1600 auf dem Campo de' Fiori in Rom lebendig verbrannt. Ohne Zagen oder Seufzer rief er den Henkern zu: „Euch selbst macht euer Urtel mehr zittern als mich." — Er hatte viele Fehler, es ist wahr, — aber es ist keine unehrenhafte oder unsittliche Handlung von ihm bekannt und namentlich war ihm jede Heuchelei fremd. Aufrichtig bekannte er sich in finsterer Zeit als Anhänger einer Richtung, welcher sich die Gebildeten unserer Gegenwart immer mehr nähern! Jetzt steht zu Neapel sein Standbild, und Anfangs 1865 verbrannten die Studenten vor demselben — die päpstliche Encyklika!

Tommaso Campanella war 1568 zu Stilo in Calabrien geboren. Er wurde im krassesten Aberglauben erzogen, und dies ging

ihm noch lange nach. Im sechszehnten Jahre wurde er Dominikaner und bildete sich vorzüglich in der scholastischen Philosophie und in der lateinischen Poesie aus. In Cosenza sollte er Theologie studiren, fand jedoch keinen Geschmack daran und beschäftigte sich statt dessen mit einer Reform der Philosophie, da ihn der Pseudo-Aristoteles der Scholastiker mit Recht abstieß. Schon im zwanzigsten Jahre hielt er den Franziskanern gegenüber eine siegreiche Disputation, und zwei Jahre darauf unerkannt eine ebensolche in Neapel. Schnell berühmt geworden, trat er als Schriftsteller auf und entwickelte sein System, in welchem er eine den griechischen Philosophen nachgebildete Theorie der Weltschöpfung aufstellte. Er hielt die Wärme und die Kälte für die zwei von Gott, „der dem Sein nach Eins und Alles ist", geschaffenen Weltbildner, als deren Produkte er nach damaliger Weltanschauung den Himmel (der Wärme) und die Erde (der Kälte) betrachtete; aus der Einwirkung der ersten auf die zweite leitete er alle Dinge ab. Allen Körpern, selbst den unorganischen, schrieb er Sinne und Empfindung zu, und so auch der Welt im Ganzen, die er als ein großes Wesen auffaßte. Offenbar nährte sich seine Lehre mit platonischen Ideen, die er etwas verchristlichte, so daß er z. B. Wunder und Offenbarung — im Gegensatze zu Bruno, — als wirklich vorhanden nachzuweisen suchte*). Bei aller Unreife seiner Ideen ist das Streben nach Wahrheit in ihm nicht zu verkennen. Was war aber natürlicher, als daß er, bei dem Mangel an aller rationellen Leitung und bei seiner Erziehung, in seinen Bestrebungen auf allerlei mystische, kabbalistische und andere Thorheiten verfiel, die sein Ideal trübten, ohne es zu zerstören? Von den Aristotelikern bei der Inquisition der Zauberei angeklagt, entfliehend und sein fantastisches Evangelium predigend, durchwanderte er Italien; Rom und Florenz, Venedig, Padua und Bologna hörten ihn. Selbst schwärmend für eine allgemeine Bekehrung der Ketzer durch die Macht der Überzeugung, fiel er doch selbst, als Gegner der Scholastik und Anhänger heidnischer Philosophen, wiederholt in den Verdacht der Ketzerei. Endlich (1599) nach Neapel zurückgekehrt, wurde er sofort von seinen Feinden der Inquisition in die Hände geliefert, unter

*) Prodromus Philosophiae instaurandae, id est Dissertationis de natura rerum compendium secundum vera principia, ex scriptis Thomae Campanellae praemissum. Cum praefatione ad philosophos Germaniae. Francofurti excudebat Joannes Bringerus sumptibus Godefridi Tampachii. M.DC.XVII. — F. Thomae Campanellae de sensu rerum et magia, libri quatuor, pars mirabilis occultae philosophiae, ubi demonstratur, mundum esse Dei vivam statuam, beneque cognoscentem; omnesque illius partes, partiumque particulas sensu donatas esse, alias clariori, alias obscuriori, quantus sufficit ipsarum conservationi ac totius, in quo consentiunt; et fere omnium Naturae arcanorum rationes aperiuntur. Tobias Adami recensuit et nunc primum evulgavit, Francofurti apud Egenolphum Emmelium, impensis Godefridi Tampachii Anno M.DC.XX.

der falschen Anklage, er sei mit dem Gedanken umgegangen, die spanische Gewaltherrschaft über sein Vaterland zu stürzen und eine Republik an an ihre Stelle zu setzen. Man inquirirte heraus, daß außer ihm noch viele Mönche hierfür gepredigt und eine Menge Städte und Dörfer sich damit einverstanden erklärt hätten; die Nonnen sollten befreit, die Jesuiten und übrigen feindlichen Mönche niedergemacht werden, ebenso: die Verschworenen hätten von den Türken Zusage von Hilfe erhalten und bereits Schritte hierfür gethan. Campanella und seine angeblichen Mitschuldigen wurden verhaftet und wiederholt gefoltert, der Philosoph aber, weil man ihn für verrückt ausgab, mit dem Tode verschont und auf Lebenszeit eingekerkert. In seinem harten Gefängnisse schrieb er sein Werk vom Sonnenstaate (Civitas solis), eine den modernen Socialismus voraus ahnende Art von Utopia, doch der des Morus nicht zu vergleichen, und mehrere politische, theologische, philosophische, astronomische und selbst medizinische Schriften, die nicht frei von Fantasmen und Hirngespinsten, aber auch reich an schönen Gedanken sind, — obschon die Inquisition ihm meist seine Schriften wegnahm, — und empfing die Besuche des deutschen Gelehrten Tobias Adami, welcher seine Lehre in Deutschland verbreitete. In der „Monarchia Hispanica“ suchte er den spanischen König für sich günstig zu stimmen, indem er bewies, daß ihm die Weltherrschaft gebühre*)! Denn sein Charakter war von politischem Wankelmute so wenig frei, wie von astrologischem Wahn, wie er denn auch bald gegen Machiavelli schrieb, bald wieder in seinen eigenen Schriften dessen Grundsätze zu verwirklichen Anleitung ertheilte. Um die geistliche Gerichtsbarkeit gegenüber der weltlichen zur Geltung zu bringen, verwendeten sich die Päpste für seine Freiheit, die ihm endlich nach 27 Jahren geschenkt wurde, doch eigentlich nur in einer Auslieferung nach Rom bestand. Nach drei Jahren schon gab ihm aber der Papst Urban VIII. volle Freiheit und bewilligte ihm selbst einen Gehalt, wofür der Grund wol darin zu suchen ist, daß Campanella ihm den obersten Platz in seiner idealen (d. h. spanischen!) Weltmonarchie zugedacht hatte. Auch wurde in Rom sein „Atheismus triumphatus“ gedruckt, eine Vertheidigung der christlichen Dogmen mit Hilfe platonischer Ideen, aber voll von Ungereimtheiten und von heftigen Ausfällen auf die Reformatoren. Da Campanella bei Spanien im Verdachte stand, in Rom in französischem Interesse gegen jene Macht zu agitiren, und demzufolge ihm von derselben nachgestellt wurde, floh er 1634 nach Frankreich, wo ihn der

*) Thomas Campanella, von der Spannischen Monarchy, oder außführliches Bedencken, welcher massen, von dem König in Hispanien, der gantzen Weltbeherrschung rc. Anstalt zu machen seyn möchte. Worinnen rc. von den geheimbsten Mitteln Regiment zu erhalten oder auß zu breyten gehandelt wirdt. Nun erstlich auß dem Italiänischen in unser teutsche Sprach versetzt rc. Getruckt im Jahr 1623. (Ohne Ort.)

Kardinal Richelieu sehr auszeichnete, der seine abergläubigen Schwächen theilte. Er starb 1639 zu Paris in einem Kloster seines Ordens, und wenn man im Ungewissen sein sollte, ob er den Größen des Aberglaubens oder denen der Wissenschaft zuzutheilen sei, so ist für uns der Umstand entscheidend, daß er trotz aller Verirrungen in einem entschiedenen und beharrlichen Streben nach wissenschaftlichem Fortschritte begriffen war.

Lucilio Vanini, geboren zu Taurosano im Königreich Neapel, 1585, als Sohn eines Pächters des spanischen Vicekönigs, wurde schon in zarten Jahren nach Rom gesandt, um Philosophie und Theologie zu studiren, konnte jedoch beiden Wissenschaften, wie sie damals und dort betrieben wurden, keinen Geschmack abgewinnen, während er sich dagegen mit Begeisterung den Naturwissenschaften, Astronomie, Physik und Medizin, zuwandte. Indessen vollendete er seine Studien in Neapel, fügte ihnen auch dasjenige der Rechte bei, wurde Doktor derselben, ging dann nach Padua, wo er, mit bitterer Armut kämpfend, sich in seine Lieblingsschriftsteller Aristoteles, Averrhoes, Pomponazzi (s. S. 26) und Cardano (s. S. 379) vertiefte, denen er entnahm, was er für vernünftig hielt, den Rest als veralteten Wahn liegen lassend. Sie bestärkten ihn namentlich in seiner Überzeugung von der Richtigkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit der einzelnen Seelen und von der günstigen Einwirkung des Nichtglaubens an dieselbe auf die menschliche Moral. Man erzählt, er hätte sich mit dreizehn gleichgesinnten Freunden entschlossen, jene Überzeugung in der Welt zu verbreiten, und ihm sei die Aufgabe zugefallen, dies in Frankreich zu thun. Von da an nannte er sich nicht mehr Lucilio, sondern (als „Eroberer Galliens") Julius Cäsar. Er machte sich also auf die Reise. Unter manigfachen Schicksalen verfaßte er auf derselben mehrere Schriften, in denen er, den Zeitverhältnissen gemäß, genötigt war, seine Ideen unter katholischer und ketzerfeindlicher Maske zu verbergen (wie Galilei die seinigen unter der des ptolemäischen Systems), wenn sie nicht sofort unterdrückt werden sollten. Er erhielt denn auch für dieselben die Censur der Sorbonne in Paris, welche in ihrer Weisheit seine Absicht nicht merkte, und unterwarf ihren Inhalt sogar dem Papste. Als man aber die wahre Tendenz der Bücher entdeckte, wurden sie von der nämlichen Sorbonne verdammt, und derselbe Mann, der 1614 bei einem Besuche in London als Katholik eingekerkert, doch bald wieder entlassen worden, sah sich in Frankreich als Ketzer verfolgt, verhöhnt und mißhandelt. Es ist nicht zu verwundern, daß ihn dies erbitterte und zu manchen unklugen Äußerungen hinriß. So in Toulouse, wo er ein Asyl zu finden hoffte. Die Grundsätze aber, die er dort seinen Schülern einflößte, riefen die Inquisition gegen ihn wach. Er wurde im November 1618 verhaftet. Im Verhöre leugnete er, ein Atheist zu sein (was er als Pantheist wol in gewissem Sinne konnte) und behauptete in begeisterter Rede, daß ein Strohhalm, den er aufhob, das Dasein Gottes

bewiese. Umsonst, — das Parlament verurteilte ihn als Ketzer und Gotteslästerer zum Tode. Es wurde ihm die Zunge aus dem Munde gerissen und abgehauen und er darauf verbrannt und seine Asche in den Wind gestreut (1619). Es ist schwerlich Jemand so empörend verleumdet worden wie er, daher es schwierig ist, das Wahre vom Falschen zu trennen. Selbst seine Feinde indessen konnten ihm Geist, Wissen und gewinnendes Benehmen nicht absprechen. Rücksichtlich seiner Grundsätze war er entschiedener Pantheist, verehrte die Natur als Gottheit, verwarf Dogmen, Wunder und Offenbarung und alle positive Religion. All' dies war seine tiefste, innigste Überzeugung, welcher er, — und schon das ist ein staunenswerter Zug, — sein ganzes Leben widmete und für welche er in schaudervollen Tod ging. Er war, ähnlich wie Bruno, ein feuriges, sinnliches Kind des warmen und schönen Italien und glühte für eine Reinigung der Welt von Dem, was er als Aberglauben erkannt hatte. Vanini's hervorragende Werke waren das Amphitheatrum aeternae providentiae (Lyon 1615), und das Buch „de admirandis Naturae Reginae Deaeque Mortalium arcanis", welches aus Dialogen besteht und daher auch mit diesem Namen bezeichnet wird, wozu noch kleinere Werke naturwissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Inhalts kamen. Seine Beweisführungen sind einerseits, wie schon bemerkt, unter orthodoxer Form versteckt, anderseits älteren philosophischen Systemen entnommen, haben daher im Ganzen nichts Originelles. Es war der italienischen Philosophie blos vergönnt, Bahn zu brechen; — produktiv und fruchtbringend war sie nicht. —

Der deutsche Theosoph Jakob Böhm oder Böhme wurde von Bauersleuten bei Görlitz in Schlesien 1575 geboren. Nachdem er zu Hause das Vieh gehütet, erlernte er in Görlitz das Schuhmacherhandwerk. Mystische Anlagen und Fürwahrhalten von Träumen zeigten sich schon früh. Religiöse Skrupel plagten ihn auf der Wanderschaft und Visionen suchten ihn heim. Heimgekehrt, wurde er 1594 Meister und heiratete eine Fleischerstochter. Er ging fleißig zur Kirche, las die Bibel und mystische Bücher, z. B. des Paracelsus. Seit 1600 kehrten die Visionen wieder und umgaben ihn mit „göttlichem Lichte" und so 1610 wieder, was ihn endlich veranlaßte, seine eingebildeten Wahrnehmungen niederzuschreiben. 1612 verfaßte er sein erstes Werk: Aurora oder die Morgenröte im Aufgang. Ein glaubenstoller Pastor, dem das Manuskript zu Gesichte kam, verdammte ihn als Irrlehrer, und der hochwolweise Rat konfiszirte das Buch und untersagte dem Verfasser das Schreiben weiterer, aber auch dem Pfaffen sein Schimpfen. Der Erste gehorchte, der Zweite aber nicht; doch trieben Jenen das Zureden gebildeter Leute und sein Geist, dennoch wieder letzterm zu folgen, und so entstanden einundzwanzig weitere Werke, die in Abschriften so viel Anklang fanden, daß er sein Handwerk aufgeben konnte. Erst im Jahre seines Todes,

1624, erschien eine seiner Schriften und zwar die größte: der Weg zu Christo, im Drucke, worauf der wütende Pfaffe seine Vertreibung aus der Stadt bewirkte, die zwar der Rat zurücknahm, ihm jedoch, auf ein heftiges lateinisches Elaborat seines Gegners, den Rat ertheilte, die Stadt zu meiden, damit letztere nicht in Unannehmlichkeiten gerate. Er ging nach Dresden, wo ihn hohe Kreise sehr feierten. Bald nach seiner Rückkehr starb sein Feind, und er folgte ihm in drei Monaten nach. Die Unduldsamkeit verweigerte ihm eine Leichenrede und schändete sogar sein Grab. Böhm war ein unscheinbares, schmächtiges Männchen, aber von edelm musterhaftem Charakter und Lebenswandel. Er war der erste protestantische Mystiker. Der Grundzug seines Wesens und seiner Werke ist Sehnsucht nach Erkenntniß des Göttlichen in Christus, der Natur und dem Menschen. Darauf baut sich sein weiteres Bestreben: den Geist des Christentums in seiner Reinheit zu erkennen und lebendig darzustellen, namentlich das Dasein und Wirken Gottes auf das Tiefste nachzuweisen, auch selbst in Gott zu leben und Gottes Geist in sich leben zu lassen und daher alle Selbstsucht, weil sie sich von Gott losreißt, zu vermeiden. In diese ächt mystischen, namentlich an Thomas von Kempen erinnernden Prinzipien mußten sich natürlich auch Verirrungen einschleichen, die, dem Charakter der Zeit gemäß, nicht nur auf gezwungene Deutelei göttlicher Dinge (Theosophie), sondern auch auf Alchemie und Magie hinausliefen, besonders aber auf Kabbalistik, wie denn große Theile seiner Werke sich mit Buchstabenklauberei über heilige Worte befassen. Es fehlt daher auch seinen Werken, wie an höherer Bildung und Stilistik, so auch an Klarheit, Zusammenhang und Konsequenz. In auffallender Weise erscheint er oft als Pantheist, womit dann wieder seine anderweitige Betonung des christlichen Glaubensinhaltes schlecht zusammenstimmt *). —

Böhms sämmtliche Werke wurden zum ersten Male (die einzelnen schon früher) 1682 in Amsterdam durch den Schwärmer Johann Georg Gichtel in zehn Bänden herausgegeben; schon früher wurden sie niederländisch übersetzt. Eine glänzende Genugthuung für Böhm war es, daß der Sohn seines Peinigers Richter einen Auszug aus seinem Werke auf eigene Kosten in Thorn herausgab. Es bildete sich eine eigene Schule seiner Anhänger und Bewunderer, welche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein einen lebhaften Federkampf für seine Grundsätze gegen Angriffe auf dieselben führte. Die letzteren gingen durchweg von der lutherisch-orthodoxen Richtung aus; die Pietisten mit Spener an der Spitze näherten sich dagegen Böhm in Manchem, während ihn die Aufklärung als ein Kind seiner Zeit mit Unbefangenheit und ohne Leidenschaft auffassen kann.

Die bisherigen Forscher der philosophischen Übergangsperiode können

*) Näheres s. Feuerbach, Gesch. der neuern Philosophie, S. 131 ff.

als hinsichtlich vieler Punkte noch in den mittelalterlichen Anschauungen der Mystik und Scholastik befangen betrachtet werden, von welchen sie sich zwar loszureißen suchten, ohne daß es ihnen jedoch vollständig gelang. Ganz verschieden von ihnen erscheint der erste eigentliche Vorläufer der neuern Philosophie, zu welcher er jedoch noch nicht zu zählen ist, — Sir Francis Bacon*). Als Sohn des Großsigelbewahrers der Königin Elisabeth, Nikolaus Bacon oder Baco, 1561 geboren, studirte er in Cambridge, wo noch Reste der alten Scholastik wucherten, doch neben der Humanistik ein armseliges Dasein fristeten. Er beschloß, sein Leben der Befreiung der Wissenschaften von allem Zwang, ihrer Idealisirung und Verallgemeinerung zu Gunsten der Menschheit zu widmen. Auch als er durch die Verhältnisse gezwungen war, das Studium der Rechte zu betreiben, ließ er jenes Gelübde nicht aus den Augen und wandte es auch mit solchem Erfolge auf sein Fachstudium an, daß er als Rechtsgelehrter großen Ruf erntete und 1688 zum Rate der Königin Elisabeth in außerordentlichen Rechtssachen emporstieg. Dabei blieb es jedoch vor der Hand, da die Gunst des Grafen Essex ihn dessen Gegnern am Hofe, an deren Spitze Burleigh stand, verhaßt machte. Zum Danke ließ sich Baco, und dies ist wahrlich ein Schandfleck für sein ganzes Leben, als Werkzeug zum Sturze jenes Günstlings benutzen. Das Glück lachte ihm erst nach Elisabeths Tode, unter Jakob I., dem Bacons Bruder (ein treuer Anhänger des gemordeten Essex, dessen Ende ihm das Herz brach) wesentliche Dienste geleistet hatte. Francis Bacon wurde Prokurator des Königs, General-Sollicitor, 1617 Kanzler, 1619 Großkanzler, 1620 Baron von Verulam (wie er oft genannt wird) und Vicegraf von St. Alban. Diese Ehren verblendeten ihn und nahmen ihm jeden moralischen Halt. Während er dem königlichen Günstling Buckingham schmeichelte, ließ er sich als Richter bestechen und vertheidigte alle Mißbräuche, die am Hofe herrschten, bis diese endlich zu schreiend wurden und ihn, als er — zu spät — dagegen auftrat, die verdiente Strafe erreichte. Er wurde seiner Ämter entsetzt und zu Geltbuße und Kerker verurteilt, welche ihm jedoch der König aus Gnade theilweise erließ. Er gelangte zwar verhältnißmäßig wieder zu Ehren, doch nicht mehr zu Einfluß, und starb, mit Schulden belastet, 1626. Er war ein Zeitgenosse Shakespeare's, ohne des Letztern in seinen Werken je Erwähnung zu thun. Wenn indessen Bacon auch Lichtseiten hatte, so liegen diese in seinen literarischen Werken. Er beabsichtigte zuerst, den erwähnten Plan, den er in seiner Jugend gefaßt, durch ein großes Werk in sechs Theilen unter dem Titel „Instauratio magna" zu verwirklichen. Der erste Theil sollte alles menschliche Wissen enkyklopädisch umfassen; er veröffentlichte ihn als besonderes Werk „de dignitate et augmentis scientiarum". Ebenso ver-

*) Feuerbach a. a. O. S. 23 ff.

fuhr er mit dem zweiten Theile, den er „Novum Organum sive Judicia vera de interpretatione naturae“ nannte. Der Rest, welcher naturwissenschaftliche Thatsachen und des Verfassers philosophische Grundsätze enthalten sollte, blieb unvollendet.

Bacon ging von dem Grundsatze aus, daß sich die Menschen von der Natur ab- und einseitig den Büchern und Menschensatzungen zugewandt hätten, woher es rühre, daß über die Natur die abenteuerlichsten Märchen und Fabeln, wie z. B. von Drachen, Meermenschen, wunderkräftigen Pflanzen und Steinen und dergleichen verbreitet und geglaubt werden. Er unternahm es, die Menschen vom blinden Nachbeten der Schriftsteller zu befreien, indem er sie zu unmittelbarer Beobachtung der Natur aufforderte, welche zugleich zu erkennen und zu beherrschen ihr Ziel sei. Er eiferte dagegen, daß man ein Traumbild der Fantasie für das Abbild der Welt ausgebe; man solle vielmehr, verlangte er, die Dinge nur so wie sie sind betrachten. Als Grundlagen der Wissenschaft erklärte er Geschichte und Erfahrung, auf diesen ruhe die Physik mit der Mechanik, auf der Physik die Metaphysik mit der — Magie. Unter der letztern verstand Bacon freilich nicht den zu seiner Zeit herrschenden Blödsinn, den man mit diesem Namen bezeichnete, der ja seinen Grundsätzen geradezu widersprach, sondern das dem Menschen thatsächlich Verborgene, seiner Erkenntniß Unzugängliche, das Geheimniß des Jenseits und Gottes. Er verwarf demzufolge die philosophischen Versuche der verschiedenen Zeiten, jenes Verborgene, Magische zu ergründen. Daher suchte er sich auf einen unparteiischen Standpunkt zu stellen und verschmähte die unbedingte Verehrung des Altertums, dessen philosophischen Wortstreit er verurteilte, was bei den Philologen vieles Ärgerniß hervorgerufen hat. Er nannte die Alten die „wahren Jungen“ der Welt, und dagegen seine Zeitgenossen die „wahren Alten“. Mangelhafte Kenntniß der naturwissenschaftlichen Erfolge des Altertums führte ihn dazu, diese völlig zu unterschätzen, wie er auch das kopernikanische System nicht begriff. Des nämlichen Fehlers machte er sich gegen die Wiederhersteller des Altertums, die Humanisten, schuldig. Noch schlimmer freilich kamen die Scholastiker weg, gegen welche und deren gefälschten Aristoteles schon über dreihundert Jahre vorher sein berühmter Namensvetter, der Franziskanermönch Roger Bacon (1214—1294) geeifert hatte, — dem er an Wissen voran-, an Redlichkeit aber weit nachstand.

Es muß einleuchten, daß Bacon, trotz aller seiner Fehler, der erste Philosoph war, der alle geistigen Thaten der Menschheit mit umfassendem und im Ganzen ungetrübtem Blicke betrachtete und mit aller romantischen Schwärmerei des Mittelalters gründlich brach. Auf seinen noch etwas formlosen Pionier-Arbeiten beruhten die Erfolge der geistigen Pflüger, welche nach ihm das Feld der Gedanken umwühlten.

B. Die Erziehungslehre.

Das Mittelalter kannte blos die Ausübung der Pädagogik zu bestimmten Lebenszwecken, — Grundsätze derselben waren ihm unbekannt. Die erwachende Humanistik hatte an den Folgen dieser Zustände, wie wir bereits (s. oben S. 97 ff.) sahen, schwer zu tragen und zu leiden. Es gehört unter die vielen, nicht genug zu schätzenden Verdienste der von uns geschilderten Zeit, daß in ihr auch bestimmte, die Erziehung der Jugend regelnde Prinzipien erwachten.

Der erste Anstoß hierzu ist Luther zu verdanken. Im Jahre 1524 erließ er ein Schreiben an die Ratsherren aller deutschen Städte, in welchem er dieselben ermahnte, christliche Schulen aufzurichten und zu erhalten; denn er sah ein, daß sein Werk ohne Unterstützung durch die Schule nicht bestehen könne. Nicht genug konnte er auch in seinen Werken und Reden darauf aufmerksam machen, wie notwendig eine gute Kinderzucht im Hause sei. In der Familie sah er das Vorbild des Staates, der ja aus Familien besteht, und nur dann könne letzterer auf Gehorsam seiner Angehörigen rechnen, wenn selbe schon im Hause dazu erzogen werden. Freilich gründete er dann die Kinderzucht weiter auf seinen religiösen Standpunkt und blieb daher von Einseitigkeiten nicht frei. In Erinnerung an sein eigenes Mönchtum, das er aus der Kirche entfernen geholfen, verfocht er dagegen die Ansicht, daß die heranwachsenden Jünglinge nicht wie Mönche von der Welt abgesondert, vielmehr angehalten werden sollen, unter die Leute zu gehen und mit ihnen in Ehren fröhlich zu sein. Viel hielt er darauf, den Kindern hinsichtlich des sittlichen Betragens ein gutes Beispiel und ja kein Ärgerniß zu geben, und ertheilte denselben das Recht, pflichtwidrigen Eltern den Gehorsam aufzukünden. Ebensoviel wie auf die religiös-moralische Erziehung in der Familie hielt er auch auf die wissenschaftliche in der Schule, wie sein erwähntes Schreiben zeigt. Besonders empfahl er das Studium der Sprachen, wenn auch vorzugsweise (was ihm wieder die Rücksicht auf die Bibel eingab) der hebräischen und griechischen. Neben den Sprachen hielt er auch die Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Musik und Gymnastik für höchst nützlich. Damit aber Alles besser hafte und Frucht bringe, befürwortete er eifrig die Errichtung und Vermehrung von Bibliotheken, in welchen neben der Bibel (in Original und Übersetzung) auch die alten Klassiker und Werke über Rechts- und Arzneiwissenschaft aufgestellt werden sollten. Er ermahnte die Eltern, deren Söhne Anlagen zum Studiren zeigten, sie auch studiren zu lassen und nicht ungelehrten Berufsarten zu widmen. Die Regirungen sollten nach seiner Ansicht den Schulbesuch verbindlich erklären. Hinsichtlich der Universitäten sprach er sich für eine Reform derselben aus, namentlich für Beseitigung der scholastischen Behandlung des Aristoteles.

Luthers Nachfolger Melanchthon zeigt sich uns, dem deutschen Sinne des Erstern gegenüber, als Verfechter gelehrten Zopfes. Er wollte, daß in den unteren Schulen blos Latinisch gelehrt werde, nicht Deutsch, Griechisch oder Hebräisch. Für die höheren Schulen schrieb er selbst eine griechische Grammatik, eine Dialektik, Retorik, Physik und Ethik, und ließ durch seinen Schüler, den Astrologen Cario eine (gänzlich mißlungene) Chronik abfassen (s. oben S. 340). Seine Vorliebe für die alten Sprachen scheint indessen vorzüglich dazu beigetragen zu haben, daß trotz Luthers kräftigem Vorgange das Lernen der deutschen Sprache von da an zwei Jahrhunderte hindurch vernachlässigt, ja ganz unterlassen wurde.

Ein weiterer verdienter Schulmann war Melanchthons Freund Valentin Trotzendorf, geboren 1490 im gleichnamigen Dorfe bei Görlitz, nach Bekleidung verschiedener Schulstellen seit 1531 Rektor der Schule zu Goldberg in Schlesien, welche er in origineller Weise einrichtete. Er gab seinen Schülern Ämter (Ökonomen, Ephoren, Quästoren) zu Verwaltung der Schule, Aufrechthaltung der Hausordnung, der Zucht u. s. w., setzte einen Magistrat von Schülern ein, der aus einem Konsul, zwölf Senatoren und zwei Censoren bestand und über Vergehen der Schüler richten mußte. Alles wurde latinisch verhandelt, auch die Schulgesetze waren in dieser Sprache geschrieben. Die Schüler mußten die Kirchengebräuche beobachten, und sich sowol des Fluchens, Schwörens und unanständigen Sprechens, als der Magie und des Aberglaubens enthalten. Sie wurden auf sämmtliche Fakultäten der Universitäten vorbereitet. Zum Latinischen kam noch das Griechische; die arme deutsche Sprache aber war streng verpönt. Die Zucht und Lehrgabe Trotzendorfs war musterhaft. In seinem Alter aber mußte er noch das Gräßliche erleben, daß von dreien seiner Schüler, welche beim Weine vom Nachtwächter überrascht worden und ihm einen leeren Becher an den Kopf geworfen hatten, zwei auf Geheiß des Herzogs Friedrich III. von Liegnitz — enthauptet wurden. Dazu kam 1553 die Pest und 1554 die Einäscherung Goldbergs und des Schulgebäudes. Der gebeugte Lehrer zog sich mit seiner Schule nach Liegnitz zurück, wo ihn 1556 während des Lehrens über den trostvollen 23. Psalm der Schlag rührte. Sein Denkmal ließen 1699 die Jesuiten zerstören.

Wie der Letztgenannte ein Freund, so war Michael Neumann, griechisch Neander, ein Schützling Melanchthons. 1525 zu Sorau geboren, kam er 1542 auf die Hochschule Wittenbergs, hörte Luther; wurde 1550 Rektor der Klosterschule zu Ilfeld am Harz, welche einige Jahre vorher protestantisch geworden, und blieb es bis zu seinem Tode 1595 mit ausgezeichnetem Erfolge, obschon er stets allein, ohne Gehilfen, lehren mußte. Er schrieb eine Menge Schulbücher über Grammatik, Physik, Geschichte (Compendium Chronicorum), Geographie (in deren mathematischem Theil er jedoch das kopernikanische System noch nicht aner-

kannte) und war auch in der Kräuterkunde und Heilkunde nicht unerfahren.

Während Diese im Norden, wirkte im Süden für klassische Schulbildung der Scholarch zu Straßburg, Johannes Sturm, welcher, nachdem auf Luthers Mahnung bessere Schulen errichtet worden, 1538 jene Stelle am neuerrichteten Gymnasium erhielt. 1507 zu Schleiden in der Eifel geboren, lernte er zu Lüttich bei den Hieronymianern, war nachher Lehrer und Buchdrucker zu Löwen, studirte Medizin und lehrte in Paris, bis er nach Straßburg kam. In den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten, welche diese Stadt beunruhigten, sprach er sich, obwol entschiedener Calvinist, gegen alles religiöse Verdammen, als eine „papistische Gewaltmaßregel“ aus und stritt darüber mit einem Pfaffen, Namens Pappus. 1581 wegen vorgerückten Alters entlassen, starb der erblindete Sturm 1589 ruhig. Er war als Lehrer durch fast ganz Europa berühmt und erweckte das Interesse für seine Methode besonders durch seinen auf uns gekommenen Schulplan, welcher in seiner einseitigen Bevorzugung der alten Sprachen und gänzlicher Abwesenheit der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und deutschen Sprachlehre, sowie in seinem Prunken mit philologischer Fertigkeit das nicht zu verkennende Vorbild der Jesuitenschulen geworden ist. Nach demselben kam der Knabe im sechsten oder siebenten Jahre in die Schule, im sechszehnten auf die Universität. Das Gymnasium hatte neun Klassen. In den sieben unteren lernte man die latinische Sprache, in den zwei oberen übte man sich in der sprachlichen Eleganz. Später kam noch eine zehnte Klasse dazu. Jede Klasse hatte ihren Lehrer. In der zehnten oder untersten Klasse lernte man lesen und schreiben, in der neunten dekliniren und konjugiren, in der achten Wörterbücher anlegen, in der siebenten die Syntax und Stilübungen, in der sechsten aus den römischen Klassikern übersetzen und den Anfang des Griechischen, in der fünften latinische Metrik und griechische Grammatik; in den vier oberen vervollständigte man das Gelernte, führte latinische Dramen auf, interpretirte die Klassiker und das Neue Testament, trieb Dialektik und Retorik, Mathematik und Astronomie u. s. w. Seit 1569 leitete Sturm auch die neue Akademie zu Straßburg, an welcher vier Lektoren Theologie, drei Jurisprudenz, zwei Medizin und Physik, einer Geschichte (d. h. Erklärung antiker Historiker), einer Ethik, einer Organik (d. h. Logik), einer Mathematik, vier Sprachen lehrten.

Das waren die Früchte der undeutschen Pädagogik des sich seines deutschen Namens schämenden Melanchthon, — es waren die Folgen des Abfalles von Luthers deutschem Vorgange, und es waren die vollkommenen Grundlagen für das antireformatorische und lichtfeindliche Schulsystem der Jesuiten (s. oben S. 277 ff).

Diese undeutschen Musterschulen der Trotzendorf, Neander und Sturm wurden jedoch im sechszehnten Jahrhundert allgemein in Deutschland

nachgeahmt. In Würtemberg beschränkte man die Gerechtigkeit gegen das deutsche Element auf die unterste Schulstufe, die Elementarschule, die man wegwerfend „deutsche Schule“ nannte. Wer mehr lernen wollte, besuchte die höhere, lateinische Schule, welche sechs Klassen zählte. Schon in der dritten von unten auf wurde Cicero gelesen, dagegen nirgends eine Spur von deutscher Sprachlehre und Realfächern. Aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster stiftete Herzog Christoph 1556 die Klosterschulen, welche die tüchtigsten Schüler der lateinischen Schulen mit der Verpflichtung aufnahmen, sich dem Kirchendienste des Landes zu widmen. Im zwölften bis vierzehnten Jahre trat man ein, bildete sich in der Philologie weiter aus und erlernte das ABC der Theologie. Im sechs- oder siebenzehnten Jahre trat man an die Universität über, wo die nach einer Prüfung als die besten ausgewiesenen Klosterschüler in das Tübinger Stift aufgenommen wurden, in welchem sie freie Kost und Wohnung erhielten. Außer der Theologie trieben sie Hebräisch, Griechisch und Latinisch, — Dialektik, Retorik und Mathematik, — sonst nichts!

Ähnlich wurde es in Sachsen gehalten. Auch dort waren blos die Elementarschulen deutsche. Die latinischen Schulen hießen hier „Partikularschulen“; außer den alten Sprachen lehrten sie in fünf Klassen Mathematik und Musik. Über ihnen standen die drei Fürstenschulen in Meißen, Grimma und Schulpforta, jede mit drei Klassen, aber auf sechs Jahre berechnet. Auch hier war die unpädagogische Anordnung der Aufführung von Komödien des Plautus und Terentius durch die Schüler getroffen.

In der Schweiz bestanden dieselben Verhältnisse. Das Gymnasium von Basel (1588 durch Vereinigung zweier latinischer Schulen gegründet) hatte sechs Klassen, an welchen weder deutsch, noch Arithmetik, Geographie und Geschichte gelehrt wurde; ja es durfte nicht einmal deutsch gesprochen werden. In einem Zimmer saßen oft bis auf 200 Schüler beisammen. Am Donnerstag und Samstag Nachmittags war stets frei, sowie an sechs Montag-Nachmittagen in den Hundstagen und an mehreren anderen bestimmten Tagen. Täglich wurde von acht bis zehn, eins bis zwei und drei bis vier Uhr unterrichtet. Jede Klasse hatte einen ihr nicht bekannten Aufseher unter den Schülern. Nach Hause mußten sich Diese ebenfalls unter Aufsicht begeben und jährlich im Sommer gemeinsam in den Wald ziehen und sich selbst die Ruthen brechen, mit denen sie das Jahr hindurch gezüchtigt wurden!

Wie war es nun aber möglich, wird man sich fragen, daß bei diesem gänzlichen Mangel der Realfächer an den Gymnasien die Universitäten, — diese „Gesammtheiten“ der Wissenschaft, bestehen konnten, ja daß sogar deren immer fort neue in's Leben traten? Es wurden nämlich im sechszehnten Jahrhundert, seit der Reformation (s. oben S. 71), ge-

gründet: Marburg 1527, Straßburg 1538, Königsberg 1544, Dillingen 1549, Jena 1558, Olmütz 1567, Helmstädt 1576, Altdorf 1578, Herborn 1584 und Gratz 1586, — — mehr als in jedem andern Jahrhundert. Auch waren die Universitäten sehr stark besucht. Zu Basel z. B. wurden 1532 bis 1560 neben zahlreichen Schweizern 1313 Ausländer eingeschrieben, im Jahre 1580 allein 175 Studirende. Es befanden sich damals Solche aus allen Ländern Europa's, selbst aus Rußland, sowie Armenier dort, unter den Deutschen Grafen und Freiherren eine Menge, sowie Gelehrte (Hofräthe, Leibärzte u. A.), die um des Glaubens willen dahin geflohen waren. — Das Geheimniß dieser dem Zustande der unteren Lehranstalten widersprechenden Erscheinung lag in dem eigentümlichen, von der übrigen Welt geschiedenen Charakter der Universitäten, in ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, ihren eigenen Gesetzen und ihren oft sonderbaren Vorrechten. Die akademischen Gesetze richteten sich, wiewol oft ohne Erfolg, gegen Unfleiß, Polizeivergehen, Schuldenmachen, Spielen, Unsittlichkeit der Studirenden, was damals Alles an der Tagesordnung war. Auch betheiligten sich die Studenten an allem Skandal, der in den Universitätsstädten vorfiel, erregten bewaffnete Tumulte und sogar Aufstände, wenn etwas geschah, was ihnen mißfiel, oder auch ohne Gründe, was durch ihr beständiges Waffentragen begünstigt wurde. Solche Emeuten kamen 1510 in Erfurt, 1512 in Wittenberg, 1521 in Leipzig vor; 1565 verwüsteten die Studenten die Weinberge in Wittenberg und 1567 wurde ein Student zu Leipzig wegen Raubes und Erpressung hingerichtet und ein anderer auf 90 Jahre relegirt. Damals kamen auch die Duelle unter den Studirenden auf, welche ihnen eine noch schärfer abgeschlossene Stellung verschafften. Es wurden dagegen Mandate erlassen, das erste 1570 in Wittenberg, doch umsonst. Damit ging unmäßiges, doch dabei oft fröhliches und poesiereiches Trinken Hand in Hand. Daß dabei der Fleiß nicht groß sein konnte, ist natürlich, und so bürgerten sich manche Studenten lebenslänglich auf den Hochschulen ein, ohne etwas zu lernen und zu werden. 1638 starb in Leipzig der Student Heinrich Oel im Alter von hundert Jahren, und im sechszehnten Jahrhundert gab es oft verheiratete und mit Kindern gesegnete Studenten, die aber darum nicht weniger tranken und lärmten als die Ledigen. Zu Herborn wurden 1609 die Studentenehen verboten. Auch die Kleidung der Studenten war auszeichnend, meist grell und bunt, und mit besonderer Übertreibung der herrschenden Mode, z. B. der Pluderhosen. Die **Privilegien** der Universitäten bestanden z. B. in Befreiung von Zöllen und Steuern, im „freien Geleit", in niederen Mietzinsen, im Jagd- und Fischrechte u. s. w.

Ein anderer Umstand, welcher das Fortbestehen der Universitäten bei dem mangelhaften Zustande der Wissenschaften erklärt, ist der, daß die Universitäten eben gar keine Gesammtheiten der Wissenschaft waren, sondern einfach Das fortspannen, was die Gymnasien eingefädelt hatten. In

der philosophischen Fakultät wog die Philologie bei weitem vor; neben ihr erschien wieder Das, was die Gymnasien aus den alten Klosterschulen beibehalten hatten: Retorik, Dialektik, Mathematik u. s. w. Wittenberg besaß im Jahre 1545 vier theologische, sieben juristische, zwei (!) medizinische und zehn philosophische, unter diesen aber sechs philologische, drei mathematische und physikalische Professoren und einen für Dialektik und Retorik. Im Jahre 1572 kam als Neuigkeit ein Lehrstuhl der französischen (!) Sprache hinzu. Die deutsche hatte noch keinen, ebenso wenig die Geschichte und Naturgeschichte. Der damalige Professor der Astronomie in Wittenberg hatte den Mut, sich an Koppernik anzuschließen; aber er erfreute sich sehr weniger Zuhörer. Auch Melanchthon klagte oft über schlechten Besuch seiner Vorträge. Wissenschaftliche Sammlungen kamen sehr spät auf. Vorträge über Anatomie begann in Wittenberg ein Theolog! Sektionen nahm seit 1526 der Mediziner Schurf vor; in Tübingen durften solche seit 1482 mit Erlaubniß des Papstes Sixtus IV. alle drei bis vier Jahre (!) stattfinden. Erst um 1550 begann man das anatomische Theater regelmäßig zu benützen und 1569 wurde gestattet, Hingerichtete zu zergliedern. Einen botanischen Garten erhielten Königsberg 1551, Leipzig 1580, Breslau 1587, Heidelberg 1597, Tübingen 1652, Wittenberg, wo man seit 1624 botanisirte, 1668. Naturaliensammlungen und Sternwarten fehlten in unserer Periode noch gänzlich.

Indessen wurde die Beseitigung der waltenden Übelstände bereits in derselben vorbereitet, — doch bezeichnender Weise in keinem der Länder, welche die Blüte des Humanismus prangen gesehen hatten (denn dieser war ja gerade die Wurzel des antinationalen und realer Bildung feindlichen Schulwesens), also weder in Italien, noch in Deutschland, sondern gerade dort, wo der Humanismus spät eingedrungen war und geringe Früchte getragen hatte, — in England und Frankreich.

Auf den britischen Inseln war es der bereits als Philosoph erwähnte Sir Francis Bacon, der im Gebiete der Erziehung durch seinen Grundsatz der Notwendigkeit einer Anlehnung an die Natur und einer Befreiung von der blinden Anbetung literarischer Autoritäten Bahn brach. Er war der erste, welcher dem verbalen Realismus seiner Zeit, der die Realfächer, besonders die Naturwissenschaft mit blosen Worten lehren zu können wähnte, den realen Realismus, d. h. die bis dahin verpönte Unterstützung des Unterrichts durch Anschauung entgegenstellte und so zuerst Das anregte, was sich, wie oben gezeigt, auf den deutschen Universitäten so langsam einbürgern konnte, — Sternwarten, botanische Gärten, Naturaliensammlungen u. s. w. Freilich war die Methode, die er empfahl, noch schwerfällig und hemmte rasch fassende, schnell vorwärtsstrebende Geister, daher ihn Karl von Raumer beschuldigt: eine Fahrstraße für Frachtwägen auf den Helikon anlegen zu wollen, deren „geflügelte Geister“ nicht bedürfen. Dieser fanatische Methodismus allein erklärt es, daß ein Geist

wie Bacon sich von den Schulen der Jesuiten blenden ließ und sie für die besten erklärte, während sie doch nur die Konsequenz dessen waren, was er selbst bekämpfte, nämlich der einseitigen sprachlichen Abrichtung und der systematischen Heuchelei. So empfahl er auch das Aufführen von Schauspielen durch die Jugend, und begründete diese Empfehlung durch den Hinweis auf einen von Tacitus erwähnten Soldaten Vibulenus, der durch geschickte, aber lügenhafte Ausmalung des Todes seines Bruders (während er doch keinen solchen hatte) seine Legion zum Aufstande brachte! Im Grunde entsprach also Bacon's Erziehungsmethode durchaus nicht seinen Erziehungsgrundsätzen. Er hatte die Menschheit seiner Zeit ermahnt, sich von der Vergangenheit ab- und der Gegenwart zuzuwenden, und sank nun selbst in die Vergangenheit zurück.

Wie Bacon in England auf eine Reform der wissenschaftlichen Erziehung oder des Unterrichts, so arbeitete gleichzeitig in Frankreich ein Mann auf die Reform der moralischen Erziehung hin, den wir bereits als Opponenten gegen den Aberglauben (oben S. 336) kennen gelernt. Michel de Montaigne gehört weder unter die Dichter, noch unter die Philosophen der französischen Nation, indem er weder die Fantasie, noch den prüfenden Verstand vorwalten ließ, sondern sich in echt französischen Plaudereien (Causeries) über alle möglichen Gegenstände des menschlichen Thuns und Treibens erging. Sein Standpunkt war durchaus derjenige der Humanisten, doch ohne einseitige Vertiefung in das antike Heidentum, in das er sich aus Ekel über die Religionskriege seiner Zeit und seines Vaterlandes gerettet hatte. Er verstand indessen das Griechentum so wenig, wie dessen Sprache; er kannte und verehrte nur den römischen Horizont und dessen spätgriechische Zeitgenossen, namentlich Plutarch, der ihm durch Amyot's französische Übersetzung zugänglich geworden. In seiner Jugend schon Gerichts-, dann Hofbeamter, in späteren Jahren Maire von Bordeaux, machte er ein bewegtes Leben durch und lernte seine Zeit mit ihren Licht- und Schattenseiten gründlich kennen. Durch sein epochemachendes, weil vom Geiste des Zweifels am hergebrachten Reiche der Autorität erfülltes Buch, betitelt: „Essays“ (von Bode übersetzt unter dem Titel: Gedanken und Meinungen), wurde Montaigne, nicht vermöge der darin enthaltenen theilweisen Frivolität und Seichtigkeit, aber vermöge seines gebildeten, angenehmen Prosastils und der von ihm gelieferten Anregung zum Denken und Urteilen, zu einem der ersten Erzieher Frankreichs. Er eiferte gegen die Überhäufung der Kinder mit Wissen, während man mehr ihren Verstand und ihre Sitten bilden sollte. Dem Erzieher empfiehlt er, dem Zöglinge viele Freiheit zu lassen, in Bewegung und Äußerungen, und ihn abzuhärten. Freilich nimmt er hierbei nur auf Kinder, welche sich besonderer „Hofmeister“ erfreuen, Rücksicht, also auf reiche und vornehme; um eine Erziehung des Volkes kümmert er sich nicht. Dagegen ist seine realistische Weltanschauung ein

Zeichen der Zeit und geht Hand in Hand mit Bacon. Die Kinder sollen in's Leben hinaus geführt werden, mit allen Ständen umgeben, die Verhältnisse aller Staaten und deren Fürsten kennen lernen. Man solle ihnen mehr von den Charakteren großer Männer, als von deren Erlebnissen und den Daten derselben erzählen. Dieser moralischen Erziehung solle der Unterricht in den Wissenschaften erst nachfolgen. Er solle jedoch nicht in Überladung mit Regeln, sondern in praktischen Kenntnissen bestehen. Energisch eifert er, wie gegen die Verweichlichung, so auch gegen die körperlichen Züchtigungen. Montaigne, welcher in seiner Jugend von einem deutschen Hofmeister, der nicht französisch konnte, ganz latinisch erzogen war und seine Landessprache erst später gelernt hatte, empfiehlt, gegenüber der gelehrten Mode seiner Zeit, die Kinder vor Allem mit der Muttersprache bekannt zu machen. Die alten Sprachen solle man spielend lernen, — ohne Grammatik, Ruthe und Tränen.

So wurde Montaigne mit seinem epikureischen Realismus der Verläufer und Vater der aufklärerischen Pädagogik der folgenden Periode. Im Übrigen waren seine „Essays" eine Proklamation der Gewissensfreiheit; wie gegen die Verfolgung der Hexen, trat er auch gegen diejenige der Ketzer auf; er verfocht die Unabhängigkeit der Moralität vom Glauben, — und so ging er auch in diesen ewig wahren Grundsätzen den Himmelsstürmern des achtzehnten Jahrhunderts voran.

C. Die Geschichtschreibung.

Während die italienische Geschichtschreibung des Reformzeitalters durchaus ein Kind des Humanismus ist, d. h. streng dem Vorbilde der antiken Geschichtschreibung folgt, daher auch von uns (oben S. 67 ff.) in Verbindung mit den Leistungen der Humanisten betrachtet worden ist, unterscheidet sich dagegen die Geschichtschreibung der übrigen europäischen Kulturvölker in unserer Periode von derjenigen im Mittelalter wesentlich nur dadurch, daß in ihr der Gebrauch der neueren Volkssprachen an der Stelle der alten Sprache Roms vorherrschte und daß sie sich nach und nach der gebildetern Ausdrucksweise und der pragmatischen Auffassung der neuern Geschichtschreibung nähert. Die französische, spanische und deutsche Geschichtschreibung unseres Zeitraumes, um welche es sich hier handelt, bieten jedoch unter sich wieder bedeutende Verschiedenheiten dar.

Unter den französischen Historikern erhielt sich aus dem Mittelalter fortdauernd der Hang zur Aufzeichnung von Denkwürdigkeiten (Mémoires, s. Bd. III S. 353 f.). Der Charakter dieser Schriftwerke wurde immermehr einerseits ein höfischer, dem Volksleben abgewandter, und anderseits ein subjektiver, den indessen die Gabe scharfer Beobachtung auszeichnete. In dieser Art und Weise folgte den noch ächt mittelalterlichen Chronisten Villehardouin und Joinville (Bd. III. S. 354) im

vierzehnten Jahrhundert der schon verhältnißmäßig kritisch verfahrende und sich einer klaren und plastischen Sprache befleißende Jean Froissart. Geboren 1337 zu Valenciennes, von bürgerlicher Herkunft, aber durchaus von ritterlichen Anschauungen erfüllt, in späteren Jahren geistlich, aber ein lebenslustiger Patron, schrieb er nach dem Muster und in der dichterisch ausgeschmückten Manier und naiven Ausdrucksweise der Ritterromane seiner Zeit die Geschichte Frankreichs und der angrenzenden Länder von 1356 bis 1400, wo er wahrscheinlich starb, und zeigte sich darin als ein vielgereister und in alle politischen Geheimnisse seiner Zeit eingeweihter abenteuernder Schriftsteller. Nach Froissarts Zeit mehrte sich die Literatur der Denkwürdigkeiten stufenweise und that dem Ernst und der Würde der Geschichtschreibung zu Gunsten des Haschens nach Anekdoten, Witzen, Klatsch und Aufdeckung von Geheimnissen großen Eintrag. Dabei schwand aber die Natürlichkeit und Naivetät der Erzählung, wie sie noch Froissart in so hohem Grade besessen, und wich, italienischen Mustern nachgebend, der Vorliebe für Ränke und Skandalgeschichten. Derart sind die Denkwürdigkeiten über die Regirung Karl's V. von Christine de Pisan (von italienischer Abstammung, geboren 1363 zu Venedig, gestorben um 1431, — auch Dichterin). Bedeutender als ihre von weiblicher Befangenheit zeugenden Schriften sind die Denkwürdigkeiten Pierre Fenin's, der 1433 als Prevot von Arras starb. Sorgfältiger als dieser schrieb jedoch Olivier de la Marche, Grandmaitre d'hôtel von Burgund, gestorben 1501; er wollte blos unterhalten, gab aber dabei Aufschluß über manche wichtige Dinge, besonders über die Finanzverhältnisse Burgunds und über Feste, Sitten und Gebräuche. Das erste eigentlich geschichtliche Werk im Norden der Alpen aber und zugleich das unter den bisher genannten von der Naivetät Froissarts am weitesten entfernte ist dasjenige des Philipp von Comines. Derselbe, in Poitou 1445 geboren, war erst burgundischer, noch vor dem Sturze dieses Reiches aber, Karl den Kühnen verratend, französischer Höfling und Vertrauter Ludwig's XI., unter Karl VIII. aber eingekerkert, doch später wieder zu diplomatischen Zwecken verwendet, und starb 1509. Ein charakterloser und kriecherischer, herzloser und aalglatter Diplomat, hat er für die blutigsten Grausamkeiten kein Wort des Tadels, berichtet aber über seine Zeit in unparteiischer Weise und in schöner reiner Sprache und wurde das Muster der späteren Geschichtschreiber seines Landes. Zu seinen Nachfolgern gehörten der Skandalchronist Pierre von Bourdeilles, genannt Brantome (um 1540—1614), der Herzog Heinrich von Rohan (1579—1638), Haupt der Hugenoten unter Ludwig XIII. und Verewiger ihrer Thaten, der Marschall François von Bassompierre (1579—1646), des Letztern Gegner, aber gleich ihm von Richelieu verfolgt und in der Bastille endend, und mehrere Andere. Bei ihnen Allen war indessen von einer philosophisch durchdachten pragmatischen Darstellung noch kaum der Versuch vorhanden.

Die spanische Geschichtschreibung strebte schon seit dem dreizehnten Jahrhundert nach Befreiung von mönchischer Vormundschaft, und König Alonso X. von Kastilien (s. Bd. III. S. 465) wirkte anregend in dieser Richtung. Umsonst versuchte Pedro Lopez de Ayala, die antike Geschichtschreibung zum unbedingten Muster der spanischen zu machen; die nationale Richtung brach sich, doch allerdings nach antikem Vorbilde, Bahn, besonders seitdem Fernando del Pulgar am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Zeit Fernando's und Isabella's in klassischer Sprache schilderte. Der Geschichtschreiber Spaniens und seiner Kolonien im sechszehnten Jahrhundert ist eine große Menge, aus welcher wir nur Diego Hurtado de Mendoza (1503—1575), herausgreifen, der die Geschichte des Morisken-Aufstandes unter Philipp II. (1568—1570) schrieb, während Mariana, der gefeiertste Geschichtschreiber seines Vaterlandes, bereits als Jesuit (oben S. 280) genannt ist. Der ebenfalls gefeierte Juan Ginez Sepulveda (um 1490—1574) schrieb in lateinischer Sprache die Geschichte Karls V. und Philipps II. und der Eroberung von Mejiko. Unter den späteren spanischen Geschichtschreibern erwähnen wir: den „Inka" Garcilaso de la Vega (Sohn eines Spaniers und einer Inka-Tochter, geb. 1540 zu Kuzko, gestorben 1616), Verfasser von Forschungen über das Peru der Inkas, den klassischen Schriftsteller und zugleich Haudegen Francisco de Moncada, Grafen von Osona (1586—1635), der den Zug der Katalonier und Aragonier gegen die Türken und Griechen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, und den zugleich als Dichter ausgezeichneten Antonio de Solis y Ribadeneira (1610—1686), der die Eroberung von Mejiko beschrieb.

Unter den portugiesischen Geschichtschreibern der Zeit ragten hervor Joao de Barros (1496—1570), dessen Geschichte der Eroberungen in Asien mehr Kunst, und Castenheda (um 1550), dessen Werk über denselben Gegenstand mehr Zuverlässigkeit bietet. Im Ganzen also umfaßte die Geschichtschreibung der iberischen Halbinsel, obschon wesentlich noch nicht viel mehr als Chronik, aber mit Vollendung des Stils, gleich den Reichen ihrer beiden Nationen einen Schauplatz, in welchem die Sonne nicht unterging.

In der deutschen Geschichtschreibung, welche wir (Bd. III. S. 353) bei Otto von Freising im zwölften und seinen Fortsetzern im dreizehnten Jahrhundert verlassen haben, tauchte längere Zeit kein Name von Bedeutung mehr auf. Erst im vierzehnten Jahrhundert machte die Sprache des alten Rom der deutschen Platz, und nur theilweise. Den Reigen der in der Muttersprache geschriebenen Chroniken eröffnet Christians des Küchenmeisters Zeitbuch des Klosters St. Gallen. Mit der Zeit nahm die anfänglich blos in annalistischer Form geordnete Chronik, namentlich in Folge der durch die Humanisten vermittelten bessern Bekanntschaft mit den antiken Historikern, eine kunstvollere Gestalt an, ohne sich jedoch noch

zu kritischer Sichtung der Quellen und ebensolcher Behandlung der Ereignisse zu erheben.

Im fünfzehnten Jahrhundert begegnen wir den ersten deutschen Geschichtwerken und Denkwürdigkeiten von originellem Charakter. Das namhafteste dieser Bücher ist Twingers von Königshofen, eines Priesters (1346—1420) elsässische Chronik, deren Zweck es war, dem Volke eine in ernster Weise unterhaltende Erzählung und ein gutes Buch in seiner Muttersprache zu liefern; sie folgte auch nicht streng der Jahrzahl, sondern handelte die einzelnen Begebenheiten vollständig nacheinander ab. Die Limburger Chronik aus derselben Zeit, von einem unbekannten Verfasser, enthält wertvolle Beiträge zur Sittengeschichte. In zusammenhängender Darstellung bauten die Thüringer-Chronik des Mönches Johannes Rothe (gest. 1434) und die Geschichte der Stadt Breslau vom Stadtschreiber Peter Eschenloer (gest. 1481) am Werke Königshofen's weiter. Unter den vielen Schweizerchroniken sind in dieser Beziehung Thüring Frickers Geschichte des Berner Twingherrenstreites und Diebold Schillings Geschichte des Burgunderkrieges wegen trefflicher Darstellung hervorzuheben.

Eine weit bedeutendere Kraft als die bisher Genannten finden wir aber am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in dem bairischen Prinzenerzieher Johannes Thurmayr, genannt Aventinus (1477—1534)*). Durch die Humanisten klassisch gebildet, verlebte er seine jüngeren Jahre in deren Idealen, — seine reiferen aber in den religiösen Kämpfen der Reformzeit. Um im Auftrage seiner fürstlichen Gönner die Geschichte Baierns zu schreiben, durchforschte er gegen hundert Archive von Städten, Schlössern, Klöstern und seine warme Vaterlandsliebe, gründliche geschichtliche Bildung, Unbestechlichkeit, Begeisterung für alles Gute schmücken seine Werke, deren bedeutendstes aus einer bairischen zu einer deutschen Geschichte wurde. Freilich verlegte er die Anschauungen des Reformzeitalters in das frühe Mittelalter und huldigte dem Wahne seiner Zeit, den Völkern erdichtete alte Könige, womöglich bis zur Sintflut hinauf zu geben (welchen zuerst der Elsasser Beatus Rhenanus in seiner 1531 erschienenen deutschen Urgeschichte zerstörte). Aventin that dies vorzüglich aus dem Bestreben, die Ehre der Deutschen hoch zu feiern, welche er auch Rom und den römischen Ansprüchen gegenüber mit glühendem Eifer vertheidigte. Für seine antipäpstliche Gesinnung mußte er selbst Kerkerhaft dulden, ohne daß er jedoch Protestant geworden wäre. Unter seinen Zeitgenossen war Sebastian Franck der erste Verfasser einer eigentlichen Weltgeschichte in deutscher Sprache. In der späteren Zeit des sechszehnten Jahrhunderts glänzte der geistvolle, aber der Reformation heftig abgeneigte größte

*) Aventin und seine Zeit. Vortrag in der k. b. Akademie der Wissenschaften den 25. Juli 1877, von J. von Döllinger.

Schweizer-Chronist Ägidius Tschudi aus Glarus (1505—1572). Im Norden feierte noch später Johann Adolf Köster, genannt Necorus, Lehrer und Prediger in Holstein (gest. um 1630), die Heldenkämpfe der Ditmarsen. Im Ganzen war die Geschichtschreibung unseres Zeitraumes, wie wir wiederholt gesehen, noch in enger Verbindung mit der Sage und Dichtung, und es folgt ihr daher als nächstverwandtes Gebiet das des poetischen Schrifttums.

Sechstes Buch.

Die Dichtung des Reformzeitalters.

Übersicht.

In dem erhabenen Reiche der Dichtkunst, soweit es den von uns zu schildernden Zeitraum mit seinen Klängen erfüllt, lassen wir die fünf daran bauenden Völker Westeuropa's (oben S. 298) in derjenigen Weise aufeinanderfolgen, wie sie durch die Art ihrer Betheiligung im Verhältniß zu den Entwickelungstufen der menschlichen Kultur gegeben ist. Wir können nämlich drei Gruppen von Völkern unterscheiden, von denen im Reformzeitalter die eine in ihrem dichterischen Schaffen nach der Vergangenheit zurück und eine andere nach der Zukunft voraus schaute, während eine zwischen beiden in der Mitte stehende sich an der Gegenwart genügen ließ.

Die erste dieser Gruppen, der Zeit nach, bewegt sich im Gesichtskreise vergangener Kulturstufen, indem sie theilweise die dichterische Wirksamkeit derselben nachahmt, theilweise aber das Leben und Treiben derselben im Allgemeinen zum Gegenstande dichterisch geformten Stoffes wählt. Das erstere ist vorzugsweise der Fall bei den Franzosen, das letztere bei den Deutschen, doch nicht ohne daß jedes der beiden Völker auch an der bevorzugten poetischen Richtung des andern theilnimmt. Genauer betrachtet, widmeten sich die Franzosen im Reformzeitalter und sogar noch in dem auf dasselbe folgenden der „Aufklärung" einer weitgehenden, durch einseitige Ausbeutung des Humanismus veranlaßten Nachahmung der Erzeugnisse des klassischen Altertums. Nur ein Name von hoher Bedeutung, der zwar ebenfalls auf klassischer Bildung beruht, geht seine eigenen Wege, indem er seine Richtung auf satirische Verspottung der Zustände des Mittelalters nimmt, — Rabelais. Diese

letztere Richtung ist dagegen die vorwiegende bei den damaligen Deutschen, bei welchen ihr ein Brant, Murner und Fischart huldigen, während zugleich in den „Gehrenden" und den „Meistersängern" die Dichtkunst nach Form und Stoff des Mittelalters allmälig ausklingt.

Die zweite Gruppe folgt einer Richtung, welche in dieser Art und Weise weder vorher noch nachher die dichterischen Geister erfüllte. Es gehört hierher nur eine Nation, die italienische, mit dem von ihr gepflegten romantischen Heldengedichte. Zwar beruhte dasselbe dem Stoffe nach zuerst auf einer Verbindung der antiken Mythologie mit dem französischen Roman des Mittelalters; aber die Form ist ein Eigentum der Italiener des sechszehnten Jahrhunderts, welche zuletzt auch selbstgefundene Stoffe in dieselbe einkleideten.

Die dritte Gruppe endlich umfaßt diejenigen Völker, welche im Reformzeitalter aus eigener Kraft einen Weg durch das Reich der Poesie fanden, den ihnen keine frühere Zeit und kein früheres Volk gewiesen. Es sind dies die Spanier und die Engländer, und das Geschenk, das sie der Weltkultur darbrachten, war die nationale Bühne, zwar allerdings ein Kind der Kirchenbühne des Mittelalters, aber ein vollständig von dieser Mutter losgelöstes, auf eigene Füße gestelltes. Im katholischen Spanien zwar theilte das nationale Drama in dem darzustellenden Zeitalter die Herrschaft noch mit dem kirchlichen; im protestantischen England aber schwand letzteres spurlos dahin. Mit dieser Form der Dichtung blickten die beiden genannten Völker in eine ferne Zukunft, welche, jetzt zur Gegenwart geworden, allerdings mehr der englischen Auffassung nationaler Dramatik huldigt, aber auch theilweise der spanischen noch Gerechtigkeit widerfahren läßt. Was indessen die englische Bühne vor der spanischen voraus hat, den freien, an keine religiöse Schranke gebundenen Geist des Schönen, das ersetzt die spanische Literatur durch den gleichzeitig von ihr der Menschheit geschenkten genialen Tendenzroman, mit dessen Schöpfung und bis auf die Form ächt dramatischer Haltung und Wirkung ein Cervantes an eines Calderon Seite steht, um einem Shakespeare die Stange zu halten.

Diese Gruppirung der Völker nach den Hauptmomenten ihrer dichterischen Thätigkeit schließt jedoch ein noch manigfacheres Zusammentreffen von Formen der Dichtung, als es hier skizzirt worden, keineswegs aus. So lebte das satirische Element nicht nur in den genannten Franzosen und Deutschen, sondern auch im Epos eines Ariosto, im Roman eines Cervantes und im Drama des großen Briten. Das romantische Epos wanderte auch nach der iberischen Halbinsel und mit einem Ercilla und Camoens sogar nach beiden Ufern des Stillen Oceans, also beinahe um die Erde, wie mit dem Briten Spenser in fantastisch erfundene Welten. Das Theater dagegen hat in unserer Periode bei keiner andern Nation, als bei denjenigen, welche damals neue Welten entdeckten, eroberten und

besiedelten, zu Hause aber die schärfsten politisch-religiösen Gegensätze zur Geltung kommen ließen, also in jeder Beziehung das bewegteste Leben aufzuweisen hatten, — solche Blüten getrieben, die noch in ferner Zukunft Lebensfähigkeit an den Tag legten.

Erster Abschnitt.

Die französische Poesie.

A. Die volkstümliche Dichtung.

Der Anbruch einer neuen Zeit im Leben der französischen Nationalliteratur fällt zusammen mit dem Untergang einer abgesonderten provençalischen Dichterwelt, die während des Mittelalters den Süden Frankreichs belebt und beherrscht hatte (Bd. III. S. 371 ff.) und mit ihrem Aufgehen in den literarischen Bestrebungen Nordfrankreichs. In ihrer Getrenntheit hatten beide Landes- und Volkstheile, die nördliche Langue d'oil und die südliche Langue d'oc, der mittelalterlichen Romantik gehuldigt, welche hier sich nicht abhalten ließ, gegen die verdorbene Kirche funkelnde Blitze zu schleudern, dort aber, nachdem sie der höfischen Poesie Deutschlands die Stoffe zu ihren Parcivals und Tristans geliefert, den Gipfelpunkt der Unnatur in dem fantastisch-verworrenen, beinahe indischen Gedicht-Ungeheuer des Roman de la Rose (dreizehntes Jahrhundert) erreichte.

Mit der Vereinigung ganz Frankreichs in ein einziges literarisches Gebiet ging das Erwachen des Humanismus in diesem Lande zu gleicher Zeit vor sich. So erhalten wir in dem von uns geschilderten Zeitalter zwei verschiedene Seiten der französischen Poesie; auf der einen Seite steht die nationale Dichtung, die sich der Romantik entwindet, auf der andern der Beginn der dem Volke fremd gegenüberstehenden Hof- und Gelehrtendichtung, — der Embryo der spätern Pseudo-Klassizität. Der ersten dieser beiden Seiten war aber nur kurzes Leben beschieden; mit einem glänzenden Meteor, dessen Name „Rabelais" hieß, blitzte sie auf, um dann für immer unterzugehen, während der andern Seite, einer blendend ausstaffirten, wattirten und geschminkten Lüge oder der Perücke auf dem usurpirten Kothurn ein nur zu langes Dasein blühen sollte.

Der französische Volkshumor war schon seit dem Mittelalter ein unbändiger loser Geselle, der sich über die empfindsamen Jeremiaden in den ritterlich-dogmatischen Dichtungen der höfischen Romantik lustig hüpfend hinwegsetzte. Es ist sprechend, daß er, was ihm in keinem Lande sonst gelang, sogar das Reich der Kirche mit ihren pompösen Ceremonien be-

herrschte. Frankreich war das Heimatland der Esels- und Narrenfeste (Bd. III. S. 190 f.). Diese Ausgeburten mittelalterlich-kirchlicher Selbstverspottung gebaren auch das Volksdrama, welches in Frankreich in die Abarten der Mystères (Darstellungen aus der biblischen Geschichte, ebend. S. 400 ff.), der Moralités (allegorische Schauspiele), der Farces (komische Scenen aus dem Volksleben) und der Sotties oder Sottises (Possen mit satirischer Tendenz) zerfiel. Diese Gattungen wurden von der Derbheit des Volkshumors zu solchen Anstößigkeiten und nicht nur Frivolitäten, sondern sogar Blasphemien fortgerissen, daß die Päpste sie verbieten mußten, freilich ohne Erfolg. Es wurde darin offen über die Jungfrauschaft Maria's gespottet, Heilige in den entwürdigendsten Situationen vorgeführt und sogar Gott Vater als altersschwacher Greis dargestellt, welcher schlief, während sein Sohn auf Erden gekreuzigt wurde.

Ebenso verband auch die lyrische Volkspoesie oft in einem und demselben Dichter die frömmsten und die ausgelassensten Produkte, so in Thibaut, Grafen von Champagne im dreizehnten Jahrhundert. Berühmt wurden die Volkslieder des Olivier Basselin im vierzehnten Jahrhundert, welche von seiner Heimat Val de Vire durch Korruption den Namen Vaudevilles erhielten, der später auf dramatische Stücke überging, in denen Couplets gesungen wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert glänzte als nationaler Dichter Franz Villon (geb. 1431, gest. ? —), ein wahrer Sohn des Volkes, im Leben und in der Sprache. Er war ein leichter, lärmender, ja lüderlichen Geselle, stets im Kriege mit der Polizei, und schrieb im Volksdialekte. Ein volkstümliches Gedicht, eine Schelmen-Iliade, die Repues franches, schildert seine Abenteuer. Für, wir wissen nicht welches Vergehen (es bedurfte damals nicht viel) zum Galgen verurteilt, rettete er sich unter dessen Balken durch Improvisation eines zugleich schalkhaften und rührenden Gedichtes. Darauf verbannt, aber aus Hunger wieder zum Diebe geworden, begnadigte ihn Ludwig XI. Villons Gedichte besingen das Leben und die Erinnerungen des Volkes, die Liebe und alle poetischen Gefühle. Er beklagt selbst sein Vagantenleben in ergreifender Weise:

Hé Dieu! Si j'eusse estudié
Au temps de ma jeunesse folle,
Et à bonnes moeurs dedié!
J'eusse maison et couche molle.
Mais quoy? Je fuyois l'escole
Comme fait le mauvais enfant;
En escrivant cette parolle,
A peu que le coeur ne me fend.

Es ist Feuer, Kraft und Lebensweisheit in seinen Versen, und er war der erste französische Dichter, der nicht mehr den Roman de la Rose nachahmte, sondern seine Stoffe aus dem Leben selbst schöpfte. — Im sechs-

zehnten und siebenzehnten Jahrhundert wurden die Liebeslieder des populärsten der französischen Könige, Heinrich IV., wahre Volkslieder.

Die Volksspiele sind indessen vergessen, — die Volkslieder größtentheils verklungen, und ein einziger Volksdichter, — ein wahrer Gegensatz zur Romantik, — hatte das Glück, unsterblich zu werden im Gedächtnisse der Nachwelt durch seinen überwältigenden und doch gewisse Schranken der Kunst beobachtenden Humor. Es ist der satirische Romandichter Franz Rabelais.

Bei Chinon im Jahre 1483 als Sohn eines Schenkwirtes geboren, ein ächtes Kind des Volkes, — wurde Rabelais im Benediktinerkloster Seuillé erzogen oder vielmehr aufgefüttert und stieg im Franziskanerkloster Fontenay-le-Comte, wo er sich mit den Sprachen von Hellas und Rom vertraut machte, zum Novizen und 1511 zum Priester auf. Durch einen seiner Mitmönche, den gebildeten Humanisten Pierre Amy, wurde er Korrespondent Budé's, des Beschützers der Wissenschaften in Frankreich und Freundes des großen Erasmus, und die Beiden studirten heimlich griechisch, was ihnen bei den bigotten Klosterherren den Verdacht der Ketzerei und die Konfiskation ihrer Klassiker zuzog. Die ernste Beschäftigung scheint indessen nicht auf die Dauer nach dem Geschmacke unseres angehenden Satirikers gewesen zu sein; denn bald finden wir ihn mit Amy entzweit und von Budé mit Vorwürfen bedacht, später aber im unterirdischen Verließe des Klosters eingesperrt, wovon die Gründe verschieden angegeben werden; sie stimmen aber darin überein, daß er sich arge Verhöhnungen des kirchlichen Kultes zu Schulden kommen ließ. Einflußreiche Freunde verschafften ihm die Freiheit und Papst Clemens VII. erlaubte ihm den Übertritt in den Benediktinerorden. Er machte indessen nur vom ersten Theile dieser Dispense Gebrauch, nämlich von dem Rechte, den Franziskanerorden zu verlassen, doch ohne dem andern beizutreten, wurde aber trotzdem in weltgeistlichem Gewande Sekretär des Bischofs von Maillezais. Er verbrachte seine Zeit mit satirischen und skeptischen Gedichten, wies aber die Zumutungen, welche ihm der damals in Poitou weilende Calvin machte, eine Säule seiner neuen Kirche zu werden, mit Ironie zurück. Ohne bisher viel gethan zu haben, bezog der alte Knabe mit zweiundvierzig Jahren die Universität Montpellier, um sich der Heilkunde zu widmen, und seine Schalkheit hinderte ihn nicht an fleißigem Studiren. Nach zwei Jahren war er bereits Prosektor zu Lyon und übte die neu aufkeimende Wissenschaft der Anatomie. Endlich aber gab ein komischer Vorfall die Veranlassung dazu her, daß der unbekannte Arzt zum berühmten Dichter wurde. Der Verleger seiner medizinischen Schriften beklagte sich über deren geringen Absatz. Um ihn zu entschädigen, begann Rabelais seine gewaltige Riesenchronik, von welcher, wie er selbst sagt, in zwei Monaten mehr Exemplare verkauft wurden, als von der Bibel in zehn Jahren! Es ist bezeichnend, daß der Bischof von Paris, Jean

du Bellay, ihn nach dem Erscheinen des ersten Theils (jetzt des zweiten) seines so gar nicht frommen Buches zu seinem Sekretär wählte und zweimal mit sich nach Rom nahm. Die Legende, welcher sich nicht nur Heilige, sondern selbst solche Kinder der Welt erfreuen, erzählt manchen drolligen Zug von seinem dortigen Aufenthalte. Zurückgekehrt und von seinem Gönner du Bellay 1546 mit einer Chorherrenstelle in St. Maur beschenkt, setzte er seinen komischen Roman fort. In demselben wußte sich seine mit so viel Schalkheit verbundene Klugheit wol gegen die Anklage als Ketzer zu schützen. Er sparte zwar keine Geißel gegen die Schwächen der Geistlichkeit; aber er hütete sich, ein Dogma anzugreifen; er vertheidigte das päpstliche System nicht, ebenso wenig aber die Reformation. Sein Standpunkt war in religiösen Dingen unbefangen, ähnlich etwa wie jener eines Erasmus und Pirkheimer; daher sympathisirten die Freunde der Wissenschaften, die vor Religionsstreit Ruhe haben wollten, mit ihm; die Dunkelmänner feindeten ihn an, so daß er vor ihnen nach Metz floh. Von dort zum dritten Male von Bellay mit nach Rom genommen, erlangte er die Gunst König Heinrich's II., und es gelang einflußreichen Freunden, ihm für seine Vergehen gegen die geistliche Zucht eine päpstliche Dispense, ja sogar eine unentgeltliche auszuwirken, und damit unerhörter Weise die Erlaubniß, die Arzneikunde auszuüben, bis zum Schneiden und Brennen, — nur ohne Belohnung. Der König gestattete sogar dem ungezogenen Liebling der Franzosen jener Zeit die Fortsetzung seiner Riesenchronik, — gegen welche das Parlament und die Sorbonne umsonst eiferten. Sie konnten aber nichts bewirken; denn in demselben Buche zog Rabelais auch über die Engherzigkeit Calvins und der damaligen Diesem unterthänigen Genfer, dieser Schreckbilder jedes guten Katholiken los! Er brachte seine späteren Jahre als Pfarrer zu Meudon zu, wo er wolthätig wirkte, als Vater der Armen und Lehrer der Unwissenden die Religion der „guten Leute“ übte, und 1553 starb (im gleichen Jahre wie Servet, — der ernste Forscher auf dem Scheiterhaufen, — der Schalk im Bette!), während die Welt sich um seine wahren Gesinnungen stritt, er aber — sie auslachte!

Rabelais konnte es zwar nicht verbergen, daß er ein Zögling der Humanisten war; sein Stil und seine Darstellungsweise, wo sie geordnet und ernst sind, verraten deutlich seine Bildung durch die Klassiker, und selbst seine Satire ist nicht ohne Anklänge an seinen Lieblingsschriftsteller Lucian. Der Geist aber, der durch seine Werke weht, ist ein selbständiger, es ist der Geist des französischen Volkshumors, — und dieser Geist machte Rabelais zum ersten Opponenten gegen die höfische Ritterromantik, zum ersten Vorläufer des Cervantes. Sein schriftstellerischer Zweck war die Verspottung und Verhöhnung aller Thorheiten seiner Zeit und alles Desjenigen was er für Thorheit hielt. Die Theologen, die Juristen, die Staatsmänner, die Ärzte, die scholastischen Philosophen, — Alle müssen

herhalten, wie die Verherrlicher eines erlogenen Rittertums. Und dies geschah in seinem einzigen Werke, welches wir oben als „Riesenchronik" bezeichneten, und in welchem er der Verweichlichung, Verschlechterung und Unnatur seiner Zeit eine naturwüchsige, derbsinnliche, aber den Nagel auf den Kopf treffende Riesenwelt entgegensetzte. Die Riesenchronik besteht aus fünf Büchern, von welchen das erste die „Thaten und Reden" des Riesen Gargantua, die vier übrigen diejenigen seines Sohnes Pantagruel enthalten*), — Namen der keltischen Volkssage, aber mit dem Geiste der „Renaissance" gesättigt. Das zweite Buch erschien zuerst (1532) pseudonym unter dem Namen „Alkofribas" **), dann das erste, als Ergänzung (1535) ***), und darauf die übrigen, mit königlicher Erlaubniß, unter seinem wahren Namen. Sie sind eine geniale Zusammenstellung der buntesten Abenteuer, wie sie nur eine originale, geistsprudelnde Fantasie erfinden kann. Für uns weniger mehr genießbar ist die groteske Schilderung des Lebens der Riesen unter sich, als diejenige ihres Zusammentreffens mit den gewöhnlichen Menschen. Die ergötzlichste Partie ist die Ankunft Gargantua's in Paris und seine Thaten bei der einfältigen entarteten Bevölkerung dieser Hauptstadt (peuple sot, badault et tant inepte de nature, qu'ung mulet avecque ses cymbales etc. assemblera plus de gents, que ne feroit ung bon prescheur Evangélicque). Gargantua ruht, ermüdet von dem Nachlaufen der Pariser, aus, indem er sich auf die Notredame-Kirche setzt und seinen Unmut dadurch an den Tag legt, daß er die Neugierigen durch eine That, die wir nicht näher bezeichnen wollen, in die Tausende an Zahl, ersäuft. Dann nimmt er die Glocken aus dem Münsterthurme und hängt sie seinem Pferde um den Hals, worauf die Pariser Universität ihr gelehrtestes Mitglied an der Spitze einer Deputation zu ihm sendet, um in einer die Scholastik und ihr schlechtes Latein trefflich persifflirenden Rede die Rückgabe der Glocken zu fordern. Der Riese wird durch dieselbe so gerührt, daß er nicht nur die Glocken herausgibt, sondern auch in Paris zu studiren beginnt, welche Beschäftigung indessen sehr vor derjenigen des Essens, Trinkens und Spielens zurücktritt. Durch einen Krieg seines Vaters Grandgousier wird er nach Hause gerufen und macht, während er den Sieg erficht, die Bekanntschaft eines originellen Mönches (einer treffenden Personifikation des mittelalterlichen Mönchtums in seiner komischen Derbheit), der ihm Beistand leistet, wofür ihm der Riese, da Jener es verschmäht, Abt zu werden,

*) Oeuvres de Maitre François Rabelais, publiées sous le titre de Faits et dits du géant Gargantua et de son fils Pantagruel etc. 6 tomes. Amsterdam chez Henri Bordesius MDCCXXV.

**) Pantagruel roi des Dipsodes, restitué à son naturel; avec ses faits et prouesses épouvantables, composé par feu Mr. A., abstracteur de quintessence.

***) La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quintessence.

aus Dankbarkeit das Kloster Thelema baut; während die alten Klöster nur „schielende, hinkende, bucklige, häßliche, krüppelhafte, verrückte, verbrecherische Männer oder Frauen" enthielten, soll das neue die besten und schönsten Menschen beider Geschlechter aufnehmen. Gelübde werden nicht gefordert; man kann ein- und austreten, wann man will, lebt der Freude, Liebe, Kunst und Wissenschaft. Eine herrliche Bibliothek krönt das Werk, — eine Kirche aber fehlt und die Klosterregel heißt: „Fay ce que vouldras!" So verliert sich der Satiriker, seine Schalkheit vergessend, mit sichtlicher Vorliebe, von feuriger Fantasie und glühendem Herzen hingerissen, in ein verschwenderisch ausgemaltes Utopien, welches sich in seiner Vorurteilslosigkeit weit besser zu einem profetischen Bilde der Zukunft eignet, als dasjenige des noch in manchem dumpfen Wahne befangenen Thomas More. Dies der Inhalt des interessantern Gargantua; Pantagruel ist zwar nicht arm an treffenden und geistreichen Stellen, besonders gegen die kirchliche Hierarchie, ohne die Päpste selbst zu schonen, wie auch das dem Verfasser feindselige Pariser Parlament mit seinem Justiz-Schlendrian und seiner blutigen Willkür herhalten muß; allein den Hauptinhalt bilden die Münchhauseniaden P a n u r g ' s, des gewandten Begleiters jenes Riesensohnes, der sich bei ihm durch das Sprechen aller dem Verfasser bekannten Sprachen einführt und mit ihm die tollsten Abenteuer besteht, die mit der humoristischen Wallfahrt zum „Orakel der göttlichen Flasche" (Dive bouteille) schließen und mit den geheimnißvollen Offenbarungen ihrer Priesterin Bacbuc, welche die Gläubigen zu dithyrambischen Dichtungen begeistern, welcher Ausgang höchst bezeichnend ist für den Dichter, der diesem Orakel leidenschaftlich ergeben war und viele beinahe unverständliche Stellen seines Werkes im Dienste desselben geschrieben zu haben scheint. Doch ist dasselbe nicht blos materiell, sondern auch philosophisch als „Rückkehr zur Natur" zu fassen. In P a n t a g r u e l sehen wir, was die Hauptcharaktere der Riesenchronik betrifft, die Personifikation des hochgeborenen, zufriedenen, in P a n u r g diejenige des um seine Existenz kämpfenden, sich emporschwingenden Menschen. Es ist eine jener allegorischen Zusammenstellungen, wie sie sich im leichtlebigen französischen Volksgeiste bildete, der sich weder zu dem tief psychologischen Gegensatze eines Don Quijote und Sancho Pansa, noch zu dem ethisch-religiösen eines Faust und Mephistopheles zu erheben vermochte.

In seinem Werke ließ Rabelais so ausschließlich die Einbildungskraft walten, daß er oft die riesenhafte Größe seiner Helden vergaß und sie mit gewöhnlichen Menschenkindern zu einer und derselben Thüre eintreten ließ. Die superkluge Kritik deutungsüchtiger Gelehrten hat sich trotzdem Mühe gegeben, aus dieser Riesenchronik, deren Schöpfung so wenig mit dem berechnenden Verstande zu schaffen hat, allerlei Auslegungen herauszudifteln. Man stritt sich, ob unter Gargantua König Franz I., unter Pantagruel sein Sohn Heinrich II., oder andere bedeu-

tende Männer jener Zeit verstanden seien und suchte die kleinsten Einzelheiten durch Thaten derselben zu erklären und darin einen angeblich verborgenen Sinn zu entdecken. Die Mühe ist vergeblich, und der gute Rabelais hätte sicher mitleidig gelächelt, wenn man sie sich zur Zeit seines Lebens genommen hätte. Sein Zweck war einzig, wie er in einigen der zahlreichen eingestreuten Verse sagt:

Qu'il m'est advis que voy ung Democrite
Riant les faicts de nostre vie humaine.
Or persevere, et si n'en as merite
En ces bas lieux: l'auras en hault dommaine!

So wurde in Rabelais die mutwilligste Komik stets durch einen trostvollen Blick auf die höchsten Ideale der Menschheit verklärt. Treffend stellt ein französischer Literarhistoriker, Nisard, die drei berühmtesten Schriftsteller seiner Nation im Reformationszeitalter in der Weise nebeneinander, daß er ungefähr sagt, Rabelais habe sich von der Fantasie, Calvin aber von der theologischen Polemik hinreißen lassen, Montaigne dagegen ruhig und unbefangen das Treiben der Menschen beobachtet. Calvin opferte den Menschen dem orthodoxen Himmel, Rabelais einer selbstgemachten Ideenwelt, Montaigne dem irdischen Leben. Der Erste, ein Tragiker, lebte in der Vergangenheit, der Zweite, ein Komiker, in der Zukunft, der Dritte, ein Indifferenter, in der Gegenwart. —

Rabelais hat schöpferisch auf die Sprache seines Volkes eingewirkt, und wenn er auch selbstgemachte Wortungeheuer, griechische und latinische, in dieselbe einführte, so hat die spätere Sprachentwickelung solche Ausschreitungen von selbst beseitigt und blos das Gute aus der unabsichtlichen Reform des Satirikers beibehalten. Der Geist der humoristischen Volksliteratur aber schwand mit Rabelais' Tode dahin und machte auf Jahrhunderte hinaus einer literarischen Hegemonie der „Gebildeten" Platz. Der Geist des Antiken, der für den Dichter der populären Riesenchronik blos Hilfsmittel gewesen, wurde für seine Zeitgenossen und Nachfolger in der französischen Literatur beinahe Selbstzweck, wenn auch in verdorbener und mißverstandener Art und Weise.

B. Die Hof- und Gelehrtendichtung.

Den Anstoß zu dieser Entwickelung der französischen Poesie gab die Wiederherstellung der Wissenschaften oder die „Renaissance", wie die Franzosen diese Epoche der Weltgeschichte schlechtweg nennen. Dieser Name ist wirklich bezeichnend für Frankreich; in Deutschland, Italien, England und Spanien war es nur der Geist des Altertums selbst, der wiederhergestellt wurde; auf die Nationalliteratur hatte die Erweckung desselben keinen oder wenig Einfluß; die nationale Dichtung entwickelte

sich in jenen Ländern selbständig und ohne sich auf gelehrte Forschungen zu stützen. In Frankreich dagegen wurde die Dichtung des sechszehnten bis achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings ein Kind der Wiedergeburt des klassischen Altertums, ohne dessen Einwirkung auch Rabelais, der sich noch die meiste Unabhängigkeit bewahrte, — wol schwerlich zum Dichter geworden wäre. Da nun aber der Geist einer frühern Zeit, bei den veränderten socialen, politischen und religiösen Verhältnissen, niemals ganz in eine spätere übergetragen werden kann, so wurde auch die Nachahmung der klassischen Literatur durch die Franzosen eine in sich hohle und unwahre Erscheinung. In ihrer Eitelkeit als „große Nation" betrachteten sich die Franzosen als die Nachfolger der Römer, als die rechtmäßigen Erben der Macht und des Ruhmes der Letzteren, und daher auch ihrer Bildung und Wissenschaft. Zur Anlehnung an den geistigen Horizont des Volkes und zu dessen Erhebung, Erweiterung und Veredlung waren die Gelehrten und Vornehmen zu hochmütig, und in ihrem Dünkel glaubten sie sich daher zu Fortsetzern der römischen und der von dieser in sich aufgenommenen griechischen Geistesthätigkeit berufen.

Dies ist indessen nicht so zu verstehen, als ob seit dem sechszehnten Jahrhundert alle französischen Dichter außer Rabelais absichtlich die alten Klassiker, und blos diese, nachgeahmt hätten. Diese Nachahmung wuchs allmälig und theilweise unabsichtlich aus dem poetischen Bedürfnisse hervor, welches der herrschende Zeitgeist modelte; aber sie war von Anfang an erkennbar und beherrschte die Poesie um so mehr, als deren Träger selbst, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, eifrige Studirende der alten Sprachen waren.

So war gleich die erste dichterische Kraft dieser Richtung eine Dame, — Margarete von Valois, die ältere Schwester König Franz I., geboren 1492, mit siebenzehn Jahren Gattin des Herzogs von Alençon, später Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, gestorben 1549. Sie las die griechischen und latinischen Klassiker und des Erasmus Werke in der Ursprache und lernte hebräisch, korrespondirte mit den Gelehrten ihrer Zeit und beschützte Dieselben, wenn sie der Reformation zugeneigt waren, gegen die Ketzergerichte, Kerker und Scheiterhaufen ihres Bruders oder verhalf ihnen zur Flucht. Ihre Gefühle waren religiös, aber duldsam, — sie gehörte zur Kirche der Erasmus und Rabelais, deren Wahlspruch war: leben und leben lassen, weshalb sie auch von der ketzersüchtigen Sorbonne in Untersuchung gezogen, doch ihres Standes wegen freigesprochen wurde. Ihr Hauptwerk ist „l'Heptameron ou l'histoire des Amants fortunés." Es ist eine dem Decamerone des Boccaccio nachgeahmte Novellensammlung, deren einzelne Stücke von Badegästen in den Pyrenäen, die sich vor einer Überschwemmung in ein Kloster geflüchtet haben, erzählt und denen noch Gespräche der Gesellschaft über ihren Inhalt beigefügt werden. Das Buch ist zart und anmutig geschrieben, von eleganter

Sprache, die sich von der heutigen wenig mehr unterscheidet, und der erste Herausgeber desselben, das erst nach dem Tode der Verfasserin erschien, charakterisirt es durch den Ausspruch, daß Margarete „se joue sur les actes de la vie humaine.“

In Margaretens Dienste trat 1518, auf Veranlassung ihres königlichen Bruders, der Dichter Clement Marot (geboren 1495 zu Cahors) und begann mit ihr einen geistigen Verkehr, den die geschäftige Fama zum Liebesverhältniß gestempelt hat. Marot führte außer der Leier auch das Schwert und wurde in der Schlacht bei Pavia mit seinem Könige gefangen. Aber er war Anhänger der neuen Lehre und wurde dafür als Ketzer in Chartres eingesperrt, nach seiner Freilassung trotz des Schutzes, den ihm der König angedeihen ließ, verfolgt und in die Verbannung getrieben, endlich aber aus Sehnsucht nach der Heimat 1536 in Lyon dazu gebracht, seinen Glauben abzuschwören und den alleinseligmachenden anzunehmen. Um seine Ketzerei abzubüßen, übersetzte er die Psalmen, deren Widmung der König annahm, die er aber auf Andringen der Sorbonne-Pfaffen bald verbot, worauf sie — von Marot in Genf vollendet, zum Kriegsgesange der Hugenoten wurden. Aus Genf vertrieben, starb er im Elend zu Turin 1544. Marots Leben und Dichtung haben viel Ähnliches mit denen Villons; auch er war ein Sohn des Volkes, oft gefangen und verfolgt, unverzagt im Unglück und trotzig den Bedrückern gegenüber; aber glänzendere Verhältnisse machten ihn zum Hofdichter. Er übersetzte Vergil und Ovid, ahmte Martial nach (das Griechische war ihm fremd), schrieb feurige Jugendgedichte, seit seiner Betheiligung an den Religionskämpfen aber nur noch schwache, von der „Blässe des Gedankens angekränkelte“ Verse, in denen er die Reformation in verunglückter Weise besang. Seine Sprache ist gebildet, fein und maßvoll; sorgfältig hütet sie sich vor starken Ausbrüchen der Leidenschaft. Das Beste leistete er in der Satire, doch war auch diese ohne Bitterkeit und wurde aufgewogen durch seine ebenso von Kriecherei sich fernhaltende Schmeichelei gegenüber dem König.

Marot war das Vorbild der nach seinem Tode auftretenden französischen Hofdichter. Unter ihnen ist zu nennen: Mellin de Saint-Gelais, der verweichlichte Almosenier des Königs Heinrich II., guter Katholik, aber Feind des Mönchswesens und der Allmacht Roms. Er war des Griechischen mächtig, ahmte die Alten aber auch die Italiener nach und führte das Sonett mit seinen süßlichen Galanterien in Frankreich ein. Diesen letztern Zug betrachteten andere Dichter als einen Abfall vom Prinzip der Renaissance, und traten, an ihrer Spitze Joachim du Bellay (1524 bis 1560), unter dem Namen der Brigade, später selbstgefällig der „Plejade“, zusammen. Sie verdammten sowol das Dichten in den alten Sprachen selbst, als dasjenige nach anderen Mustern als den Alten. Dies war das förmliche Programm der französischen so-

genannten Klassik, die von da an ihren Aufschwung nahm, nachdem sie bisher blos vorbereitet worden. Du Bellay's Worte fielen auf fruchttragenden Grund. Die Dichter rissen sich von da an um die Reste des klassischen Altertums, besangen mit Vorliebe römische Ruinen und gefielen sich in der Gesellschaft der olympischen Götter. Der hervorragendste unter ihnen wurde der schnell berühmte Pierre Ronsard (1524—1585), den sein Jahrhundert arg verhätschelte, mit schmeichelhaften Sagen umgab, mit Königen in Verwandtschaft brachte und dessen schon hundert Jahre später nicht mehr genießbare, ja „pitoyable“ gefundene Verse es in den Himmel erhob. Er schrieb Oden nach Pindar und Horaz, in denen er u. A. den Mörder Karl IX. ansang, und deren Verständniß er Denen absprach, welche die alten Sprachen nicht kannten, wie in den elenden Zeilen:

Les Français qui mes vers liront
S'ils ne sont et Grecs et Romains,
Au lieu de ce livre il' n'auront
Qu'un pesant faix entre les mains.

Saint-Gelais nannte Ronsard einen Pedanten, Rabelais machte sich über sein „Pindarisiren“ lustig, dessen er sich als „der Erste in Frankreich“ gerühmt hatte. Ronsard ging so weit, nach Analogie der griechischen Sprache neue französische Wörter bilden zu wollen, wie eauer von eau, fouer von feu, nourrit-vigne als Beiwort von Bacchus u. s. w. Er empfahl bezeichnender Weise in den Gedichten „une grande sonnerie et batterie“ und den öftern Gebrauch des Buchstabens R! Sein Hauptwerk war die „Françiade“, wie Scherr sagt: das erste „jener epischen Pfuscherwerke, welche eine so gähnende Langeweile ausdünsten.“

Ein etwas besserer Geschmack, auch mit Geist verbunden, jedoch derselben Schule wie die Obigen huldigend, wurde herrschend in Franz von Malherbe (1566—1628), der sich vor Allem hütete, in die Einseitigkeiten und Ausschweifungen der Ronsardianer zu verfallen. Er trat als Reformator der entarteten französischen Poesie auf und seine Verse sind wenigstens noch lesbar, was unter Anderm daher kommt, daß er die Nachahmung der Alten auf den Stoff beschränkte und diejenige der Form, die Ronsard in's Aschgraue getrieben hatte, verwarf. Jetzt erst wurden die Verse wieder französisch, statt gallo-griechisch, wie die Plejade gewollt hatte. Malherbe strebte nach Einheit der französischen Sprache im ganzen Reiche, indem er, in allzu großer Pedanterie, das Idiom, welches auf dem Platze Saint-Jean in Paris gesprochen wurde, als solches von ganz Frankreich empfahl, weil es dort den Veränderungen durch einströmende Einwanderung am wenigsten ausgesetzt war. Auch gab er der Poesie seines Volkes ein einheitliches Versmaß, das zwar schon vor ihm angewandt worden, aber nicht allgemein, von da an jedoch für die Franzosen charakteristisch wurde, den steifen und schleppenden Alexandriner.

Unter Malherbe's Nachfolgern, welche größtentheils der Erwähnung nicht wert sind, da sie keine Spur von Originalität oder Genie verraten, ragt allein der Reformator der französischen Satire, Mathurin Regnier (1573—1613) hervor, dessen Versen es nicht an „scharfer Beobachtungsgabe und schlagendem Witze“ fehlt, und der den damaligen Pseudoklassikern darum viel zu natürlich und zu wenig pedantisch war. Während diese Satire, wie z. B. namentlich die Satire Menippée, welche Pierre Pithou und mehrere andere Dichter gegen die katholische Ligue richteten (1594) und welche nicht wenig zum Siege Heinrichs IV. beitrug, — frisch in das faule Fleisch der damaligen sozialen und politischen Zustände einschnitt, flüchtete sich dagegen vor deren Unannehmlichkeiten die Idylle, indem sie sich zum matten Hirtengedichte abschwächte, in die geträumten Reiche einer niemals dagewesenen ideellen Welt und in eine durchaus unnatürliche sogenannte Natur. Unter ihren Pflegern war der bedeutendste Honoré d'Urfé (1567—1625), aus dessen Roman „Astrée“ blos der Name seines Helden Seladon, als sprichwörtliche Bezeichnung schmachtender Liebhaber, unsterblich geworden, der Rest aber — vergessen ist. Es war eine Verirrung des Geschmacks, wurzelnd in der Einbildung, daß verkleidete Herren und Damen des Hofes und der Salons Hirten und Hirtinnen vorstellen konnten, welcher Blödsinn damals nicht nur in Frankreich, sondern schon vorher in Italien und Spanien und später auch in Deutschland und England grassirte.

Dies waren die Vorläufer der eigentlichen Blütezeit französischer Pseudoklassik, welche in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fiel.

Zweiter Abschnitt.

Die deutsche Poesie.

A. Die Nachklänge des Mittelalters.

Im eigentlichen Mittelalter befand sich, nachdem die Blüte der Klöster mit dem zwölften Jahrhundert aufgehört, die deutsche Literatur in den Händen des Rittertums, das indessen lauter dem Charakter des eigenen Volkes keineswegs entsprechende Stoffe, ohne alle innere Begeisterung und Naturwahrheit, nach meist ausländischen Mustern bearbeitete, und dessen Triumfe daher nur erkünstelte und vorübergehende sein konnten. Die Kulturgeschichte des Mittelalters hat dies (Bd. III. S. 377 ff.) näher

nachgewiesen und begründet. Erst die Volksdichtung, dieses aus halbtausendjährigem Schlummer allmälig erwachende Dornröschen, machte die erlogenen, weil aller Empfänglichkeit für Naturschönheit baren Minne- und Lenz-Empfindeleien der Minnesinger verstummen, unter denen der einzige selbständig Fühlende und männlich Denkende, Walter von der Vogelweide, wie ein Fremder dasteht, daher auch mit dem eigentümlichen, frischen und kühnen Spruchdichter Vridank (Bd. III. S. 368) zusammengestellt werden darf. — Die Volksdichtung, die schon in diesen herrlichen Sprüchen eingewirkt hatte, untergrub ferner die verschwommenen, mystischen Artus- und Graldichtungen, die in Wolframs von Eschenbach Parcival ihren vielbewunderten und gedankenvollen, aber unklaren und ungesunden Gipfel erreichten, indem sie vorerst in dessen Gegenpol, in Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde, durch verklärte Sinnlichkeit schalkhaft hindurchguckte, darauf aber mit der gesunden, volkstümlichen Kost der Nibelunge-Not das künstliche Gebäude umstürzte. Diese volltönende deutsche Ilias ist es, die mit Gudrun (Bd. III. S. 365 ff.) ein an die Epen Homers erinnerndes Zweigestirn bildet, welchem die späteren kleineren Heldenlieder, wie Dietrichs Ahnen und Flucht, die Ravennaschlacht, Otnit und Wolfdietrich, Ecken Ausfahrt, der Rosengarten u. s. w. (ebd. S. 367) nicht von ferne vergleichbar sind. So erstand nach und nach eine deutsche Nationalliteratur, in deren wohnlichem, schlichtem Hause neben Anderen der auch auf Vridank's Schultern stehende Fabeldichter Ulrich Boner (ebd. S. 368) sich heimisch einrichten konnte. Die Poesie war nun zwar in den Schos des Volkes zurückgekehrt; allein die trostlosen politischen Zustände Deutschlands, die Verdorbenheit der Kirche, die Unwissenheit des Adels und die Versunkenheit des Bürgertums in das Jagen nach materiellem Erwerb, zwangen die Dichtkunst, nach jenem heldenhaften Anlaufe bald wieder in ein beschränkt bürgerliches, mehr praktisches als ideales Gewand zurückzukehren, und zwar gerade zu der Zeit, wo sie jenseits der Alpen in dem glorreichen toscanischen Trifolium des vierzehnten Jahrhunderts ihre Glanzzeit feierte. Die Periode des Humanismus, welche sogar diese Triumfe der italienischen Literatur unterbrechen konnte, mußte um so mehr in Deutschland, dessen Sprache den Gelehrten als eine barbarische galt, das einheimische Element niederdrücken, dessen literarische Äußerungen sich daher nach den verschiedenen Volks-Dialekten zersplitterten.

Die Kultur der deutschen Sprache machte somit in dem Zeitalter, von welchem unsere Darstellung handelt, wesentliche Rückschritte. Die prosaische Form überwog im Schrifttum, und selbst was Poesie sein wollte oder zu sein vorgab, lag im prosaischen Gedankenkreise befangen. Die städtische Bevölkerung, das Bürgertum, hatte die Erbschaft des Rittertums übernommen; den Dichtern aber, welche dieser Kreis lieferte, kam es blos auf die Form an, — wurde diese gewahrt, so fragte Niemand nach dem dichterischen Geiste. Die poetische Sprache der ritterlichen Sänger, so

unwahr und affektirt sie sein mochte, war doch fein, ja oft reizend und liebenswürdig gewesen; diejenige der dichterischen Handwerker und Krämer wurde, in Folge der rauhen und einförmigen Beschäftigung derselben, unbeholfen und plump, und so konnte sich auch die gezierte und verkünstelte Form, in welche man die alltäglichsten Gedanken brachte, nicht erhalten, sondern wurde selbst immer roher und gemeiner.

Die Träger der deutschen Dichtkunst in dieser ihrer Verfallzeit waren entweder Dichter von Gewerbe, auch „Gehrende" genannt, oder Meistersänger, — Erstere das eigentlich poetische, leichtlebige und vagabundirende, Letztere das seßhafte, solide, prosaische Element. Die Meistersänger, eigentlich mehr Sänger als Dichter, denen daher die Dichtung mehr der Tonkunst wegen als um ihrer selbst willen da war, suchten die Stifter ihrer Kunst unter den ritterlichen Minnesängern und sind als die bürgerliche Fortsetzung dieser adeligen Zunft zu betrachten. Mit ächt spießbürgerlicher, man könnte beinahe sagen chinesischer Gewissenhaftigkeit lebten sie ihrer „Kunst" nach gewissen Regeln, deren Inbegriff man die „Tabulatur" nannte und deren Befolgung ihre Vorsteher oder „Merker" streng beobachteten. Die Meistersänger bildeten in den verschiedenen Städten Schulen, hatten gleich den Zünften ihre Herbergen, wo sie sich versammelten, hielten „Festschulen" in den Kirchen ab und zerfielen in die fünf Grade der Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Ihre Sangweisen erhielten die barokſten und lächerlichsten Namen, z. B. die überkurtz Abend-Rötweis, die abgeschiedene Vielfraß-Weis, die geblümte Paradißweis, die fette Dachsweis u. s. w., und wer sich in den eng gezogenen Grenzen ihrer Tabulatur nicht wol fühlte, erhielt den Abschied. Es war eine geschmacklose Einpferchung der Kunst, und das höchste Ziel bestand in schulgerechter Reimerei. Indessen hatte der Meistergesang auch seine guten Seiten. Konnte doch der deutsche Handwerker, wenn er die Woche hindurch gearbeitet und Samstag Abends sein Schurzfell abgelegt, am Ruhetage mit seinem reichern Mitbürger als Gleichberechtigter in der Gesellschaft der „Liebhaber des deutschen Meistergesanges" zusammentreten, die geistigen Hobel- und Feilspäne von sich schütteln und sich als Sänger fühlen. Es war doch wenigstens der Versuch einer idealen Erhebung über das Alltägliche und bewahrte die theilnehmenden Jünglinge und Männer vor entehrenden Verirrungen.

In der deutschen Literatur des Reformationszeitalters ist vor Allem zwischen der Volks- und der Kunstdichtung zu unterscheiden. Die Freiheit in der Wahl des Stoffes hatte die natürliche Folge, daß erstere an Gehalt und Schwung die letztere bei Weitem überragte; denn sie war nicht, wie die Dichtungen der Meistersänger, an religiöse und christlich-moralische Gegenstände gebunden, noch wie jene der „Gehrenden" vom Wolgefallen der Großen abhängig; frei besang sie die Liebe und die Natur, und aus ihren vom Zopftum der zünftischen Dichtkunst geächteten

Werken ging später eine neue Blütezeit deutschen Singens und Sagens hervor.

Die einfachsten und ältesten Bestandtheile der Volksdichtung sind die **Volkslieder**. Leider ist uns nur ein kleiner Theil derselben aufbewahrt; das Vorhandene läßt aber auf den Reichtum und die Manigfaltigkeit des Ganzen schließen. Die Volkslieder blieben nicht, gleich den Minneliedern, bei einem und demselben ermüdenden Gegenstande stehen, sondern verbreiteten sich in unendlicher Vielseitigkeit über das ganze Gebiet menschlichen Thuns und Treibens. So trat denn neben der Liebe zum Weibe auch jene zum erquickenden Rebensafte, zum „edlen Waidwerk“, zur schönen Natur hervor. Als treffliches Beispiel geben wir einige Strophen aus damaligen Volkstrinkliedern (wie sie Fischart in seiner „Geschichtklitterung“ mittheilt):

Den liebsten Bulen, den ich hab,
der liegt beim Wirt im Keller;
er hat ein hölzins Röcklin an
und heißt der Muscateller.
Er hat mich nechten trunken g'macht,
und frölich diesen Tag vollbracht,
Drumb geb ich im ein gute Nacht.

Von diesem Bulen, den ich mein,
will ich dir bald eins bringen;
es ist der allerbeste Wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien Mut,
als durch sein Krafft und Eigenschafft;
nun grüß' ich dich, mein Rebensafft.

Wer hie mit mir will frölich sein,
das Glaß will ich im pringen;
wer trincken will den guten Wein,
der muß auch mit mir singen:
so trincken wir Alle
diesen Wein mit schalle.

Dieser Wein vor alle Wein
ist aller Wein ein Fürsten:
Trinck mein liebes Brüderlein,
so wird dich nimmer dürsten!

Wer aber nicht will frölich sein,
der soll nicht bei uns bleiben;
wir trincken drumb den guten Wein,
die sorgen zu vertreiben.
Drumb Bruder mein, ich bring dir das,
so vil vom Wein ist inn dem Glaß.

Je nach ihrem Inhalte oder nach dem Stande, von dessen Angehörigen sie gesungen wurden, gab es Vaterlands-, Liebes-, Natur-, Wander-, Trinklieder, — Handwerks-, Jäger-, Soldaten-, Reiter-, Studenten- und sogar Bettlerlieder, endlich außer den rein lyrischen Dichtungen auch Lieder, welche Begebenheiten besangen, theils aus dem Volksleben, theils aus der Geschichte. Es sind dies die Vorläufer der späteren Balladen und Romanzen, und unter ihnen, den wahren Goldkörnern der deutschen Dichtung, nehmen die Schlacht- und Heldenlieder der beiden äußersten Vorposten des deutschen Volkes im Süden und Norden, der Schweizer und der Ditmarsen, einen hervorragenden Rang ein. Einen komischen Anhang bilden die sogenannten Lügenmärchen. Es spricht aus den Volksliedern eine Wahrheit und eine Kraft, eine Frische und eine Innigkeit, die jetzt noch erquickt und labt und stets unübertroffen dastehen wird. Das ist denn auch der Grund, warum sie noch immer im Volke fortleben, und für einen Kunstdichter gibt es keinen schönern Lorbeer, als wenn seine Lieder, wie z. B. so manche Uhlands, in das Eigentum des Volkes übergehen und zu eigentlichen Volksliedern werden.

Wie das Volk seine Gefühle in die Volkslieder, so brachte es seine Gedanken, meist ebenfalls in poetischer Form, in die unter ihm so beliebten Sprüche und Reden, deren einfachste Form, die Sprichwörter und Bauernregeln, in Jedermanns Munde sind. Vridanks kühnes Salz fand noch immer seine Nachahmer, und die tiefsten sittlichen Wahrheiten wie die kühnsten Beurteilungen der herrschenden staatlichen und religiösen Zustände und damit verbundene volkstümliche Reformationsgedanken finden sich in den Volkssprüchen hingeworfen, besonders in der vollendetern Form der Präambeln (verdorben Priameln), welche nach einer Reihe treffender Bilder aus dem Leben eine praktische Nutzanwendung kurz andeuten und bald voll schalkhaften Mutwillens, bald voll beißender Kritik sind, wie z. B. das folgende Stück:

Welcher priester ist zu krank und zu alt,
der nicht het pabsts oder bischofs gwalt
der selten in den büechern liest,
und allweg gerne trunken ist,
und in der schrift ist übel gelert,
und an seinen sinnen ganz verkert,
und nie kein predigt het gethan,
und dazu war in des pabstes bann,
und an der beichte säß und schlief,
so man im beicht von sünden tief,
und nicht wüßt, was eine todsünde wer,
der wer nicht ein guter beichtiger.

Bewegte sich das Volk selbständig und eigentümlich, ja schöpferisch, in Dichtungsformen, welche ein unmittelbarer Ausdruck von Gefühlen und Gedanken sind und von ihrem Stoffe nicht abhangen, so konnte es sich

dagegen nicht zu selbstthätiger Schöpfung solcher Werke erheben, in welchen der leitende Gedanke in einer Reihe zusammenhängender Begebenheiten abgehandelt und kunstvoll ausgesponnen wird. Das Volk lebt von einem Tag auf den andern, es arbeitet nicht für die Zukunft, schafft nicht Werke für kommende Geschlechter oder denkt wenigstens nicht daran, daß seine Lieder und Sprüche sich eines dauernden Bestandes erfreuen könnten. Lyrische und didaktische Dichtungen kann daher das Volk hervorbringen, nicht aber epische und dramatische, weil solche Zeit und Kenntnisse voraussetzen, die dem Volke nicht vergönnt sind. Dagegen ist das Volk geneigt, solche größere durchdachte Dichtungen, wenn sie ihm mundgerecht und verständlich bearbeitet werden, aufzunehmen und mit Liebe zu pflegen, sie sich ganz zu eigen zu machen, und daraus entstehen die Volksbücher und die Volksspiele, — Werke, welche den Volkston getroffen haben und in ihrer ganzen Art aus dem Volke zu stammen scheinen, ja oft mit den Volksliedern und Volkssprüchen das gemein haben, daß ihre Verfasser unbekannt sind. Gegenstand solcher Volksbücher und Volksspiele sind denn naturgemäß oft Sagen und Geschichten, die sich im Volke aus nicht selten halb vergessenen Ereignissen durch Gedankenverbindung und Ausschmückung gebildet und erhalten haben und von irgend welchen gewandten Händen zusammengefügt werden.

Den ersten Anstoß zur Volksbücherliteratur gab die deutsche Heldensage, welche aus der Vermälung der deutschen Götter- und Heroenmythe mit den Stürmen der Völkerwanderung, dieser „Götternacht" des Heidentums, hervorgegangen ist. In den späteren Dichtungen, welche als schwache Epigonen des Nibelungenliedes erscheinen, ist es denn auch der sie durchdringende Volksliederton, der ihnen einigen Wert verleiht, wie im fünfzehnten Jahrhundert das Lied vom hörnenen Sigfrid (Bd. III. S. 63), das Hildebrandslied (ebd. S. 364) beweisen, ersteres eine kürzere, von christlichen Zuthaten wieder befreite Wiederholung der Nibelunge-Not, letzteres eine Wiedergeburt jenes „ältesten Denkmales deutscher Poesie", des altniederländischen Liedes von Hiltibraht und Hadhubrant. Eine bloße rohe und geistlose Zusammenstoppelung, ja Verstümmelung, ist Kaspar von der Roens sogenanntes kleines Heldenbuch, (ebd. S. 367), das in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt.

Die mythisch-historische Heldensage hatte sich nach und nach überlebt und vermochte der Nation kein Interesse mehr abzugewinnen, — war ja doch kein Geist mehr vorhanden, der sie in neue Bahnen weisen, für sie Begeisterung erwecken konnte. Es mußte zu neuen Stoffen gegriffen werden. Ein alter Gegenstand der unmittelbaren und unwillkürlichen Volksdichtung, unzweifelhaft noch älter als die Heldensage, war die Thiersage, ein Hauptmoment der ältesten Mythologie (Bd. III. S. 368). Der zur Zeit der „höfischen Dichtung" der Gral- und Minnesänger ganz vergessene Stoff lebt erst wieder am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf, wo

sich ja auf allen Gebieten menschlicher Bildung ein freierer und selbständigerer Geist zu regen begann. Wie Heinrich der Glicheſäre eine französische, so führte zu jener spätern Zeit der jülich'sche Hofmann Nikolaus Baumann, um sich für erlittene Hofintrigen zu rächen, die niederländische Bearbeitung Madoc's in Deutschland ein, und zwar in niederdeutscher Sprache unter dem Titel: Reineke Vos, wobei er großes poetisches Talent, sowie „geläuterten Geschmack und gesundes Urteil" an den Tag legte. Reineke ist „die bitterste Satire gegen die Geistlichkeit, gegen die von ihr anempfohlenen Werke der Scheinheiligkeit, gegen den Mißbrauch der wichtigsten Satzungen der Kirche, sowie zugleich gegen die Fürsten und die Nichtswürdigkeit der Höfe." Es ist ein in jeder Beziehung weit vorgeschrittenes Werk im Vergleich zu dem des Glicheſäre und eine der ersten oppositionellen Schriften, welche dem kirchlich-politischen Sturm am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vorangegangen sind. Der Inhalt ist durch Goethe allbekannt geworden.

Der blosen Unterhaltung ohne irgend welche Tendenz diente eine Menge weiterer Volksbücher, welche meist aus dem Französischen oder aus anderen romanischen Sprachen übertragen sind, so z. B. der hörnerne Sigfrid, der Herzog Ernst, die vier Haimonskinder, die schöne Melusina, Fortunatus, Äsops Fabeln, Hug Schapler (d. h. Hugo Capet), Griseldis, die schöne Magelone, Kaiser Octavianus, die geduldige Helena, Hirlanda aus Britannien, Genoveva. Indischen Ursprungs sind „die sieben weisen Meister", mittellatinischen Salomon und Markolf und die Gesta Romanorum. Alle aber, namentlich deshalb bemerkenswert, weil sie gegenüber der standesstolzen höfischen Dichtung die Gleichberechtigung der Stände zur Schau tragen, — werden an Bedeutsamkeit und an ächt deutschem Charakter und Ursprung weit übertroffen durch zwei Bücher, deren Stoffe die beiden Seiten des deutschen Volkscharakters, den grübelnden und den schalkhaften, trefflich illustriren, nämlich die Geschichte vom tragischen Volkshelden Faust und diejenige vom komischen Volkshelden Eulenspiegel, sowie durch einige andere, sich unwillkürlich um die genannten gruppirende Tendenzschriften.

Till Eulenspiegel war eine wirkliche Person, ein Bauernsohn aus dem Lande Braunschweig, welcher im vierzehnten Jahrhundert als aufgeweckter Landstreicher sein Wesen trieb. Seine Lebensgeschichte, nach und nach zusammengetragen, nicht ohne andere Werke theilweise zu plündern, und zuerst 1519 von Thomas Murner herausgegeben, ist eine Enkyklopädie des Humors, dessen Hauptwitz darin besteht, daß der Held alles ihm Aufgetragene nach dem blosen Wortlaute verrichtet und demzufolge verpfuscht. Es ist daher eine Verspottung des Buchstabenkultes und zeigt Denen, die nicht blind sind, wie einfältig, ja toll es ist, Aussprüche, die dem gesunden Menschenverstande bildlich erscheinen, wörtlich zu verstehen. Eulenspiegel ist das erste deutsche Buch, welches den damals so verachteten

Bauernstand gegenüber den bevorzugten Edeln und Städtern zur Geltung bringt und ihn die Lauge seines Spottes über seine Dränger ohne Unterschied des Standes ausgießen, Recht, Sitte, Religion, Wissenschaft und Alles, was sonst herrschte, erbarmungslos verhöhnen läßt. Mit beißendem Humor trat der Bauer auf, mit eisernem und feurigem verhängte er wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches Blut und Brand über das deutsche Reich und ging nach einer neuern Nibelungennot in neuer Knechtschaft unter.

Gleich Eulenspiegel war auch Doktor Faust, der Held des zuerst 1588 zu Frankfurt erschienenen Volksbuches, eine wirkliche Person, ein in mehreren gleichzeitigen Schriften erwähnter Nekromant, Chiromant und Astrolog, mit dem Vornamen Georg (in der Volkssage Johann, vielfach mit dem Buchdrucker Fust verwechselt, s. oben S. 77), dessen hauptsächlichstes Treiben in den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts fällt, und der das gelehrte Vagantentum, das „fahrende Schülertum" vertritt, wie sein Gegenfüßler Eulenspiegel das volkstümliche. Dem Humor des Letztern gegenüber, der sich über die ganze Welt lustig macht, dem kein Grübeln über schwierige Fragen schwere Stunden und schlaflose Nächte verursacht, diesem unverwüstlichen Realismus gegenüber stellt Faust den ganzen schmerz- und leidvollen Idealismus des deutschen Wesens dar, das rastlose Streben nach Erkenntniß der Ursachen des Seins, das kein Opfer scheut, das „verschleierte Bild" zu enthüllen und eher sich selbst zum Opfer bringt, eher sich mit seinem Blute den bösen Geistern verschreibt, um zu erreichen, was ihm die guten Geister nicht bieten können, — als daß er sich bequemte, ferner einer ungewissen Zukunft entgegen zu lungern. An dem in diesem Unternehmen liegenden Widerspruche, an der Unmöglichkeit, Gutes durch schlechte Mittel zu erzielen, Wahres vom Geiste der Lüge zu erfahren, geht denn natürlich der Idealist zu Grunde, und die in ihm betrogene Menschheit — weiß so wenig wie zuvor. Die Faustsage aber ist ein Problem der deutschen Dichter und Denker geblieben und hat, besonders in neuester Zeit, den Tiefsinnigsten derselben Veranlassung zu den herrlichsten Blüten des Gedankens geboten und Werke in's Leben gerufen, welche nicht ermangelten, den tiefgreifendsten Einfluß auf das ganze Leben und Treiben der Gegenwart auszuüben.

Diese beiden deutschen Charakterbücher haben auch ihre, wenn schon unabsichtlichen Gegenstücke erhalten. In denselben Zeiten der größten politisch-sozial-religiösen Erregung Deutschlands erschien neben Eulenspiegel, dem Buche des aktiven Humors, jenes des passiven: die Schildbürger, und neben Faust, dem Ausdrucke des aktiven Ringens nach Wahrheit, jenes des passiven Duldens um der Wahrheit willen: der ewige Jude.

Die „Schildbürger" sind eine Sammlung aller aus ganz Deutschland bekannten Züge eines gefoppten Spießbürgertums; sie verhöhnen die politische Zerrissenheit des Landes, in welchem unter dem Deckmantel

einer ohnmächtigen Reichseinheit die tollste „Kleinstaaterei“ blühte. Aller Hohn der Satire ist über den beschränkten und egoistischen Partikularismus ausgegossen, wie er sich damals namentlich in den Reichsstädten breit machte und kein anderes Vaterland kannte, als das, welches außerhalb der Mauern und Gräben von Schöppenstädt oder Krähwinkel aufhörte. Treffend und sinnvoll ist die Erzählung vom Untergange Schilda's und von der Zerstreuung seiner Bürger, die ihre Thorheit dann über das ganze Land verbreiten. Und wahrlich, — noch heute erzählt das Volk, bis in die höchsten Alpenthäler der Schweiz hinauf, von den Bewohnern gewisser hinter der Civilisation zurückgebliebener Städtchen und Dörfer ganz ähnliche Züge, wie von den Schildbürgern; namentlich spielt die Geschichte von dem Ochsen, den man an einem Stricke auf die Mauern hinauf zog, um das dort wachsende Gras abzufressen, ihn aber dabei erwürgte, — überall eine hervorragende Rolle.

Der „Ewige Jude“, von dessen Erscheinen in der nächsten Zeit nach Einführung der neuen Kirchenlehre zuerst Erzählungen auftauchten, stellt den Menschen dar, der ohne eigenen Antrieb, durch äußere Notwendigkeit rastlos nach Erkenntniß streben muß; er stellt die Pein dar, keine Ruhe zu finden, sondern leben zu müssen, bis das Ziel des menschlichen Ringens und Strebens (nach apokalyptischer Fantasie durch die Wiederkunft Christi) erfüllt ist. Der Gedanke ist großartig und bildet das Widerspiel zu Faust, indem die Nichtigkeit und für den Menschen selbst mit der Zeit zur Qual werdende Fruchtlosigkeit seines Ringens in erschütternder Weise anschaulich gemacht wird.

Eine wunderliche und sich selbst verspottende Zusammenwerfung von Eulenspiegel, Faust und Ahasver und mittels übertriebener Fantastereien eine zermalmende Kritik des Wunderglaubens und der Romantik bietet das Lügenmärchen des „Finkenritters“, dieses Vorgängers des spätern Münchhausen. Sammlungen unter sich nicht zusammenhängender Volkserzählungen, nach Art der italienischen Novellisten, brachten der „Rollwagen“, der „Wend-Unmut“ und andere.

Das deutsche Theater hatte vor dem Reformationszeitalter noch kein zuverlässig nachgewiesenes selbständiges Dasein; es war noch mit der Kirche verwachsen, einzig in deren Festen und Ceremonien vertreten, die sich zu „Mysterien“, d. h. dramatischen Darstellungen von Glaubensgeheimnissen gestalteten (s. B. III. S. 400 ff.). In den Passionsspielen, diesen noch jetzt, z. B. im bairischen Oberammergau vorkommenden ältesten Volks-Schaustücken, zeigt sich diese frühere Vereinigung von Kirche und Bühne deutlich genug. Was jedoch den dramatischen Charakter ausmacht, nach den Begriffen der Alten und den unsrigen, würde in diesen ältesten christlichen Schaustellungen umsonst gesucht werden. Sie unterschieden sich weder in der Form noch im Inhalte von epischen, erzählenden Gedichten, sofern solche wesentlich aus Gesprächen bestehen. Je mehr die Kirche sich

verweltlichte, je schlaffer der Glaube und je bunter die Formen, desto selbständiger wurden die dramatischen Aufführungen, und zwar namentlich einerseits durch die Einschiebung und stetsfortige Vermehrung komischer und satirischer Scenen, anderseits durch den zunehmenden Gebrauch der deutschen Sprache bei solchen Gelegenheiten. Es entstanden von den kirchlichen Gebräuchen unabhängige Oster- und Passionsspiele und diese wurden ein Zufluchtort der volkstümlichen Dichtung und eine Quelle der Opposition sowol gegen die unvolkstümliche höfische Dichtung, als gegen die einer Reformation bedürftigen Kirchenzustände.

Ob nun schon während oder gar vor der Entstehung der geistlichen Schauspiele weltliche solche existirt haben, ist eine Frage, welche wol kaum mehr entschieden werden kann. Jedenfalls sind uns keine Stücke dieser Art bekannt geworden, welche vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden, während auf der andern Seite die rohe ungebildete Form, in welcher sie erscheinen, nicht dafür spricht, daß sie sich aus den bereits ausgebildeten geistlichen Schaustücken entwickelt hätten. Sie heißen zu dieser Zeit „Fastnachtspiele“, bewegen sich meistens im Kreise des gewöhnlichsten, alltäglichsten Lebens und gefallen sich sehr häufig in den unanständigsten und gemeinsten Redensarten. Das erwähnenswerteste unter ihnen ist das Spiel vom Kaiser und vom Abt, welches den Stoff zur gleich betitelten Romanze Bürgers geliefert hat. Von ihnen unterscheiden sich vortheilhaft die direkter Weise aus dem geistlichen Schauspiele entstandenen Neujahrsstücke, von denen wir jedoch blos eines kennen, den „klugen Knecht“, der einer französischen Komödie nachgebildet ist.

Als die humanistische Bewegung überhand nahm, begannen die Gelehrten dramatische Werke des klassischen Altertums herauszugeben und zu übersetzen, auch nach deren Muster selbst deutsche Dramen zu schreiben. Die hierdurch verbreitete Bekanntschaft mit den ewig jungen Alten vermochte jedoch auf das Volksspiel nicht viel einzuwirken, welches demzufolge in seinem Inhalt und seiner Sprache wesentlich gleich roh blieb, sich auch durch die fast durchweg aus der Bibel geschöpften Stücke der Gelehrten nicht verdrängen ließ, vielmehr, namentlich in Folge der Wirksamkeit eines Hans Sachs, denselben während des sechszehnten Jahrhunderts den Rang ablief. Es entnahm seine Stoffe theils ebenfalls der Bibel, theils der Geschichte, theils den Volksbüchern. Auch ein Fortschritt blieb in der Entwickelung des Volksspieles nicht aus; doch offenbarte er sich erst gegen Ende des Jahrhunderts, als an die Stelle der bisher in den dramatischen Spielen auftretenden Bürger jedes Standes, eigentliche berufsmäßige Schauspieler traten, die man erst „niederländische“ und dann „englische Komödianten“ nannte, weil sie vorzugsweise Stücke englischen Ursprungs darstellten, d. h. Stücke aus dem Lande, wo sich eben die dramatische Poesie und Mimik in ächt nationalem und

zugleich künstlerischem Geiste zu entwickeln begann; auch unter den Schauspielern befanden sich wirkliche Landsleute Shakespeare's. Es ist bezeichnend, daß das stammverwandte englische Schauspiel auf das deutsche ungleich stärker und günstiger einwirkte, als das fremdartigere klassische. Die deutschen Stücke wurden gehaltvoller, ihre Entwickelung leidenschaftlicher und weniger steif und roh, die Charakteristik treffender, das Spiel lebhafter. Freilich begegnet uns unter den erhaltenen, von den „englischen Komödianten“ gespielten oder ihnen nachgeahmten Stücken keines der klassischen Shakespeare's, sondern nur dessen senecaisches Schauer- und Blut-Spektakel „Titus Andronicus“.

Das Talent der bei dieser Entwickelung des Dramas mitwirkenden Personen war jedoch ein so untergeordnetes, daß sich die darstellende Kunst Deutschlands zu keiner Blüte entwickeln konnte, wie im Vaterlande der „englischen Komödianten“, mithin, trotz manigfacher Verbesserungen, im Ganzen auf derselben rohen Stufe stehen blieb, auf der sie sich bis dahin befunden. Der Hauptgewinn aus den englischen Vorbildern war, bei diesem Mangel an leitenden Talenten und bei der fortdauernden Rohheit, die Entwickelung der sogenannten lustigen Person, des englischen Clown (bei den Italienern Arlequino), der bei den Deutschen den nationalen Namen Hans Wurst erhielt. Seine Rolle wurde in den Stücken biblischen und kirchlichen Inhalts, dem Volkshumor gemäß, durch die — Teufel übernommen (Bd. III. S. 401 f.), welche, ferne davon, dem gesunden Sinne des Volkes Furcht einzuflößen, vielmehr als gefoppte Dolmetscher seiner witzigen Laune dienen mußten. Diese fortdauernde Befangenheit des deutschen Dramas in Bildungslosigkeit und Plumpheit ließ denn auch dasselbe in der Folge eine Beute fremden verdorbenen Geschmackes werden und schob die Blüte desselben in ferne Jahrhunderte hinaus.

Nach dieser Übersicht der Volksdichtung wenden wir uns zur Kunstdichtung und betrachten in chronologischer Reihenfolge deren hervorragendste Träger.

Zu derselben Zeit, da jenseits der Alpen ein Petrarca und Boccaccio ihre vernichtende Kritik am Papsttum und an dessen damaliger Zerrissenheit und Verworfenheit (während des avignonischen Schisma) übten, trug auch die deutsche Erde scharfe und ernste Tadler sittlicher Flecken der Zeit. Unter denselben treten im vierzehnten Jahrhundert hervor die beiden einander eng befreundeten Österreicher Heinrich der Teichner und Peter der Suchenwirt, Letzterer, der Jüngere, von seiner unsteten Lebensweise so genannt. Ihre Gedichte bestanden in moralisirenden Sprüchen, welche besonders deshalb wichtig sind, weil in denselben die Unsitten und Schwächen ihrer Zeit, namentlich des Junkertums und der Geistlichkeit, gegeißelt werden. Wir erfahren daraus, wie grundverdorben diese beiden damals die Welt beherrschenden Stände waren. Die Ritter werden ver-

spottet um der in ihren Gedichten zur Schau getragenen falschen Anschauung von der Liebe willen, sowie daß sie, statt den Armen und Unterdrückten beizustehen, wie ihre Pflicht wäre, stechen und turniren und in der Ferne, bei den Heiden in Preußen, nach unnützen Lorbeeren streben; ihre Söhne wachsen, sagen die genannten Dichter, ohne Erziehung und Bildung auf und suchen in reichen Ehen blose Befriedigung ihrer Habsucht; Heuchelei sind bei ihnen Tapferkeit, Redlichkeit, Bescheidenheit, Achtung der Frauen; von Allem üben sie das Gegentheil. An die Fürsten und zwar gerade an seine heimatlichen Herzoge, fügt Suchenwirt die offenherzige und furchtlose Ermahnung bei, gute Ratgeber zu wählen und das Volk nicht mit Steuern zu drücken, sondern altes Recht und Herkommen zu achten. Beide Dichter schildern den Klerus in grauenhafter Weise. Es wird ihm vorgehalten, daß die „Pfaffen" beide Schwerter handhaben wollen, das geistliche, wie das weltliche, wie sie dabei spielen und sich raufen, „ludern" und schwören. Der Unterschied der beiden Sänger liegt namentlich darin, daß der Teichner an einer Verbesserung des Rittertums verzweifelt, der Suchenwirt aber, der als fahrender „Wappendichter" von den Junkern abhängiger war, stets noch an einen Aufschwung des von ihm als Stand hochgehaltenen Adels glaubte. Im fünfzehnten Jahrhundert schloß sich ihnen Hans Vintler an, der in seinem „Buche der Tugend" seine Pfeile besonders gegen den Luxus in der Kleidung, sowie gegen den grassirenden Aberglauben aller Art, Zauberei, Wahrsagerei, Traumdeuterei u. s. w. richtet.

Unter den gleichzeitigen Liederdichtern, welche den Übergang von der Minnesingerei zum Meistergesange anbahnten, finden wir als erste sogenannte, „Gehrende" den „Suchensinn" und den „Muscatblüt", ohne Zweifel Dichternamen, deren Träger uns unbekannt sind. Noch stecken sie innerhalb des Schwulstes der Minnesinger, übertreffen jedoch Diese, der Erste durch seine würdigere Beurteilung der Frauen, nach ihrer Tugend statt blos nach ihren Reizen, der Zweite durch seine Freude an der Natur, ob welcher seine wahren Gesinnungen ungeschminkt hervorbrechen. Den Angriffen der bürgerlichen Dichter auf die höfische Poesie gegenüber suchten adelige Sänger, wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, die letztere wieder zu beleben, zwar nicht ohne Talent, aber mit geringem Erfolge. Als geistlicher Dichter ragte Heinrich von Laufenberg hervor. Eine eigentümliche Erscheinung bietet in der reformlustigen Zeit der die Fürsten anschmeichelnde, allem Fortschritt und aller Volksfreiheit abgeneigte und dabei überdies talent- und geschmacklose Dichter Michael Behaim.

Ein dichterisches Universalgenie begegnet uns im fünfzehnten Jahrhundert in dem vielseitigen Meistersänger Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer (Schwätzer?). Als lyrischer Dichter that er sich hervor durch seine Trinklieder. Als Epiker geißelte er in seinen poetischen Er-

zählungen vom bürgerlichen Standpunkte die Hoffart und Tyrannei der Fürsten, die Entartung des Adels, die Sittenlosigkeit der Geistlichen, unter denen er nicht einmal den Papst schont, und besang die Freiheit und die Vorzüge seiner reichsfreien Vaterstadt Nürnberg, und ihre mit Hilfe der Schweizer erfochtenen Siege über das gegen sie verbündete Fürstenheer. Endlich bethätigte er sich auch als Dramatiker und übte in seinen Fastnachtspielen und Schwänken eine ebenso vernichtende, ja oft noch kühnere Kritik der jene Zeit befleckenden Übelstände in Staat und Kirche, wobei die vielfach gebrauchte unanständige und leichtfertige Redeweise nicht im Stande ist, sein warmes Gefühl für Recht, Freiheit und Wahrheit zu übertäuben; seine Werke stempeln daher Rosenplüt zu einem der bedeutendsten Vorkämpfer der Reformation.

Seine Kriegslieder erinnern an die ihn weit übertreffenden schweizerischen Schlachtliederdichter, von welchen Hans Ower die Schlacht bei Ragaz, Hans Viol diejenigen bei Grandson, Murten und Giornico und Hans Halbsuter nach einem ältern kürzern Liede in einem ausführlichern die Schlacht vor Sempach besang, — die älteste Schrift, in welcher Winkelrieds That unter dessen Namen erzählt ist. Alle drei waren Luzerner. In der Wahl seiner Stoffe ihnen verwandt war Veit Weber, gebürtig aus Freiburg im Breisgau, aber durch Lebensart und Gesinnung Schweizer; er focht die Schlachten des Burgunderkrieges mit und errichtete in seinen Liedern namentlich jener bei Murten ein unsterbliches Denkmal.

Ein unter den Erzeugnissen und bei dem herrschenden Geschmacke der Zeit ganz ungewöhnliches Produkt ist das mit ächt poetischer Reinheit und Wahrheit in's Leben gerufene Gedicht von dem „Ritter von Staufenberg", dessen Liebe zu einem rätselhaften Frauenbilde und durch seine erzwungene Untreue hervorgerufener früher Tod geschildert werden. Leider ist der Verfasser unbekannt geblieben. Nicht viel mehr, nämlich den bloßen Namen (Philipp Frankfurter) wissen wir von dem Dichter des „Pfaffen von Kalenberg", der Lebensgeschichte eines unwürdigen, gewissenlosen und lasterhaften Geistlichen, dichterisch ohne Wert, aber von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Als besserer epischer Dichter, wenn auch den Ritter von Staufenberg und den Reineke Vos nicht erreichend, erscheint Hans vom Bühel oder der Büheler, dessen „Königstochter aus Frankreich" einen märchenhaften Charakter trägt, während seine poetische Bearbeitung des Volksbuches von den sieben weisen Meistern seinen Namen berühmter machte. Ein weit bedeutenderes episches Talent verriet indessen Heinrich Wittenweiler, der es aber in dem komischen Gedichte „der Ring" (lebensvolle Schilderung einer Bauernhochzeit und ihrer Folgen) zu unbilliger und leidenschaftlicher Verhöhnung des Bauernstandes mißbrauchte. Der Glanzpunkt desselben ist die Darstellung eines Krieges zwischen den Bewohnern zweier feindlicher Dörfer.

Die genannten Dichter bilden den Übergang aus der Ritterzeit des Mittelalters in die Periode der Reformation; theils enthalten sie Nachklänge jener, theils Vorahnungen und Vorbereitungen dieser. Während sie indessen dem von ihnen gewählten Stoffe mehr Aufmerksamkeit widmeten als der von ihnen oft vernachlässigten Form, — erwarben sich desto mehr Verdienste um die Kultur der deutschen Sprache die damaligen Übersetzer prosaischer Stücke aus dem Griechischen, Latinischen und Italienischen, der Schweizer Niklas von Wyle aus Bremgarten und der Schwabe Heinrich Steinhöwel aus Weil, Letzterer besonders durch seine vielverbreiteten und zum Volksbuche gewordenen Fabeln Äsops.

Den Schlußstein aller Nachklänge der Ritterpoesie bildet endlich jenes Gedicht, welches den sogenannten „letzten Ritter" zum Helden hat, den Mann, der, bereits rings von den Stürmen einer neuen Zeit, einer Auflösung des bestehenden Systems der Vorrechte umbraust, umsonst diesen zu widerstehen und das zerfallende alte Reich mit unzulänglichen Kräften und ungeeigneten Mitteln zu stützen, ja den Schatten desselben mit den Flittern alter Herrlichkeit auszustatten strebte und in diesen Versuchen tragisch scheiterte. Die Gestalt dieses Helden erweckt um so mehr Interesse, als er selbst der Verfasser, wenn auch nicht der Ausarbeiter, des Gedichtes zu sein scheint, welches die Scheidewand zweier Zeitalter der Politik und der Kultur, der Religion und der Literatur bildet. Wir sprechen vom Kaiser Maximilian I., welcher in dem zu Nürnberg, in demselben Jahre, als Luther seine Thesen anschlug (1517), in damals ungewohnter Prachtausgabe mit Holzschnitten eines Schülers des großen Albrecht Dürer erschienenen epischen Gedichte „Theuerdank" in allegorischer Form sein eigenes Leben schilderte und so durch das Gewicht seiner Persönlichkeit einem an sich ganz wertlosen Werke eine vorübergehende große Bedeutung zu verleihen vermochte. Das von des Kaisers Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgearbeitete Gedicht ist eben so langweilig und einförmig, wie die Perspektive in den Abbildungen schauderhaft, — und das Nämliche gilt von dem ihm vorangehenden „Weißkunig" (1514), den ebenfalls Max entwarf, aber sein Geheimschreiber Marx Treizsauerwein ausführte; das Buch enthält die Geschichte des Kaisers und seines Vaters, wurde jedoch erst 1795 gedruckt.

B. Die Dichtung der Reformationszeit.

Aller Rückblick in alte, unwiederbringlich verlorene und für den Fortschritt der Bildung nutzlos dahingegangene Zeiten war endlich glücklich überwunden; es begann ein Kampf um die Geltendmachung neuer Ideen, ein Kampf, in welchem sich von beiden Seiten tüchtige Kräfte maßen, von Seite der bestehenden Einrichtungen in Staat und Kirche und von Seite

neuer, an die Stelle derselben zu setzender Zustände. In diesem Kampfe spielte nun, wie jede menschliche Geistesthätigkeit, so auch die Literatur ihre bedeutende Rolle und erregte bald solches Aufsehen, daß sich der für die Macht seines Trones so sehr besorgte Kaiser Karl V. im Jahre 1530 am Reichstage zu Augsburg veranlaßt fand, zu verordnen, daß alle Fürsten und Stände des Reiches in allen Druckereien mit „ernstem Fleiß Fürsehung thuen" sollten, daß „hinfürter nichts Neues und sonderlich Schmähschriften, Gemälde, weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feilgehabt werden, es sei denn zuvor durch geistliche oder weltliche Obrigkeit ꝛc. besichtigt, des Druckers Namen und der Druckort beigesetzt, und im Falle des Ermangelns solle der Druck und Verkauf nicht gestattet werden, bei Strafe an Leib und Gut." Das war die erste deutsche Preßknebelung. — Der Natur der Sache gemäß mußte die in dem Kampfe zwischen Autorität und Forschung in's Feld geführte Literatur, da es sich um Belehrung für und wider handelte, wesentlich eine lehrhafte sein; da aber die Zustände der Kirche vor dem Beginne der Bewegung, wie bereits vielfach nachgewiesen, solche waren, die durch keinerlei irgend stichhaltige Gründe gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt werden konnten, so treffen wir unter den Trägern der angedeuteten Literatur keinen Einzigen, der es gewagt hätte, jenen unhaltbaren alten Schlendrian, so wie er war, zu vertheidigen und seine Fortdauer zu verfechten. Die Kämpfer beider Seiten sind vielmehr von vorne herein Opponenten gegen das alte System; nur ließen sich die Einen, gleich dem großen Erasmus, durch den Verlauf der Bewegung von ihrer Opposition, die nur einen reformatorischen, das Bestehende verbessernden, keinen revolutionären, es trennenden Zweck gehabt, zurückschrecken und traten daher Jenen entgegen, welche sich kühn in den Strom hineinwarfen wo er am tiefsten war und mit ihm schwammen.

Unter den Kämpfern der ersten Art, welche selbst durch ihre Befehdung der vorhandenen Mißbräuche die Ereignisse herbeiführen halfen, die ihnen nachher ein Gräuel waren, treffen wir gleich zwei geistvolle Satiriker, Sebastian Brant und Thomas Murner.

Sebastian Brant (1458—1521), ein Rechtsgelehrter zu Straßburg und Stadtschreiber seiner Vaterstadt, auch Kaiser Maximilians Rat und Pfalzgraf, ließ sich durch den Humanismus, dem er mit Leib und Seele ergeben war, ungleich so vielen anderen Vertretern desselben, nicht abhalten, der Literatur des Vaterlandes seine Dienste zu weihen. Sein Hauptwerk ist das Narrenschiff, auch der Narrenspiegel genannt, das als deutsch-poetisches Seitenstück zum latinisch-prosaischen Lobe der Narrheit des Erasmus dieselben Dinge, welche letzteres Werk ironisch pries, ehrlich und offen angriff; es erschien zuerst 1494, erlebte bis 1512 zehn Auflagen, wurde bald in das Latinische und mehrere lebende Sprachen Europa's übersetzt und erfreute sich solchen Einflusses, daß es selbst

den Gegenstand der berühmtesten Predigten des großen Kanzelredners Geiler von Kaisersberg aus Schaffhausen (1450—1510) ausmachte. Der sehr zusammenhanglose und im Ganzen auch unpoetische Inhalt besteht aus einer Schilderung von „Narren" verschiedener Gattungen und ist vorzüglich gegen den Unglauben und Aberglauben gerichtet, welche sich damals in die Herrschaft der Kirche theilten. Die Tendenz des Buches ist daher eine asketisch-reformatorische. Brant zieht gegen die in der Kirche eingerissenen Übelstände schonunglos zu Felde, will aber jene in ihrer Macht und Herrlichkeit erhalten und in ihrem alten Glanze herstellen. Die religiösen Abschnitte sind jedoch nicht die einzigen; auch der Moral wird ein wesentlicher Platz eingeräumt und durch alle Lebensverhältnisse hindurch, sowie in allen Ständen, den verschiedenen Thorheiten der Menschen die wahre Weisheit entgegengestellt. Besondere Erwähnung verdienen die Stellen, welche von der Kindererziehung und von der Armut handeln, welch' letztere hoch gepriesen wird, während der Reichtum schlecht wegkommt. Daß der Dichter mit den bekämpften Mißbräuchen auch den Fortschritt zusammenwirft und sogar die Buchdruckerkunst und die Schulen verunglimpft, lehrt ihn als eine jener unentschiedenen Seelen kennen, welche wol überall Krankheiten entdecken, aber kein Heilmittel dafür anzugeben im Stande sind, und diese Unfähigkeit, den Fortschritt zu begreifen, schmerzt um so mehr, als Brant keineswegs in blinder Anbetung dogmatischer Autorität befangen war, sondern seine Kritik der menschlichen Schwächen auf die Vernunft gründete. Guter Wille und humane Denkweise zeichnen das Buch mehr aus als Eleganz der Sprache und Kunst der Anordnung des Stoffes, die ihm ganz fehlen. Der Verfasser hat auch seines Vorbildes Fridank Sprüche neu bearbeitet und herausgegeben, doch mit wenig Geschick. Die Ereignisse der Reformation brachen ihm das Herz.

Ein rüstigerer, aber von bedeutend weniger gutem Willen und desto mehr Bosheit erfüllter Kämpfer ist Brants Mitbürger und jüngerer Zeitgenosse Thomas Murner (1475 — um 1537), dessen wir bereits bei anderer Gelegenheit (oben S. 147) zu erwähnen und sein fleckenreiches Leben zu zeichnen hatten. Über die Gelehrsamkeit dieses deutschen Aretino sagte ein Zeitgenosse: er wisse von Vielem etwas, im Ganzen nichts, und seine zügellose Zunge setzte ihn als Prediger dem Haß und Spott der Menge aus. — Sein erstes deutsches Gedicht, offenbar durch Brants Narrenschiff veranlaßt, war die Narrenbeschwörung (1512 erschienen), die zwar in künstlerischer Beziehung über jenem Werke steht, von demselben aber höchst unvortheilhaft dadurch absticht, daß an die Stelle von Brants tiefem Schmerze über die herrschende Verdorbenheit und seiner milden Kampfesweise gegen dieselbe ein rücksichtloser, derber Hohn und ein zwar volkstümlicher, aber oft in's Gemeine spielender keker Übermut tritt. Brant griff nur die Laster im Allgemeinen an; Murner zieht die ihnen ergebenen Menschen in den Schmutz und schont keines Standes, er sei noch

so hoch. Mit ganz besonderer Vorliebe geißelte er (ein gewiß unverdächtiger Zeuge) das Leben und Treiben der Geistlichkeit und läßt in Schilderung desselben die kräftigsten Stellen eines Teichner, Suchenwirt und Rosenplüt weit hinter sich. Nicht besser wird indessen der Adel behandelt und dessen Räubereien an den verdienten Pranger gestellt. Eine Nachahmung des so eben erwähnten Gedichtes ist sein zweites, die Schelmenzunft, dessen Inhalt im Ganzen ein ähnlicher ist, nur daß in den die Geistlichkeit verhöhnenden Theilen auch die kirchlichen Einrichtungen selbst kritisirt werden, z. B. der Gebrauch der lateinischen Sprache. Es folgten die Gäuchmatt (Gauch = Buhler) und die „geistliche Badenfahrt“, deren Wert ein untergeordneter ist. Nach seiner Parteinahme gegen die Reformation warf er der letztern in seinem neuen und bedeutendsten Gedichte: „von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“ (1522) eine gewichtige Bombe entgegen und ließ mit seltenem Geschicke keine Blöße unbenützt, welche die Vorkämpfer der neuen Lehre sich gaben. Auch in diesem Buche, so derb es auftritt, hält er seinen Standpunkt fest, die Übel der Kirche zu bekämpfen ohne letztere zu zerstören, und es kann nicht geleugnet werden, daß dieser Gedanke mit Geist und Glück durchgeführt wird. Das Gedicht hat wahren poetischen Gehalt, es behandelt den Kampf der „wahren“ Kirche, um der „falschen“ die von ihr geraubten Banner des Evangeliums, der Freiheit und der Wahrheit wieder abzunehmen, und es liegt so viel ideale Überzeugung darin, daß zu beklagen ist, wie der Verfasser sich zu einem so anstand- und witzlosen Produkte wie der Ketzerkalender herabwürdigen konnte. Murner ist, wie Erasmus, eine merkwürdige Erscheinung seiner Zeit; wie Jener stand er über den Parteien derselben; nur daß seine mutvollere Eigenart ihn zwang, schließlich eine derselben zu ergreifen. Freilich konnte er auch in dieser sein Ideal nicht finden; nur ist uns nicht aufbewahrt, wie er sich in diese Enttäuschung gefügt habe, die der unglückliche Hutten auf der von ihm ergriffenen entgegengesetzten Seite glücklicher Weise nicht mehr erlebt hat.

Den literarischen Verfechtern der Glaubenseinheit stehen die Schriftsteller gegenüber, welche bei der Unbelehrbarkeit des alten Kirchensystems und der Unzugänglichkeit der Vertreter desselben für jede, auch die bescheidenste Reform, sich gezwungen sahen, eine Trennung der Kirche zu befördern, so wenig dieser Nothbehelf ihrer ursprünglichen Neigung entsprach. In der Zahl dieser Schriftsteller unterscheiden wir zwei Gruppen: Jene, welche in die mit der Kirchentrennung verbundenen Ereignisse unmittelbar thätig eingriffen und in denselben eine große Rolle spielten, deren literarisches Fach die retorische Prosa und die lyrische Poesie war, die wir auch bereits näher kennen gelernt haben (Luther, Zwingli, Hutten), — und Jene, deren öffentliche Rolle eine bescheidenere und deren bedeutsamster Wirkungskreis im tendenziösen Drama bestand (Nikolaus Manuel und Hans Sachs).

In der lyrischen Poesie tritt uns zwischen den beiden großen deutschen Reformatoren, dem des Südens und dem des Nordens, gleich der auffallende Unterschied entgegen, daß der Demokrat Zwingli, so reich an dichterischem Gefühle seine Lieder sind (wie z. B. sein Gesang während der Pest), den veralteten Formen der Minne- und Meistersänger folgte, während Luther, der erbitterte Bekämpfer politischer Bestrebungen des Volkes, sich mit Kraft und Entschiedenheit dem Volksliede zuwandte, dasselbe mit seinen unsterblichen Kirchenliedern bereicherte und der Chorführer einer langen Reihe theilweise ausgezeichneter Kirchenliederdichter wurde. Der Grund dieses Rätsels mag darin liegen, daß die Landsleute Zwinglis in übertriebenem Glaubenseifer sich zu einem völligen Wandalismus gegen alle Kunst hinreißen ließen, ihr Führer daher unwillkürlich seine poetischen Gaben vor der Welt verbarg und sich im stillen Kämmerlein der Kunstpoesie widmete, während unter den Lutheranern die ikonoklastische Richtung nicht die Oberhand gewann, der Kunst mithin die Tempel geöffnet blieben, so auch der Kirchengesang seine Weihe behielt und nicht in eintöniges Psalmenkrächzen ausartete. Huttens gleichzeitige Poesie, die jedoch das reformatorisch-politische Feld betrat, hatten wir bereits (oben S. 121) zu betrachten Anlaß, ebenso auch zu erwähnen, wie aus dieser Gruppe von Rittern des Gedankens das Werk hervorging, welches der deutschen Sprache bis auf den heutigen Tag ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat, — Luthers unsterbliche Bibelübersetzung, welche im wahrsten Sinne die Hauptwerke der hebräischen Literatur und die ältesten Urkunden des Christentums zum Eigentum des deutschen Sprachschatzes gemacht hat.

Uns zu den Dichtern wendend, welche auf dem Felde der Kunst mehr geleistet als auf jenem der Politik und Religion, tritt uns zuerst ein Mann entgegen, welchen wir mit Rücksicht auf seine persönliche Unerschrockenheit, sein frühreifes Talent und die Vielseitigkeit seiner Bildung den schweizerischen Ulrich von Hutten nennen könnten. Es ist der Berner Nikolaus Manuel, genannt Deutsch (1484—1530), als Staatsmann, Krieger, Reformator, Dichter und Maler ausgezeichnet. Außer einem Kriegsliede, mit welchem er ein während der schweizerischen Kriegszüge in Italien und ihres unglücklichen Ausganges abgefaßtes Spottgedicht der deutschen Landsknechte auf die Schweizer erwiederte, wandte er sich im Reiche der Literatur mit Vorliebe dem Fastnachtspiele zu, mittels dessen er für seine reformatorischen Ideen am besten wirken konnte, und worin es ihm demzufolge auch mehr auf diese Wirksamkeit, als auf die künstlerische Form ankam. Charakterschilderung, Humor und Witz sind daher seine stärkste Seite, die Anordnung seine schwächste. In seinem ersten und bedeutendsten Fastnachtspiele, dem „Todtenfresser“, geißelt er die Todtenmessen als Einnahmequelle der Geistlichkeit, weist an den einzelnen Würdenträgern der Kirche, vom Papste herab bis zum Bettel-

mönche, die Verdorbenheit des Treibens derselben nach und schildert in grellen Zügen die völlige Verweltlichung des Papsttums, dessen Söldner und den Unwillen, welchen Petrus und Paulus über den von ihnen beobachteten „Statthalter Christi“ empfinden. Ein kleineres Fastnachtspiel führt zwei Bauern auf die Scene, welche zwischen dem auf der einen Seite zu Esel einherreitenden Christus, begleitet von den armen Jüngern, von Blinden und Lahmen, und dem auf der andern Seite in Pracht und Glanz, hoch zu Roß stolzirenden Papste, gefolgt vom Hofstaate der Bischöfe und Kardinäle, ihre Vergleichungen anstellen. Mehr dramatisches Leben entwickelt das, obschon nicht für die Bühne bestimmte Gespräch vom „Testament der Messe“. Eine treffliche Leistung im Geiste der Sprüche Vridanks sind Manuels kurze Überschriften zu seinem Todtentanze, auf den wir zurückkommen werden*).

An den kühnen Berner Maler reiht sich in würdiger Weise der verdienstvolle Nürnberger Schuster und Meistersänger Hans Sachs (1494—1576). Durch persönliches Zusammentreffen mit Luther für die Sache der Reformation gewonnen, äußerte er seine Überzeugung zum ersten Mal entschieden durch sein wirksames Gedicht „die Wittenbergisch Nachtigall“, das in allegorischer Einkleidung die Entstehung der Reformation schildert. Dies hinderte jedoch später den ehrlichen Mann nicht, den unter den Protestanten einreißenden Glaubenszank und Glaubenszwang mit offenem Freimute zu geißeln. Seine außerordentliche dichterische Fruchtbarkeit schuf über sechstausend Gedichte, welche vierunddreißig Foliobände seiner Handschrift füllten, — wobei ihn seine umfassende Kenntniß der Literatur und Geschichte unterstützte. Originell sind seine Schöpfungen zwar nicht, aber reich an tiefem Gefühl und ergreifender Kraft, dabei freilich auch nicht frei von langen ermüdenden Reimereien und seine Sprache oft rauh und unbeholfen. In seinen Lehrgedichten benutzte er seine reichen Lebenserfahrungen zur Darlegung des menschlichen Lebens, wie es würdiger Weise sein sollte, in seinen poetischen Erzählungen seine große Belesenheit zur unerschöpflichen Unterhaltung seiner Zeitgenossen; kostbarer Humor spricht aus seinen komischen Gedichten, wie z. B. dem „Schlauraffenland“, dem Legendenschwank „St. Peter mit der Geiß“, dem „Müller mit dem Studenten“, worin die Rechtsverdrehungen der damaligen Juristen gezüchtigt sind u. s. w. Mehr aber als in dem Angedeuteten ragt er im Drama hervor, dessen Literatur er mit über zweihundert Stücken bereicherte. Er war der erste deutsche Theaterdichter, „der über das Hergebrachte hinausging und sich nicht mehr einerseits auf biblische Gemälde, anderseits auf Darstellung der gewöhnlichsten Lebensverhältnisse beschränkte.“ Die Stücke mit biblischen Stoffe sind vielmehr in der Regel gerade seine schwächsten, weil

*) Grüneisen, Nikolaus Manuel, Stuttg. 1837.

er sich der Überlieferung allzu ängstlich fügte. Mehr Freiheit erlaubte er sich und errang deshalb auch mehr Erfolg in seinen historischen Dramen; er schöpfte solche aus der ganzen seiner Zeit vorangegangenen Weltgeschichte. Das Beste aber leistete er, wo seine Fantasie am freiesten walten konnte, nämlich in den nach Novellen z. B. Boccaccio's bearbeiteten und in den der Sittengeschichte seiner Zeit entnommenen Schauspielstoffen. Außer der Erweiterung des dramatischen Stoffes sind ihm noch mancherlei Verbesserungen in der Behandlung desselben zu verdanken, z. B. die Vermeidung allzu großer Weitschweifigkeit und Ausdehnung, die Motivirung des Auftretens einzelner bedeutender Personen u. s. w. Dessenungeachtet aber blieb er im Ganzen auf dem Standpunkte seiner Zeit stehen und war noch weit entfernt von innerer Entwickelung, künstlerischer Anordnung und Eintheilung der Handlung. Daß die Personen nicht nach Zeit und Ort gefärbt, sondern sammt und sonders gute Nürnberger sind, — diesen Fehler theilt er sogar mit dem großen Shakespeare. Unter seinen Tragödien zeichnet sich die Lisabeta, unter seinen Fastnachtspielen „die kuplet Schwieger mit dem alten Kaufmann“ aus. In seinen Werken „behauptet das Bürgertum seine Zucht und schlichte Sitte im Familienleben, seine Reinheit und eheliche Treue gegenüber der heidnisch sinnlichen Lust im Kreise der Humanisten und dem wüsten Treiben verdorbener Mönche“ (Carriere) und überwindet zugleich die beengenden Schranken des Zunft- und Standeswesens. — Hans Sachs starb in hohem Alter, großer Achtung und glücklichen Lebensverhältnissen, obschon ihm alle seine Kinder vorausgegangen waren. Dem Meistergesange blieb er bis an sein Lebensende ergeben, weil er dessen gute Seiten zu würdigen wußte, — obschon seine Kunst von der Einseitigkeit desselben längst emanzipirt war.

Hans Sachs war auch Fabeldichter; doch wird er in diesem Fache von Anderen weit übertroffen. Es sind dies der Kirchenliederdichter Erasmus Alberus aus Frankfurt a. M († 1553) und Burkard Waldis aus Hessen († nach 1555). Der Erste benutzte seine Fabeln zur Darlegung seiner eifrigen lutherischen Gesinnung und zur Verspottung der Katholiken und Zwinglianer, der Zweite, welcher durch priesterliche Mißhandlungen aus einem eifrigen Mönch ein glühender Reformator wurde, in viel vollendeterer Weise als Alberus, nicht nur zum Kampfe gegen das Papsttum, sondern auch gegen jede Tyrannei, Schmeichelei und Heuchelei, komme sie vor wo sie wolle. Doch bieten auch die übrigen dichterischen Erzählungen von Waldis viele Schönheiten dar.

Nach den literarischen Anhängern der katholischen und jenen der protestantischen Kirche haben uns noch die Schriftsteller zu beschäftigen, welche weder der einen anhänglich blieben, noch sich der andern bleibend anschlossen, — zugleich aber durch ihre Bearbeitung der deutschen Sprich-

wörter den unmittelbar vorangehenden Fabeldichtern nahe verwandt sind. Wir meinen den schwankenden Johann Agricola und den beharrlichen Sebastian Franck.

Johann Schnitter oder Schneider, latinisirt Agricola, aus Eisleben (1492—1566), war ein Schüler und anfangs eifriger Anhänger Luthers, mit dem er jedoch über den dogmatischen Begriff der Buße in Zwist gerieth. In Berlin fand er bei dem Kurfürsten von Brandenburg eine Zuflucht und hohe kirchliche Ehrenstellen, widerrief zwar seine antilutherischen Ansichten, überwarf sich aber neuerdings wieder mit seinem alten Lehrer. Verdienstvoller als seine theologischen Streitschriften ist sein eifriges Sammeln deutscher Sprichwörter, deren er über tausend herausgab, und zwar zu nationalen, gegen die Annahme fremder Sitten und Einrichtungen streitenden Zwecken, und denen er das Verdienst beigesellte, der Erste zu sein, der Erklärungen darüber schrieb, die er dann zu Ausfällen gegen Fürsten und Papsttum benutzte. Allein diese Polemik sowol, als seine anfängliche Parteinahme für den Bauernkrieg, nahm der wankelmütige Mann später theilweise wieder zurück und es wurde ihm um die Mitte des Jahrhunderts von seinen Zeitgenossen vorgeworfen, daß er sich vom Kaiser um Gelt habe erkaufen lassen, die Protestanten für das ihnen ungünstige „Augsburger Interim“ zu gewinnen.

Ein in literarischer Beziehung ebenbürtiges, in grundsätzlicher aber weit erfreulicheres Bild bietet sein Zeitgenosse, der Buchdrucker Sebastian Franck aus Donauwörth (1500 — um 1545) dar. Seinen Aufenthalt oft wechselnd (in Nürnberg, Straßburg, Ulm und Basel), hatte er den Mut, keiner von beiden Parteien der Reformationszeit sich anzuschließen, ohne jedoch zu zagen und zu schwanken wie Erasmus. Vielmehr offenbarte er ungescheut seine Überzeugung, die in einem mystischen Pantheismus bestand, und ließ sich durch keine Verfolgung irre machen. In ähnlicher Weise wie Agricola sammelte er, und zwar gleich ihm von Begeisterung für deutsche Sprache und Sitte geleitet, eine noch größere Anzahl Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten und erläuterte sie theils durch Darlegung seiner religiösen Ansichten, theils durch Anführung von Fabeln, Parabeln und Erzählungen. Sein religiöses System legte er in einem besondern Werke „Paradoxa oder Wunderreden“ dar, welches von den (1540) in Schmalkalden versammelten lutherischen Theologen verdammt wurde. Seine zugleich volkstümliche und reine wollautende Sprache zeichnet ihn, gleich seiner Überzeugungstreue, unter seinen Zeitgenossen vortheilhaft aus.

In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war der Kampf um den kirchlichen Glauben in ernster Weise entbrannt, auf dem Papier, wie auf dem Schlachtfelde; man hatte Alles daran gewendet, seiner Sache den Sieg zu verschaffen, dort dem Glauben selbst,

hier der Herrschaft desselben. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber erschlafften die Grundsätze; man wußte bereits, daß nunmehr nichts entschied, weß Glaubens Jemand sein solle, als das Gutdünken der Regirungen; es gab im großen Ganzen, in den Staaten als solchen und in der Masse des Volkes keine Überzeugung mehr. In dieser traurigen Zeit hatte Deutschland in Fischart, seinem größten Satiriker, eine epochemachende Erscheinung. Um ihn und sein Wirken, wie den Charakter der eigentümlichen satirischen Dichtung seiner Zeit richtig zu würdigen, muß vorausgeschickt werden, wie selbe in Deutschland ihren Anfang nahm. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erschien ein Gedicht in latinischer Sprache, der „Grobianus" von Fr. Dedekind, welches Kaspar Scheidt u. A. in's Deutsche übersetzten. Es geht in satirischer Weise von der aus Beobachtungen der Menschen geschöpften Regel aus, daß diese stets das Gebotene nicht thun, das Verbotene aber wol, und lehrt daher in einer musterhaft groben Sprache, wie man sich höchst unanständig und roh aufführen solle, — damit man das Gegentheil davon thue. Dieses Buch nun hat die für die nächste Zeit in der Lesewelt die Hauptrolle spielende „grobianische Literatur" hervorgerufen, welche sowol wirklich rohe, als feiner organisirte, doch derb sprechende Geister zu ihren Vertretern hatte. Unter den Letzteren tritt nun keiner in so ausgezeichneter Weise hervor, wie des genannten Scheidt Schüler, Johannes Fischart. Er ist der erste deutsche Dichter, welcher die Anschauungen älterer Zeit völlig überwunden und die moderne Dichtung begründet hat, und zwar gerade in ihrem charakteristischen Merkmal, dem Roman. Es ist bezeichnend, daß eine neu auftretende religiöse Richtung niemals Satiriker hervorgebracht hat, wol aber die durch diese neue Richtung zunächst bedrohte. So hatten die ersten Christen keine Satiriker, wol aber die Heiden, die Reformatoren nicht, wol aber ihre katholischen Zeitgenossen, die katholischen Restauratoren oder Gegenreformatoren der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wieder nicht, wol aber die ihnen widerstrebenden Protestanten. Die Anhänger einer neuen religiösen Richtung sind stets ernste Eiferer, ihre Gegner aber sind Satiriker, so steht Luther und Zwingli gegenüber ein Thomas Murner, so den Männern der Gegenreformation, Loyola, Borromeo u. A. gegenüber ein Fischart. Was Thomas Murner der Reformation, das war Fischart der Gegenreformation; Fischart war die protestantische Nemesis für Murner. Seine „Schwalbenhatz" und sein „Spatzenkrieg" haben des Letztern „Lutherischen Narren" todtgeschlagen.

Während die Deutschen den Geburtstag Dschingis-Chan's genau wissen, ist ihnen von Fischart, wie leider von so vielen älteren deutschen Dichtern, aus unverzeihlicher Nachlässigkeit und Undankbarkeit der Zeitgenossen, weder der Ort noch das Jahr seiner Geburt und seines Todes

bekannt. Viel spricht dafür, daß er aus Mainz stammte; den größten Theil seines Lebens brachte er in Straßburg, später in Speier und Forbach zu, und zwar als Rechtsgelehrter, und seine hauptsächlichste literarische Thätigkeit fällt in die siebenziger und achtziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts, dessen letztes Jahrzehnt ihn jedenfalls nicht mehr unter den Lebenden sah. Er ragte in den meisten Beziehungen über seine Zeit weit hervor; jede Wissenschaft fand in ihm ihren Meister, manche alte und neue Sprache ihren Kenner, und es gereicht ihm daher zu um so größerm Verdienste, daß er auf die damalige Weise, literarischen Ruhm zu erwerben, verzichtete und sein Wissen nicht in gelehrten Scharteken vergrub, sondern damit unter das Volk hervortrat, was in seiner Zeit, wo die Gelehrten so vornehm auf letzteres herabblickten, seine schnelle Vergessenheit zur Folge hatte, wofür er aber in unseren Tagen, die dem literarischen Kastengeist ein glückliches Ende gemacht, mit um so größerer Bewunderung aller Freunde der Wahrheit und des Fortschrittes gefeiert und endlich in seine Rechte als größter Humorist der Deutschen eingesetzt worden ist. Seine Überzeugung war mit glühender Begeisterung dem Fortschritte zugethan, und er war eben so hoch über sklavischer Bewunderung des Erfolges, als über beschränkter Befangenheit im Dienste des Buchstabens einer Konfession erhaben. Wenn er trotzdem in religiösen Streitigkeiten auf Seite des Calvinismus sowol gegen das Luthertum als gegen das Papsttum kämpfte, so hat dies seinen Grund darin, daß er eben, weit entfernt den Glaubenszwang des Hauptes jener Richtung zu billigen, die in Straßburg, wo er lebte, eine weit freiere Gestalt annahm als in Genf, — sich für verpflichtet hielt, nicht nur im Reiche des Gedankens, sondern auch im praktischen Leben jeder Reaktion entgegenzutreten, wie sie damals einerseits das Luthertum mit der freiheitfeindlichen Konkordienformel, anderseits Rom mit seiner Gegenreformation und dem Jesuitenorden durchzuführen versuchte. Es scheint nur als Konsequenz seiner Handlungsweise, wenn er dagegen der lutherischen Richtung gegen papistische Angriffe auch wieder an der Seite stand und so, entfernt von konfessioneller Engherzigkeit unter zwei sich befeindenden Richtungen immer für die freiere als Kämpe auftrat.

Fischart erscheint uns daher als ein Tendenzschriftsteller der Gegenreformationszeit, und seine Tendenz bestand in der Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterland und zu seinem Volke. Überall trat er für die Freiheit auf, wo er ihre göttliche Spur zu erkennen glaubte und war ihr von den Zeitgenossen unverstandener, ihnen um Jahrhunderte vorauseilender Profet. In einem einzigen Punkte machte er eine bedauernswerte Ausnahme, nämlich in seinem Glauben an Hexen; doch was für einen Unsinn gibt es nicht, an dem nicht heutzutage noch irgend welche übrigens verdienstvolle Männer festhalten zu müssen glauben? Ganz vorurteils- und fleckenlos ist eben kein Sterblicher! Des Vaterlandes Zerrissenheit

und die grassirende Manie für das Fremde schmerzte ihn hinwieder tief und das Treiben der unzähligen Fürsten war ihm ein Gräuel. Dem Volke dagegen gab er sich ganz hin, hegte und pflegte dessen Sprache und bereicherte sie in wirklich genialer Weise, indem er, wie Rabelais französische, so deutsche Wörter in Menge schuf, von denen freilich der größte Theil in unserer gründlichern Zeit unbrauchbar geworden ist, weil sie auf die Abstammung keine Rücksicht nehmen und in ihrer Bildung selbst schon eine Tendenz zur Verspottung der damit bezeichneten Gegenstände liegt, z. B. Jesuwider statt Jesuit, Notnar statt Notar, Betrugdick statt Praktik, Pfotengram statt Podagra, maulhenkolisch statt melancholisch u. s. w. In ähnlicher Weise sprang er auch mit seinem Namen um, den er auf den Titeln seiner verschiedenen Werke bald übersetzte, bald zergliederte, bald anagrammatisirte.

Fischart hat zwar nichts Unbedeutendes geschrieben; die geringste Bedeutung für die Nachwelt haben indessen unter seinen Werken die lyrischen Gedichte, so vorzüglich sie an sich sein mögen. Großartig und erschütternd sind die in deutschen Versen von ihm wiedergegebenen Psalmen, anmutig sein „Tanz-Liedlin“, von rührender Häuslichkeit durchdrungen seine Sprüche über Mann und Weib und seine „Anmanung zu christlicher Kinderzucht“; edle Vaterlandsliebe zürnt und donnert in seiner „Ermanung an die lieben Teutschen“, Begeisterung für Religionsfreiheit in seinen Sonetten gegen Katharina von Medici.

Seine epischen Gedichte sind sehr verschiedener Art: satirischer, komischer und ernster. — Die satirischen Erzählungen sind lauter Bomben gegen den sein Haupt drohend erhebenden Jesuitismus. Die erste Veranlassung dazu boten die Schmähschriften des frühern Schneiders dann Franziskaners Johann Naß in Ingolstadt. Fischart schrieb gegen diesen Zeloten die sogenannte „Schwalbenhatz“, in welcher er die Franziskaner und Dominikaner, deren Feindschaft geschildert wird, und die Mönche überhaupt moralisch vernichtete. Wie in diesem Werke gegen die alten Mönchsorden, so wandte er sich in dem ebenso bittern, aber poetisch gelungenern „Jesuiterhütlein“ gegen den neuen Orden der Jesuiten, dessen unheilvolle Wirksamkeit in späterer Zeit er trotz der Neuheit der Gesellschaft schon damals ahnte.

Zu den komischen Erzählungen Fischarts gehört seine jugendliche Bearbeitung des Volksbuches „Eulenspiegel“ in Versen, die aber von dem selbständigern und originellen Werke der „Flöhhatz-Weibertratz“ weit überragt wird, worin der Dichter mit unübertrefflichem Humor einen vor Jupiter geführten Streit der Flöhe und der Weiber schildert, ohne daß die mutwilligste Schalkheit je zur Gemeinheit herabsänke.

Ernster Natur ist dagegen das „Glückhafft Schiff von Zürich“, worin die bekannte Schützenfahrt der Zürcher mit dem warmen Brei-

topfe nach dem verbündeten Straßburg erzählt und des Dichters feurige Vorliebe für erhebende vaterländische Thaten beurkundet wird.

Nicht nur in Versen, — auch in ungebundener Sprache sprühte Fischarts heller Geist, ja hier ist er am schöpferischsten, indem er der deutschen Literatur die neue Gattung des Romans schuf. Dieselbe wird eröffnet durch Fischarts Hauptwerk „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten der vor langen und je weilen vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Nienenreich“ ꝛc. Es ist eine Übersetzung in damaligem Geschmacke, d. h. eine Bearbeitung mit Ausschmückungen und Zusätzen, der von Rabelais (s. oben S. 415 ff.) verfaßten Geschichte jener in dem Titel genannten Helden. In keinem Werke sprudeln Fischarts Laune und Witz so reich wie in diesem; in keinem aber thürmen sich auch seine abenteuerlichen Wort- und Satzbildungen so in's Groteske und Riesenhafte empor wie hier. Er übertrifft und verfeinert bei aller Derbheit den von ihm bearbeiteten Schriftsteller bei weitem und macht die in dessen Buche herrschende theilweise Rohheit erst genießbar. Rabelais hatte sich indessen das Verdienst erworben, einer der Ersten gewesen zu sein, welche die Grundsatz- und Charakterlosigkeit der Rittergedichte und Ritterromane des ausgehenden Mittelalters witzig und treffend verspotteten und der übertriebenen Sentimentalität eine übertriebene Trivialität entgegenstellten. Das Extrem hatte dem Extrem gerufen. Die Heldengestalten, welche er und die übrigen zeitgenössischen Volksromandichter Frankreichs und Spaniens hervorzauberten und welche nach ihrem Beispiele Fischart in Deutschland einbürgerte, sind lauter rohe Lebemänner und Materialisten, wahre Ungeheuer von Lebensluft und Leistungsfähigkeit des Magens, oder, um uns einiger bezeichnenden Figuren zu bedienen, lauter Sancho Pansas und Falstaffs. Es war dem einzig dastehenden Genie eines Cervantes, den schwere Leiden in Krieg und Gefangenschaft zur Gerechtigkeit gegen manigfaltige Charaktereigentümlichkeiten gestimmt, vorbehalten, eine Gestalt zu schaffen, in welcher er den Absichten des Rittertums, welche gute waren und nur falsche Wege wählten, um sich zu äußern, daher auch mit der verkannten Wirklichkeit empfindlich zusammenstießen, — gerecht wurde. Es wird bei Gelegenheit unserer Erwähnung der spanischen Literatur am Orte sein, diesen Punkt weiter zu verfolgen.

Was nun Fischarts Geschichtklitterung oder seine Bearbeitung des Rabelais'schen Gargantua und Pantagruel betrifft, so läßt der Dichter auch hier keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine fortschrittlichen Ideen und Grundsätze geltend zu machen. Er begnügt sich nicht mit Rabelais' tollen Abenteuern, sondern streut immer seine Nutzanwendungen dazwischen. Auch beschränkt er sich nicht auf Widerstreben gegen die herrschenden Zustände oder Bekämpfung der herrschenden Ideen, sondern

versucht sich auch im Aufbauen und Begründen neuer. So zieht er gegen den Wunderglauben, gegen die einseitige unfruchtbare Gelahrtheit, gegen die Verdorbenheit der Geistlichen, gegen die gefräßige Füllerei und die Modethorheiten der Zeit zu Felde, stellt aber dafür ein erquickendes Idealbild besserer Erziehung auf, in welcher er mit Recht die Grundbedingung einer erfreulichern und furchtbringendern Zukunft erblickt.

In einer ebenfalls nach Rabelais bearbeiteten prosaischen Schrift „Aller Praktik Großmutter" zeichnet Fischart mit vernichtender Kraft die Mißbräuche des damaligen Kalenderwesens (welche leider heute noch nicht ganz geschwunden sind) und geißelt die Astrologen (Astrolugen wie er in seiner eigentümlichen Sprache sagt) und Alchemisten, ohne jedoch, wie in seiner erwähnten Polemik gegen bestimmte Lästerer, aus der ihm eigenen Gutmütigkeit herauszufallen. Ein wahrer Schatz sind, wie die in der Geschichtklitterung eingestreuten Volkslieder, so hier die zahlreichen Volkssprichwörter.

Weniger derb erscheint er in seinem „Podagrammischen Trostbüchlein", in welchem er der damaligen Mode huldigte, in halb ernster, halb launiger Weise Krankheiten abzuhandeln und bei diesem Anlasse die Laster geißelte, welche das Podagra herbeizuführen pflegen. Es ist aus der Bearbeitung zweier lateinischer Schriften hervorgegangen, deren eine von dem kriegerischen Humanisten Pirkheimer stammte. Ähnlich verhält es sich mit dem aus dem Griechischen des Plutarch und des Erasmus übertragenen „Philosophischen Ehezuchtbüchlein", welches in der von Fischart selbst verfaßten Einleitung Anlaß giebt, dieses Schriftstellers tiefgefühlte, reine und würdige Auffassung der Ehe kennen zu lernen. Zu seinen antikatholischen Streitschriften endlich kehrte er zurück in dem nach dem Holländischen des Phil. Marnix bearbeiteten „Bienenkorb des heyligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß, sammt läuterung der heil. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweyhung und Beräuchung oder Fegfewrung der Immenstöck und Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkräuter, deß Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiter) Sawdisteln, der Saurbonischen (Sorbonne'schen) Sawbonen, des Magisnostrischen Liripipifenchels und deß Immenplats der Platimmen, auch deß Meßthawes und H. Saffts von Wunderbäwmen", — eine der geistreichsten und beißendsten Satiren gegen das Papsttum und dessen Anhang.

Noch mehrere kleinere Schriften rühren von Fischart her, die jedoch neben den genannten als unbedeutend verschwinden. Ähnlich verhält es sich auch mit dem größten Theile seiner Zeitgenossen, von welchen wir nur Wenige als über den großen Haufen der zu Dichtern sich berufen Glaubenden hervorragend zu nennen haben. Unter den Lehr-

dichtern zeichnen sich aus: Bartholomäus Ringwaldt (1530—1598), Geistlicher in der Neumark, dessen Buch „die lauter Wahrheit" sich moralisirend über alle Lebensverhältnisse verbreitet, während die Fortsetzung desselben „Christliche Warnung des trewen Eckarts" in dante'scher Art eine Reise durch Himmel und Hölle und den Zustand der Verdammten und Seligen schildert; — Valentin Andreä (1586—1654), Geistlicher in Würtemberg, der Erfinder der Rosenkreuzer (oben S. 343 f.), der gleich Ringwaldt (Beide dichteten auch Kirchenlieder) im „guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" die Gegenstände der Sittenlehre theoretisch, in der „Christenburg" aber, einem der seit Thomas More in Gebrauch gekommenen utopischen Gemälde, die Anwendung jener Lehre allegorisch abhandelt; — und endlich der letzte Repräsentant der ältern deutschen Dichtung, der deshalb im sechszehnten Jahrhundert unter den von der Volksmäßigkeit abgefallenen modernen Kunstpoeten vereinzelt dastehende Georg Rudolf Weckherlin (1584—1651?), Rechtsgelehrter und Beamter in Würtemberg und später in England, der neben talentvollen und oft tiefgefühlten geistlichen und weltlichen Liedern, theilweise von neu eingeführter metrischer Form, die ihn aber zum Abfalle von der Volksdichtung verleitete, im didaktischen Fache den Übergang von der volkstümlichen Präambel zum künstlichen Epigramme vertritt.

Im epischen Gedichte schließt sich an Fischart dessen Zeitgenosse Georg Rollenhagen (1542—1609), Lehrer und Prediger in Sachsen. Derselbe tritt nämlich in die Fußtapfen der „Flöhhatz" des Erstern in seinem „Froschmenseler", einer deutschen Bearbeitung des ähnlich betitelten, dem Homeros zugeschriebenen komischen Epos (**Βατραχομυομαχία**), welches durch reiche Benutzung der Volkspoesie, auf der Grundlage des Reineke Vos, bedeutsam, in künstlerischer Beziehung aber ohne großen Wert ist. Ähnlich ist der Thierfabel-Inhalt und die moralische Tendenz des „Gans-Königs", eines von dem sonst unbekannten Wolfhart Spangenberg verfaßten Gedichtes, in welchem aber jene Dichtart so zu sagen erstirbt und sich in ihrem matten Ausgange selbst verleugnet. Eine Nachlese des Schatzes der Zeit von Erzählungen, Fabeln, Sprichwörtern u. s. w., legte der sächsische Geistliche Eucharius Eyering an.

Im Drama endlich, zu welchem wir wieder zurückkehren, wurde seit Hans Sachs das volkstümliche Spiel von den Dichtern vernachlässigt und seine Nachfolger schlossen ihre Muse in gelehrter Einseitigkeit ab. Unter ihnen tritt uns zuerst ein Mann entgegen, welcher mit einem Fuße noch im Lager der Humanisten steht, deren verspäteter Epigone er genannt werden kann, mit dem andern aber im Reiche der emporstrebenden deutschen Dichter. Es ist Nikodemus Frischlin (1547—1590) aus Balingen in Würtemberg. Er studirte in Tübingen, wo er schon

1568 Professor der Dichtkunst mit einem Gehalte von sechszig Gulden wurde und als solcher die griechischen und römischen Dichter, unter welchen Vergil sein Liebling war, sowie nebenbei auch den Julius Cäsar erklärte und sich dabei besonders durch Ausfälle gegen den Katholizismus hervorthat. Schon früh schrieb er Komödien und verschiedene Gedichte in lateinischer Sprache, denen er seit 1579 auch deutsche folgen ließ (wie „Wendelgard“), welche mit ihrer Originalität und schlichten Sprache gegen die eleganten, aber an Plagiaten reichen in der Sprache Roms abstechen. Die Gunst, welche ihm der würtembergische und kaiserliche Hof um seiner Poesie willen erwiesen, erweckte ihm Neider in Tübingen und seine Freimütigkeit und Liebe zum Bauernstande Feinde unter dem Adel, den er darauf in Luthers Weise angriff, und dessen Rache er daher auch nicht entging, nachdem er die Stelle eines Rektors der Landesschule zu Laibach in Krain 1582—1584 bekleidet hatte. Wegen eines längst verjährten Jugendvergehens wurde er verbannt und lebte an verschiedenen Orten seinen Studien, verderbte sich aber seine Laufbahn durch seine Heftigkeit. Endlich wurde er wegen eines derben Schreibens in Privatangelegenheiten an die Kanzlei seiner Heimat in Mainz verhaftet, nach Würtemberg ausgeliefert und in dortigen Burgen verwahrt, bis er bei einem Fluchtversuche auf Hohenurach todt fiel. Während seines ganzen Lebens hatte er auch für eine Neugestaltung der griechischen und lateinischen Grammatik gekämpft.

Paul Rebhun aus Berlin, ein Schüler und Günstling Luthers, Lehrer und Prediger in Sachsen, suchte seinen Ruhm in ohnmächtiger Nachahmung der Alten, meistens in künstlicher Pflege der Metra und Einführung des Chores in seinen der Bibel entnommenen ungeschickten Schaustücken. Jakob Ayrer aus Franken (gest. 1605) lehnte sich weit mehr als Jener an Hans Sachs, entlehnte seine Stoffe nicht nur der Bibel, sondern auch der deutschen Heldensage und ließ in seinen Lustspielen Einwirkungen der „englischen Komödianten“, sogar shakespearischer Stoffe durchblicken; das Originellste darin ist die Benützung des Narren. Bei vorgeschrittener dramatischer Entwickelung fehlt es jedoch dem Dichter an Erfindungsgabe. Den Reigen unserer deutschen Dichter des Reformzeitalters schließt endlich ein Fürst. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (geb. 1564, reg. 1589, gest. 1613) steht ganz auf den Schultern der „englischen Komödianten“; er errichtete zwar das erste stehende Hoftheater in Deutschland; aber seine Stücke überschreiten, einige treffende Stellen abgerechnet, keineswegs das Maß des Gewöhnlichen und sogar Gemeinen. Eigentümlichkeiten seiner Muse sind das Sprechen ländlicher und komischer Personen in Volksdialekten und die Einführung von — Teufeln, die allzu stark daran erinnern, daß der dichtende Herzog eine Menge Hexen hat verbrennen lassen.

So war die volkstümliche Poesie, ungeachtet der Bemühungen eines

Fischart und Anderer, aus Mangel an fortdauernder Bethätigung hervorragender Geister zu ihren Gunsten, ihrem Untergang entgegengeeilt, um im nächsten Jahrhundert gänzlich einer modischen Kunstdichtung geopfert zu werden.

Dritter Abschnitt.

Die italienische Poesie.

A. Ariosto's Zeit.

Keine europäische Literatur zeigt zwischen ihrer mittelalterlichen und neuern Periode eine solche Kluft wie die italienische. Es war die humanistische Bewegung, die einseitige Verehrung des klassischen Altertums, welche sich zwischen beide genannten Perioden drängte und sie auseinanderhielt. Dante, der Gründer der italienischen Sprache und Literatur, der seinem ganzen Ideenkreise nach zum Mittelalter gehört (Bd. III. S. 383 ff.), steht ohnehin bezüglich der von ihm bearbeiteten Stoffe allein, nicht nur in der heimischen, sondern in der Weltliteratur, da die Höllen- und Himmelsscenerien bei ihm Selbstzweck, bei Milton und Klopstock blos Ausschmückung eines andern dichterischen Stoffes sind. Petrarca und Boccaccio stehen ganz auf seinen Schultern, und selbst ihre Opposition gegen das mittelalterliche Kirchentum ist noch ganz mittelalterlich. Mit ihnen ist eine für sich bestehende literarische Periode abgeschlossen, die schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch die Humanisten abgelöst wurde. Erst als das Streben der Letzteren in Verfall geriet, erhob sich von Neuem, aus hundertjährigem Schlummer, die italienische Volkssprache und Volksdichtung wieder zu erneuerter Thätigkeit und ersetzte reichlich wieder, was ihr durch die einseitigen Gelehrten (s. oben S. 61) entrissen war. Ihr erster Beförderer in dem von den unpoetischen Philologen beherrschten fünfzehnten Jahrhundert war Lorenzo de' Medici, welcher bei aller Hinneigung zu den klassischen Bestrebungen keineswegs geneigt war, nach dem Sinne der einseitigen Manuskriptenmänner das eigentümliche Volksleben seines Vaterlandes zu Grunde gehen zu lassen. Er selbst war Dichter, und seine Lieder wurden bei den glänzenden Karnevalszügen des lebhaften Florentiner Volkes, wo dem Humor und der Satire der volle Zügel überlassen wurde, mit Begeisterung gesungen. Bis auf seine Zeit hatte die italienische Poesie lediglich aus der Erbschaft Petrarca's und Boccaccio's gezehrt; vergessene Nachahmungen

der Sonette und Canzonen des Erstern oder Novellen des Letztern fristeten neben volkstümlichen Satiren, z. B. des burlesken Florentiner Barbiers Domenico, genannt Burchiello (gestorben 1448), und neben dem Lärm, den die gelehrten Griechen und Latiner erregten, ein kümmerliches Leben, wenn auch aus jenen Novellen ein Shakespeare den Stoff zu mehreren seiner wundervollen Werke geschöpft hat (wir erinnern nur an Romeo und Julia, Othello, den Kaufmann von Venedig, die beiden Veronesen, Ende gut Alles gut, Viel Lärm um Nichts u. s. w.). Unter Lorenzo dagegen entwickelten sich, schüchtern, aber originell, die ersten Keime neuer poetischer Früchte im wundervollen Garten Hesperiens, der beinahe als entblättert hätte gelten können, und zwar nicht mehr im gelehrten Stile eines Dante oder im kalten eines Petrarca, sondern mehr im lebensvollen Tone, den Boccaccio angestimmt hatte, wie denn der Letztere die italienische Sprache erst zur vollkommenen Ausbildung gebracht und auf ihre Literatur einen Einfluß geübt hat, dessen sich außer seinem „Decamerone" kein anderes Buch rühmen kann. Ja dieser Einfluß kann europäisch genannt werden, wie das französische „Heptameron" (oben S. 418) und Chaucers „Canterbury tales" beweisen.

Ein von Lorenzo und seinem Bruder Giuliano nebst sechszehn anderen edeln Florentinern in ihrer Jugend bestandenes Turnier gegen fremde Fürsten und Edle war die erste Veranlassung seit Petrarca's Tod zur Wiederaufnahme eigentümlich italienischer Dichtung in gebundener Sprache. Luca Pulci und der uns schon als Gelehrter bekannte Angelo Poliziano wetteiferten in kunstvoller Darstellung jenes Scheinkampfes um den Lorbeer. Der Tod einer schönen florentinischen Jungfrau, Simonetta, der Geliebten des ermordeten Giuliano, deren Bild der Maler Botticelli reizend hinwarf und um welche ganz Florenz trauerte, führte einen dichterischen Wettstreit herbei, an welchem sich auch Lorenzo durch ein Sonett betheiligte. Er versuchte sich in allen Formen der Dichtkunst, sowol in italienischer Schriftsprache, wie im toskanischen Volksdialekte. Merkwürdig ist es, daß er der Verfasser der ersten Parodie war, und zwar einer solchen auf Dante's Hölle. In dem Gedichte il Simposio (das Gastmal) oder i Beoni (die Trinker) läßt er sich von einem Cicerone in einen Weinkeller führen und unterhält sich mit ihm über die Persönlichkeiten der dort befindlichen Zecher, Alles in einer der Dante'schen nachgeahmten Ausdrucksweise. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß der größte Monarch von Florenz den größten Republikaner dieser Stadt, der größte Mäcen Italiens den größten Dichter dieses Landes parodiren mußte! Auch in dem bukolischen Gedichte „Nencia" tritt Lorenzo's satirische Ader deutlich hervor.

So entstand denn auch damals das italienische Drama. Wie in anderen Ländern des christlichen Kulturkreises aus den „Mysterien" der Kirche hervorgegangen, entwickelte es sich in doppelter Weise: unter dem

Volke als Komödie, unter den gebildeten Ständen als Tragödie, die indessen bei dem musikalischen Hange des Volkes sich bald in die Oper verwandelte. Die volkstümliche Komödie nahm aus dem römischen Altertum die Manier herüber, ihre handelnden Personen an gewisse feststehende Typen zu binden. Es sind dies die sogenannten vier Masken: der gutmütige und stets betrogene venetianische Kaufmann (Pantalone), der pedantische bolognesische Advokat (Gratiano) und die beiden Lustigmacher: der schlaue und gewandte Brighella aus Ferrara und der spitzbübische, plumpe Arlechino oder Policinello aus Bergamo, welchen sich in der Folge noch weitere Typen beigesellten, wie z. B. Arlechino's Geliebte Colombina, der römische Stutzer Gelsomino, der mailändische Querkopf Beltrame, der pralende Hauptmann Scaramuzzo, der stotternde Tartaglia u. s. w. Mit dieser Volkskomödie, Commedia dell' arte genannt, konkurrirte die durch Ariosto oder den Kardinal Bibbiena eingeführte Commedia erudita, welche sich ganz nach den Mustern des Plautus und Terentius, theilweise sogar in latinischer Sprache bewegte. Zu ihrer Pflege wurden Bühnen errichtet, zuerst von Lorenzo de' Medici in Florenz, dann von Pomponio Leto in Rom, der das altrömische Theater zu erneuern suchte und damit zur Verkümmerung der nationalen Bühne beitrug, von den Gonzaga in Mantua, den Este in Ferrara, und so auch in anderen Städten von warmen Freunden der Kunst, — jedoch ohne daß das Streben erfreuliche Früchte getragen hätte; denn die Commedia erudita gefiel sich in den unsittlichsten, männliche Würde und weibliche Ehre mit Füßen tretenden Situationen, wovon unter anderen Machiavelli's erwähntes schmutziges Lustspiel „La Mandragola“ Zeugniß ablegt, sowie der Umstand, daß der schändliche Aretino einer der gefeiertsten italienischen Lustspieldichter jener Zeit war.

Neben der Komödie suchte sich auch die Tragödie geltend zu machen; der erste Versuch einer solchen in italienischer Sprache, zugleich auch warscheinlich das erste in fünf Akte eingetheilte Stück überhaupt war der „Orfeo“ des Poliziano, eine ganz formlose Jugendarbeit. Seine Nachfolger ahmten, nicht etwa die herrlichen Athener, sondern die gräßlichen römischen Mord- und Unzuchtspektakel nach, welche den Namen Seneca's entehren, so z. B. Giovanni Rucellai (1475—1525).

Eine bedeutendere Rolle, als all' diese Dichtungformen spielte in der wiederauflebenden italienischen Literatur das romantische Heldengedicht. Wie die italische Lyrik aus der provençalischen, die Dramatik aus der antiken und aus der Kirche hervorging, so hat auch das Epos Italiens keinen nationalen Boden; es verdankt seinen Ursprung der Benutzung französischer Ritterromane und Fabelchroniken aus dem sagenhaften Heldenkreise Karls des Großen und seines Neffen Roland, und fand seine ersten Vertreter in Improvisatoren aus dem Volke, welche jene in Prosa abgefaßten Quellen in ottave rime verwandelten und so

ihrem Lande wenigstens eine nationale Dichtform schufen. Nach der ersten schriftlichen Bearbeitung dieses Stoffes, dem unbehilflichen Riesenromane „I reali di Francia“ aus dem vierzehnten Jahrhundert, aber erst 1491 gedruckt*), schrieb der erste wirkliche Dichter Italiens, der sich im Epos versuchte, Luigi Pulci (1432—1487), Luca's Bruder, ein Freund Lorenzo's und Poliziano's, auf den Wunsch der Mutter seines Mäcens, den „Morgante maggiore“, das größte Gedicht seit Dante's Divina commedia. Jeder der 28 Gesänge beginnt in altertümlicher Weise mit einem Gebete, die erste Stanze mit den Anfangsworten des Evangeliums Johannis. Das Gedicht, nach einem mit viel Humor gezeichneten Riesen benannt, den Roland besiegt, bekehrt, in seinen Dienst nimmt und mit dem er viele Abenteuer besteht, entbehrt künstlerischen Zusammenhanges und vollendeter Formschönheit. Es wimmelt darin von wilden Thieren, Drachen, Riesen, Sarazenen, Mönchen, Bekehrungen, Ränken, Kriegen und Liebesgeschichten; christliche Frömmigkeit ist mit heidnischer Sinnlichkeit auf die abenteuerlichste Weise verquickt; für unsere Zeit aber ist das Gedicht eine unnütze Reliquie geworden. Nur als das erste Beispiel einer Manier, welche feierliche Gegenstände und zwar ohne Schonung der tiefsinnigsten Dogmen, mit der derbsten und naivsten, die Rechtgläubigkeit durch absichtliche Übertreibung lächerlich machenden, aber keineswegs fein berechneten Komik behandelt, hat es eine bleibende Bedeutung. Fantasie, Witz und Eleganz der Sprache hat Pulci an den Tag gelegt, Originalität nicht.

Der Fortgang der romantisch-epischen Poesie führt uns vom mediceischen „Hofe“ an einen zweiten, der damals mit demselben in Pflege der Kunst und Literatur zu wetteifern begann und ihm diesen Zweig der Dichtkunst geradezu abnahm. Es ist dies das in Ferrara regirende Haus Este, welches sich so große Verdienste erwarb, daß die ihm benachbarten und manigfach mit ihm verschwägerten Häuser Gonzaga in Mantua und Montefeltro in Urbino, die ebenfalls nach diesem Ruhme geizten, trotz alles Aufwandes in Kunstsammlungen und Bibliotheken, neben den Este nicht aufkommen konnten. Letztere, in deren Staate die ersten durchgreifenden Experimente moderner Polizeiregirerei auftauchen, sind die Begründer des neuen aufgeklärten Despotismus geworden. Ohne das in Ferrara entstandene konfuse Epos des blinden Francesco Bello (genannt Cieco) über die Haimonskinder zu berücksichtigen, nennen wir als ersten ferrarischen Dichter und Zeitgenossen Pulci's den Matteo Maria Bojardo, Grafen von Scandiano (gestorben 1494), einflußreichen Hofbeamten des Herzogs Borso, der unter diesem Titel seinem Bruder, dem Markgrafen Lionello nachfolgte, und Vertrauten des spätern Herzogs Ercole I. Auch er war ein Verehrer der Alten; er übersetzte

*) S. ihre Inhaltsangabe in Scherr's Geschichte der Literatur, 3. Aufl., I. S. 315 ff.

Herodot und Apulejus in's Italienische; größern Ruhm hat ihm aber sein Epos „Orlando innamorato" eingetragen. Bojardo hat dieses Riesengedicht auf 69 Gesänge gebracht, wurde jedoch an der Vollendung, wie er sagt, durch Karls VIII. von Frankreich Zug nach Italien verhindert, welchem Ereignisse übrigens noch in demselben Jahre sein eigener Tod folgte. Der Gegenstand des Dichtwerkes ist die Liebe Rolands und Angelika's und ihre Reise aus China nach Frankreich. Der Held, bei Pulci ein wackerer Ehemann, wird hier zum sentimentalen und doch tapfern Jüngling. Pulci und Bojardo verhalten sich wie die naive und die sentimentale Richtung. Ein Hauptbestreben des etwas eiteln Dichters des „verliebten Roland" soll die Erfindung vollklingender Namen für seine Helden gewesen sein; jedenfalls ist einer dieser Namen „Rodomonte" durch den Ausdruck „Rodomontaden" unsterblich geworden. Wie im Stoffe, so gleicht Bojardo's Werk demjenigen Pulci's auch im Mangel an Einheit, in der Überladung mit Abenteuern, in fantastischer Verworrenheit, weicht von ihm dagegen ab in der Enthaltsamkeit von aller Komik, in der Bewahrung feierlicher Würde, in der Verklärung des von Jenem gering geachteten weiblichen Geschlechtes und in dem ernsthaften Bestreben einer Wiederherstellung mittelalterlich-ritterlicher Gesinnung. Bojardo ist ein dichterischer Don Quijote und kann gegenwärtig kaum mehr Anspruch darauf machen, gelesen zu werden.

Der Höhepunkt und zugleich das Ende des romantischen Epos wurde erreicht durch den dritten Bearbeiter der Roland-Sage, den Dichterfürsten Lodovico Ariosto. Seine Vorgänger, wenn auch der neuen Richtung nationaler italienischer Poesie huldigend, standen dennoch mit ihrer Anschauung noch ganz im Mittelalter. In Ariosto zeigt uns, wie sein Porträt den ersten bärtigen, so sein Werk den ersten modernen, den ersten von der Ironie der neuen Zeit angesteckten, „von des Gedankens Blässe angekränkelten" Dichter. Geboren 1474 in Reggio, bald aber nach Ferrara übergesiedelt, befand er sich noch in zartem Jugendalter, als Pulci und Bojardo starben. Seine erste Beschäftigung war ein strenger Dienst bei dem Kardinal Ippolito von Este, dem Bruder des Herzogs Alfonso von Ferrara. Während bei den Medici die Familienskandale erst begonnen hatten, als dieses Haus aufhörte die Kunst zu pflegen, fielen bei den Este merkwürdigerweise Licht und Schatten zusammen. Alfonso war durch seine Gemalin Lucrezia Borgia der Schwiegersohn Alexanders VI. und der Schwager Cesare's, Ippolito versuchte seinen unehelichen Bruder Giulio aus Eifersucht wegen einer von Beiden geliebten Dame — blenden zu lassen, was aber nicht gelang, — wofür ihn Verbannung und seine Werkzeuge der Galgen traf, — und als sich der Unglückliche, von einem dritten Bruder, Ferdinando verleitet, in eine Verschwörung einließ, wurden beide zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt, in welchem Ferdinando starb, Giulio aber nach

54 Jahren eine späte Freiheit erhielt, die er kaum mehr wünschen mochte. Was indessen Lucrezia betrifft, so ist es erwiesen, daß sie sich in Ferrara eines ausgezeichneten Wandels befliß und daher ihr stark angefochtenes römisches Leben (so wenig es sicher verbürgt ist) wieder gut machte und daß sie die schwärmerische Liebe, welche der Dichter und Kardinal Pietro Bembo ihr widmete, nur im Geiste erwiederte, auch nach Kräften, dem Gebrauche ihrer nunmehrigen Familie getreu, Kunst und Wissenschaft und deren Träger begünstigte und von Letzteren sehr hoch geachtet wurde. Dazu kam, daß sie bei aller christlichen Frömmigkeit höchst duldsam war und die Juden gegen Verfolgungen schützte. An ihrem Hofe trafen sich der freisinnige Bembo, der fantasiereiche Ariosto, der Humanist Aldo Manuzio, eine der Zierden der Buchdruckerkunst, der gelehrte Dichter Trissino, die gefeierten Maler Tizian, Giorgione, Fra Bartolomeo, während Rafael wenigstens für Alfonso malte. Lucrezia starb am 22. Juni 1519 an der Geburt eines todten Kindes und wurde allgemein tief betrauert. Merkwürdig ist die damalige Haltung des Hofes von Ferrara, welcher, mit dem Papste Julius II. in Kriege verwickelt, dem Papsttum und selbst dem katholischen Glauben abgeneigt war und wo die hugenotische Gattin des spätern Herzogs Ercole II., Renata von Anjou, alle des Glaubens wegen Verfolgten, so z. B. auch Calvin, zuvorkommend aufnahm.

Ariosto, der Lucrezia ebenfalls hoch verehrte, fand indessen seine Dienststellung seiner Muse nicht günstig. In den inneren Wirren Italiens oft als Gesandter an Julius II. abgeordnet, während Dieser in seinem höchsten kriegerischen Eifer brannte und einst den Dichter in den Tiber werfen zu lassen Lust gehabt haben soll, benützte er daher den ersten besten Anlaß, sich von diesen Fesseln zu befreien, sah sich aber bitter enttäuscht, als er hoffte, von dem ihn freundlich empfangenden Papste Leo X. nach seinen Talenten gewürdigt zu werden und mit einer — Umarmung abgespeist wurde. Dieses Unrecht des Mediceers machte Herzog Alfonso, der Estenser gut, indem er den Dichter zum Statthalter der Landschaft Garfagnana in rauher Apenninengegend ernannte, wo er mit Räubern und Aufrührern zu kämpfen hatte. Nach Ferrara zurückgekehrt, leitete er im Auftrage des Herzogs den Bau eines prachtvollen Theaters, in welchem seine eigenen Komödien, sowie von ihm übersetzte des Plautus und Terentius aufgeführt wurden. Er starb im Genusse hohen Ruhmes 1533. Verheiratet war er nie, trotzdem hinterließ er zwei Söhne, was in der damaligen Zeit bei Dichtern, Fürsten und Prälaten ein gar oft vorkommender Fall war.

Sein berühmtestes Werk ist der herrliche „Orlando furioso“. Es beginnt da, wo Bojardo abgebrochen hat und führt in 46 Gesängen, denen noch das Fragment eines weitern Epos in fünf solchen folgt, die Rolandssage in's Unendliche. Ist Bojardo der Don Quijote unter den

italienischen Dichtern, so kann man Ariosto den Cervantes unter denselben nennen. Nicht daß er seinen Vorgänger persönlich lächerlich gemacht hätte; aber er behandelt das mit Ironie, was Jener mit feierlichem Ernste besungen. Er nähert sich also einigermaßen dem Pulci, nur daß er dessen kindlichnaive, unbewußte Komik in eine männlich-gereifte, tendenziöse verwandelt. So repräsentiren die drei italienischen Rolands-Dichter die drei ästhetischen Richtungen der Naivetät, Sentimentalität und Ironie. Die Frauen, von Pulci verachtet, von Bojardo mittelalterlich verhimmelt, sind bei Ariosto plastische Gestalten des hellenischen Altertums, dessen Mythe er überhaupt in weitgehendem Maße in Anspruch nimmt. Der Inhalt des Gedichtes, in welchem der Halbsarazene Ruggiero, fabelhafter Stammvater des Hauses Este, und seine Geliebte Bradamante, die Schwester der Haimonskinder, eine größere Rolle spielen als Roland selbst, — hat ohne die geniale Einkleidung Ariosto's für uns keinen Wert; es dreht sich wesentlich um die Kriege zwischen Karl dem Großen und den spanischen Mauren. Die Sprache des „rasenden Roland" zeichnet sich durch ungewöhnliche Vollendung und Anmut aus; sie ist so einfach und natürlich, daß man glauben möchte, der Dichter habe mit großer Leichtigkeit gearbeitet, seine Gedanken nur so hingeworfen, während er in Wahrheit mehr Zeit auf die unablässige Korrektur seiner Verse verwandte als auf diese selbst. Ariosto wird von dem geistreichen Ästhetiker und Sprachkenner Wilhelm von Humboldt einer ehrenden Vergleichung mit Homer gewürdigt und Goethe windet ihm in seinem Tasso einen beneidenswerten Kranz. Selbst der erste Mathematiker Galilei hat ihn über alle Dichter gestellt und eingestanden, er verdanke ihm die Klarheit seiner Darstellung. Weniger begeistert urteilen, bei dem fortgeschrittenen Bewußtsein der Zeit, die neuesten Kritiker. Vischer vermißt in unserm Dichter die epische Ruhe, Ruth die Originalität und die sittliche Haltung seiner Helden, Scherr eine leitende Idee, künstlerische Einheit und allen Charakter in den handelnden Personen, von denen er die Männer „unmännlich" und die Frauen „unweiblich" nennt, während Burckhardt das Epos der Rolandssage für das damals in Italien allein mögliche hält und bei Ariosto Charaktere zu suchen für einen falschen Weg erklärt. Immerhin war der „rasende Roland" im sechszehnten Jahrhundert und in Italien ein großes Ereigniß, — er erlebte demgemäß auch in siebenzig Jahren eben so viele Auflagen — in unserer Zeit erschienen, würde er ein ganz überflüssiger Anachronismus sein, der bald vergessen wäre.

Mit Ariosto war das während des fünfzehnten Jahrhunderts so spärliche Bächlein italienischer Dichtung zum mächtigen Strome angeschwollen. Um uns in demselben nicht zu verlieren, nennen wir nur die hervorragendsten Namen unter den Zeitgenossen des größten Rolandsdichters. Den Neapolitaner Jacopo San Nazaro begeisterte seine Jugendliebe zu dem idyllischen Gedichte „Arcadia", in welchem Prosa und

Verse abwechseln; nach dem Tode seiner Geliebten dichtete er zwar nur noch latinisch, aber brachte es darin zu einer in jener Zeit seltenen Vollendung, wobei überdies seine Opposition gegen den päpstlichen Stuhl bemerkenswert ist, die sich in unerbittlicher beißender Satire kund gab. Sein berühmtestes latinisches Gedicht war aber dasjenige, welches unter dem Titel „de partu Virginis“ auf die genaueste Weise die Empfängniß und Geburt Maria's behandelt und drolliger Weise mit Anrufungen heidnischer Gottheiten vermischt ist. Der König Federigo von Neapel beschenkte den Dichter mit einer Villa und einer Pension.

Unter den Zeitgenossen, welche diese Sucht, der todten vor der lebenden Sprache den Vorzug zu geben, theilten, nennen wir der Kuriosität wegen den Veronesen Girolamo Fracastoro, der die schwierige Aufgabe übernahm, die unter dem Namen Syphilis bekannte Krankheit in einem, wie behauptet wird, höchst anmutigen Gedichte wissenschaftlich zu behandeln, der Klassizität seiner Sprache wegen den Cremonesen Girolamo Vida, dessen bedeutendstes Werk das Leben Christi episch behandelte, den Riminesen Aurelio Augurelli, welcher die Kunst, Gold zu machen (χρυσοποεια), besang und dafür vom Papste Leo sarkastischer Weise einen prachtvollen aber leeren Geltbeutel erhielt, um darin das gemachte Gold aufzubewahren, und den Kardinal Pietro Bembo, der hinwieder seiner Muttersprache den gebührenden Platz neben ihrer Erzeugerin anwies und die Klassiker beider nachahmte. Neben diesen latinischen Didaktikern Italiens besangen in der neuern Sprache dieses Landes Giovanni Rucellai die Bienenzucht (le api) und Luigi Alamanni den Landbau (dell' agricoltura).

Wir sehen aus diesen Erscheinungen, wie große Mühe die italienische Literatur hatte, sich durch das Chaos der wuchernden Latinität hindurchzuarbeiten. Sie wagte indessen diesen Kampf; ja sie versuchte es sogar, sich durch die Wahl nationaler Stoffe von der Nachahmung fremder Muster, der sie ihr Leben überhaupt verdankte, zu entfesseln. Diese Versuche jedoch sind ihr nicht nach Wunsch gelungen, theilweise sogar geradezu mißlungen. So schon der erste derselben, derjenige des Giorgio Trissino aus Vicenza (1478—1550), in einem Heldengedichte die „Befreiung Italiens von den Goten“ (Italia liberata dai Goti), d. h. die Unterdrückung des Landes durch den oströmischen Kaiser Justinian, welche der Dichter irrtümlich für eine Befreiung hielt, — zu besingen. Das Gedicht, in reimlosen Jamben verfaßt und 27 Bücher stark, ist höchst nüchtern und prosaisch, wimmelt von Nachahmungen der Alten, historischen Unwahrheiten, bombastischen Reden und unwürdigen Schmeicheleien, die der Verfasser an Tyrannen verschwendete. Nicht besser ist sein in schwächlicher Weise „romantische Gefühle mit klassischen Formen verschmelzendes“ Trauerspiel „Safonisba“. Andere Nachahmungen des Euripides und

sogar des Seneca, dessen blutige Gräuel sie wo möglich durch die entsetzlichsten Tollheiten noch zu überbieten suchten, folgten sich.

Der zuvor genannte Luigi Alamanni (1495—1556), einer der Theilnehmer jener aus den Rucellai'schen Gärten hervorgehenden Verschwörung, und deshalb aus seinem Vaterlande zeitlebens verbannt, machte, neben verunglückten größeren Werken, seinen patriotischen Gefühlen in seinen Satiren auf kräftige Weise Luft und geißelte sowol die Fremdherrschaft in Italien, als die Verdorbenheit des römischen Hofes. Ein Widerspiel dieses ehrenhaften Charakters war der berüchtigte dichterische Spitzbube Pietro Aretino, welcher als Günstling mehrerer Päpste für Geld Alles that, welchen Karl V. und Franz I. von Frankreich zu bestechen wetteiferten, um von ihm nicht durchgehechelt zu werden, der mit gleicher Fertigkeit die abscheulichsten Schmutzgedichte und geistliche Bußpsalmen verfertigte und sich nicht schämte, mit scheinheiliger Miene über den „Mangel an Religion" und die „Schamlosigkeit" eines Künstlers wie Michel Angelo zu eifern. Nur sein Tod verhinderte seine Ernennung zum — Kardinal, indem er, aus Entzücken über zotenhafte Nachrichten von seinen als Dirnen lebenden Schwestern so lachte, daß er mit dem Stuhle rücklings umfiel und das Genick brach. Seine Lästerzunge hatte Niemanden verschont, ja nicht einmal die größte Dichterin Italiens, die edle Vittoria Colonna (1490—1547), die Tochter des berühmten römischen Patriziers und Helden Fabrizio Colonna. Mit ihrem Gatten, dem Spanier Avalos, Marchese von Pescara, durchlebte sie glückliche Jahre auf der reizenden Insel Ischia, wo sich in ihrem gastfreundlichen Kreise San Nazaro, Bernardo Tasso, der Historiker Paolo Giovio u. A. trafen. Als Avalos, in der Schlacht bei Pavia verwundet, früh starb, trat sie mit Gedichten, die ihre Liebe zum Gatten feierten, später auch mit geistlichen Liedern in die Reihen der Literatur, hielt mit hervorragenden Geistern in Rom Zusammenkünfte, in denen für Pflege der Kunst und Verbesserung der Religion geschwärmt wurde, und war eine treue Freundin Michel Angelo's.

Gleichzeitig übten mehrere Dichter untergeordneten Ranges einen ungünstigen Einfluß auf die italienische Literatur aus, so der Satiriker und Novellist Angelo Firenzuola aus Florenz, der die weibliche Schönheit in genauen Maßbestimmungen und Schilderungen definirte und die damalige verdorbene Geistlichkeit scharf geißelte. Während er zur Partei Aretino's gehörte, in dessen Anhänger und Gegner sich ganz Italien bezeichnender Weise theilte, war dagegen der Toscaner Francesco Berni (1490—1536) ein bitterer Feind jenes lüderlichen Poeten; er wurde der Patron einer eigenen Dichtungsmanier, die man nach ihm die „berneske" nannte, die aber richtiger als „burleske" bezeichnet würde, und übernahm die verspätete und undankbare Aufgabe, Bojardo's Orlando innamorato umzudichten, d. h. dessen feierlichen Ernst in Ariosto's Manier durch

Witz und Farbenreichtum zu beseitigen. Der Dichter fiel dem am mediceischen Hofe, wo er angestellt war, zur Gewohnheit gewordenen Giftmorde zum Opfer, weil er sich geweigert, den Herzog Alessandro im Auftrage seines Vaters, des Kardinals Ippolito, oder umgekehrt, aus der Welt zu schaffen. Wie sehr indessen die Rolandsmanie bereits dem Geiste der Zeit zuwider war, beweist Berni's Zeitgenosse, Teofilo Folengo aus Mantua (1491—1544), welcher dieselbe in seinem Orlandino verspottete. Als entlaufener Mönch führte Folengo ein unerbauliches Leben, war der Erfinder der in lächerlicher Sprachmengung bestehenden „macaronischen Poesie", wurde aber in seinen späteren Jahren wieder fromm und kehrte in sein Kloster zurück, wo er geistliche Gedichte verfaßte.

B. Tasso's Zeit.

Berni war der letzte namhafte Epigone der Rolandssage gewesen; der letzte Bearbeiter des Ritterromans überhaupt, wenn wir von den Nullen absehen, — war der in seltsamem ernstem Kontraste gegenüber den gleichzeitigen burlesken und schamlosen Witz- und Zotenreißern dastehende Bernardo Tasso aus Bergamo (1493—1569), ein Opfer des Fürstendienstes und der inneren Parteiungen Italiens. Als Theilnehmer an einem Proteste gegen die Einführung der Inquisition in Neapel, erst aus ganz Italien, dann noch aus beiden Sicilien verbannt, irrte er rastlos umher, und die Leiden des Exils brachen seiner schönen Gattin Porzia das Herz. Mit Unterstützung der Republik Venedig veröffentlichte er sein Riesengedicht „Amadigi" (Amadis) in hundert Gesängen, deren jeder, mit etwas zu viel Pedanterie, gerade die Erlebnisse eines Tages schildert. Es fehlt dem Werke sowol Übereinstimmung als Manigfaltigkeit, es ist verschieden in der Behandlungsweise, monoton in der Erzählung der Ereignisse; die gesammte antike Mythologie tritt in höchst gezwungener Weise auf. Bernardo Tasso wäre daher wol ziemlich unbekannt, wenn er nicht der Vater eines größern Sohnes gewesen wäre.

Dieser Letztere, Torquato Tasso, der letzte große Dichter Italiens und der letzte und unglücklichste Günstling des Hauses Este, dessen Ruhm mit ihm unterging, wurde 1544 in Sorrento am wunderbaren Golf von Neapel geboren und begleitete seinen Vater auf dessen Irrfahrten. Die Beschäftigung des Letztern wirkte auch auf ihn; die veralteten Ritterfabeln waren jedoch nicht geeignet, ihn auf die Dauer zu fesseln; er suchte nach einem Stoffe in der Geschichte, nach einem Stoffe, dem eine große, weltbewegende Idee zu Grunde lag, — und er fand ihn. Ein dichterischer Jugendversuch, in dem noch die Rolandssage spukte, verschaffte ihm durch Vermittelung des Kardinals Luigi, Bruders des Herzogs von Ferrara, Aufnahme am dortigen Hofe, an welchem unter Männern sowol als unter

Frauen noch immer ein gelehrter und kunstsinniger Ton waltete, der aber von künstlich gemachtem affektirtem Wesen nicht frei war. Der letzte der dortigen Herrscher (denn seine Nachfolger mußten sich mit Modena begnügen und ihren Musensitz wieder der Kirche überlassen), Alfonso II., der geistig kleinste seines Hauses, der dessen Ruhm in sinnlicher Verschwendung und empörender Tyrannei suchte, hatte zwei Schwestern, Lucrezia (nach ihrer Großmutter so benannt), später Herzogin von Urbino, und Leonora, Beide klassisch gebildet, doch schon in dem verblühten Alter von dreißig Jahren, — in welchen der Ferraresen hergebrachte Liebe zur Kunst stärker wurzelte als im Herzoge, doch nicht so stark, wie es ein Tasso verlangen durfte. Zwar im Anfange seines Hoflebens konnte sich der Dichter über seine Stellung nicht beklagen; er erhielt doppelt so viel Gehalt als Ariosto unter dem Großvater des Herzogs, und die beiden Schwestern des Letztern überhäuften ihn mit Freundlichkeit, wofür er sie überschwänglich besang, doch ohne für die nicht mehr jungen Damen eine Leidenschaft zu fühlen, die er vielmehr einer Menge frisch aufblühender Hofdamen widmete. — Die Mißgunst anderer Dichter jedoch, die kleinliche Splitterrichterei, welche nüchterne Kritiker an seinem eben entstehenden großen Dichterwerke üben zu sollen glaubten und damit seinen künstlerischen Stolz und Ehrgeiz verwundeten und verletzten, und sein gespanntes Verhältniß zu dem gelehrten und einflußreichen Minister Antonio da Montecatino verfolgten und kränkten ihn so hartnäckig, daß er nach und nach zur Beute bedauerlicher Wahngebilde wurde. Er glaubte sich verraten und von böswilligen Feinden umgeben und hatte in Folge dessen manigfaltige Mißhelligkeiten, selbst den Mordversuch eines von ihm unbesonnener Weise Beleidigten zu erdulden. Solche Erlebnisse mußten ihm den Aufenthalt in Ferrara verleiden und einen andern wünschbar machen; aber seine geheimen Unterhandlungen mit dem eifersüchtigen Hause Medici, das ihn zu gewinnen suchte, stießen nur den Herzog Alfonso vor den Kopf. Zugleich plagten ihn religiöse Zweifel; der Widerstreit zwischen dem Glauben der herrschenden Kirche und der in seinem Innern waltenden Vernunft und die Angst, er und sein Gedicht möchten der darin enthaltenen heidnischen Anspielungen wegen einst verdammt und vernichtet werden, beschäftigten ihn so sehr, daß er (was bereits krankhafte Gehirnzustände verrät) sich selbst als Ketzer der Inquisition stellte, sich sogar durch wiederholte von derselben erhaltene Lossprechungen nicht beruhigen ließ und in Briefen an Papst und Kaiser seine irrgläubigen Ansichten bekannte und entschuldigte, wobei er die bezeichnende Äußerung fallen ließ, die Kirche sei ihm stets eine Stiefmutter — nicht eine Mutter — gewesen. Als er endlich in seinem Wahne so weit kam, einen Diener der Herzogin, der ihm verdächtig war, mit dem Messer anzugreifen, wurde er auf Befehl des Herzogs (1577) verhaftet, aber bald wieder freigelassen und sogar mit neuen Aufmerksamkeiten umgeben, um ihn zu zer-

streuen. Sein Menschenhaß und seine religiösen Skrupel, als sei er kein guter Katholik, sowie die Wahrnehmung, daß man ihn aus Besorgniß für seinen Zustand nicht frei ausgehen ließ, bewogen ihn endlich zu dem unseligen Gedanken einer Flucht, den er auch ausführte. Mit Mangel und Ermattung kämpfend, irrte er in den Gebirgen Italiens umher und kam hungrig und zerlumpt bei seiner Schwester Cornelia in Sorrento an. Ihre Liebe und Sorgfalt wirkten günstig auf seinen Seelenzustand; aber die stille Zurückgezogenheit behagte dem nach Triumfen lüsternen Dichter nicht lange und er versuchte bald in Ferrara wieder Aufnahme zu finden, wurde jedoch von dem dortigen Hofe ignorirt. Der Herzog zürnte ihm heftig, selbst Leonora wagte nichts zu seinen Gunsten, — sie, die ihn sonst beschützt, war gleichgiltig gegen ihn geworden. Endlich erhielt er, unter demütigenden Bedingungen, die Erlaubniß zur Rückkehr und folgte ihr. Aber gegenseitiges Mißtrauen war einmal vorhanden und löste das Verhältniß wieder. Er floh zum zweiten Male, irrte in Oberitalien umher, fand nirgends Ruhe, und kehrte zum zweiten Male nach dem verhängnißvollen Ferrara zurück. Da aber der Herzog gerade seine zweite Hochzeit feierte, wurde Tasso nicht beachtet, sogar bespöttelt, schmähte darob den ganzen Hof und den Monarchen und wurde (1579) in das Irrenhaus gesperrt, wo er sieben lange furchtbare Jahre — nicht verlebte, sondern aus seinem edeln Leben verlor, während seine zahlreichen dort verfaßten Schriften keine Spur von Geisteszerrüttung verraten. Und er mußte unter so schmählicher Behandlung schmachten und leiden und seinen Körper hinsiechen sehen, nur ausnahmweise zu Festlichkeiten zugelassen, — während sein größtes Werk in der Welt ungeheures Aufsehen verursachte und sie gewaltig hinriß.

Gegen das Versprechen des (im Übrigen lüderlichen) Herzogssohnes Vincenzo Gonzaga von Mantua, ihn dort zu verwahren, wurde er endlich, nachdem Leonora während seiner Gefangenschaft gestorben war, entlassen, — fristete, arm und krank umherirrend, ein kümmerliches Leben, und wurde, in damaliger Zeit der sogenannten Restauration des Katholizismus, eine Beute mittelalterlicher Frömmelei. Und gerade als ihm zur Abwechselung einmal wieder das Glück zu lächeln schien, als er nach Rom eingeladen wurde, um auf dem Kapitol gleich Petrarca zum Dichter gekrönt zu werden und der Papst ihn ehrenvoll aufnahm, da brach, während die Ceremonie aufgeschoben wurde, ohne sie zu erleben, seine geschwächte Lebenskraft am 25. April 1595 zusammen.

Tasso legte seine poetischen Grundsätze in drei „Discorsi“ nieder, in welchen er verlangt, daß ein Epos nur Wahrscheinliches und doch zugleich Wunderbares enthalten solle, was er dadurch erreichbar fand, daß der Stoff aus den Ereignissen genommen werde, mit welchen der Glaube das Wunder in Verbindung setze, doch die „heilige Geschichte“ ausgenommen, an welcher nichts geändert werden dürfe, — also aus dem

jüdischen Altertum oder dem spätern Christentum. Sein diesen Erfordernissen entsprechendes bereits erwähntes größtes Werk, an dem er zwölf Jahre gearbeitet, ist die Gerusalemme liberata oder il Goffredo. Es beschreibt in zwanzig Gesängen und in Ottave rime den ersten Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon und die Eroberung Jerusalems, durchwoben mit romantischen, den Rittergedichten seiner Vorgänger nachgeahmten Abenteuern der Helden, unter welchen Rinaldo die Hauptrolle spielt.

Dieses Werk erregte unter den gleichzeitigen Kritikern noch zu Tasso's Lebzeiten einen gewaltigen Sturm. Während die Einen ihn in den Himmel erhoben und als den größten Dichter Italiens priesen, — unter ihnen sogar der Neffe Ariosto's, welchem Tasso selbst diese unnatürliche Parteinahme ernst verwies, — zogen ihn Andere in den Staub herab und suchten ihn geradezu aus der Gemeinschaft der Dichter hinauszuwerfen, — so z. B. die eben entstandene Akademie della Crusca in Florenz. Hier hatte nämlich der unbedeutende Dichter Francesco Grazzini allerlei drollige Einfälle. Erst half er Anderen die Akademie der Feuchten (degli Umidi) stiften, deren Mitglieder kindischer Weise die Namen von Fischen u. a. Wasserthieren führten, und später (1582, einen Monat vor seinem Tode) eine zweite solche Anstalt, welche ihre Symbolik dem Müllerhandwerk entlehnte und sich la Crusca (die Kleie) nannte; sie hat jedoch das Unrecht, welches sie in ihren Kinderschuhen dem großen Dichter zufügte, in reiferen Jahren eingesehen und gut zu machen gesucht. Ähnliche Akademien mit lächerlichen Namen und Gebräuchen tauchten in vielen Städten Italiens auf. Auf Tasso selbst übten diese wegwerfenden Urteile, namentlich bei dem durch die lange Haft herbeigeführten Zustande seiner Gesundheit, — eine so niederdrückende Wirkung aus, daß er mit ängstlicher Berücksichtigung der laut gewordenen Aussetzungen sein unsterbliches Werk selbst verwarf, ja sogar Schritte zu dessen Vernichtung zu thun versuchte, und es unter dem Titel „Gerusalemme conquistata“ in weit weniger poetischem, dagegen in bedeutend strenger religiösem Geiste zu einem traurigen Zerrbilde des Originals umarbeitete.

Tasso's Werk hat sich von der Ironie Ariosto's ferne gehalten, damit aber auch von dessen origineller, schöpferischer Fantasie und Farbenpracht. Das „befreite Jerusalem“ will nicht unterhalten, nicht anziehen; es ist von einem heiligen Ernste, von der Begeisterung für das Christentum diktirt. Dieser Gedanke ist die Quintessenz des Gedichtes. Es war eben nicht mehr die frivole Zeit eines Leo X., es gehörte nicht mehr zum guten Tone, ungläubig zu sein. Durch den Ausbruch und die Erfolge der Reformation erschreckt, hatte die katholische Kirche, wie oben weiter ausgeführt worden, sich aufgerafft und mit der Wiederherstellung ihres alten Glaubens die Sitten ihrer Diener zu verbessern begonnen. Tasso war ein Kind dieser Zeit der sogenannten Gegenreformation, —

daher seine religiösen Bedenken, daher die streng kirchliche Stimmung seines Werkes und die fromme Verwerfung der von seinen Vorgängern gepflegten heidnischen Momente. Die Erinnerung an die Kreuzzüge war in einer Zeit, wo sich die Christenheit stets durch die Türken bedroht sah und der Seesieg Don Juans d'Austria bei Lepanto über jene Barbaren die feurigste Begeisterung erweckte, — und wo nun auch der Protestantismus als Macht der Kirche gegenüberstand, ein die Katholizität elektrisirender Gedanke.

Tasso's Poesie ist mithin tendenziös, und hat etwas Absichtliches und Gezwungenes, während diejenige Ariosto's natürlicher und selbständiger war. Dagegen nähert sich Jener weit mehr den klassischen Vorbildern und kopirt sogar Homer und Vergil beinahe ängstlich, — sein Werk ist ein einheitliches, fest zusammenhängendes, in Stil und Sprache durchaus vollendetes, abgerundetes, alle zersetzende und zersplitternde Abenteurerei verschmähendes, dessenungeachtet aber an poetischen und erhebenden Momenten und Schilderungen ungemein reiches; es ist zwar weder aus dem Volksgeiste hervorgewachsen, noch überhaupt originell, sondern, wie Scherr sagt, „ein in seinem innersten Wesen kaltes Kunstprodukt, ein gelehrtes Werk, auf dessen Blumen und Blüten sich der aschfarbene Schulstaub legt;“ dafür aber, und gerade deshalb ist es auch ein wirkliches Epos im Sinne der Alten, während die Rolandsgedichte ohne Ausnahme versifizirte Romane sind. Und weil es einen Stoff der wirklichen Geschichte behandelt, und zwar einen Stoff, dessen bewegende Idee eine so gewaltige war, daß sie noch heute begeistert, kann es darauf Anspruch machen, noch in der fernsten Zukunft mit mehr Interesse aufgenommen zu werden, als jene buntschillernden, wenn auch anziehenden Gemälde einer ungeschichtlichen und fabelhaften Ritter-, Riesen- und Drachenzeit. Tasso ist übrigens bis heute in Italien der volkstümlichste und beliebteste Dichter geblieben, theils aus Sympathie mit seinem Unglück, theils weil seine Grundsätze eben auch jene des Volkes waren, und noch hört man die Gondolieri von Venedig seine Stanzen singen. Tasso's epische Begabung leuchtet auch aus seinem Trauerspiele „Torrismondo“ hervor, das sich von der damaligen Rohheit dieser Dichtungsart frei hielt, aber an dem auferlegten aristotelischen Regelzwang leidet. Ebenso erscheint Tasso in der lyrischen Poesie durch Glut und Tiefe, namentlich gegenüber dem frostigen Petrarca, als das „entschiedenste Talent“ seiner Zeit.

Es ist eigentümlich, daß der letzte Epiker Italiens, der Vergil der neuen Zeit, wie dieser sein klassischer Vorgänger, sich zugleich in eine Richtung verirrte, die, von dem schwächlichen San Nazaro eingeführt und von Tasso veredelt, in der nächsten Zeit eine unbedingte, aber entwürdigende Herrschaft in der Literatur des ganzen civilisirten Europa ausübte. Es ist dies die verweichlichende, entnervende, geist-, kraft- und

bodenlose sogenannte Hirten- und Schäferpoesie, eine Gattung, welche stets nur dann entstanden ist, wenn die Völker, entkräftet und zum Handeln unfähig geworden, sich resignirend einer Gewaltherrschaft in die Arme warfen und deren Willkür dadurch zu vergessen und zu verschmerzen suchten, daß sie sich in eine Welt hineinträumten, die niemals bestanden hat und nirgends bestehen kann, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Hirtenvölker eben auf einer ursprünglichen Stufe der Kultur stehen, welcher alle Verweichlichung und daher auch alle Empfindsamkeit fremd ist.

Tasso hat sich das zweifelhafte Verdienst erworben, diese falsche und erlogene Richtung in seinem freilich mit „hinreißendem Zauber" geschriebenen Schäfergedichte „Aminta" (1572) zu ermutigen, und sein Zeitgenosse und Freund (bisweilen auch eifersüchtiger Nebenbuhler), der gleich ihm in dem gesunkenen Ferrara (seiner Vaterstadt) unverdient behandelte Giovanni Battista Guarini (1537—1612) huldigte dem nämlichen verdorbenen Geschmacke in seinem Hirtendrama „il Pastor fido". Aus diesem Werke indessen und den darin eingeflochtenen Chören entwickelte sich die schon durch Poliziano's Orfeo vorbereitete Oper erst zu vollem Leben, um von da an die italienische Bühne zu beherrschen. In poetischem Stoffe aber errang sich die abgeschmackte Schäferdudelei, auf die verrückteste Weise vermischt mit Rittertum und Mythologie, eine stets zunehmende Hegemonie unter den von Despoten niedergedrückten Völkern wie auch an den Höfen, und der widerwärtigste Bombast machte sich in dieser Afterdichtungsart breit, zu welcher der neapolitanische Dichter Giambattista Marino (1565—1625) den entscheidenden Ton angab, ein Freund des alternden Tasso und ein Feind des ebenso schwülstigen Genuesen Gasparo Murtola, der in Turin, wo Beide angestellt waren, nicht nur Schmähgedichte mit ihm wechselte, sondern sogar auf ihn schoß, auf seine Fürbitte aber begnadigt wurde. Durch seine Einladung nach Paris verpflanzte Marino den verdorbenen Geschmack auch in die französische Poesie, welche damit in der Folge ganz Europa ansteckte. Es war ein Zeichen der Zeit, daß dieser angebliche Dichter, als er heimkehrte, in Rom und Neapel triumfirende Einzüge halten konnte.

Mit der Idylle geht stets Hand in Hand die Satire. Wie jene eine passive, ist diese eine aktive, wenn auch in der Regel unwirksame Opposition gegen Gewaltherrschaft, — eine Faust im Sacke! Trajano Boccalini büßte die Hingabe an diese Dichtungsart, indem er schonungslos die gewissenlose politische Wirtschaft in Italien, namentlich die spanische zu Neapel brandmarkte, 1615 durch den Tod von Meuchlerhand. Gleichgesinnt, wenn auch klüger, war der Priester Alessandro Tassoni aus Modena (1565—1635), welcher dadurch hervorragt, daß er das erste komische Heldengedicht der Neuzeit schuf, „la Secchia rapita" (der geraubte Eimer), eigentlich weniger eine neue Form, als vielmehr die

Loslösung des Komischen aus seiner von Pulci und Ariosto gepflogenen Verbindung mit dem Tragischen. Der „geraubte Eimer", eine Geißelung zugleich politischer Zerfahrenheit wie kirchlichen Übereifers, durfte in Italien nicht gedruckt werden. Und einerseits mit diesem Beginne einer vorher unbekannten Censur, die mit dem wiedererwachten religiösen Fanatismus Hand in Hand ging, anderseits mit der vollendeten Entartung der Medici und Este, denen keine mäcenatischen Nachfolger erwuchsen, — schließt die Blüteperiode italienischer Literatur im Beginne der neuern Zeit, deren hauptsächlichstes Kennzeichen das weder vorher noch nachher blühende romantische Heldengedicht bleibt.

Vierter Abschnitt.

Die spanische und portugiesische Poesie.

A. Die Lyriker und Epiker.

Die Verhältnisse Spaniens, die wir oben (S. 232 ff.) kennen lernten, brachten es mit sich, daß eine gesunde, volkstümliche und unabhängige Literatur sich nur kümmerlich entwickeln konnte, indem die Zuchtruthe der Inquisition stets über ihr schwebte, und daß das Land, in welchem die Glaubenswut herrschte und alle Kreise sich unterwürfig machte, eine literarische Blüte, auf welche seine hervorragenden Geister doch hinarbeiteten, ausschließlich in solchen Gebieten zu suchen gezwungen war, in denen man sich bewegen konnte ohne der Ketzerverfolgung zum Opfer zu fallen. Diese Gebiete erstreckten sich nun freilich auf die gesammte Dichtung mit Ausnahme der eigentlichen Satire, und auf eine fromm gefärbte Geschichtschreibung, — aber ja nicht etwa auf die forschende Wissenschaft. Und bei aller Sorgfalt in Vermeidung jedes Anstoßes bei der Rechtgläubigkeit, hat die spanische Literatur in jenen erlaubten Zweigen der Dichtung und Wissenschaft während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts eine Blüte erreicht, welche als ein großartiger Fortschritt gegenüber den mittelalterlichen Leistungen angesehen werden muß und wider Willen dazu beigetragen hat, daß die von ihr sogar theilweise verherrlichte Unduldsamkeit endlich ein für die Sache der Aufklärung glückliches Ende nehmen mußte.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die erwähnte Blüte der spanischen Literatur an's Tageslicht zu rufen. Einmal war es gerade der Geistesdruck der Inquisition, welcher die Spanier zwang, auf eine Thätigkeit des prüfenden und urteilenden Verstandes zu verzichten und

ihre ganze geistige Kraft auf die Thätigkeit der Fantasie zu beschränken. Daß diese Bethätigung nicht auf einer unvollkommenen Stufe stehen blieb, dazu trug in zweiter Linie das Beispiel Italiens bei, dessen seit Lorenzo de' Medici neu emporstrebendes künstlerisches und dichterisches Schaffen die Spanier kennen lernten, als sie mit Frankreich um die Herrschaft in Italien rangen. Daß die Blüte der spanischen Dichtkunst aber endlich zur höchsten Pracht sich entfaltete, war drittens die Folge der wachsenden Macht Spaniens, dessen Flaggen seit Magelhaens auf allen Meeren der Erde wehten, dessen Waffen die ganze neuentdeckte Welt bezwungen hatten und über das Schicksal Europa's entschieden, dessen König in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zugleich deutscher Kaiser war und mit Recht sagen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. All' dies verlieh dem Spanier das Selbstgefühl, daß er der Herr der Welt sei, und ließ ihn vergessen, daß er zu Hause ein Sklave des Königs, und, diesen selbst nicht ausgenommen, ein solcher der Inquisition war; — ja es erfüllte ihn sogar mit Stolz auf sein siegreiches rechtgläubiges Christentum, dem Alles sich beugen mußte und dem Niemand ungestraft widersprechen durfte.

Der erste Zweig der spanischen Literatur, der sich zu einem Grade von Bedeutung erhob, war die lyrische Poesie, und der erste Dichter, der in ihr Großes leistete — Juan Boscan Almogaver aus Barcelona (1490—1543). Durch den venetianischen Staatsmann und Gelehrten Andrea Navagiero, welcher als Gesandter nach Spanien kam, wurde er 1526 in Granada ermuntert, die italienischen Sonette und andere lyrische Formen statt des bisherigen einförmigen Versmaßes der Cancioneros in die spanische Poesie einzuführen. Er that es, schrieb Sonette, Canzonen und Ottave rime nach Art der Italiener, aber in spanischer Sprache und mit ächt poetischem Feuer, zugleich aber auch Episteln nach Art des Horaz und anderer Alten, ein Epos in reimlosen Jamben: Hero und Leander (nach Musaios) und die zarte Allegorie vom „Reiche der Liebe" in Ariosto's Ton. Sein erster Nachfolger war sein Freund, der tapfere Garcilaso (eigentlich Garcias Laso) de la Vega aus Toledo, welcher von den Ereignissen der Türkenkriege bis Wien und Tunis geführt wurde, aber allzufrüh, 1536, erst 33 Jahre alt, in Erstürmung einer Feste bei Marseille als Krieger fiel. Er schrieb besonders Idyllen, dann auch Elegien, Episteln, Canzonen, Sonette, Oden, Lieder u. s. w. Seine Verse sind zart, wollautend und schwärmerisch.

In der Ekloge oder Idylle ahmten Garcilaso zuerst nach die beiden Portugiesen Francisco de Saa de Miranda (1495 — 1558) und Jorge Montemayor (geboren vor 1520, 1561 zu Turin in einem Duell gefallen), welche jedoch meist in spanischer Sprache dichteten. Unter den Werken des Ersten, der sich besonders in reizenden Landschaftbildern auszeichnete, ragt hervor das Hirtengedicht auf den Fluß

Mondego, unter denen des Zweiten der Hirtenroman „la Diana enamorada“, welcher in Prosa geschrieben und mit Versen vermischt ist, aus mehreren in einander verwickelten Erzählungen besteht, und dessen Helden der Dichter selbst unter dem Namen Sereno und seine Geliebte (Diana genannt) sind. Er hat zum Muster Sannazaro's Arcadia, wurde aber vom Verfasser unvollendet hinterlassen. Auch der zweite schwächere Theil, welchen Alonso Perez aus Salamanca 1564 dazu schrieb, erreichte das Ende nicht. Eine andere Fortsetzung dagegen von Gaspar Gil Polo aus Valencia, Professor an der dortigen Universität, brachte den Roman zu einem erwünschten Schlusse. Überschwängliche Sentimentalität ist bei vielen einzelnen Schönheiten der Grundzug dieser Dianen. Mit ihnen war die Blütezeit der spanischen Idylle vorbei, an welche indessen noch einzelne Werke des Cervantes erinnern. Unter den späteren vergessenen eine Idealwelt schildernden Gedichten ragen nur jene des Bernardo de Balbuena, geboren 1568 in Valdepeñas, aber in Mejiko erzogen, 1627 als Bischof von Portorico gestorben, hervor. Sein Siglo de Oro (goldenes Zeitalter) bringt merkwürdiger Weise nicht die mindesten Anklänge an die Pracht der Tropen; auch schrieb er ein Epos „Bernardo“ aus dem Sagenkreise Karls des Großen.

Von der Abschweifung zur Idylle blieben unter den lyrischen Nachfolgern Boscan's Folgende frei. Luis Ponce de Leon (1528—1591) aus Belmonte, Mönch, Doktor der Theologie, Professor in Salamanca, wurde 1572 vor die dortige Inquisition geladen, weil er das „Hohe Lied“ gleich einer bloßen Ekloge in das Spanische übersetzt und die Bibelübersetzung der Vulgata für mangelhaft erklärt hatte, trotz seiner demütigen Unterwerfung eingekerkert, nach fast fünf Jahren endlich zur Folter verurteilt, vom höchsten Rate zu Madrid aber freigesprochen und nur seine Übersetzung unterdrückt, worauf er in seinen Vorlesungen da fortfuhr, wo er vor der Untersuchung stehen geblieben, als ob nichts geschehen wäre. Seine besten Werke, Abhandlungen, geistliche Lieder und wunderbar erhabene Oden, sowie Übersetzungen des Horaz und Vergil, sind vor seiner Gefangenschaft geschrieben; nachher war seine Kraft gebrochen; er schrieb zwar noch, um seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, eine mystische Erklärung des Hohenliedes in lateinischer Sprache, aus welcher indessen doch hervorleuchtet, daß er dies Buch eben nur für eine Ekloge hielt. — Fernando de Herrera (1534—1597) aus Sevilla, auch Geistlicher, doch von ruhigerm Leben, schrieb herrliche lyrische Gedichte verschiedener Form auf die Liebe (der Cölibatär!) wie auf den Sieg bei Lepanto und auf den traurigen Untergang König Sebastians von Portugal. Seine Sprache ist jedoch etwas steif und geziert, wie durch gesuchte griechische und latinische Wörter entstellt. Eine Sammlung der besten lyrischen Gedichte jener Zeit gab 1605 Pedro Espinosa heraus, in welcher jedoch auffallender Weise Herrera fehlt. Des Letztern gezierte Schreibart

wurde von seinen Nachfolgern noch weiter getrieben, und es bildete sich der sogenannte „gebildete Stil“ (Cultismo) aus, der trefflich zu den gleichzeitigen Ungeheuerlichkeiten des Italieners Marino und des Franzosen Ronsard und ihrer Schulen paßte und dessen erster Profet Luis de Góngora (1561—1627) aus Cordova war, ein vernachlässigter Geistlicher, der es blos bis zum Kaplan des Königs brachte. Seine meist lyrischen Gedichte sind ebenso schwülstig als unverständlich, so daß sie bezeichnender Weise Erläuterungen von Seite Anderer in's Leben riefen, aber unzählige Nachahmer hatten.

Eine andere gleichzeitige verfehlte Richtung war die der „Erfindungsreichen“ (Conceptistas), welche sich in mystischen Bildern und Wortspielen übten und an deren Spitze Alonso de Ledesme aus Segovia (1552 bis 1623) stand, welcher bemerkenswert ist, weil er den Mut hatte, auf Philipps II. Tod unehrerbietige und freimütige Gedichte zu schreiben. An der Spitze der Dichter dagegen, welche diesen Verirrungen Widerstand entgegensetzten, befanden sich die Brüder Argensola, Lupercio und Bartolome, welche am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts meist in Neapel lebten, woher ihre Familie stammte. Unter ihren Nachfolgern finden wir auch einen Borgia, Enkel Papst Alexanders VI., Francisco Fürst von Borja und Esquilache (Squillace), Vicekönig von Peru (gestorben 1658), welcher treffliche Romanzen und Sonette schrieb.

Am kümmerlichsten unter allen Dichtungformen entwickelte sich in Spanien das Epos, weil es nach langer Unterbrechung seit der Zeit der alten nationalen Heldendichtung vom Cid erst durch die Kriegsthaten des sechszehnten Jahrhunderts mit allzugroßer Absichtlichkeit in's Leben gerufen wurde und dies blos von Nachahmungen der italienischen Epiker fristete. Es wurden nach dem Muster Ariosto's, Tasso's und Anderer theils geradezu elende, theils mittelmäßige Heldengedichte nach den verschiedensten Stoffen aus der spanischen Geschichte, von der Eroberung Sagunts bis auf Karl V., sowie aus dem Sagenkreise Karls des Großen, aus der Geschichte Jesu und — Loyola's u. s. w. zusammengeflickt. Sie alle überragt, obschon selbst mittelmäßig, ein einziges, dessen Ruf noch heute besteht, — die „Araucana“ des Alonso de Ercilla y Zuñiga, aus einer biscayischen Familie 1533 in Madrid geboren. Der Dichter begleitete den nachherigen König Philipp II. als Prinzen auf dessen Reisen in Europa und zu seiner Vermälung nach England, ging aber 1554 aus Durst nach Ruhm und Abenteuern nach Südamerika, um gegen die Araukaner zu kämpfen, die sich Spaniens Joch nicht auflegen lassen wollten, machte diesen Krieg unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren mit, wurde von seinem Oberbefehlshaber Garcia de Mendoza hart behandelt, wofür er sich dadurch rächte, daß er in seinem Gedichte desselben nicht erwähnte, was dem Dichter hinwieder vieles Mißfallen zuzog, — kehrte nach acht Jahren zurück, war vorübergehend Kammerherr

30*

des deutschen Kaisers und starb arm 1595 in Madrid. Sein Epos, dessen Anfang er während des Krieges mit den Wilden schrieb, zählt 37 Gesänge, ist unvollendet und mehr ein Kriegstagebuch als ein Heldengedicht. Es läßt den verfolgten Indianern Gerechtigkeit widerfahren und sie gleich homerischen Helden sprechen, ja beklagt sogar ihre durch die Eroberer zerstörte Sitteneinfalt, vergißt aber nie die spanische Unterthanentreue, auch gegen einen undankbaren König. Merkwürdig ist auch hier das gänzliche Ignoriren der tropischen Scenerien des Landes, in welchem das Gedicht spielt. Bezeichnend ist der Gegensatz, in welchen die ersten Verse zu denjenigen von Ariosto's Orlando treten, indem sie das Gegentheil zu besingen versprechen: „weder Damen, noch Liebe, noch Galanterie verliebter Ritter, weder Huldigungen noch Feste, sondern den Mut und die Thaten der tapfern Spanier, welche Arauko's trotzigem Nacken das harte Joch auferlegten.“ Es fehlte dem Gedichte nicht an unfähigen Fortsetzern und Nachahmern.

Ihm gegenüber hat die gleichzeitige portugiesische Literatur, welcher in allen übrigen Zweigen Namen erster Größe fehlen, ein desto herrlicheres Produkt wahren epischen Geistes aufzuweisen. Der Verfasser desselben, Luis de Càmões, 1525 zu Lissabon geboren, studirte zu Coimbra, während er zugleich dichtete, diente in einem Seekriege gegen Marokko, wo er das linke Auge verlor, und fuhr 1553 nach Ostindien, wo er wieder Kriegsdienste that, aber wegen einer satirischen Schilderung der schlechten portugiesischen Verwaltung jener Gegenden nach Makao in China verbannt wurde. Dort schrieb er sein berühmtes Epos, wurde später begnadigt, litt Schiffbruch, rettete schwimmend sein Werk, kam jedoch zu Goa in den Schuldthurm, kehrte 1569 arm nach Portugal zurück, lebte vom Bettel seines treuen indischen Dieners, und starb 1579 im Hospital zu Lissabon, — ein Jahr nach der Unterjochung seines Vaterlandes durch Spanien. Unter seinen Dichtungen verdient nur eine Erwähnung: das Epos „Os Lusiadas“ (die Lusitanier), welches in zehn Gesängen die Fahrt des Vasco de Gama nach Ostindien, als die Begründung des portugiesischen Ruhmes, besingt. Seltsamer Weise nimmt es (wie auch Ercilla's Gedicht) die Personen der antiken Mythologie zu Hilfe, so z. B. Mars und Venus als Begünstiger, Bacchus als Gegner der portugiesischen Unternehmung, deren Ganzes, unbeschadet der Christlichkeit des Dichters, Jupiter leitet. Das Werk ist aber reich an den erhebendsten Schönheiten, die Sprache edel und ächt dichterisch, die Charakteristik scharf, die Schilderungen der Natur unübertrefflich, ja sogar wissenschaftlich genau. Unter den Episoden ist die ergreifendste die vom Schicksale der unglücklichen Ines de Castro.

Mehr und glänzendere Lorbeeren als durch das Epos erlangten die Spanier durch den Roman, der ihnen sogar seine neuere Gestaltung wesentlich verdankt. Er erscheint bei ihnen in zwei Hauptformen: dem

Schelmenroman, welcher durch seine einseitige Richtung an den Riesenroman des Rabelais erinnert, aber vor ihm den realistischen Inhalt voraus hat, — und dem universellen Roman des Cervantes.

Der Schelmenroman war gleich dem Werke des Schalks von Chinon eine Satire auf den Ritter- und Hirtenroman, dessen erlogenem Wesen, wie bei Rabelais eine erdichtete, so hier eine wirkliche Derbheit und Naturwüchsigkeit entgegengestellt wurde. Der Schöpfer des Estilo picaresco (von picaro, Schelm) war der bereits (S. 406) als Historiker genannte Diego Hurtado de Mendoza, ein Universalgenie (Gelehrter, Dichter, Staatsmann und Krieger), geboren 1503 zu Granada aus altem Adelsgeschlechte. Als jüngster Sohn für die Kirche bestimmt, studirte er in Salamanca Sprachen, Philosophie und Recht, während er die Theologie vernachlässigte. Als Student schon schrieb er den ersten der angedeuteten Romane: Lazarillo de Tormes, — die in erster Person erzählte Geschichte eines Schelms, welcher als Führer eines blinden Bettlers seine Laufbahn beginnt, als Diener bei allen möglichen Ständen, welche lächerlich gemacht werden können, auftritt, ein niederträchtiger Spitzbube wird und sich endlich aus unwürdigen Beweggründen verheiratet und festsetzt. Das Buch ist leicht, prickelnd, lebendig, witzig und geistreich geschrieben, aber unvollendet; zudem hat die inquisitorische Censur die wahrscheinlich interessantesten Dienste des Helden bei dem Mönche und dem Ablaßkrämer gestrichen. Es erschienen mehrere Fortsetzungen des Lazarillo, deren beste die des Juan de Luna ist; aber keine erreichte das Original. Mendoza gab die Theologie natürlich auf, ging als Soldat nach Italien, war 1538 Gesandter Karls V. in Venedig, begünstigte die humanistische Thätigkeit der Gelehrten und Buchdrucker, vertrat den Kaiser in Siena, dann am Konzil von Trient, 1547 in Rom, wo er dem Papst Julius III. gegenüber das kaiserliche Ansehen nachdrücklich wahrte, mißfiel als unabhängiger Charakter Philipp II., und wurde wegen eines Streithandels vom Hofe verbannt. Er begünstigte die Dichtweise Boscan's und Garcilaso's, übte sie selbst und schilderte das Hofleben in satirischer Weise. Trotzdem in hohem Alter wieder an den Hof gerufen, starb er 1575 in Madrid.

Erst fast ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen des Lazarillo erhielt der Schelmenroman, dessen Originale inzwischen an Zahl stark zugenommen hatten, weil die fortwährenden Kriege in Europa und die Fahrten nach Amerika eine Masse unbeschäftigt herumziehender Strolche und Abenteurer nach Spanien warfen, weitere Pflege. Mendoza's erster Nachfolger war Mateo Aleman aus Sevilla, von dessen Leben wenig mehr bekannt ist, als daß er 1609 in Mejiko war. Sein Buch: „Leben und Thaten des Schelmen Guzman von Alfarache", zuerst 1599 in Madrid erschienen, schildert das Leben eines Abenteurers nach Art des Lazarillo, der aber in Rom zum Bettler wird. Der erste Theil hatte

so glänzenden Erfolg, daß ein literarischer Betrüger einen zweiten erscheinen ließ, den aber der Verfasser entlarvte, indem er 1605 die wahre Fortsetzung herausgab, in welcher er sich jedoch fast mehr mit der Züchtigung seines Nebenbuhlers als mit seinem Helden abgab, dessen Begnadigung das Buch schließt; ein beabsichtigter dritter Theil erschien nie. Das Buch ist in der sogenannten Spitzbubensprache, die eingestreuten, zum Gegenstande schlecht passenden Sittenlehren aber in reinstem Spanisch geschrieben. Unter vielen Nachahmern und Nachfolgern zeichnet sich aus: Vicente Espinel, früher Krieger und selbst Abenteurer, dann Kaplan zu Ronda, wo er 1540 geboren war; er starb wahrscheinlich 1630. Sein Roman „Bericht vom Leben und den Abenteuern des Knappen Marcos de Obregon“ (erschienen 1618) unterscheidet sich nicht wesentlich von seinen Vorgängern. Dasselbe läßt sich auch sagen von der „Geschichte und Lebensbeschreibung des großen Erzschelms Paul von Segovia“, welche der vielseitige Dichter Francisco Gomez de Quevedo y Villegas 1627 drucken ließ. Der Verfasser, 1580 zu Madrid geboren, wurde durch einen Zweikampf zur Flucht nach Sicilien und Neapel bewogen, schwang sich dort zum Finanzminister des Vicekönigs Herzog von Ossuna empor, verlor seine Stelle durch Entlassung des Letztern, wurde 1639 zu Madrid, als Verfasser einer Satire auf den König verdächtig, eingekerkert und starb bald nach seiner Freilassung 1645. — Einen weiblichen Schelmenroman „die Gaunerin Justina“, von wenig Anständigkeit und auch von wenig Erfindungsgabe, schrieb der Dominikaner Andreas Perez aus Leon unter falschem Namen.

Die Unzahl der Schelmenromane stellt aber in tiefen Schatten der erste universelle, ideale oder moderne Roman, an dessen Stirne der unsterbliche Name des Miguel de Cervantes Saavedra steht. Dieser größte Geist, den Spanien je hervorgebracht, wurde aus halbtausendjährigem Adelsgeschlechte 1547 zu Alcala de Henares geboren. Nichtsdestoweniger arm, studirte er in Salamanca, ging 1570 im Dienste eines päpstlichen Legaten nach Rom, schon im folgenden Jahre aber in die Kriegsdienste seines Vaterlandes, focht bei Lepanto nicht ohne Auszeichnung mit und verlor in dieser Schlacht den Gebrauch seines linken Armes. Auf der Heimreise aber wurde 1575 sein Schiff von algerischen Seeräubern genommen und er war fünf Jahre lang Sklave eines harten Dei, bis er, nach wiederholten romantischen Flucht- und Aufstandsversuchen, die ihn seinem Herrn furchtbar machten, sich seiner Loskaufung durch seine arme Mutter erfreuen konnte. Nachdem er wieder im Kriege, diesmal in Portugal und auf den Azoren gedient, veranlaßte ihn die portugiesische Geschmacksrichtung zu einem Versuche in der verfehlten Kunstgattung des Schäferromans; er schrieb 1584 die anmutige, doch nicht originelle und zudem unvollendete „Galatea“. Dann verheiratete er sich und widmete sich mehrere Jahre hindurch dem Drama, indem er zwanzig

bis dreißig Stücke schrieb, die zu seiner Zeit nicht gedruckt wurden und von denen blos zwei erhalten sind: das Leben in Algier (el trato de Argel) und Numancia. Das erste schildert die Lage der gefangenen Christen in Nordafrika und ist unbedeutend gegen das zweite, das die Belagerung und Einnahme der alten Stadt Numantia durch die Römer unter Scipio zum Gegenstande hat und trotz mancher Unvollkommenheiten durch seine tiefe Tragik in den Schrecken des Kampfes, des Hungers und des Todes erschüttert.

Des Cervantes bisherige dichterische Thätigkeit war nicht mit Erfolg gekrönt. Er blieb arm, mußte sich mit Eintreibung von Schulden zu erhalten suchen, bei welcher Gelegenheit ein Geltverlust ihn zu Sevilla in's Gefängniß brachte, und suchte lang umsonst Anstellungen, selbst in Amerika, welche Sorgen ihm mehrere bittere Satiren auspreßten. Seit 1588 war er in Sevilla Proviantkommissär für die Flotte. Nach der Sage soll er nochmals unschuldig eingesperrt worden sein, und zwar in der Landschaft „La Mancha“, und soll dort im Kerker den Don Quijote begonnen haben. Ein drittes Mal traf ihn dasselbe Schicksal aus Irrtum zu Valladolid, wo er seit 1603 lebte, doch bei dem dort weilenden Hofe keine Beachtung finden konnte. Während seines dortigen Aufenthaltes erschien 1605 zu Madrid der erste Theil des Don Quijote in mehreren rasch sich folgenden Auflagen, die aber den Dichter, der seit 1606 in Madrid wohnte, nicht bereicherten, wie ihn auch seine Landsleute wenig beachteten. Schon 1613 hatte Cervantes einen zweiten Theil des Don Quijote angekündet; aber unter dem (wahrscheinlich falschen) Namen Alonso Fernandez de Avellaneda kam ihm 1614 ein Aragonese zuvor, mit einer elenden und geistlosen Arbeit, in welcher sich der Verfasser über Cervantes auf die gemeinste Weise lustig machte und den Helden im Irrenhause sterben ließ. Sofort ließ der erzürnte Dichter 1615 seinen eignen zweiten Theil (im 68sten Jahre seines Lebens) erscheinen und hechelte darin den Fälscher unbarmherzig durch. Nach dieser Arbeit schrieb Cervantes noch einen Roman „Persiles und Sigismunda“, der aber erst ein Jahr nach seinem Tode erschien und ein Versuch ernster Gattung im Gegensatze zur komischen des Ritters von der traurigen Gestalt sein sollte. Es ist ein Reiseroman, der in verschiedenen Ländern spielt, besonders in dem fantastisch beschriebenen (dem Dichter unbekannten) Norden, aber trotz seines sorgfältigen Stils als mißlungen betrachtet werden muß. Kaum hatte Cervantes das letztgenannte Werk vollendet, als er, am 23. April 1616, starb, unter demselben Datum des neuen Kalenders, unter welchem, nach dem alten Kalender (also zehn Tage später) sein großer britischer Zeitgenosse, Shakespeare, aus dem Leben schied. Cervantes war als Spanier ein durchaus gläubiger Katholik; ja drei Jahre vor seinem Tode zog er die Franziskanerkutte an und trat drei Wochen vor demselben Ereignisse sogar in den genannten Orden.

Auch hat sein letzter Roman einen ausgeprägt katholischen Charakter, indem er mit einer Wallfahrt nach Rom schließt; in seinem Hauptwerke aber hat er sich nirgends fanatische Äußerungen und überhaupt in seinen Werken, soviel uns bekannt, niemals jene verrückte Bewunderung der Inquisition zu schulden kommen lassen, welche an seinen jüngeren dramatischen Zeitgenossen und Nachfolgern so peinlich auffällt. Sein Humor ist vielmehr unbefangen und verschont selbst die Geistlichkeit nicht; nur gegen die verfolgten Mauren zeigt er oft verletzende Härte und grimmigen Haß, was aber nach den unsäglichen Leiden, die er in der Sklaverei bei diesem Volke erduldet hat, zu entschuldigen ist.

Das einzige Werk unsers Dichters, welches eine eingehende Besprechung verdient, das allein ihn berühmt gemacht hat, ist „der scharfsinnige Edelmann Don Quijote aus der Mancha" (el ingenioso Hidalgo Don Quijote de la Mancha), in zwei Theilen, deren jeder sechs Bücher zählt.

Der Zweck dieses unsterblichen Romans ist die Vernichtung der mittelalterlichen und noch im sechszehnten Jahrhundert grassirenden Ritterromane, die, mit Amadis von Gallien (s. Bd. III. S. 371), dem besten der Gattung beginnend, endlich eine solche Flut elender und unnützer Machwerke bildeten, daß sogar die spanische Regirung dagegen einschritt und sie 1553 in Amerika sowie 1555 in Spanien selbst verbot und zum Feuer verurteilte. Ihre Beseitigung wurde aber weniger durch diese Maßregel als durch den Don Quijote erreicht, seit dessen Erscheinen kein Ritterroman mehr das Licht der Welt erblickt hat.

Die Bedeutung des Werkes ist aber durch den Geist des Verfassers eine weit höhere geworden, — ob absichtlich oder nicht, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Ritter von der traurigen Gestalt, welcher steif und fest an die vollkommene Wahrheit des Inhalts der Ritterromane glaubt und deshalb mit notdürftig zusammengeflickter Rüstung in die Welt hinauszieht, um nach der Art der Helden jener Fabelwerke zu leben und zu wirken, die Unschuld zu beschützen, Riesen, Zauberer und Ungläubige zu bekämpfen, ist die unübertreffliche Personifikation des idealistischen Menschen, und sein Schildknappe, den er sich später beigesellt, der plumpe, gefräßige, habsüchtige und lügnerische, aber mit Mutterwitz begabte Bauer Sancho Pansa diejenige des einseitigen Realismus.

Der Idealist will die Welt reformiren, ohne sie zu kennen; er geht von vorgefaßten Vorurteilen aus, die er sich nicht nehmen läßt und steuert ohne alle Rücksicht auf thatsächliche Verhältnisse seinem fantastischen Ziele zu. Daher sieht sein Abbild Kneipen für Schlösser, Wirte für Burgherren, Mägde für Edeldamen, Windmühlen für Riesen, Schafheerden für feindliche Heere, harmlos mit Gefolge reisende Damen für widerrechtlich Entführte, ein Barbierbecken für einen Helm, Galerensträflinge für gefangene Ehrenmänner an und verehrt eine niemals gesehene Bäuerin

als die Dame seines Herzens. Um seine Ziele zu erreichen, spiegelt der Idealist dem Realisten, dessen Hilfe er in Anspruch nimmt, ungeheure Reichtümer (so hier den Besitz einer unbekannten Insel) vor, scheitert aber in all seinen Unternehmungen, in Folge seiner tollen Weise, sie anzugreifen, so jämmerlich, daß, zur Veranschaulichung dieses unvermeidlichen Resultates, der verspätete Ritter und sein Widerspiel überall geschlagen, verhöhnt oder eingesperrt werden. Diesen beiden Extremen des einseitigen Idealismus und Realismus gegenüber finden wir den unbefangenen und uneigennützigen gesunden Menschenverstand vertreten in dem Pfarrer und dem Barbier aus Don Quijote's Dorfe, während die Thatkraft, die kühn einschreitet, um die verderblichen Folgen jener Einseitigkeit mit entschlossener Hand zu vereiteln und sich durch anfängliches Mißlingen nicht abschrecken läßt, einen zweiten Versuch zu wagen, den auch der Erfolg krönt, in dem Baccalaureus Simson Carrasco dargestellt ist.

Der zweite Theil des Don Quijote unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von dem ersten. Die Idee des Romans ist klarer und genauer ausgedrückt; zwecklose Abenteuer, welche an sich mehr die Lachlust reizen, als die Idee hervorleuchten lassen, sind vermieden; die Ereignisse wickeln sich natürlicher ab und sind wahrscheinlicher; der Held ist nirgends mehr so verblendet, daß er wirkliche Dinge für etwas blos in seiner Einbildungskraft Lebendes hält; er sieht Alles wie es sich darstellt, aber in fantastischem Lichte und merkt blos den Betrug nicht, der dahinter steckt. In zwei Fällen aber begegnet ihm stärkerer Irrtum, doch nur solcher, wie er bei kindlichen Naturen in der That vorkommt, indem er nämlich einerseits das Puppenspiel und anderseits den Traum in der Höhle des Montesinos für Wirklichkeit hält. Die Gaukeleien im Schlosse des angeblichen Herzogs sind geschickt genug eingerichtet, um auch ein weniger verbranntes Gehirn zu bethören; läßt sich sogar der Realist Sancho Pansa die an Tausend und eine Nacht erinnernde Komödie von der Insel Barataria, — eine kostbare Episode voll natürlicher Weisheit, — als baare Münze bieten!

Der Don Quijote bietet ein Gesammtbild der spanischen Literatur dar, die in ihrer Gesammtheit in diesem Romane vertreten ist. Die lyrische und novellistische Poesie sind es in den eingestreuten Sonetten und Novellen, von welchen letzteren mehrere zugleich den Schäferroman repräsentiren, welchem in der reizenden, aus dem wahren spanischen Volksleben gegriffenen Episode vom reichen Camacho und vom armen Basilio ein Bild dessen entgegengestellt wird, was er sein sollte. Das Puppenspiel weist auf das spanische Theater und die Abenteuer des Gines de Pasamonte auf den Schelmenroman hin. Der unnatürliche Schäferroman aber, obschon ihm auch Cervantes gehuldigt hatte, erhält, nachdem der Ritterroman todt und ausgespielt ist, noch eine nachträgliche Ohrfeige in

dem drolligen Einfalle des Helden und seines Knappen, — Schäfer zu werden, — bis auch diese Illusion durch des nahenden Todes bittere Wahrheit zerstört wird.

B. Das spanische Theater.

Während des Cervantes großartiges Werk zu seiner Zeit in Spanien wol unterhielt und den Ritterromanen ein Ende machte, aber weder dort noch damals überhaupt verstanden wurde oder Einfluß auf die Literatur errang, war dagegen das Letztere der Fall mit der dramatischen Dichtung und dem Theater, in welchen Zweigen geistiger Thätigkeit die spanische Literatur des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ihre höchste Blüte erreichte. Dies ist offenbar dem Umstande zu verdanken, daß das moderne Drama rein christlichen Ursprungs (aus den „Mysterien" der Kirche entstanden), und daher der einzige Zweig der spanischen Literatur ist, auf welchen die Araber, vermöge ihrer religiösen Abneigung gegen das Theater, wie gegen jede darstellende Kunst, nicht eingewirkt haben. In Folge dessen war die Bühne instinktiver Weise bei den fanatischen spanischen Christen äußerst beliebt und die dramatische Dichtungform, deren Jünger bezeichnender Weise fast lauter Geistliche waren, blieb, mehr als jede andere, in Spanien von allen oppositionellen und kritischen Elementen frei. Die ältesten religiösen Schauspiele Spaniens sind nicht mehr vorhanden; weltliche Dramen wurden nicht vor der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gedichtet und aufgeführt. Das erste unvollkommene Beispiel eines solchen ist das wahrscheinlich 1472 entstandene satirische Hirtengespräch zwischen den allegorischen Personen Mingo Revulgo (d. h. Dominus vulgus, Herr Pöbel) und Gil Arribato (Ägidius der Erhöhte, d. h. die vornehme Welt). Vielleicht von demselben Verfasser, angeblich Rodrigo Cota aus Toledo, ist das lebendige moralische Gespräch zwischen der Liebe und einem Greise. Demselben wird auch der Anfang des riesenhaften (21 Aufzüge zählenden), zum ersten Mal eine eigentliche Geschichte darstellenden Dramas „Celestina" (1480) zugeschrieben; der Rest ist von Fernando de Rojas aus Montalvan, Baccalaureus der Rechte in Salamanca. Von Erfordernissen des eigentlichen Dramas ist jedoch in Celestina nichts zu bemerken; es ist blos ein dramatisirter Roman, die Charaktere aber gut geschildert, die Sprache rein und fließend, wenn auch höchst unzüchtig, obwol das Stück Geistlichen und Frauen gewidmet ist. Gedruckt wurde es 1499 und fand ungemeinen Beifall, sowie zahlreiche Nachahmungen; auf die Bühne aber kam es, in veränderter und verkürzter Gestalt, erst 1602.

Das eigentliche Drama begründete in Spanien Juan del Enzina oder de la Encina, wahrscheinlich aus dem Dorfe dieses Namens bei

Salamanca, geboren 1468 oder 1469, welcher später als Priester und Musiker in Rom lebte, nach Jerusalem wallfahrtete und 1534 als Prior in Salamanca starb. Außer lyrischen und allegorischen Gedichten verschiedener Art verfaßte er elf „Representaciones“, wie er sie nennt, in der Form von Eklogen, theils religiösen Inhalts zur Aufführung in der Kirche an bestimmten Festtagen, theils weltlichen Inhalts, aus dem Leben des Volkes. Im Jahre der Eroberung Granada's und der Entdeckung Amerika's wurden die letzteren zuerst öffentlich aufgeführt, 1496 Enzina's Werke gedruckt, so daß der Beginn der Größe Spaniens, das zugleich Herr im eigenen Lande und jenseits der Meere wurde, bezeichnender Weise mit dem Aufkeimen einer seiner größten Leistungen, seiner nationalen Bühne zusammenfällt. Zwar sind Enzina's Stücke noch sehr unvollkommen und zeigen kaum eine Spur von dramatischer Handlung. Diejenigen, welche sich solcher am meisten nähern, sind die zwei einander ergänzenden Gegenstücke: der zum Hirten gewordene Edelmann und die Hirten, welche Hofleute werden. Alle Stücke Enzina's sind in Versen und Reimen, ja sogar in Strophen geschrieben.

Sein erster Nachfolger war der portugiesische Edelmann Gil Vicente, geboren um 1480, als Bühnendichter 1502—1536 thätig, gestorben 1557. Seine 42 Stücke zerfallen in „Andachtswerke“, Komödien, Tragikomödien und Possenspiele; auch nach der Sprache sind sie verschieden: zehn sind spanisch, siebenzehn portugiesisch, fünfzehn in beiden Sprachen abwechselnd geschrieben; in allen verrät sich das Vorbild Enzina's. Eines der merkwürdigsten ist das „Auto von der Sibylle Kassandra“, welche vom Könige Salomo Liebesanträge erhält, für welchen seine „Oheime“ Moses, Abraham und Jesaias die Brautwerber machen, — doch umsonst, weil sie hofft, — die Mutter des Heilands zu werden. Diesem Chaos gegenüber ist das Schauspiel „der Witwer“ das erste, welches eine Annäherung zu einer Verwickelung enthält, die in anderen, wie z. B. „Amadis von Gallia“, noch mehr hervortritt. In Gil Vicente erreichte das portugiesische Drama seinen Höhepunkt, — nicht so das spanische.

Unter mehreren Dichtern, welche dem letztern nach längerer auf Enzina folgender Unterbrechung dienten, ragt hervor der bereits als oppositioneller Kleriker (oben S. 223) erwähnte Bartolome de Torres Naharro aus La Torre bei Badajoz, dessen Werke, 1517 in Neapel von ihm selbst unter dem Titel Propaladia herausgegeben, außer Gedichten anderer Art (meist Satiren) acht Schauspiele (Comedias) enthalten, denen er eine kleine Abhandlung über die dramatische Poesie voraussendet. Sie schildern das Leben der verschiedenen Stände seiner Zeit in Rom, wie in Portugal, beweisen Fortschritte in der dramatischen Verwickelung und erfreuen durch wolklingende Sprache. Manche sind aus Italienisch und mehreren spanischen Dialekten gemischt und wurden

auch in Italien aufgeführt, doch, wie schon die Stücke Enzina's und Vicente's, blos vor kleineren Kreisen. Ihrer Angriffe gegen die damaligen kirchlichen Mißverhältnisse wegen wurden sie von der Inquisition bald nach ihrem Erscheinen verboten und diese Verfügung erst 1573, nach einer mit ihnen vorgenommenen „Reinigung", bei der aber manches Scharfe aus Versehen stehen blieb, — wieder aufgehoben. — Dem unkirchlichen Geiste dieser Stücke gegenüber sucht die Ekloge des Juan de Paris von 1536 den Geist der alten kirchlichen Mysterien mit dem der weltlichen Schauspiele zu vermengen und die Zuhörer zu belustigen, ohne der Kirche Anstoß zu geben.

Für das Volk wurde das spanische Drama erst durch Lope de Rueda, Goldschläger aus Sevilla, genießbar, welcher seit 1544 als Dichter und Theaterunternehmer mit rohen Bühnen auf offenem Markte wirkte und wahrscheinlich 1567 starb, worauf er ehrenvoll im Dome zu Cordova begraben wurde. Seine Werke, welche erst nach seinem Tode herausgegeben wurden, zerfallen in vier Schauspiele, zwei Schäfergespräche und zehn Pasos (kurze Stücke); sie sind alle in Prosa geschrieben und vorwiegend komischen Charakters. Ihm folgte in ähnlicher Weise Juan de Timoneda (gestorben wahrscheinlich bald nach 1597), Buchhändler aus Valencia (Herausgeber der Werke Rueda's) und Verfasser von dreizehn oder vierzehn Stücken. Zu geschichtlichen Stoffen (griechischen, römischen und spanischen) schritt Juan de la Cueva fort, dessen Stücke seit 1579 aufgeführt und seit 1588 gedruckt wurden. Cristoval de Virues (geboren 1550 zu Valencia) soll die Schauspiele zuerst in drei Aufzüge (Jornadas), deren man vorher meist fünf annahm, getheilt haben; seine Stücke sind in doppeltem Sinne schaudervoll, ausgenommen die bessere „Elisa Dido", welche noch fünf Aufzüge hat.

Eine stehende Bühne gab es in Spanien erst seit 1568, wo die Regirung verfügte, daß in Madrid blos an zwei Stellen, welche von religiösen Bruderschaften angewiesen und nach Belieben verändert wurden und offene Hofräume ohne Sitze und andere Vorrichtungen, ja sogar ohne Bedeckung waren, Theater gespielt werden sollte. Der Erlös war für die genannten Bruderschaften und das allgemeine Krankenhaus bestimmt. Erst später, 1579 wurden die Hofräume ständige Schauplätze, es kamen Bänke für die Zuschauer und ein Zelt für die Schauspieler dazu, während Erstere auch an den Fenstern der umstehenden Häuser Platz nehmen konnten. An diesen beiden Stellen befinden sich noch heutzutage die beiden Haupttheater Madrids.

Die spanischen Schauspieler jener Zeit gehörten dem gemeinsten Volke an, wurden verachtet und von dem Theaterunternehmer (Autor) hart behandelt. In den Stücken erschienen sie, ohne Rücksicht auf die dargestellte Zeit, im Kostüm jener Tage. Die Ausstattungen waren höchst ärmlich. Dem aufzuführenden Stücke ging stets ein Vorspiel (Loa

voran, und zwischen den Akten folgten Zwischenspiele (Entremeses) und Tänze mit Musik. Die Zuhörer, nach Geschlechtern getrennt, führten sich nichts weniger als anständig auf, aßen, tranken, lachten und lärmten. Die Aufführungen fanden stets am Tage statt.

Aus diesen ärmlichen Anfängen wurde das spanische Theater zwar nicht formell, aber seinen Leistungen nach, zuerst durch Lope Felix de Vega-Carpio auf eine höhere Stufe gehoben. Er war von altem klassischem Geschlechte 1562 zu Madrid geboren, verstand schon mit fünf Jahren Latinisch, begann zu dichten, ehe er schreiben konnte, studirte am kaiserlichen Collegium zu Madrid, dem er mit vierzehn Jahren entfloh, um im Lande einherzustreifen, diente schon mit fünfzehn Jahren gegen die Portugiesen, wurde zu Alcala Baccalaureus, und dann Schriftführer des Herzogs von Alba (eines Enkels des Wüterichs gleichen Namens). Diesen seinen Herrn feierte er in seinem fantastischen Schäfergedichte Arcadia. Er verheiratete sich, kam aber bald darauf wegen eines Duells in das Gefängniß, verlor seine Frau nach kurzer Zeit, machte die Fahrt der Armada mit, begann nach deren unglücklichem Ausgange das Epos „die Schönheit der Angelika," eine Fortsetzung des „rasenden Roland" Ariosto's und ging eine zweite Ehe ein, die ebenso schnell endete wie die erste, worauf ihm aus einem außerehelichen Verhältnisse noch Kinder geboren wurden. Nachdem er kühler geworden, widmete er sich der Frömmigkeit, nannte sich mit Stolz einen „Diener der Inquisition," wie er auch später einst ein Auto da fé leitete, und ließ sich 1609 zum Priester weihen, was ihn aber nicht hinderte, seine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen, ja sogar vorzugsweise dem Theater zu widmen. In einem langen Gedichte von zehn Gesängen zu je tausend Versen hatte er schon vorher das Leben des heiligen Isidor des Ackersmannes geschrieben und 1599 drucken lassen und die „Schönheit der Angelika" auf 20 Gesänge weitergeführt, worauf „das Drachenlied" (Dragontea), eine gemeine Verhöhnung des englischen Seehelden Sir Francis Drake und seines Todes, sowie der Königin Elisabeth folgte; — dann ein mit Tasso umsonst wetteiferndes Epos „das eroberte Jerusalem" (nicht jedoch durch Gottfried von Bouillon, sondern blos der Versuch dazu durch Richard Löwenherz). Als Geistlicher schrieb er zuerst (1612) den Schäferroman „die Hirten von Betlehem" (los pastores de Belen), ein unbedeutendes Werk, welchem noch unbedeutendere Gedichte folgten, alle aber höchst fromm, wenn auch nicht frei von Unanständigkeiten. 1620 glänzte er bei einem Dichterwettkampfe zu Ehren der Seligsprechung seines frühern Helden Isidor und zwei Jahre später bei dessen Beförderung zum Heiligen, dem zum Ruhme zweitausend Stiere in den Arenen geschlachtet wurden, und so noch bei anderen ähnlichen Festanläßen vor König und Hof. Bei einer solchen Gelegenheit entstand der „Katzenkrieg", ein komisches Heldengedicht, welches den Kampf zweier Kater um eine Katze besingt. Würdiger, aber langweilig ist die „Corona tragica",

welche (1627 erschienen) das Schicksal der Maria Stuart besingt und ihm vom Papste Urban VIII. mehrere Ehrenbezeugungen einbrachte. Seine Christlichkeit verhinderte ihn indessen nicht an seinem die heidnische Mythologie benutzenden allegorischen Gedichte „Laurel de Apolo“. Sein letztes größeres und liebstes Werk war der prosaische Roman „Dorothea“. Wir übergehen die übrigen Gedichte des 1635 in tiefer Andacht und Reue über seine nicht religiösen Schriften gestorbenen und mit großartigen, neun Tage dauernden Feierlichkeiten bestatteten Dichters, um uns seinen Hauptwerken, den dramatischen, zuzuwenden. Die Abfassung solcher währte sein ganzes literarisches Leben hindurch. Schon in frühen Jahren begann er für die Bühne zu dichten, deren Alleinherrscher er bald wurde, indem selbst Cervantes, der ihn hoch ehrte, gerne vor ihm zurücktrat, während er von dem undankbaren jüngern Berufsgenossen kaum beachtet wurde. Es ist beinahe unglaublich, wenn man vernimmt, daß Lope im Ganzen etwa 1500 Schauspiele und 400 geistliche Stücke geschrieben habe, davon vor seiner Priesterweihe 483. Gedruckt worden ist bis jetzt nicht der vierte Theil davon. Die einzelnen schrieb er oft in wenigen Tagen, und über hundert wurden innerhalb 24 Stunden, nachdem sie geschrieben worden, schon aufgeführt, so begierig waren die Schauspielunternehmer nach seinen Arbeiten, — und letztere hatten solchen Erfolg, daß die Theatergesellschaften Madrids bei seinem Tode von zwei auf vierzig angewachsen waren und fast tausend Mitglieder zählten.

Lope's Hauptzweck war, das Publikum zu unterhalten. Seine Fantasie war in Erreichung desselben unerschöpflich, und er erfand daher mehrere neue Gattungen dramatischer Werke. Seine Stücke zerfallen vorerst in weltliche (Comedias) und geistliche. Die weltlichen lassen sich wieder eintheilen in:

1) Mantel- und Degenstücke (Comedias de capa y espada), von Vega erfunden, bis heute die beliebtesten in Spanien; sie stellen das Leben der sogenannten höheren Stände (mit Ausschluß des Hofes und des Volkes) dar und enthalten meist Liebesintriguen (Lope schrieb ihrer mehrere hundert).

2) Geschichtliche oder Heldenstücke (Comedias heroicas), welche auch Fürsten auftreten lassen, die Geschichte benutzen und tragisch enden, ebenfalls mehrere hundert an der Zahl.

3) Schauspiele aus dem gewöhnlichen Leben, welche auch zu den niederen Ständen hinabsteigen.

Die vielen Freiheiten in moralischer Beziehung, welche sich die weltlichen Schauspiele herausnahmen, veranlaßten 1598 die Regirung, die Aufführung solcher in Madrid ganz zu untersagen, was zwei Jahre beobachtet und dann unter Beschränkungen, die noch heute gelten, wieder aufgehoben wurde. Lope aber war hierdurch veranlaßt worden, sich religiösen Darstellungen zu widmen. Diese hatten ebenfalls mehrere Arten:

1) Stücke aus der Heiligen Schrift (auch Comedias, und speciell Nacimientos genannt), weil sie vorzugsweise an Weihnachten aufgeführt wurden, wie: die Geburt Christi (welches Stück mit dem Sündenfall beginnt und schon dort Maria auftreten läßt!), die Erschaffung der Welt und des Menschen erste Sünde u. s. w.

2) Stücke aus dem Leben der Heiligen.

3) Opferdarstellungen (Autos sacramentales), welche am Fronleichnamsfest auf den Straßen mit großem Pomp aufgeführt wurden, wobei Tod und Teufel, Riesen und Drachen auftraten (den Darstellern eines solchen Stückes auf dem Lande begegnet z. B. Don Quijote im zweiten Theile). Sie zerfielen in das Vorspiel (Loa), das Zwischenspiel (Entremes), beide durchaus komischen Inhaltes, und die Hauptdarstellung (Auto). Alle benutzen biblische Erzählungen oder Gleichnisse zu mystischen Erörterungen und Ungeheuerlichkeiten.

Dem erwähnten Hauptzwecke Vega's gemäß, das Publikum zu unterhalten, erscheint bei ihm die Zeichnung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung und die Schilderung von Leidenschaften fast gar nicht vorhanden. Die Thatsachen der Geschichte und Erdkunde werden keck übersprungen, ebenso aber auch die Grundsätze der Moral. Dagegen hat der Dichter einen offenen Sinn für große geschichtliche Ereignisse, z. B. die Entdeckung Amerikas, und äußert sich oft sehr freimütig gegen aristokratische Vorurteile und konfessionelle Engherzigkeit, — natürlich ohne der Kirche nahe zu treten. Auch ist seine Sprache schön und gewandt und wechselt angenehm mit verschiedenen Versmaßen ab.

Vega's Ruhm überstieg nicht nur den des geistvollern und edlern, aber arm gebliebenen Cervantes, sondern Alles, was die damalige Zeit bieten konnte. Gegenstände aller Art benannte man nach seinem Namen, um sie im Handel vortheilhaft abzusetzen. Seine Stücke wurden in den Hauptstädten Italiens spanisch aufgeführt, in Frankreich sein Name benutzt, um die Zuhörer anzuziehen; selbst in Konstantinopel ließ man im Serai seine Stücke geben. Trotzdem wurde er nicht reich, da er freigebig und verschwenderisch war.

Durch Lope de Vega bildete sich eine zahlreiche neue Schule von Theaterdichtern, besonders aus Valencia und Sevilla, von denen zur Zeit seines Todes Madrid förmlich wimmelte, die aber jetzt meist vergessen sind. Wir heben nur Folgende hervor: Guillen de Castro, der unter Anderm die Jugendthaten des Cid glücklich dramatisirte, — Luis Velez de Guevara (1570—1644), der das Schauderstück schrieb: „der König wiegt schwerer als das Blut", und es wagte, in dem Stücke „der Rechtshandel des Teufels" die Hexenprozesse und damit die Inquisition bloszustellen, weshalb letztere es verbot, — Juan Perez de Montalvan (1602—1638), der es trotz kurzen Lebens zu so hohem Ruhme brachte, daß man Stücke von ihm für solche von Lope de Vega hielt und seinen

Namen fremden Stücken vordruckte, um sie beliebt zu machen; — Gabriel Tellez, genannt Tirso de Molina (gestorben als Abt zu Soria 1648), Verfasser des Stückes „der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast“ (Urbild des Don Juan), das aber durch „Don Gil mit den grünen Hosen“ übertroffen ward.

Mit Lope de Vega, dem Reformator der spanischen Bühne und seinem Anhange untergeordneter Geister endete die Blüte des spanischen Volksschauspiels und es folgte demselben, sich daran anlehnend und beginnend mit Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza (in Mejiko geboren, 1639 in Spanien gestorben, Dichter des „Webers von Segovia“, des Urbildes von Schillers Räubern), das vorwiegend künstlerische und höfische Drama. Die größte Zierde desselben und überhaupt der künstlerisch vollendetste dramatische Dichter Spaniens war Pedro Calderon de la Barca, Gonzalez de Henao, Ruiz de Blasco y Riaño, wie sein langer Name lautet. Im Jahre 1600 zu Madrid geboren von einem aus Galicien stammenden geachteten Geschlechte, wurde er bis zum Besuche der Hochschule zu Salamanca von den Jesuiten erzogen, begann schon als Student Bühnenstücke zu schreiben, wurde als Mitkämpfer an den beiden Festen des heiligen Isidor von Lope de Vega gelobt, diente auch als Soldat, erhielt 1636 eine Anstellung am Hofe und 1649 einen Gehalt vom Könige, trat 1651 in eine fromme Bruderschaft wie sein großer Vorgänger, und ahmte Diesen auch dadurch nach, daß er 1663 sich zum Priester weihen ließ. Als solcher verfaßte er für die bedeutendsten Domkirchen Spaniens Opferdarstellungen auf die Fronleichnamsfeste 37 Jahre hindurch, starb 1681, nachdem seine Gunst bei Hofe abgenommen, und wurde daher auch ohne Pomp begraben. Er war ein schöner, freundlicher, sanfter und geistvoller Mann. Außer Gedichten verschiedener Art hat er, wie er im letzten Jahre seines Lebens selbst angab, hundert und elf Schauspiele und siebenzig Opferdarstellungen geschrieben; von den ersteren sind drei verloren gegangen; die letzteren haben sich durch drei vom Dichter vergessene vermehrt.

Unter den Opferdarstellungen Calderons leuchtet „der göttliche Orpheus“ hervor, worin dieser Heros der alten Mythologie merkwürdiger Weise die Stelle Gottes und Christi einnimmt. Von den übrigen geistlichen Schauspielen ist „das Fegefeuer des heiligen Patricius“ zu nennen, sodann der „wunderthätige Magus“, worin der heidnische Cyprian sich gleich Faust dem Teufel verschreibt, am Ende aber Christ und Martyrer wird. Andere Autos entlehnen ihren Stoff aus dem Alten Testament.

Calderons weltliche Schauspiele verraten denselben gespannten Fuß mit der Geschichte und Erdkunde, wie jene Vega's. Aber dieser Mangel wird aufgehoben durch ihre spannende Verwickelung, die Farbenpracht ihrer Schilderungen, die feurige Kraft und liebliche Anmut ihrer Sprache, bei welchen Vorzügen die wenig scharfe und oft verschwommene Charakteristik

nicht stark auffällt. Wir nennen unter ihnen: die ergreifende Liebesgeschichte „La niña de Gomez Arias“, die gräuelvollen Mordstücke: „die Liebe nach dem Tode“, „der Arzt seiner Ehre“, „der Maler seiner Schande“. Des Herodes Geschichte ist dargestellt in „Eifersucht das größte Scheusal“. Die feudalen und fanatischen Ansichten der damaligen Spanier werden verhimmelt im „standhaften Prinzen“ (Don Fernando von Portugal, der 1443 in maurischer Sklaverei starb), und Romantiker konnten von ihrem Standpunkt aus dies Stück mit Recht über alle der Welt, selbst über Shakespeare stellen. In noch schrofferer Weise würdigt die „Andacht zum Kreuz“ das Christentum vollends zum blutigen Fetischdienste herunter.

Zu den Mantel- und Degenstücken Calderons gehören ferner u. A. „vor Allem meine Dame“, „die Dame Kobold“, „die Schärpe und die Blume“, das reizende „laute Geheimniß“ u. s. w., zu den historischen Dramen: „die Empörung Absaloms“, „die große Zenobia“, der „zweite Scipio“, „die Tochter der Luft“ (Semiramis), die Kirchentrennung Englands (la Cisma de Inglaterra). In einer fantastischen Welt spielt „das Leben ein Traum“.

In moralischer Beziehung sind Calderons Schauspiele, in denen nach Herzenslust und ohne Tadel duellirt und gemordet wird, ebensowenig rein, wie die ihm vorangehenden seines Vaterlandes. Zu seinen Ungunsten unterscheidet er sich sogar von ihnen durch seine blinde Ergebenheit gegen Adel und Kirche, und darin folgte ihm auch seine Schule. Nur der Glaube war die Moral dieser romantischen, katholischen und feudalen Dichter, welche die Inquisition bewunderten, zu deren Zeit aber die katholische Romantik ihren höchsten Glanz und, was anerkannt werden muß, auch ihre schönsten Blüten entfaltete, womit die reizvollste Ausbildung der dichterischen Muttersprache, aber auch schon der Ansatz zu ihrer Ausartung in Pomp und Schwulst Hand in Hand ging.

Die Dramatiker nach Calderon, die Epigonen der Blütezeit spanischer Literatur zählten nur noch zwei Namen von Bedeutung unter sich: Agostin Moreto y Cabaña (gestorben 1669 in einem Kloster zu Toledo), welcher mit der „Muhme und Nichte“ (1654) die sogenannten „Figurenschauspiele“ begründete, d. h. Stücke, in welchen eine komische Figur als Zielscheibe des Scherzes auftrat, während seine „Donna Diana“ noch heute und selbst bei uns die Herzen hinreißt, — und Francisco de Rojas Zorrilla, aus Toledo, ein Zeitgenosse Calderons, dessen Stück „Außer dem König Keiner“ bei aller dichterischen Schönheit dadurch empört, daß dem König Alles erlaubt scheint.

Seitdem trat in der literarischen Thätigkeit der Spanier (und Portugiesen) eine auffallende Ermattung ein, welche wol nicht mit Unrecht dem lähmenden Einflusse der Inquisition zuzuschreiben ist. Denn der ganze große Aufschwung, den das Geistesleben der Völker Iberiens in unserm

Zeitraum nahm (s. oben S. 464), konnte nicht von Dauer sein, einmal weil er durch den religiösen Druck in der Manigfaltigkeit seiner Äußerungen beschränkt war und dann weil die über den ganzen Erdball zersplitterte und doch zur Kolonisation unfähige spanische Macht die Gemüter zu sehr mit politischen Fragen beschäftigte, als daß die idealen Bestrebungen darunter nicht hätten leiden müssen. Trotzdem aber sind der Roman des Cervantes und das Theater des Calderon Leistungen geblieben, welche für die ganze geistige Zukunft der Halbinsel nicht nur, sondern eines großen Theiles der Menschheit eine warmen Dankes würdige Wolthat genannt zu werden verdienen.

Fünfter Abschnitt.

Die englische und schottische Poesie.

A. Das Volkslied und die Hofdichter.

Die jüngste Literatur des westlichen Europa ist diejenige der auf den britischen Inseln eingewanderten Germanen; denn sie konnte sich nicht befestigen, ehe dem fortwährenden Eindringen neuer, den früher Eingewanderten feindlicher Stämme Einhalt gethan worden (s. Bd. III. S. 363 f.).

Es war erst der aufstrebende Geist religiöser Selbständigkeit, wodurch die englische Literatur, die bis dahin nur in Volksliedern gelebt hatte, zum Beginne fruchtbringender Thätigkeit aufgeweckt wurde. Ein Zeit- und Gesinnungsgenosse Wicliffe's (s. oben S. 192), gleich ihm geistliches Mitglied der Universität Oxford, Robert Longlande ist als der erste Herold des mit Kunstübung verschwisterten englischen Schrifttums zu betrachten. In bereits ausgebildetem reinem Englisch, ohne normannische Beimischung, und in nach nordischer Art alliterirenden Versen ohne Zählung der Silben schrieb er ein allegorisch-satirisches Gedicht unter dem Titel „Pierce Plowman's Vision“ (Peter Pflugmanns Gesicht), welches die Sittenmängel der verschiedenen Stände, namentlich aber der Geistlichkeit, der letztern Aufwand und Aberglauben geißelt und eine Reformation voraussagt. Die Religion, wie sie damals war, nennt Longlande einen „Herumstreicher, Liebesjäger und Landkäufer“. Als Nachahmung und Seitenstück erschien in jener Zeit „Pierce Plowman's Crede“ (Peter Pflugmanns Glaubensbekenntniß), welches über die Habsucht der Bettelorden und über deren Gleichgiltigkeit gegen den Geist des Christentums spottet, dabei aber klar und ohne Allegorien ist.

Diesen Vorläufern folgte der „erste wirkliche Dichter Englands“,

Geoffrey Chaucer, um 1340 (nach Einigen früher) in London geboren. Obwol von niederer Herkunft, studirte er zu Oxford und Cambridge und wurde Schwager des ihn begünstigenden Herzogs von Lancaster, indem die Schwester seiner Gattin dessen Geliebte war und später Herzogin wurde. Als Gesandter in Italien lernte er Petrarca kennen und wurde auch nach Frankreich gesendet. Gleich seinem Schwager gesellte er sich den Anhängern Wicliffe's zu, in welcher Eigenschaft er nach 1382 verfolgt, seines Amtes als Zolleinnehmer entsetzt und zur Flucht nach Belgien gezwungen wurde. Heimlich heimgekehrt, erlitt er Kerkerstrafe, nach seiner Freilassung Armut, kam jedoch durch seinen Schwager nochmals in bessere Umstände und starb 1400 in London. Chaucer's Standpunkt und Methode sind ganz die eines modernen Dichters. Er hat mit den Stützen des Mittelalters, Mönchs- und Ritterwesen, gründlich gebrochen und läßt sie die Geißel seiner Satire fühlen, steht daher auch mit der neuern Literatur seines Vaterlandes in weit engerer Verbindung als Dante, Petrarca und Boccaccio mit der neuern italienischen. Auf dem von ihm angeschlagenen Tone beruhen die Werke der sämmtlichen volkstümlichen Dichter Englands bis zur Revolution dieses Landes, und selbst ein Shakespeare konnte in Vielem nicht verleugnen, was er Chaucer zu verdanken hatte. Mit dem Feuer der Begeisterung ist Dieser der modernen Richtung ergeben, die Schönheiten der Natur im Herzen zu empfangen, zu verstehen und zu schildern. Nicht instinktiv und naiv wie das Mittelalter, sondern mit voller Absicht leiht er seine Feder auch der Beschreibung des sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes seiner Zeit. Originell im umfassenden Sinne ist er allerdings nicht; er hat Vorbilder an den italienischen und provençalischen Dichtern, die ihm vorangingen. Er begann damit, den liebedienerischen Wahnsinn derselben nachzuahmen und sogar den „Roman von der Rose" in seine Muttersprache zu übersetzen; ja er führte selbst provençalische Ausdrücke in's Englische ein, was er auch mit den südlichen Versmaßen des Sonettes, der Sestine, der Ottave rime u. s. w. that. Neben mehreren kleineren Gedichten, unter welchen sich z. B. ein „Troilus and Cressida" befindet, sind sein Hauptwerk die „Canterbury tales", eine Novellensammlung, deren Grundidee dem Boccaccio entlehnt, deren Einkleidung jedoch als Chaucer's eigenes und zwar wirklich geistvolles Werk erscheint. Auch ist die Form neu, da das Werk zu einem kleinen Theile in Prosa, zum größten aber in paarweise gereimten Jamben geschrieben ist. Die Situation, welche die erzählten Geschichten aneinanderreiht, ist viel natürlicher, als bei dem berühmten Florentiner. Es finden sich nämlich 29 Personen verschiedenen Standes und Geschlechtes bei einem Wirte in Southwark zusammen, um zum Grabe des heiligen Thomas a Becket nach Canterbury zu wallfahren und verabreden mit einander, daß auf dem Hinwege sowol als auf dem Rückwege jeder der Reisenden zwei Geschichten erzählen solle, um die Zeit angenehm zu verkürzen, von denen aber das Buch nur vier-

undzwanzig enthält, da es unvollendet blieb. Die Schilderung der Leute und ihres Gebarens ist plastisch und unübertrefflich. Alle Laster und Thorheiten, besonders aber das Benehmen der Mönche, die Reliquienverehrung und der Ablaß, sind mit derbem Freimut blosgestellt, und der Verfasser ist um nichts züchtiger als sein Vorbild im Decamerone. Der Inhalt des Werkes zeigt das Mittelalter wie es leibt und lebt; das Werk selbst aber gehört der Neuzeit an und kann ohne Überhebung als ein Vorläufer des unsterblichen Don Quijote betrachtet werden.

Chaucer fand lange keinen Nachfolger, der sich gleich ihm über seine Zeit erheben konnte. Am nächsten kam ihm noch sein Freund John Gower (1323—1408), der mehr als Gelehrter, denn als Dichter zu glänzen suchte und latinisch, französisch und englisch schrieb. Von seinem Werke „Speculum meditantis, vox clamantis, confessio amantis“, dessen drei Theile jene drei Sprachen vertraten, ist bezeichnender Weise nur der dritte, englische, erhalten, welcher die Liebe mit der Religion zu versöhnen sucht, aber verunglückte Allegorien enthält. Weitere hervorragende Dichter konnten während der furchtbaren Kämpfe zwischen den beiden Rosen Englands und des erneuerten Krieges zwischen diesem Lande und Frankreich, das für das erstere mit Recht völlig verloren ging, — nicht emporkommen, — und diese Ereignisse erfüllten das ganze fünfzehnte Jahrhundert. — Während all' dieser bewegten Zeit hatten indessen die volkstümlichen Balladen aus der Schule der Sänger von Robin Hood nicht geruht und vorzugsweise den Süden Schottlands zum Schauplatze der von ihnen verherrlichten Thaten gewählt, und zwar in dem treuherzigen und ergreifenden Tone, den wir an diesen bei aller Kürze so inhaltschweren Dichtungen noch heute bewundern. Ihre Verfasser waren nicht die eiteln und verhätschelten Minstrels, sondern anspruchlose Männer aus dem Volke, Spielleute genannt. Den Stoff gaben die Kriegsthaten Englands zu Land und zur See, die Fehden der Edelleute, die Abenteuer der Könige unter ihren Unterthanen, das Leben Geächteter auf der Flucht (deren Einer, William Cloudesly, gleich Tell einen Apfel von seines Knaben Kopf schießen muß, dafür aber Belohnung, nicht Strafe erhält). Auch Liebes- und Familiengeschichten, Schwänke aller Art, sowie Hexen-, Narren-, Bettler- und Judenlieder befinden sich unter jenen volkstümlichen Dichtungen.

Mehr als in England blühten eigentliche Dichter während des fünfzehnten und der ersten Zeit des sechszehnten Jahrhunderts in Schottland. Die Thaten von Freiheithelden wie der Martyrer William Wallace und sein Rächer Robert Bruce wurden in volkstümlichen Epopöen besungen. Selbst auf dem Trone waltete die Poesie. Jakob I., der erste König aus dem Hause Stuart, leuchtete als Dichter seinen Nachfolgern vor, auf welche sich diese schöne Gabe vererbte. Am Hofe Jakobs IV. blühte der beste bürgerliche Dichter Schottlands, William Dunbar (1465

bis 1530), ein Franziskanermönch, während seines Lebens verkannt und hart geprüft. Er versuchte sich in allen Dichtungsarten, und zwar mit bedeutenderm poetischem Feuer und Geiste als selbst Chaucer. Er besingt mit Anmut und Kraft die Schönheiten der Natur und schildert in allegorischer Manier und ergreifenden Farben die Laster seiner Zeit. Peinlich berührt dagegen sein Teufelsglaube und der Haß des sächsischen Südschotten gegen seine keltischen Landsleute, die Hochländer. Seine berühmtesten Gedichte sind „the dance", in welchem alle Todsünden einen Tanz aufführen, und „the golden terge", worin der Sieg der Liebe über die Vernunft geschiltert wird. Ebenfalls allegorische Gedichte, neben Übersetzungen aus Vergil, schrieb Gavin Douglas, aus dem berühmten Geschlechte dieses Namens, geboren 1474; als Bischof von Dunbald mußte er aus seinem Vaterlande fliehen und starb zu London an der Pest unter Heinrich VIII. Ein weltlicher Dichter war der schottische Hofbeamte Sir David Lyndsay (1490—1555), der aus eigener Erfahrung den verdorbenen Hof kannte und in Satiren züchtigte, auch die entartete Kirche in freisinnigem, selbst reformatorischem Geiste angriff und die Ausschreitungen der Kleidertracht verhöhnte. Dasselbe that er auch in dramatischen Stücken (Moralitäten).

Eine Wiedergeburt der seit Chaucer's Tod verwaisten englischen Kunstdichtung fand durch die in Britannien erst spät (viel später als in Frankreich, s. S. 72) eingedrungene humanistische Bewegung statt. Durch William Coxton (gestorben 1491) war die Buchdruckerkunst aus Holland in England eingeführt worden und begann ihre Thätigkeit mit Übersetzungen antiker Klassiker, freilich zunächst nur aus dem Französischen. Seitdem aber englische Gelehrte nach Italien reisten und das dortige Streben kennen lernten, begann man auch auf den britischen Inseln die antiken Originale zu schätzen, und im Jahre 1500 wurde Lillye der erste Lehrer des Griechischen und Latinischen an der Paulsschule zu London. Nun verließ man die herabgekommenen Klosterschulen und bezog die Anstalten der Humanisten und Heinrich VIII. begünstigte nach Kräften die wiedererwachende Gelehrsamkeit, worauf freilich die durch die Ehescheidung desselben Königs herbeigeführte Kirchentrennung zu Gunsten konfessioneller Streitigkeiten die Alten wieder in den Hintergrund drängte. Erst nachdem sich unter Elisabeth der Religionskrieg vorläufig gelegt, begann die Pflege der griechischen und latinischen Literatur wieder mit erneutem Eifer. Neben ihr war aber schon seit ihrem Wiedererwachen auch die einheimische Sprache berücksichtigt worden. Schon am Hofe Heinrichs VIII. wurde nach italienischen Mustern englisch gedichtet, besonders von dem edeln, vielseitig gebildeten, tapfern Henry Howard, Grafen von Surrey, den der Despot 1547 hinrichten ließ. Seine Gedichte sind tief gefühlt und nicht, wie ihre Vorbilder (Dante und Petrarca), durch allegorische und metaphysische Spitzfindigkeiten entstellt. Seinen Freund Sir Thomas Wyatt (1503 bis

1542) beseelte gleiches Streben, aber bei geringerm poetischem Talente mit weniger Erfolg. Unter der Regirung der blutigen Maria versuchte Thomas Sackville, Lord Buckhurst, später Graf von Dorset (1530—1608), im Gedichte „Mirror for Magistrates" (Spiegel für Obrigkeiten), welches seine Freunde Baldwyne und Ferrers ausarbeiteten und vollendeten, nach Dante's Art, die unheilvollen Staatslenker Englands in der Unterwelt auftreten zu lassen. Das in Sackville's eigenem Theile, weniger in der Fortsetzung, durch Schönheit der Sprache und treffende Charakteristik ausgezeichnete Gedicht fand großen Beifall und erlebte in kurzer Zeit fünf Auflagen; es soll zu Shakespeare's historischen Dramen den Hauptanstoß gegeben haben.

Die Reformation brachte es mit sich, daß englische Dichter in der Anfertigung gereimter Psalmen wetteiferten; ja man brachte sogar das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, ja noch andere Stellen und ganze Bücher der Bibel (!) in Psalmenverse, die an Geschmacklosigkeit mit der dazu komponirten Musik wetteiferten, was auch nicht anders möglich war, da es keinen poetischen, sondern nur einen theologischen Zweck hatte. Selbst König Eduard VI. ergab sich dieser Thorheit und schrieb in demselben Stile eine Komödie, „die babylonische H..." Unter der Königin Maria huldigten die siegenden Katholiken der nämlichen Manie, während Einer aus ihrem Kreise, Tusser, ein kolossales didaktisches Reimwerk über Landwirtschaft, Haushaltungskunde, Viehzucht, Wetterlehre u. s. w. schrieb, der Kaplan der Königin, William Forrest, die Mutter derselben, die verstoßene Katharina besang und der Kapellmeister Richard Edwards komische Geschichten erzählte und dem katholischen Hofe heidnische Schauspiele vorführte.

Unter Elisabeth dagegen erhob sich zugleich mit dem Emporsteigen der englischen Macht und mit dem zur höchsten Blüte sich entfaltenden Drama auch wieder eine wirklich lyrische Poesie. Die Dramatiker Shakespeare und Ben Jonson dichteten: Ersterer seine berühmten Sonette, Letzterer die fein gefühlten Gedichte, welche das Buch „der Wald und der Unterwald" vereinigt. Die Übrigen sind unbedeutend; sowol durch sein Schicksal, als durch seine frommen und milden Dichtungen ragt unter ihnen Robert Southwell hervor. 1560 in Norfolk geboren, ging er jung nach Rom, wurde Jesuit und kehrte als katholischer Missionär nach England zurück, wofür ihn dreijähriger Kerker und Hinrichtung trafen.

Einen größern Namen erwarb sich der epische Dichter Edmund Spenser, welcher, 1553 zu London geboren, 1579 mit seinem „Shepherd's Calendar" auftrat, einem Schäfergedichte in 12 nach den Monaten benannten Eklogen. Auf einem Gute, das er 1586 in Irland, als Günstling Sir Walter Raleigh's dem Hofe empfohlen, aus der Verlassenschaft eines vertriebenen katholischen Grafen erhalten, dichtete er sein Hauptwerk

„Fairy Queen“ (die Feenkönigin) in der von ihm erfundenen Spenser-Stanze. Das berühmte Gedicht ist der Königin Elisabeth gewidmet, in Ariosto's Manier gedichtet, und sollte in zwölf Gesängen je zwölf Abenteuer eines Jeden von den zwölf Rittern der Feenkönigin Gloriana (in welcher Elisabeth verherrlicht sein soll), der Braut des britischen Königs, Arthur, enthalten. Das nur halb vollendete Gedicht ist allegorisch und daher ermüdend, die Sprache aber meist glänzend und reich an prächtigen Schilderungen. An der Unterdrückung Irlands betheiligt, wurde Spenser 1598 durch Plünderung und Brand seines Schlosses und eines Kindes beraubt und starb 1599 arm in London. Seine Manier setzten Michael Drayton (1563—1631) und William Davenant in vergessenen Feengedichten fort.

Als Idyllendichter ragte in jener Zeit Philipp Sidney (1544—1586, im Kriege gefallen), der Verfasser des Romans „Arcadia“ in Versen und Prosa, als Satiriker John Donne (1573—1631) und Joseph Hall (1574—1656), Bischof von Exeter und Norwich, hervor. Der beiden Letzteren Werke wurden durch den Henker verbrannt weil sich die herrschenden Kreise darin getroffen fühlten. — —

B. Das englische Theater.

In keinem Lande können wir die Entstehung des wirklichen Schauspiels, d. h. der Darstellung von Ideen auf der Bühne durch individuelle Charaktere, aus den Moralitäten, in welchen blos Abstraktionen eine Rolle gespielt hatten, so deutlich verfolgen wie in England. Je mehr das Bewußtsein von einer neu erwachenden Zeit dazu antrieb, das Leben aufzufassen wie es ist, statt sich in erträumte Formen und Lagen hineinzufantasiren, desto mehr fühlten sich auch die Verfasser dramatischer Spiele gedrungen, ihren Figuren plastische Gestalt und individuelle Bedeutung zu verleihen. Diesen Übergang vertritt der witzige Hofspaßmacher am Hofe Heinrichs VIII. und seiner Nachfolger, der Epigrammendichter John Heywood, in dessen Interludes (Zwischenspielen) zuerst das „Laster“ der Moralstücke in den englischen Volksnarren (Clown) verwandelt und die altgläubige Geistlichkeit nebst dem Ablaßhandel unbarmherzig durchgehechelt wurde, so schon in seinem ersten (vor 1521 entstandenen) Stücke, in welchem ein Predigermönch und ein Ablaßkrämer auf die skandalöseste Weise in einer Kirche sich die Kundschaft streitig machen. Ein anderes Stück führt den Beichtvater bei der Frau eines Pantoffelhelden vor. Manche versuchten ihn nachzuahmen, Manche zum Trauerspiel überzugehen, wie er zum Lustspiel. Als jedoch die religiösen Kämpfe in England entbrannten, nahmen dieselben die Bühne fast allein für sich in Anspruch. Die entlassenen altgläubigen Priester und Mönche zogen die

alten Mysterien (in England „Mirakelstücke") wieder hervor, um durch sie die Reformation lächerlich zu machen, bis die Regirung dieselben unterdrückte, worauf umgekehrt der alte Glaube auf den Bühnen verspottet wurde. Die blutige Maria stellte mit den Prozessionen auch die Mysterien wieder her, die dann aber unter Elisabeth von selbst dem modernen Theater wichen.

Das erste wirkliche Lustspiel war das von Nikolaus Udall (in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Lehrer zu Eton und später zu Westminster) verfaßte Stück „Ralph Royster Doyster", dessen Held als Pralhans und Halbnarr, wie sein Diener Matthew Merrygreek als das „Laster" der Moralstücke erscheint; es ist bereits in Akte und Scenen getheilt. Andere folgten in ähnlicher Weise und mit steigender Entwickelung der Charaktere nach, so Thomas Rychardes (1560) mit dem antikisirenden Stücke „Misogonus", John Still (1566) mit dem ächt englisch volkstümlichen, aber noch äußerst rohen „Gammer (Großmutter) Gartons needle."

Als erster Dichter eines Trauerspiels tritt uns der schon erwähnte Thomas Sackville entgegen mit seinem und Thomas Norton's zuerst 1561 vor Elisabeth aufgeführten Stücke „Tragedie of Gorboduc" (später „of Ferrex and Porrex"), das erste, welches reimlose Jamben anwandte; es spielt im alten Britannien, 600 Jahre vor Christus, und enthält den Mord des Prinzen Ferrex durch seinen Bruder Porrex, des Letztern durch die Mutter Videna und Dieser und ihres Gatten Gorboduk durch das Volk; die Verse sind matt, eintönig und ermüdend. Zahlreich waren die Nachahmungen, unter denen wir einen „Julius Cäsar", „Romeo und Julia", u. s. w. finden.

So waren zur höchsten Blüte, welche das englische Drama unter Elisabeth erreichte, die Grundsteine gelegt. Die hauptsächliche Grundlage dieser Blüte war ohne Zweifel Englands seit der Entdeckung Amerika's sich hebende Seemacht und die Stellung, welche das Land überhaupt unter der Regirung dieser Königin (oben S. 208) errang. Sonderbarer Weise war aber ein weiterer bedeutender Faktor jener Blüte die große Eitelkeit der Königin, welche Pomp und Pracht liebte und durch die kolossalsten Schmeicheleien, die lächerlichsten Huldigungen und die geschmacklosesten Festeinrichtungen, wobei verkleidete Götter und Nymphen ihr huldigten, niemals übersättigt wurde. Vielmehr war sie, je mehr ihre Reize schwanden, desto empfänglicher für Lobpreisungen ihrer Schönheit. Die meisten Trauerspiele, welche im Anfange ihrer Regirung auf der Bühne erschienen, waren antiken Inhalts, theils Originalwerke, theils Übersetzungen der großen Hellenen und des blutigen Seneca. Als selbständige Dichter antikisirender Dramen thaten sich der Hofbeamte Samuel Daniel, Brandon und die Gräfin von Pembroke hervor, welche merkwürdiger Weise unter anderem alle drei denselben Stoff „Antonius und Kleopatra"

bearbeiteten. Neben ihnen tauchten allmälig, nach dem Muster Sackville's, auch Stoffe aus dem Kulturkreise der nördlichen Völker Europa's und aus dem Mittelalter auf, wie z. B. das von Robert Wilmot und vier anderen hohen Gerichtsbeamten verfaßte Stück: Tankred und Gismunda und die „Misfortunes of Arthur", von Thomas Hughes, wozu Sir Francis Bacon, sonst ein Feind des Theaters, der selbst Shakespeare nicht beachtete, die Pantomimen einrichtete. Alle diese Dramen, ohne Unterschied des Stoffes, waren indessen noch der steifen Nachahmung des klassischen Geschmacks ergeben, den die „Renaissance" befördert hatte. Eine vollends unnatürliche Übertreibung dieses Geschmacks war die affektirte, gelehrt sein sollende Sprechweise, welche der Hofdichter John Lilly (geboren 1554 in Kent), der sich lange umsonst um die Stelle eines Intendanten der Lustbarkeiten des Hofes bewarb, in die Mode brachte und welche nach dem Titel eines ästhetischen Romans von ihm (1579, dessen Held, ein witziger Reisender aus Athen, „Euphues" hieß) Euphuismus genannt wurde und, von Allegorie und Mythologie wimmelnd, in den vornehmen Kreisen die schlichte englische Sprechweise ganz verdrängte. Lilly's Stücke, welche seit 1584 die Hofbühne beherrschten, sind meist Hirtenstücke und meist in Prosa (das erste Beispiel dieser Art), und ihr bedeutendstes ist „Alexander und Kampaspe"; — alle aber tragen durchweg einen lyrischen Charakter. Seine Richtung befolgte im Ganzen auch George Peele, dessen bestes Werk „das Urtheil des Paris" (1584) bleibt, das jedoch von den niedrigsten Schmeicheleien gegen die Königin überfließt.

Eine wesentlich veränderte Geschmacksrichtung verrät George Whetstone's „History of Promos and Cassandra" (1578), das Vorbild von Shakespeare's „Maß für Maß", in welchem zum ersten Male, was den Verehrern des pseudoklassischen Geschmacks ein Gräuel war, tragische und komische Elemente neben einander sich fanden. Der letztere Umstand fehlt dagegen in anderen Dramen, welche im Übrigen sich ebenso von der Pseudoklassik emancipirten, wie z. B. die blose Mordgeschichten enthaltenden, aber dramatische Kunst verratenden Stücke „Arden of Feversham" und „a Yorkshire tragedy", welche ohne hinlänglichen Grund Shakespeare zugeschrieben wurden.

Mit Bewußtsein aber setzte der erste wahre Vorläufer des größten neuern Dramatikers an die Stelle des angeblich klassischen Drama's das dem Geiste der neuern Zeit allein angepaßte romantische, d. h. nicht das von mittelalterlichen Anschauungen beherrschte, sondern das auf der eigentümlichen christlich-europäischen Kultur beruhende, derselben aber nicht blind sich unterwerfende, sondern sie benützende und auf ihrer Grundlage fortbauende Drama. Dieser erste Vorläufer Shakespeare's ist Christopher Marlowe, 1563 zu Canterbury als Sohn eines armen Schusters geboren. Er studirte zu Cambridge; wann und auf welche Weise er

aber mit der Bühne in Verbindung kam, ist nicht bekannt. Im Jahre 1586 soll sein erstes Stück „Tamerlan“ zuerst aufgeführt worden sein, welches die reimlosen Jamben zum ersten Male auf die öffentliche Bühne brachte. Marlowe's Tamerlan erregte ungeheures Aufsehen; denn er appellirte an die menschliche Leidenschaft und befriedigte das Bedürfniß des Publikums, auf der Bühne große lärmende und packende Thaten vor sich vorübergehen zu sehen. Es fällt denn auch in erschütternder Weise ein Reich um das andere vor dem großen Barbaren, der ohne Barmherzigkeit Blut vergießt, aber endlich — durch die Gewalt der Liebe seiner Gattin Zenokrate menschlich gestimmt wird. In einem weniger poetischen zweiten Theile führte Marlowe die Geschichte seines Helden bis zum Tode der Zenokrate, der ihn wieder in seine alte Rohheit zurückversinken läßt.

Bedeutender als Tamerlan ist Marlowe's Dichtung **Faust** (the tragical History of Dr. Faustus), welche 1589 erschien, und, da erst zwei Jahre vorher das älteste deutsche Volksbuch über Faust an das Licht der Welt getreten war, als die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage anerkannt werden muß; sie blieb daher auch das Vorbild für die im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert entstandenen deutschen Puppenspiele über Faust und theilweise selbst für Goethe's Riesenwerk, und hat somit für uns unläugbares hohes Interesse. Wie sehr die Idee der Faustsage: der Unterschied des Guten und des Bösen, damals die poetischen Geister Englands ergriff, zeigen die bald nach Marlowe's Faust entstandenen Schauspiele: der lustige Teufel von Edmonton, welches von Tieck Shakespeare zugeschrieben wurde und den Gelehrten Peter Fabel mit Variationen die Stelle Fausts einnehmen läßt, der sich aber vom Teufel zu befreien weiß, — die Hexen aus Lancashire von Thomas Heywood, wo die Hexen sich dem Teufel verschreiben und dafür gerichtet werden (ein dramatisirter Hexenprozeß!),— und die Sage vom Bruder Baco, von Robert Green, worin kein Bund mit dem Teufel vorkommt, wol aber der berühmte Philosoph Roger Bacon alle Zauberer übertrifft, aber den Umgang mit den bösen Geistern aufgeben muß und sich der Andacht widmet. Daß dieselbe Idee auch in Spanien geläufig war, beweist Calderon's „wunderthätiger Magus.“

Marlowe's Faust beginnt, wie Goethe's, mit einem Monologe des Helden in seiner Studirstube. Faust strebt nach höherm Wissen, als ihm die Wissenschaften bieten können, deren einer nach der andern er den Abschied gibt, wie er auch die Bibel zu Gunsten der Zauberbücher weglegt. Ein guter Geist mahnt ihn von diesem Beginnen ab, während ihn ein böser darin bestärkt und ihm Macht über alle Elemente verheißt. Faust folgt dem zweiten; er geizt bezeichnender Weise nach Macht (wie der deutsche Faust nach Wissen) und beschließt, sich der Magie zu widmen, in der er sich von seinen Freunden Valdes und Cornelius unterrichten läßt. Er beschwört den Teufel, ist aber nicht zufrieden mit dessen häßlicher Ge-

stalt, sondern verlangt, daß er im Gewand eines Franziskanermönchs erscheine, worauf Mephistopheles (ursprünglich Mephostophilis, d. h. μὴ φωστὸς φίλος, das Licht nicht liebend), ein Diener Lucifers, ihm zu dienen verspricht. Merkwürdiger Weise aber verleitet nicht der böse Geist den Faust, sich ihm zu verschreiben, sondern Faust bietet sich aus freien Stücken auf 24 Jahre dazu an, während Mephistopheles dafür erst Lucifers Genehmigung einholt und nicht verbirgt, daß er Reue über den Fall der Engel fühle, den er mitgemacht. Die Genehmigung kommt, Faust verschreibt sich ohne Bedenken mit seinem Blute, indem er dabei an dem Glauben festhält, daß es kein jenseitiges Leben gebe. Dennoch erleidet er nachher Anfälle von Reue, welche Lucifer selbst beschwichtigt. Faust und Mephistopheles reisen, sie kommen nach Rom zum Papste, der seinen Gegenpapst, „Bruno aus Sachsen" in Ketten vor sich bringen läßt, über seinen Rücken den Thron besteigt und seine eigene Unfehlbarkeit proklamirt. Faust und sein Genosse verkleiden sich als Kardinäle, lassen sich vom Papste den Bruno überliefern, um ihn angeblich als Ketzer zu verbrennen, retten ihn aber, worauf der Papst die wirklichen Kardinäle einkerkern läßt. Faust, vom Teufel unsichtbar gemacht, treibt darauf mit dem Papste allerlei Schabernack, sowie mit den die vermuteten bösen Geister in drolliger Weise exorcisirenden Priestern. Sie bringen darauf Bruno an den Hof des Kaisers, seines Gönners, erregen Erstaunen durch ihre Zauberei, indem sie Alexander den Großen und Dareios, den letzten Perserkönig, erscheinen lassen, woran sich noch langwierige Zauberpossen reihen. Auch die Herschaffung reifer Trauben kommt darunter vor. Nachdem endlich die Zeit des Vertrages bald abgelaufen und Faust wieder Reue fühlt, welche der Teufel durch die Erscheinung Helena's beseitigt, gesteht Faust seinen Schülern seine Gottlosigkeit, sieht die Hölle vor sich geöffnet und wird von den Teufeln zerrissen. Das Stück ist übrigens reich an offenbar von Anderen als dem Verfasser herrührenden Einschiebungen, auch sonst ungeordnet und ohne Eintheilung in Akte und Scenen.

Spätere Dramen Marlowe's sind: „Der reiche Jude von Malta", dessen Held Barabas, gereizt durch Gewaltthaten des Gouverneurs jener Insel, sich durch teuflische Anwendung von Verrat, Mord und Brand rächt und vielleicht das Vorbild von Shakespeare's Shylock ist, — „die Bluthochzeit (Massacre) von Paris", eine verstümmelte und unvollkommene Arbeit, wahrscheinlich seine letzte, und andere. Marlowe war ein durchaus zügelloses Genie, führte ein leichtfertiges Leben, galt allgemein als Atheist, und starb 1593 an den Folgen eines Dolchstiches durch das Auge in's Gehirn, den ihm ein Bekannter aus Eifersucht beigebracht und den er hatte abwehren wollen. Er lebte blos dreißig Jahre. Dennoch hatte er eine ganze Schule von Nachfolgern und Nachahmern. Ja sogar solche Dichter, welche ihm anfangs feindselig gesinnt waren und seine Einführung der reimlosen Verse verhöhnten, ergaben sich ihm nachher.

Zu Diesen gehören z. B. gerade sein bedeutendster Nachfolger, Robert Greene und Thomas Nash. Der Letztere schrieb gemeinsam mit Marlowe, auf Grundlage von Vergils Äneis, das Trauerspiel „Dido, Queene of Carthage", worin die Stellen, welche der ächte Dichter, und jene, welche der blose Versmacher schrieb, wol zu unterscheiden sind.

Robert Greene, geboren zwischen 1550 und 1560 zu Norwich, wurde in Cambridge und Oxford Magister. Sein nachheriges Leben entsprach demjenigen Marlowe's, dessen Genie er jedoch nicht von ferne gleichkam. Wir erwähnten bereits sein durch Faust hervorgerufenes Stück „Bruder Baco". Ein anderes, dem Geiste nach mit „Tamerlan" verwandtes ist „Orlando furioso", welcher Held, als Nebenbuhler von Königen und Prinzen aus allen Erdtheilen, um die Hand seiner Angelika wirbt und dadurch glänzt, daß er Alles durchprügelt und zusammenschlägt was ihm in den Weg kommt, am Ende aber siegt. Greene's bestes Stück ist jedoch „George a Greene, the Pinner (Flurschütz) of Wakefield", obschon nur verstümmelt erhalten; der Held ist ein Nebenbuhler Robin Hood's und rettet König Eduard III. vor einer Empörung. Greene starb wahrscheinlich (1592) an den Folgen seines lüderlichen Lebens.

Andere Nachahmer Marlowe's waren: der schon erwähnte George Peele in seinen späteren Stücken, Thomas Lodge (gestorben 1625 an der Pest), welcher den Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla (1594), und mit Greene gemeinschaftlich „Ein Spiegel für London und England" (unvollständiges Zwischenspiel über den Profeten Jonas) bearbeitete, Thomas Kyd, Verfasser der „Spanish Tragedie" (Nachedrama in zwei Theilen, 1599, durch Ben Jonsons Zusätze in hohem Grade vervollkommnet), und Henry Chettle, dessen Schauderdrama „Hoffmann oder Rache für einen Vater" alle Gräßlichkeiten schildert, welche die Fantasie jener blutigen Zeit ausheckte.

In einem kurz nach Greene's Tod von Henry Chettle herausgegebenen Pamphlete, betitelt „Groats-worth of wit, bought with a million of Repentance" (Witz für einen Groschen, erkauft mit einer Million Reue), das angeblich von Greene selbst verfaßt war, wird des Letztern leichtfertiges Treiben erzählt und daran eine Ermahnung an seine drei poetischen Freunde Marlowe, Lodge und Peele gerichtet, vom Theater abzulassen; denn unter dessen Possenreißern befinde sich eine emporgekommene Krähe (an upstart crow), die sich mit ihren (der Freunde) Federn schmücke, „mit ihrem Tigerherzen, gehüllt in Schauspielerhaut," ihren Bombast ebenso gut anbringen zu können glaube als der Beste von ihnen, und sich für den einzigen „Bühnen Erschütterer" (Shake-scene) im Lande halte.

Diese Worte sind eine Anspielung auf den Vers

„O tiger's heart, wrapt in a woman's hide",

welcher in einem Drama vorkommt, zu dessen Quellen zwei Stücke gehören, an deren Abfassung Greene und seine Genossen betheiligt waren*) und dessen Verfasser wirklich ein Bühnen-Erschütterer wurde, aber „Speerschüttler" (Shake-spear) hieß.

William Shakespeare, der ewig Große, ist von der nächsten Zeit nach der seinigen, der Rococo- und Zopfzeit, ebenso unvernünftig herabgesetzt, wie bis vor wenig Jahren überschwänglich und übertrieben erhoben worden. Gegenwärtig wird er unbefangener beurteilt, und wenn auch sein wolverdienter Lorbeer niemals wird angetastet werden können, so müssen wir jetzt im Interesse der Gerechtigkeit bestreiten, daß er der größte Dichter aller Zeiten und Nationen war (welche Würde keinem Einzelnen zukommt), und können ihn nur einerseits als den größten englischen, anderseits als den größten dramatischen Dichter seit dem Untergange des alten Hellas anerkennen. Ein Homer (gleichviel ob eine Person so hieß oder nicht), Aischylos, Sophokles, Dante, Cervantes, Goethe und Schiller stehen ihm in vielen Beziehungen ebenbürtig zur Seite.

Shakespeare**) wurde am 23. April (alten Kalenders) 1564 in der anmutigen Stadt Stratford am Avon in der englischen Grafschaft Warwick geboren, und zwar als Sohn eines Handschuhmachers. William besuchte die Schule zu Stratford, wo er die Anfangsgründe des Griechischen und Latinischen erlernte. Später soll er im Bureau eines Advokaten gearbeitet haben. Schon im neunzehnten Jahre ging er die unüberlegte Heirat mit der sieben bis acht Jahre ältern Anna Hathaway ein, welcher nach sechs Monaten die Geburt eines Kindes und nicht ganz zwei Jahre später diejenige von Zwillingen folgte. Die Ehe war nicht glücklich; wenige Jahre nach ihrer Eingehung verließ er seine Heimat und Familie, angeblich in Folge Wilddiebstahls; wahrscheinlicher ist, daß diese der poetischen und theatralischen Welt so vortheilhafte Aufenthaltsveränderung ihren Grund gerade darin hatte, daß der künftige Theaterdichter einer Schauspielertruppe folgte, in deren Schos er eine Zukunft zu finden hoffen mochte. Sein Weg zum Ruhme ging natürlich nach London, wo wir ihn 1589 als Mitglied und Mitantheilhaber des Blackfriars-Theaters finden, und zwar nicht, wie irrig geglaubt wurde, als einen sehr mittelmäßigen, sondern als einen vorzüglichen Schauspieler und zugleich bereits als Theaterdichter, als welcher er schon 1592 einen großen Namen besaß, auf den seine weniger begabten Zeit-

*) The first part of the Contention of the two famous houses of Yorke and Lancaster, und: The true Tragedie of Richarde duke of Yorke.

**) Der Dichter schrieb sich während des größten Theils seines Lebens Shakspere, in seinem Testament aber Shakspeare; andere Variationen sind: Shakespere, Shakespeyre, Shaxpere, Chacsper u. s. w.; die in England gebräuchlichste und fast überall angenommene Form ist: Shakespeare.

und Berufsgenossen, Greene an der Spitze, wie wir bereits gesehen, mit Neid hinblickten. Seine Jugenddramen „Perikles von Tyros", „Titus Andronikus", „Heinrich VI.," und die „Komödie der Irrungen" hatte er bereits hinter sich und befand sich damals in der Blütezeit seiner Lustspieldichtung, so daß schon 1591 der berühmte Spenser, bei einer vorübergehenden Unthätigkeit Shakespeare's, in seinem Gedichte „Tears of the Muses" klagen konnte, daß der liebliche „Willy", den die Natur geschaffen, sie zu verspotten und die Wahrheit nachzuahmen, todt sei, und an seiner Stelle höhnende Possen und schamlose Lüderlichkeit die Bühne entweihen. Drei Jahre später, nachdem unser Dichter auch als Tragiker zu glänzen begonnen, pries ihn Spenser neuerdings als „Den, dessen Muse, erfüllt von der Erfindung hoher Gedanken, gleich ihm selber (d. h. gleich seinem Namen: Speerschüttler) heroisch töne." Sein steigender Ruhm verschaffte ihm auch die Freundschaft des Grafen von Southampton, eines eifrigen Theaterfreundes und Günstlings des Grafen von Essex (in dessen Sturz er verwickelt wurde und im Gefängnisse saß, bis Elisabeth starb), welcher tausend Pfund Sterling zu dem in Vorbereitung begriffenen Baue des Globus-Theaters beitrug, zu dessen Eigentümern Shakespeare ebenfalls gehörte. Der Letztere, welcher jährlich seine Heimat Stratford besuchte, hatte 1596 das Unglück, seinen einzigen damals elfjährigen Sohn Hamnet zu verlieren. Sein Beruf machte ihn zum wolhabenden Manne, so daß er bald in Stratford ein eigenes schönes Haus besaß und sein Einkommen nach und nach auf vierhundert (soviel als jetzt zweitausend) Pfund Sterling stieg; aber er ließ sich keineswegs zur Selbstüberschätzung verleiten, sondern zog in uneigennütziger Weise jüngere Talente wie z. B. Ben Jonson heran, welche von Anderen über die Achsel angesehen wurden. Auch war er keineswegs erpicht auf die Herausgabe seiner Meisterwerke, deren vier erst elf Jahre nach Beginn seiner dramatischen Thätigkeit, und zwar anonym erschienen. Seit 1598 in der Schöpfung seiner unsterblichen Werke (Othello, Hamlet u. s. w.) begriffen, verlor er 1603 seine Gönnerin, die Königin Elisabeth. Auch ihr Nachfolger indessen, Jakob I., so ein arger Pedant er war, nahm das Theater in seinen Schutz und gab dessen Jüngern den Titel „königlicher Diener". Unter Jakob's Regirung schuf Shakespeare seine übrigen Hauptwerke (König Lear, Macbeth, Julius Cäsar u. s. w.), in denen sich jedoch, entsprechend der demoralisirenden Einwirkung jenes elenden Monarchen, deutlich eine erbitterte zornvolle Stimmung (besonders im „Timon von Athen") kundgibt. Nach redlich gethanem Tagewerke zog sich der Dichter 1613 oder 1614 nach seiner Vaterstadt zurück, lebte still und ruhig, starb aber schon 1616, an seinem Geburtstage, erst zweiundfünfzig Jahre alt, an einer kurzen Krankheit. In der Kirche zu Stratford wurde ihm die stolze Grabschrift gesetzt:

Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

(Nestor an Weisheit, Sokrates an Geist, an Kunst ein Vergilius,
Deckt ihn die Erde, das Volk klagt, doch ihn birgt der Olymp.)

Konfessionsüchtige Menschen haben sich gestritten, ob Shakespeare Katholik oder Protestant gewesen sei. Für die erstere Meinung spricht gar nichts; Thatsache dagegen ist, daß er in der anglikanischen Kirche von Stratford getauft und begraben wurde. Eine noch wichtigere Thatsache aber ist die, daß in seinen Werken nicht die leiseste Spur einer katholischen und ebenso wenig überhaupt einer konfessionellen Tendenz enthalten ist, so daß auch eine wirklich kirchliche Angehörigkeit bei ihm ohne alle Bedeutung wäre. Fromme Gemüter glauben viel zu sagen, wenn sie ihn wenigstens für einen Christen hielten. Wir glauben, daß er vor Allem ein Mensch war, und wenn er auch in „Troilus und Kressida" das Heidentum verspottete und im „Kaufmann von Venedig" die Juden in ungünstigem Lichte darstellte, so sind dies Freiheiten des Dichters, welche durch die rein menschliche und von keinen Dogmen getrübte Gesinnung seiner übrigen Werke weit aufgewogen werden. Diese bezeichnet denn auch am besten die tiefe Kluft zwischen den blindkatholischen Dramatikern Spaniens und ihm, dem hoch über allem Glaubensstreite stehenden humanen Genius, der dem Standpunkte nach in ein vorgeschritteneres Zeitalter fallen müßte, wenn nicht seine ganze Umgebung und die Grundlagen seiner Wirksamkeit ihn wider Willen in der Periode des Glaubenskampfes festhielten.

Die Werke des „süßen Schwans vom Avon", wie ihn seine Zeitgenossen nannten, gehören allen Hauptgattungen der Poesie an. Seine ältesten sind offenbar die vielleicht noch vor seiner Entfernung nach London geschaffenen, jugendlich brausenden und stürmenden episch-beschreibenden Gedichte: „Venus and Adonis" und „the Rape of Lucretia", beide in Strophen, das erste in sechs-, das zweite in siebenzeiligen. Den Inhalt zeigen die Titel an. Beide sind wild, sinnlich und leidenschaftlich; nur die Keuschheit Lucretia's übt einen wolthuenden Eindruck. Die Sprache ist blendend und glühend, die Handlung arm; die Reden wiegen ebenso vor, wie in des Dichters Dramen die Handlung, so daß die beiden Gedichte als in mancher Beziehung unnatürlich, unreif und eine Nachahmung des damals herrschenden Geschmacks der allegorisch und idyllisch tändelnden Verfallzeit Italiens erscheinen müssen, welchem auch Spenser huldigte. Das Nämliche ist von den beiden kürzeren lyrisch-epischen Gedichten „the passionate pilgrim" (in verschiedenen abwechselnden Versmaßen) und „a lower's complaint" (ein Kyklos von Liebesgedichten in siebenzeiligen Strophen) zu sagen, obschon sie in des Dichters späterer Blütezeit (1599 und 1609) entstanden. Seine So-

nette dagegen, welche er in verschiedenen Zeiten seines Lebens, doch wahrscheinlich alle vor 1597 schrieb (154 an der Zahl), werden von kompetenten Richtern höher gestellt und geben, neben viel Rätselhaftem, vollkommenen Aufschluß über manche Verhältnisse seines Lebens und seiner Zeit, die mit männlicher Kraft und offenem Freimut besprochen werden (wie unter anderm die Verachtung, in welcher die Schauspieler standen). Die 126 ersten sind an einen jungen Freund, wahrscheinlich den genannten Grafen von Southampton, die übrigen an ein Weib gerichtet, das sich, wie es scheint, weder durch Schönheit, noch durch Sittenreinheit auszeichnete.

Seinen weltgeschichtlichen Ruhm verdankt jedoch Shakespeare allein seinen dramatischen Werken. Die Zahl derselben, soweit sie als sein ausschließliches Eigentum ausgewiesen sind, beträgt sechsunddreißig, wozu von vielen Kritikern auch ein siebenunddreißigstes, „Perikles, Fürst von Tyros", gerechnet wird. Alle sind in fünf Akte getheilt und jedes theils in Prosa, theils in Versen (fünffüßigen Jamben, selten mit Reim) geschrieben. Der Verse bedienen sich die Helden und sittlich oder gesellschaftlich hervorragende Personen, der Prosa die Narren, Leute aus dem Volke und Höhere, sofern sie in den Ideenkreis Niederer herabsteigen. Shakespeare's Dramen bieten ein Abbild des gesammten menschlichen Daseins von der Wiege bis zum Grabe, wie der verschiedensten Stände, Religionen und Nationen dar. Wir theilen sie hier nach ihrem ästhetischen Zwecke ein. Dieser Zweck ist 1) die Darstellung des erfolglosen Kampfes des Menschen gegen das Schicksal und die sittlichen Gewalten (Tragödien), 2) des Waltens der Gerechtigkeit in der Weltgeschichte (geschichtliche Dramen), 3) des Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen, der schließlich zum Siege des ersten führt (gesellschaftliche Dramen), 4) der Überwindung der Widerwärtigkeiten des Lebens und der menschlichen Schwächen durch den Kontrast derselben, durch die Ironie und durch den Humor (Komödien), wozu 5) noch, als abnorme Erscheinung, die Benutzung der Annahme eines Eingreifens über- oder untermenschlicher Wesen in die Schicksale des Menschen kommt (Zauberpossen).

Shakespeare's Tragödien auf nicht völkergeschichtlichem, sondern allgemeine Interessen der Menschheit umfassendem Grunde sind: 1) Romeo und Julia, die Tragödie der Liebe, 2) Othello, der Mohr von Venedig, die der ehelichen Treue (nicht der Eifersucht als solcher), 3) König Lear, die der Familienpflichten, 4) Macbeth, die der ungebändigten Herrschsucht, und 5) Hamlet, Prinz von Dänemark, die Krone der Tragödien unseres Dichters, in welcher die rätselhaften Beweggründe des menschlichen Handelns aufgesucht werden. Als Anhang kommt zu dieser Abtheilung der in all' seinen Theilen als des Shakespeare'schen Geistes unwürdig und als ein bloßes Zugstück zu betrachtende

Timon von Athen, dessen Held auf die gezwungenste Weise zum Menschenfeind wird.

Die Historien des großen Briten bieten, wenn auch nicht ein vollständiges, doch ein sehr umfassendes Bild der Geschichte seines eigenen Vaterlandes und derjenigen des Reiches dar, dessen ausgebreitete Herrschaft zu Lande dem Angelsachsen als ein Vorbild seiner weltgebietenden Macht zur See erscheinen mußte. Sie zerfallen daher in Stücke aus der römischen und aus der englischen Geschichte.

Shakespeare zeichnet die Verhältnisse Roms in den älteren Zeiten der Republik in 1) Coriolan, zur Zeit des Falles der Republik in 2) Julius Cäsar (dem vollendetsten der Römerdramen), — diejenigen des entstehenden Kaisertums in 3) Antonius und Kleopatra, und die des völlig zerrütteten und der Gewalt barbarischer Völker preisgegebenen Römerreichs, mit Verzicht auf historische Namen, aber sprechender Schilderung der herrschenden Gräuel, in seinem blutigen Jugendstücke: 4) Titus Andronikus.

Aus der englischen Geschichte wurden genommen: 1) König Johann, die Zeit des eigentlichen Entstehens englischer Macht, — dann aus der Zeit des Kampfes wetteifernder Königsstämme, der Häuser Lancaster und York (rote und weiße Rose) die eine ununterbrochen fortgehende Handlung darstellenden acht Stücke: 2) Richard II., 3) und 4) Heinrich IV. (zwei Theile), 5) Heinrich V., 6) bis 8) Heinrich VI. (drei Theile) und 9) Richard III. (der ohne den Zusammenhang mit den vorigen in den höhern Rang der eigentlichen Tragödien gehören würde). Ihnen folgt das zur Feier der Geburt von Shakespeare's Gönnerin Elisabeth gedichtete Huldigungs-Drama 10) Heinrich VIII.

Zu den Schauspielen oder gesellschaftlichen Dramen rechnen wir: 1) das nicht hoch stehende Jugendstück: Perikles, Fürst von Tyros (dessen Ächtheit bestritten ist), 2) das düstere Sittengemälde Maß für Maß (Measure for measure), 3) den dramatisirten Familienroman „ein Wintermärchen" (a winter's tale), wahrscheinlich sein letztes Werk und nicht mehr mit der Kraft und Kunst seiner Blütezeit geschmückt, 4) das märchenhafte Bild des alten Britannien: Cymbeline, und 5) das Meisterwerk dieser Gattung: den Kaufmann von Venedig (Merchant of Venice).

Nicht vollkommen streng sind von den Schauspielen die Lustspiele zu scheiden; wir erkennen letztere wesentlich an der Abwesenheit eines ernsten Kampfes zwischen den Gegensätzen des menschlichen Lebens und sehen in ihnen an dessen Stelle ein bloses Aufeinanderplatzen solcher und leichtes Hinweggehen über ihre nachtheiligen Folgen zu Gunsten der unverwüstlichen Lebenslust. Das unvollkommenste Stück dieser Gattung, weil eine bloße Nachahmung des Römers Plautus ist 1) die Komödie

der Irrungen (Comedy of errors). Den Übergang zu ausgebildeter Charakterzeichnung verraten: 2) die Zähmung der Widerspenstigen (Taming of a shrew) und 3) die beiden Veronesen (two gentleman of Verona). Auf der Stufe noch nicht völlig veredelter Komik stehen die beiden Gegenstücke der Strafe für vernachlässigte Liebe: 4) Verlorene Liebesmüh' (Love's labour's lost) und des Lohnes für beharrlich bewiesene Liebe: 5) Ende gut, Alles gut (All's well that ends well), das früher geheißen haben soll: Gewonnene Liebesmüh' (Love's labour's won). In der Form vollendet, in der Handlung aber noch roh ist das witzsprudelnde 6) Viel Lärmen um Nichts (Much ado about nothing). Auf der Höhe harmonisch ausgebildeter komischer Dichtung stehen endlich die beiden reizenden Stücke 7) Wie es euch gefällt (As you like it) und 8) Was ihr wollt (What you will), von denen besonders das letztere das Höchstmögliche in Verbindung drastischer Komik mit lieblichster Anmut leistet. Eine besondere Stellung nehmen dagegen ein: 9) die lustigen Weiber von Windsor (Merry wives of Windsor), als possenhafter Anhang und Gegensatz zu den Dramen aus der englischen Geschichte, oder als gelungener Versuch, die komischen Personen der Stücke Heinrich IV. und Heinrich V. in ausschließlich komischen Situationen vorzuführen, namentlich den unsterblichen Falstaff, den englischen Sancho Pansa (zu welchem als anticipirter Don Quijote etwa Don Armado aus „Verlorner Liebesmüh'" ein Gegenstück bilden dürfte), — und 10) Troilus und Kressida, das so verschieden beurteilte Rätselstück, das wir für eine Satire auf die im sechszehnten und noch im siebenzehnten Jahrhundert herrschende Nachahmung des klassischen Altertums halten möchten, welche Nachahmung eine ebenso treu- und charakterlose Kokette war, wie die feile Kressida.

Aus dem Rahmen der gewöhnlichen ästhetischen Gruppirung haben wir die auf Geisterspuk beruhenden Dramen herausgenommen. Es gehören dazu blos zwei: eines, das ohne jene Zuthat ein Schauspiel, und eines, das ohne dieselbe ein Lustspiel wäre. Das erste ist der Sturm (the tempest), das zweite der Sommernachttraum (Midsummernightsdream). Die Geister des heiterern der beiden Stücke sind die lieblichsten, aus Duft und Luft gewebten Elfen, während in dem ernstern dem idealen, freiheitdurstigen Ariel der Teufels- und Hexensohn Kaliban, ein Produkt des herrschenden Aberglaubens der Zeit gegenübertritt. Auch Macbeth, Hamlet, Richard III., Julius Cäsar u. A. haben ihre Geistererscheinungen, die aber vor der übrigen Handlung bescheiden zurücktreten.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir, im Angesichte der umfangreichen Shakespeare-Literatur, welche eine eigene Bibliothek bilden könnte, näher auf den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen

dramatischen Werke dieses Heros eintreten. Sie dürfen als jedem Gebildeten bekannt vorausgesetzt werden. Nur soviel mag gesagt werden, daß sich der große Dichter als ein unerreichter Kenner und Prüfer des Menschenherzens und als ein unübertroffener Charakterzeichner erwiesen hat. Den ersten Rang unter seinen Werken nehmen unstreitig die Tragödien ein; keines von allen aber, selbst das ernsteste nicht, ist frei von komischen Bestandtheilen; nur durchdringen sich Tragik und Komik im englischen Drama nicht regellos-romantisch wie im spanischen, sondern jedes Stück hat einen ausgeprägten Charakter, in welchem entweder das eine oder das andere der beiden Elemente vorwiegt. Beinahe in keinem Drama Shakespeare's vermissen wir die alte lustige Person der germanischen Volkspoesie, den Hanswurst (englisch clown), der in den meisten Lustspielen und sogar im tieftragischen König Lear schlechtweg als „Narr", besonders an Höfen, sonst aber in der Gestalt von Wüstlingen, Wirten, Bedienten und — Todtengräbern (bei Hamlet) auftritt, während er den Spaniern fehlt und nur durch freche und verräterische Bediente ersetzt wird. Ein ächt germanischer Vorzug Shakespeare's vor den Spaniern, für welche nur Hof- und Edelleute existiren, alle „Gemeinen" aber Schelmenvolk sind, ist ferner sein Herz für das Volk, dessen Wol und Weh er mitfühlt, weil er ihm angehörte und eben kein Edler de Vega oder de la Barca war. Seine politische Ader ist durch und durch demokratisch, wie seine religiöse rationalistisch ist; er ehrt nur den Monarchen, der durch des Volkes Willen regirt, und verabscheut den Tyrannen, wie er den religiösen Mucker und Heuchler verachtet.

Weil ein Mensch, ist auch Shakespeare nicht ohne Schwächen. Wir wollen uns weniger über seine historischen, geographischen und mythologischen Schnitzer aufhalten, welche hinlänglich bekannt sind und gewiß weniger auf Unwissenheit als auf dichterischer Sorglosigkeit oder gar auf Ironie beruhen, als vielmehr über manche peinlich verletzende Charakterzüge und Situationen, welche im Drama unsrer Zeit nicht mehr möglich wären und in denen, ungeachtet der ungemein zarten und ätherischen Auffassungen vieler anderer Stellen, die Härte und Rauhheit jener Zeit hervortreten. Es gehören dazu Lagen wie jene, in die der liebende Posthumus aus Eitelkeit seine treue Imogen bringt, welche der aus seiner kalten Strenge erwachende Angelo der keuschen Isabella bereitet, zu welcher sich in „Ende gut Alles gut" die verschmähte Helena entschließt, in welche in „Viel Lärmen um Nichts" die schuldlose Hero gebracht wird, ferner die Gräuelscenen in „König Lear" und „Macbeth", — derjenigen in „Titus Andronikus" nicht zu gedenken.

Diese Mängel werden jedoch reichlich aufgewogen durch eine Menge von Prachtstellen, wie z. B. die Gartenscene in Romeo und Julia, das Schönste was über Liebe geschrieben worden, — die Leichenrede des

Antonius auf Cäsar, das stolzeste Lob und die feinste Ironie zugleich, — das Schlafwandeln der Lady Macbeth, die erschütterndste Zeichnung des bösen Gewissens, — die Gerichtsscene im „Kaufmann von Venedig", der ergreifendste Sieg des Rechtes über das Unrecht, — der tiefsinnige Monolog Hamlet's über Sein und Nichtsein und so noch eine herrliche Auswahl anderer.

Kein Dichter schuf je eine so überwältigende Menge der ausgeprägtesten Charaktere wie Shakespeare, und die seinigen sind keine gemachten, sondern es sind Gestalten von Fleisch und Blut, wie sie wirklich vorkommen, getreu nach dem Leben gezeichnet. Wie prächtige Naturmenschen und keine Kulturpuppen sind viele seiner Lieblingsgestalten, — wie der Bastard Philipp Faulconbridge in „König Johann", Orlando in „Wie es euch gefällt", Sebastian in „Was ihr wollt", und seine unverkünstelten Frauenbilder Imogen, Porzia, Rosalinde, Viola, Desdemona, Cordelia und viele Andere! Welche Kraft sprudelt in Othello, welche Weisheit spricht aus Hamlet, wie giert der Ehrgeiz im Macbeth, wie jammert die Enttäuschung aus Lear, wie höhnt teuflische Bosheit in Richard III., Jago, Shylock!

In Shakespeare erreicht einerseits die Literatur des von uns behandelten Reformzeitalters ihre höchste Vollendung, und anderseits die dramatische Poesie überhaupt ihren Gipfelpunkt. Er ist der Dichter der Freiheit; er wagte es zuerst, die Macht des Schicksals, welches die Bühne der Alten beherrscht hatte und die der romanischen Völker noch beherrschte, zu brechen und das ächt germanische Prinzip der freien Selbstbestimmung des menschlichen Willens, soweit dieser frei ist, an seine Stelle zu setzen. Er ist der frische nordische Sturm, welcher die stolze Armada der spanischen Bühnendichtung nach allen Winden zerstreute. Shakespeare hat den Gipfel des von Menschen im Drama Erreichbaren erstiegen, und die Zeit konnte nicht über ihn hinausschreiten, — sie konnte nur in anderen Gebieten nachholen, was sie bisher versäumt hatte.

So konnten denn auch Shakespeare's zahlreiche Nachfolger in der Pflege des englischen Drama's nichts Großes mehr leisten. Die Nennenswertesten unter ihnen sind: Benjamin (abgekürzt Ben) Jonson (1574 bis 1637), der Unabhängigste von ihnen, der schon mit zwanzig Jahren für die Bühne zu dichten begann, nachher Soldat, Student, Schauspieler und wieder Theaterdichter war, auch zweimal, wegen eines Duells und eines mißliebigen Lustspiels, eingesperrt wurde; sein erstes und bekanntestes Stück ist „Jedermann in seiner Laune" (Every man in his humour), das er zuerst nach Italien, dann aber nach England verlegte. Schwächer ist das Gegenstück: Every man out of his humour; seine besten Stücke sind Lust-, die übrigen dem klassischen Altertum entnommene Trauerspiele. Er war witzig und ein treuer Freund, voll

Eifer für die Reinheit der Sitten im Leben wie auf der Bühne, aber hochfahrend und genußsüchtig; Erfindungsgabe und Genie fehlten ihm; er arbeitete mit großer Anstrengung und Pedanterie. — Francis Beaumont (1585—1616), Sohn eines Richters aus Leicestershire, und John Fletcher (1576 bis 1625), Sohn des Bischofs von Bristol, schrieben all' ihre Stücke bis zu Beaumont's Tod gemeinsam und darauf Fletcher noch mehrere allein; die bedeutendsten sind „Philaster" und „der Jungfrau Trauerspiel" (the maid's tragedy). Die Komik Fletcher's ist von bedeutender Kraft, die Sprache beider schön aber unanständig und ihre Erfindungsgabe nicht gewöhnlich. John Webster (seit 1602 wirkend) brachte sittengeschichtlich merkwürdige, der Stadt London aber nicht zur Ehre gereichende Stücke auf die Bühne; Thomas Heywood aus Lincolnshire behauptete 220 Stücke geschrieben zu haben und zwar züchtiger als seine Zeitgenossen; John Ford (geb. 1586 zu Ilsington) strebte nach höherm Glanz, als seine Talente bieten konnten, und dramatisirte einen Hexenprozeß (die Hexe von Edmonton, 1623), in welchem der Teufel als schwarzer Hund auftritt. Keiner dieser und der vielen anderen gleichzeitigen Dichter erreichte Shakespeare's Geist von ferne, daher ihre Werke auch größtentheils vergessen sind. Auf das sittliche Leben ihrer Zeit werfen sie indessen ein höchst trauriges Licht, wie schon die schamlosen Titel einiger zeigen, z. B. Dekker's honourable whore, Ford's 't is a pity she is a whore und Webster's Cure for a cuckold. Es nützt auch nichts, zu ihrer Entschuldigung sagen zu wollen, jene Zeit sei nur offener gewesen, als unsere, welche das Gift verzuckere; nein, jene Zeit war unstreitig roher und schamloser in jeder Beziehung als die unsrige; entging doch selbst der so holder und keuscher Schilderungen fähige Shakespeare ihren Konsequenzen nicht und läßt in Gegenwart seiner idealsten Gestalten Verhältnisse besprechen, von welchen in unsrer Zeit wohlerzogene Töchter noch keine Ahnung haben! Und doch steht er wie ein Heiliger da neben dem Schmutze, welchen seine meisten Zeit- und Berufsgenossen produzirten, ohne solchen mit einem Funken seines Geistes zu verklären. Dies zu würdigen hat aber erst die gerechtere Anschauung unserer Zeit verstanden. Shakespeare's Zeit war unfähig, das Genie aus der Flut der Dichterwerke herauszufinden und erhob den großen Stratforder nicht so hoch über seine Mitstrebenden wie er es verdiente. Dazu trug ohne Zweifel der Umstand viel bei, daß die Letzteren meist eine gelehrte Bildung genossen hatten, Griechisch und Latinisch verstanden, was bei der „emporgekommenen Krähe", dem Sohne des Handschuhmachers, nicht der Fall war. Dafür hat sein überlegener Geist sich rächend erhoben und die klassisch Gebildeten in den verdienten Schatten gestellt. Geist, Natur und Leben siegten, wie sich gebührt, über hohles Wortgefecht, leeren Bombast und schamlose Zoten. Auch verkamen die meisten damaligen

Theaterdichter, trotz ihrer Gelehrsamkeit, die von Haus aus reichen Beaumont und Fletcher ausgenommen, in Folge leichtfertigen Lebens, in Not und Krankheit, während es dem arm geborenen Shakespeare möglich wurde, sich zum reichen Mann emporzuschwingen, obschon er durchaus kein Knicker war und das Leben fröhlich auskostete. Dies wurde möglich durch die gute Bezahlung, welche den dramatischen Leistungen zu Theil wurde. Im sechszehnten Jahrhundert betrug das Honorar eines Theaterstücks vier bis sechs Pfund Sterling. Am Anfange des siebenzehnten war es auf acht bis zehn, 1613 schon auf zwanzig Pfund gestiegen. Für einzelne Prologe und Epiloge wurden gewöhnlich fünf Schillinge bezahlt. Dazu kamen in der Regel noch die Einnahmen der zweiten oder dritten Aufführung. Die Dichter ließen ihre Stücke ungern drucken, weil es keinen Schutz gegen unberechtigte Aufführung und gegen Nachdruck gab. Oft aber wußten sich Drucker Dramen zu verschaffen und druckten sie wider den Willen des Verfassers, der hiergegen nichts thun konnte, als sein Werk dem Drucker abkaufen. Viele Stücke gingen daher spurlos verloren. Der Preis eines gedruckten Theaterstückes war zu Shakespeare's Zeit gewöhnlich sechs Pence. Um Raum zu ersparen, druckte man die Verse oft ohne Absetzen.

Die Schauspieler, welche diese Stücke aufführten (lauter Männer; das weibliche Geschlecht war von der Bühne ausgeschlossen), waren bei Beginn der dramatischen Blütezeit unter Elisabeth lauter herumziehende. Später ließen sich die besten unter ihnen in London nieder. Aus ihnen gingen die ersten Theaterdichter, wie noch Shakespeare (die späteren selten mehr) hervor. Ihre Manier, ehe sie sich veredelt hatte, schildert der Letztere treffend im „Hamlet“. Die meisten Adeligen hatten Schauspieler in ihrem eigenen Solde; am glänzendsten trat in dieser Beziehung der bekannte Günstling Graf Leicester auf. In London bildeten sich freie Theatergesellschaften, deren erste und berühmteste die Blackfriars-Gesellschaft wurde, welcher, wie erwähnt, Shakespeare angehörte (sie nannte sich auch: Gesellschaft der Königin oder des Lord-Kämmerers, d. h. Leicesters). Zur Ausbildung der Schauspieler gab es Schulen, unter welchen zwei, die der Chorknaben der Kathedrale St. Paul und die der Kinder der „königlichen Lustbarkeiten (revels)“, hervorragten. Da die Frauenrollen von Knaben gegeben wurden und es auch für die Männerrollen von Wichtigkeit ist, wenn sich ihre Darsteller von Jugend auf üben, so waren ihre Erfolge großartig. Schon 1589 jedoch wurde den Kindern von St. Paul wegen politischer Anspielungen das Theaterspielen verboten. Ausgezeichnete Komiker jener Zeit waren der drollige Hof- und Volksnarr Tarleton und der witzige Robert Wilson, große Tragiker James Burbadge und dessen Sohn Richard, der Freund Shakespeare's, in dessen berühmtesten Charakterrollen er Staunenswertes leistete; er starb 1620. Mit ihm wett-

eiferten William Kempe und Edward Alleyn. Als Knabe zeichnete sich der schon im dreizehnten Jahre gestorbene Salomon Pavy, eines der „Kinder der Kapelle“, aus, der, wie Ben Jonson klagte, alte Männer so treffend spielte, daß ihn die Parzen für einen Greis hielten und abriefen. Nach Shakespeare's Tod glänzte Taylor, der den Hamlet, und Lowin, der den Falstaff ausgezeichnet gab. — Die Schauspieler, welche nicht Mitglieder der Theatergesellschaften, also Antheilhaber am Eigentum derselben waren, wurden schlecht bezahlt (wöchentlich mit fünf bis sieben Schillingen) und von den Eigentümern oft hart behandelt. Wenn sie betrunken auftraten oder in den Theaterkostümen öffentlich erschienen, fielen sie in schwere Geltbuße. Vom Publikum aber wurden die Schauspieler im Ganzen verachtet und galten als ehrlos und geächtet.

Der Londoner Theater zur Blütezeit des Dramas an der Grenze des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren elf an der Zahl. Das älteste, 1576 schon bestehend, fortwährend schlechtweg das „Theater“ genannt, lag in Shoreditch außerhalb der City; im nämlichen Jahre bestand bereits auch der dicht neben jenem liegende „Vorhang“ und wurde von James Burbadge u. A. das Blackfriarstheater, im Weichbilde des ehemaligen Klosters der „schwarzen Brüder“ erbaut. Richard Burbadge errichtete 1594 den „Globus“, ein oben offenes und daher blos für den Sommer und für schönes Wetter berechnetes, außen sechseckiges, innen rundes Gebäude; durch andere Schauspieler entstand 1600 das „Glück“. Die Theater zerfielen in öffentliche, welche größer und gleich dem Globus, mit Ausnahme der Bühne und Logen, ohne Dach waren, und in Privattheater, von kleinerm Raum und bedeckt. In beiden wurde Tags, in den bedeckten aber auch bei Licht gespielt. In den offenen mußte sich die dramatische Muse gefallen lassen, mit Fechterspielen, Bären- und Stierhetzen abzuwechseln; die bedeckten waren daher die aristokratischen. Die Eintrittspreise waren nach den Theatern und Plätzen verschieden; sie wechselten zwischen sechs Pence und zwei Schilling sechs Pence.

Die Zuhörerschaft der englischen Theater zu deren Blütezeit war im Ganzen keine anständige. Der eigentlich solide und ehrenhafte Theil der Bevölkerung mied das Theater. Die vornehmsten Theaterbesucher waren die Stutzer und Löwen der zügellosen adeligen Jugend, die in ihren prachtvollen Kleidern einherstolzirten und ihre Plätze auf der Bühne selbst einnahmen, wo sie ohne Bedenken sitzend und liegend dem Spiele zusahen und sich nicht darum bekümmerten, wenn das übrige Publikum sie beschimpfte und verhöhnte. Das Parterre vor der Bühne wimmelte von unbeschäftigten Schauspielern und Theaterdichtern, Kritikern, Handwerkern, Schiffern, Fabrikarbeitern. Auf der ersten Gallerie saßen die Mätressen der Vornehmen, und wenn sich ehrbare Frauen dahin begaben,

konnte es nur maskirt geschehen. Auf der zweiten Gallerie drängten sich Matrosen, Soldaten, Bediente und Dirnen. Man äußerte ungescheut seinen Beifall oder sein Mißfallen, letzteres sogar durch Ausspeien, man gähnte laut, aß, trank, rauchte, knackte Nüsse während der Vorstellung und spielte selbst Karten; man nahm Thiere mit, zankte und schlug sich, bewarf die Schauspieler mit faulen Früchten, sogar mit Steinen, und zwang sie unter Umständen ein anderes Stück zu geben, als angekündigt war, und wenn das begonnene nicht gefiel, abzubrechen und wieder ein anderes zu spielen. Ja es wurden die Theater mit Vorliebe zu Verführungen und unsittlichen Verabredungen benutzt. Auch die Taschendiebe waren nicht faul, ihr Geschäft dort auszuüben.

Die Bühne befand sich in einem sehr ärmlichen Zustande. Von Ausstattung war keine Rede, sondern der Ort der Handlung wurde auf einen Zettel geschrieben und dieser aufgesteckt, z. B. Wald, Garten, Sal u. s. w. Nach und nach zeigte man den Wald durch einen Baum, die Stadt durch ein Haus an u. s. w. Schon früh jedoch gab es Versenkungen. Merkwürdiger Weise ging gerade mit der Vervollkommnung der Scenerie der Verfall der dramatischen Dichtkunst Hand in Hand. Um keinen traurigen Eindruck zu machen, gab man am Schlusse der Tragödie noch einen kurzen Schwank (jig), der oft nur in drolligen Einfällen von Komikern bestand. Die Narren und Clowns sprachen und sangen unter Begleitung von Tanz und Musik. Dem Beginne des Stückes gingen Trompetenstöße voran. Auf den Anzug der Schauspieler wurde stets große Sorgfalt verwendet.

Bis auf Elisabeth wurde das Theater von den englischen Monarchen je nach Laune beschützt oder verfolgt, von der herrschenden Kirche aber, gleichviel ob es die katholische oder anglikanische war, und von der Stadtgemeinde London stets heftig angefeindet. Unter der blutigen Maria wurden Schauspieler, welche der Reformation günstige Theaterstücke spielten, mit den Ohren an den Pranger genagelt und 1556 das Theater vollständig unterdrückt. Selbst Elisabeth begann ihre Regirung mit einem Verbote der dramatischen Thätigkeit, milderte dasselbe jedoch bald zu einer Beschränkung der theatralischen Aufführungen. Von da an wandte sie ihre Gunst dem Theater immer mehr zu, worin besonders ihr Günstling Leicester sie bestärkte. Um den Haß der City Londons gegen die Bühne zu beschwichtigen, ordnete der Staat 1575 an, daß jedes in London aufzuführende Stück der Censur des Lord Mayors und der Aldermänner unterliegen solle, die sich aber nicht damit begnügten, sondern den Schauspielern auch den Aufenthalt in der City untersagten, indem sie ihnen an allen vorkommenden Verbrechen und an der herrschenden Pest die Schuld beimaßen. Daher entstanden in jenem Jahre die erwähnten Theater außerhalb des Weichbildes von Alt-London, und die Unduldsamkeit der Stadtzöpfe bewirkte das Gegentheil dessen

was sie beabsichtigte. Ihnen gegenüber begünstigte der Hof um so mehr das Theater, er hielt ein eigenes Departement der königlichen Belustigungen (revels) und bei allen seinen Festlichkeiten wurden Schauspiele aufgeführt, freilich meist italienische und vorzugsweise sogenannte Schäferspiele. Der hartnäckige Widerstand des Stadtrates von London jedoch, den der Eifer der presbyterianischen und puritanischen Geistlichen fortwährend gegen das Theater als ein Werk des Teufels hetzte, bewirkte wenigstens das Verbot der Aufführungen am Sonntag und einst auf kurze Zeit sogar die Schließung der beiden Theater in Shoreditch. Alle Beschränkungen der Bühne indessen, welche bewirkt wurden, konnten immer nur auf kurze Zeit, oft auch gar nicht durchgeführt werden, selbst wenn der Staat in Folge von politischen oder religiösen Anspielungen gegen die Schauspieler einschritt. Doch wurden Angriffe auf den König von Spanien und auf die katholische Kirche in Anbetracht der Zeitverhältnisse gern geduldet. Auch das Verbot, an den Universitäten Schauspiele aufzuführen, wurde nicht streng beachtet, und einst befahl sogar die Königin der Hochschule von Cambridge, ein englisches Lustspiel zu verfassen, weil ihre Schauspieler der Pest wegen nicht spielen konnten, worauf aber die gelehrten Herren antworteten, daß sie dies nur in lateinischer Sprache im Stande wären.

Im Jahre 1600, als auch in Madrid die weltlichen Schauspiele unterdrückt waren, beschränkte die englische Regirung, offenbar aus Furcht vor den Puritanern, die Theater Londons auf zwei, den „Globus" und das „Glück", doch wieder, ohne auf die Dauer Gehorsam zu finden. Sonderbarer Weise nahm nun aber die systematische Opposition der City einen Umschwung, und letztere ließ im „Vorhang" trotz des Staatsverbotes spielen. So blühten bei Elisabeths Tod, wie erwähnt, elf Theater in London. Ihr Nachfolger Jakob I. war schon aus Haß gegen die Presbyterianer, und um als Freund der Wissenschaft und Kunst zu glänzen, ein Freund des Theaters. Außer den Adeligen nahmen nun auch die Prinzen und Prinzessen des Hofes Schauspielergesellschaften in ihren Sold und zuletzt wurde dies als ihr Vorrecht erklärt und den Adeligen untersagt. Die Festspiele am Hofe nahmen an Pracht und Glanz beständig zu und sogar auf Reisen nahm der König Schauspieler mit.

Inzwischen aber nahmen die puritanischen Ansichten unter dem Volke zu und in Folge dessen verminderten sich die Theater Londons nach und nach. Die Regirung Karls I. begann 1625 mit einem neuen Verbote der Theateraufführungen am Sonntage; doch begünstigte der neue König das Theater und unterstützte die während der Pest darbenden und auf dem Lande schlecht aufgenommenen Schauspieler. Der Hof zog die Stücke Fletchers vor, das noch nicht puritanisirte Publikum aber immer noch jene Shakespeare's. Eine Konkurrenz indessen drohte dem englischen

Theater, als 1629, wahrscheinlich auf Veranlassung der Königin, einer französischen Prinzeß, französische Schauspieler auftraten, unter denen sich zum ersten Male Damen befanden, die aber sehr schlecht aufgenommen wurden. Dies, und die Kostspieligkeit der Hofstücke (Hofmasken), die in den Jahren 1632 und 1633 auf zweitausend Pfund Sterling zu stehen kamen, sowie die Theaterfreundlichkeit des höhern anglikanischen Klerus (dessen Mitglied, der Bischof von Lincoln, in seinem Hause an einem Sonntage Shakespeare's Sommernachttraum aufführen ließ) steigerten den Fanatismus der Puritaner, deren Augenverdrehen und Bibelspruchherleiern ohnehin auf der Bühne ergötzlich verspottet wurde. William Prynne machte sich zu ihrem Wortführer und schrieb 1632 die Satire „Histriomastyx, die Geißel der Schauspieler," wofür er aber, weil sich die Königin und der Hof getroffen sahen, an den Pranger gestellt, eines Theils seiner Ohren beraubt und lebenslänglich eingekerkert wurde. Umgekehrt wurden auf dem Lande, wo die Puritaner herrschten, die reisenden Schauspieler als „wandering raskals" eingesperrt, und die frommen Bewohner von Blackfriars verlangten wiederholt die Entfernung der Mimen und ihres Hauses. Der Hof that um so mehr für das Theater und ließ 1635 außer den französischen sogar spanische Schauspieler auftreten. Als nun vollends der weltgeschichtliche Kampf zwischen dem König und dem Parlament ausbrach, wurde die Bühne noch schärfer als Parteisache angesehen. Das Parlament beschloß 1642 in beiden Häusern gänzliche Unterdrückung der Bühnenstücke und die Sherifs von London trieben, wenn dem Beschlusse entgegengehandelt wurde, die Zuhörer auseinander und verhafteten die Schauspieler. Um die Zuwiderhandlungen ferner zu verhindern, machte man die Theater durch Entfernung der Sitze und Logen unbrauchbar und bedrohte jeden Schauspieler als eine Art von „Landstreicher" mit Geltstrafe, Gefängniß und Auspeitschen. Die brotlosen Schauspieler ergriffen die Waffen und kämpften im Heere des Königs gegen die Feinde ihrer Kunst. Nachdem ihre Sache unterlegen, versuchten sie unter dem eisernen Regimente Cromwells heimliche Aufführungen, die aber entdeckt und von den glaubensstarken Kriegern der Republik ohne Umstände unterbrochen wurden. Doch geschah den Schauspielern nichts Böses. Erst nach der Restauration wurde ihre Kunst wieder eine erlaubte, aber in einer Weise, durch welche die Triumfe des britischen Theaters zur Zeit Shakespeare's für mehr als hundert Jahre in Vergessenheit gerieten!

Siebentes Buch.

Die Kunst der „Renaissance“.

Erster Abschnitt.

Die bildende Kunst im Süden.

A. Die italienischen Schulen.

Die italienische Nation, mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach langem hartem Kampfe von Fürsten, Priestern und Priesterfürsten vollständig unterdrückt und aus materieller Erschöpfung nicht mehr fähig, dem an ihr verübten systematischen Völkermorde zu widerstehen, warf sich mit Leib und Seele auf das Gebiet des Schönen, — sie wollte dasselbe gleichsam erschöpfen, wie schon einmal die Hellenen zur Zeit ihrer tiefsten politischen Entzweiung, und sich für die ihr geraubte äußere Freiheit im Heiligtum geistigen Lebens entschädigen. Die Kunst, und zwar nicht nur die griechische, sondern auch die moderne, entsprang aus dem Streben nach geistiger Freiheit und Unabhängigkeit, — sie ist keineswegs eine Tochter oder Magd der Kirche. Wir haben dieses lustvolle Untertauchen in das freie Meer des Idealen bereits in Bezug auf die sprachliche Darstellung verfolgt; Hand in Hand mit dieser, die für sich allein dem schönheitdurstigen Volke den im Zuge der Zeit liegenden Kult nicht zu erschöpfen schien, ging die auf der Grundlage der humanistischen Bestrebungen beruhende bildliche Darstellung der Idee des Schönen.

Der Beginn dieses Strebens fällt schon in dieselbe Zeit, wie die Schöpfung der italienischen Sprache und Literatur durch Dante, in das dreizehnte Jahrhundert (s. Bd. III. S. 394 f. und 397 f.). Einen höhern Aufschwung aber nahmen die schönen Künste nicht vor dem fünf-

zehnten Jahrhundert, in welchem die gotische Baukunst (s. Bd. III. S. 391 ff.) in Folge des Eindringens der klassischen Studien, durch einen mit letzteren Hand in Hand gehenden Stil, die Renaissance verdrängt wurde, eine anfangs ziemlich willkürliche Nachahmung der antiken Bauten, — als deren Wiege Florenz, und als deren Vater Filippo Brunellesco (1377—1446) zu betrachten ist. Er vollendete die Domkuppel zu Florenz mit doppelter Wölbung, 130 Fuß im Durchmesser, und 280 Fuß hoch, ohne Lehrgerüste. Im Palazzo Pitti stellte er für den florentinischen Palaststil ein Mustergebäude auf, dem seine Nachfolger in ihren Bauten nachlebten. In Venedig nahm die Renaissance einen wesentlich andern Charakter an, einen heitern fantastischen, der noch durch die Bekleidung der Paläste mit Marmor eine prachtvolle Zierde erhielt. Im Ganzen aber kann die Baukunst nach diesem Stile, im Gegensatze zur romanischen und gotischen, in der Weise charakterisirt werden, daß die weiten Hallen, die schlanken, luftigen, von niederdrückenden Bogen unabhängigen, blumengekrönten Säulen, die lichten breiten Fenster und die niederen, mit dem Gebäude verwachsenen, über dasselbe wenig hervorragenden Thürme und Kuppeln, welche die Renaissance schuf, eine die Menschheit im weitesten Sinne umfassende, Überhebungen einzelner Autoritäten nicht duldende, Freiheit mit praktischer Menschenliebe verbindende Gesinnung, kurz die Aufklärung ausdrücken. Carriere sagt von ihr: „sie kann vorwiegend dekorativ genannt werden, ja die Ausartung in ein willkürlich prunkendes und leeres Formenspiel, in Verwilderung und Überladung hat nicht blos gedroht, sondern ist auch eingetreten". Kugler und Burckhardt heben hervor, daß dem Rythmos der Bewegung in der Gotik nun eine Harmonie geometrischer und kubischer Verhältnisse, ein Rythmos der Massen gegenübertritt. Ein Meister der Renaissance, Leo Alberti, nennt eine vollkommen künstlerisch durchgebildete Fassade „eine Musik". Innig ist dieser Stil mit der Humanistik, wie mit der gesammten Literatur und Kunst des Reformzeitalters verwandt. Der romanische und gotische Stil, bemerkt Carriere, hatten sich am Kirchenbau entwickelt (weil beide Kinder des frommen Mittelalters waren) und wurden erst mit der Zeit auf Burgen und Stadthäuser übertragen; die Renaissance dagegen entspringt und erwächst im Civilbau und hat keine spezifisch kirchliche Formen. Doch herrscht im Kirchenbau derselben das lateinische Kreuz mit einem Kuppel und mit einem lichten weiten Schiff im Langhause vor.

Brunellesco's Zeitgenosse Jacopo della Quercia (1374—1438) aus der Gegend von Siena brach dem modernen Stile in der Bildnerei, namentlich an Altären und Brunnen Bahn, in noch entschiedenerer Weise aber Lorenzo Ghiberti (1381—1455), der von 1403 bis 1424 die berühmten Reliefgiguren der Bronzethür am Taufgebäude zu Florenz mit Scenen des alten und neuen Testamentes und charakteristischen Statuen

von Aposteln schuf. Unter seinem Einflusse arbeitete in liebenswürdiger Weise Luca della Robbia (1400—1481), dessen Marmor- und Bronzereliefs in Florenz höchst anmutige und naive Kindergestalten zeigen, wie die Bronzethüre zur Sakristei des Doms edle Apostelgestalten, und dessen glasirte Terrakotten den schönsten Schmuck vieler toscanischen Kirchen bilden. Herbe Strenge in Nachahmung der Natur legte Donato di Betto Bardi, genannt Donatello (1386—1468), an den Tag, und rang ohne Rücksicht auf die Antike nach scharfer Charakteristik. Diese Richtung bildete Andrea Verocchio (1432—1488) noch weiter aus. Anziehender und fantasiereicher wirkte Benedetto da Majano (1442—1498), der die Marmorkanzel in Santa Croce zu Florenz mit Reliefs aus dem Leben des heiligen Franz schmückte.

Die Maler des fünfzehnten Jahrhunderts stiegen von der Schöpfung neuer Formen zum eigentlichen Studium empor. Der Vater dieser Richtung war der Toscaner Masaccio (1402—1443), dessen Bilder in der Kapelle der Kirche Santa Maria del Carmine zu Florenz dem vollen Strome der Begeisterung für die Schönheit und das edle Maß in derselben den freien Lauf lassen. Die Bahn war gebrochen; die freie Thätigkeit und die mit ihr unvermeidlich verbundene Anerkennung der Sinnlichkeit in der kühnen Hinwerfung unbekleideter Gestalten mußte notwendig einen Schritt weiter führen, zur Lust an der Sinnlichkeit und Weltlichkeit, zum Abfalle von der rein kirchlichen Kunst, von der ausschließlichen Darstellung übersinnlicher Gegenstände. Und sonderbarer Weise war es ein Mönch, der diesen Schritt wagte, freilich ein abenteuerlicher Mönch, der Karmeliter Filippo Lippi (1412—1469). Von Seeräubern in die Berberei geschleppt, befreite er sich durch das wolgetroffene Bildniß seines Herrn, das er mit Kohle an die Wand malte, hatte Liebesabenteuer in Menge und starb, wie man glaubt, an dem ihm von den Verwandten seiner letzten Geliebten bereiteten Gifte, gerade als eine päpstliche Dispensation seine Heirat mit derselben erlaubte. Die Fresken im Domchore von Prato sind die Werke seiner Hand und verraten die Unruhe, von der er durch's Leben getrieben wurde. Auch sein und der angedeuteten Dame Sohn Filippino wurde ein geschätzter Maler ähnlicher Richtung. Zur Vollendung brachte die Stufe des selbständigen Studiums der ausgezeichnete Künstler Domenico Corradi genannt Ghirlandajo, dessen Leben die zweite Hälfte des Jahrhunderts ausfüllte. Keusch und einfach, ruhig und würdig, imponiren seine Werke durch geistvolle Auffassung. Seine Zeitgenossen, oft zugleich Bildhauer, gefielen sich, durch diese letztere Kunst dahin geführt, mit Vorliebe in der Abbildung des Nackten und bestrebten sich, in den Gliedern ihrer Figuren von einem genauen anatomischen Studium Zeugniß abzulegen.

Durch „weiche Holdseligkeit und Anmut“ unterschied sich von der mittelitalienischen die oberitalienische Schule, vorab diejenige von

Padua, die sich jedoch schärfer an die strengere Antike hielt, seit Andrea Mantegna (1431—1506) diese Richtung eingeschlagen hatte. Seine Freskogemälde in Padua, Verona und Mantua sind voll Leben und Ausdruck, einfach und ergreifend zugleich, die Zeichnung und Perspektive sicher und vollendet, die Figuren lieblich und mit reichem landschaftlichem Hintergrunde. Vom Einflusse dieser Schule befreiten sich nach und nach die Maler der venetianischen Schule, indem sie das Element der Farbe über jenes der Form vorherrschen ließen und damit ihre Bilder durch eine glänzende Pracht auszeichneten, was der ihnen zuerst allein bekannten Bereitung und Mischung der Ölfarben zuzuschreiben ist. Ihr bedeutendster Meister war Giovanni Bellini (1426—1516). Dagegen tritt eine seelenreine und schwärmerische Hingebung an das Heilige in den umbrischen Malern hervor, als deren Haupt Pietro Vanucci, genannt Perugino (1446—1524), der Lehrer Rafaels, gilt, mit welchem indessen der Bolognese Francesco Raibolini, genannt Francia, wetteifern konnte, dessen „heilige Familie“ eine Hinneigung zur venetianischen Schule verrät und dessen Madonnen namentlich einen wolthuenden Eindruck hervorbringen.

„Was in den verschiedenen, bisher betrachteten Perioden der neuern Malerei, sagt der Kunsthistoriker Kugler, in einzelnen einseitigen Richtungen auseinander getreten war, vereinigte sich nach dem Ablaufe der letzten Periode, um den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts, und schuf somit einen der seltensten Höhepunkte menschlicher Bildung, eine Zeit der lautersten Offenbarungen jener göttlichen Kraft, deren der Mensch theilhaftig geworden ist. In edelster Form, mit tiefsinnigster Auffassung sehen wir die würdigsten Gegenstände in den Meisterwerken dieser neuen Periode dargestellt, wie es die Folgezeit bis jetzt noch nicht wieder erreicht hat. Es war nur ein kurzer Zeitraum, in welchem die Kunst sich auf dieser Stufe einer höchsten Vollendung hielt: kaum über ein Vierteljahrhundert lang. Aber die großen Werke dieser Periode sind von ewiger Mustergiltigkeit, von unvergänglichem Werte; sie tragen die Farben ihrer Zeit und sind doch für alle Zeit geschaffen und erwecken die Begeisterung der spätesten Nachkommen ebenso, wie sie den Stolz und die Bewunderung der Mitwelt ausmachten.“

Die Blüteperiode der italienischen Kunst ist das Ergebniß einer glücklichen Mischung von altrömischer Thatkraft und germanischer Innigkeit, von Anlehnung an die Ueberreste des klassischen Altertums und Ergebenheit gegen das Christentum, — wie sie in den Italienern lebte und in der Umgebung ihrer landschaftlichen Scenen und ihres Klimas kostbare Früchte tragen mußte. Diese Zeit der höchsten Kunstleistungen Italiens fällt in die Zeit der beiden ersten Päpste des sechszehnten Jahrhunderts: Julius II. und Leo X., welche bezeichnender Weise keine Glaubenseiferer waren, sondern Jener ein Politiker und Krieger,

Dieser ein heidnisch gesinnter Kunstfreund, ein Epikureier in jeder Beziehung.

Zu der Kunstliebe Julius' II. mag viel beigetragen haben, daß unter seiner Regirung mehrere antike Kunstwerke aus den Ruinen des alten Rom hervorgegraben wurden, so namentlich die herrliche und in ihrer Art einzige Gruppe des Laokoon. Leo X. als Mediceer ermunterte diese Auffindungen nach Kräften und belohnte sie freigebig, wobei man freilich ein Auge über den Umstand zudrücken muß, daß die Ablaßgelter und der Ertrag schamlosester Simonie dazu verwendet wurden. Leo selbst besang die aufgefundenen heidnischen Bildwerke in Versen und verzierte sogar christliche Kirchen, wie die Rotonda, das alte Pantheon, wenn auch nicht gerade mit Götterstatuen, — doch mit antiken Vasen und dergleichen.

Alle drei bildende Künste, die Baukunst, Bildnerei und Malerei, wurden unter den genannten beiden Päpsten gleichmäßig gepflegt und befördert. Unter Julius' Regirung fällt die Errichtung des Palastes der Cancelleria, die großartigste Periode der Erweiterung und Verschönerung des Vatikan, und der Beginn des Baues der Peterskirche in ihrer jetzigen überwältigenden Größe. Der erste Baumeister beider letzteren, Donato Lazzari, genannt Bramante (1444—1514) aus der Gegend von Urbino schuf auch die prachtvollen bedeckten Gänge, welche die Gärten von Belvedere mit jenem Palaste verbinden, mit ihren Säulengängen und Loggien. Rom wurde der Mittelpunkt der Künstler von weit und breit, deren gefeiertste Namen dort nach einander auftauchten.

Lionardo da Vinci, ein Florentiner, der aber seiner Vaterstadt stets fremd blieb (1452—1519), war nicht nur ein außerordentlich schöner und kräftiger Mann, dabei Reiter, Tänzer und Fechter, sondern zugleich Mechaniker, Physiker, Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker und Dichter, ein Universalgenie. Seine Menschendarstellung gründete er auf tiefe anatomische Kenntniß und physiognomisches Studium, er liebte aber vor Allem das Unheimliche, Märchenhafte, Fantastische und vergeudete viele Zeit mit abenteuerlichen technischen Versuchen. Ein von ihm als Schüler in einer „Taufe Christi" seines Lehrers Verocchio gemalter Engel soll Letzterm das Malen verleidet haben. Lionardo wirkte zuerst in Mailand unter Lodovico Sforza, dem unermüdlichen Verschönerer dieser Stadt, die er, wie ein schmeichlerischer Dichter jener Zeit sagte, aus einem alten runzligen Weibe in ein schönes blühendes Mädchen verwandelt hat, — als Anordner der damals überaus pompösen Feste aller Art und machte sich in dieser Stellung völlig unentbehrlich, indem er bei solchen Gelegenheiten seine physikalischen und mechanischen Fertigkeiten trefflich anwenden konnte. Trotz dieser Art seiner Fähigkeit ließ er aber die Kunst nicht brach liegen. Weltberühmt ist sein Abendmal,

im Kloster S. Maria delle grazie in mehr als Lebensgröße der Figuren auf eine 28 Fuß lange Wand gemalt, aber in der Folge durch natürliche Unfälle und menschliche Barbarei furchtbar hergenommen und beinahe vernichtet, bis das von Österreich befreite Italien die Wiederherstellung des Meisterwerkes unternahm, in welchem wir vor Allem Naturtreue, richtige Vertheilung von Licht und Schatten und Auseinanderhalten der einzelnen Theile bewundern. Die Eroberung Mailands durch die Franzosen trieb den Künstler auf einige Zeit in die Dienste Cesare Borgia's, wo er, in schreiendem Kontraste zu seiner Mailänder Thätigkeit, — als Kriegs-Ingenieur verwendet wurde, worauf er in Florenz das herrliche Porträt der Mona Lisa, Gattin des Francesco del Giocondo (jetzt im Louvre), malte, — eine weltliche Madonna. Später maß er sich mit seinem jüngern Landsmanne Michel Angelo (oder Agnolo) Buonarroti (1475 bis 1564), der beinahe dieselbe künstlerische Vielseitigkeit besaß.

Michel Angelo, Sohn des florentinischen Podesta von Chiusi und Caprese, Lodovico Buonarroti, war erst zum Gelehrten bestimmt, wurde aber durch seinen etwas ältern Freund Francesco Granacci mit der Malerei bekannt, für die er sich sofort begeisterte, und ruhte nicht, bis ihn sein Vater bei dem Maler Domenico Ghirlandajo, dem Lehrer seines Freundes in die Lehre that, dessen Staunen und Neid der junge Künstler bald erregte, wie nicht minder durch einen gemeiselten Faun die Aufmerksamkeit Lorenzo's de' Medici, der ihn an seinen Tisch nahm. Nach dessen Tode behielt ihn der einfältige Pietro, weil der Künstler auf seinen launischen Befehl aus zur Seltenheit tief gefallenem Schnee eine Bildsäule geformt hatte. Als aber Michel Angelo Anzeichen vom nahenden Sturze der Medici gewahrte, floh er heimlich aus deren Dienst nach Bologna, wohin ihm binnen Kurzem wirklich — Pietro als Flüchtling folgte (s. oben S. 11 u. 33). Unser Künstler kehrte jedoch bald nach Florenz zurück, wo er zu den Anhängern Savonarola's gehörte, zugleich aber für einen Lorenzo Medici jüngerer Linie Amoretten und andere weltliche Statuen meiselte. 1496 zog er nach Rom, wo eben die Borgia's wüteten, er aber durch eine Madonna mit Christus im Schose (La Pietà) seinen Bildhauerruhm begründete. Nach Savonarola's Untergang wieder in seiner Heimat, schuf er aus Marmor die in Brügge befindliche Madonna, bald aber ein weit berühmteres Werk. Aus einem Marmorblock, an den sich sonst Niemand wagte, zauberte er, Alles vom Gröbsten an selbst ausführend, von 1501 bis Anfangs 1504, während die Stadt die rückkehrsüchtigen Medici bekämpfte, seinen unsterblichen riesigen David, in Florenz „der Gigant" genannt, nach dessen Aufstellung am Thore des Regirungspalastes, wo er noch jetzt steht, man oft die Jahre zählte. Zur Wahl des Platzes hatte die abergläubige Meinung beigetragen, daß die Judit des Donatello, welche vorher dort stand, der Republik Unglück gebracht habe.

Während Michel Angelo sich anschickte, in den bereits angedeuteten Wettstreit mit Lionardo da Vinci zu treten, wurde er (1505) von dem neuen Papste Julius II. nach Rom berufen, erhielt aber erst nach einiger Zeit seinen ersten Auftrag: für den Papst ein Grabmal in der Peterskirche zu errichten. Die Ränke seines Nebenbuhlers Bramante jedoch und deren Folge, die Ungnade des Papstes, bewogen ihn, ohne Urlaub nach Florenz zurückzukehren, wo er nun seinen Wettkampf mit Lionardo beendete. Es handelte sich um die Bemalung zweier Wände im Saale des Großen Rates zu Florenz; Lionardo warf auf die eine Wand eine Schlachtscene, die aber heute bis auf eine kämpfende Reitergruppe verloren ist. Michel Angelo's Carton für die andere Wand, der aber nie ausgeführt wurde, stellte eine Schaar Soldaten dar, welche beim Baden in einem Flusse vom Rufe zum Kampf überrascht werden und sich in Eile ankleiden; das Bild, nur in einer Kopie vorhanden, verrät wunderbare Fertigkeit in Darstellung des Nackten und der hastigen Bewegungen. Ganz Florenz theilte sich in Parteien zu Gunsten der beiden Maler; — der Sieg fiel dem Jüngern zu, und Lionardo, dessen Arbeit wegen der Wahl von Ölfarbe statt der Manier al fresco mißlang und unbeendet blieb, verließ Florenz und ging nach Frankreich, wo er starb. Seine Schule blieb in Italien vorzüglich durch den in vielen Gemälden mit ihm wetteifernden Bernardino Luini aus Luino am Lago maggiore, den Meister der Fresken in der Franziskanerkirche zu Lugano, vertreten.

Den siegreichen Buonarroti ließ der verzeihende Papst nun nach Bologna kommen, das er eben als Krieger eingenommen hatte, und wo er ihm eine Statue errichten sollte. Sie wurde sitzend in mehr als dreifacher Lebensgröße ausgeführt und sollte auf Verlangen des Papstes ein Schwert statt eines Buches in die Hand erhalten, erhielt aber keines von beiden, sondern die Schlüssel Petri darein. Doch schon 1511, nachdem die Franzosen Bologna wieder erobert und dem Hause Bentivoglio zurückgegeben, die Päpstlichen aber es belagerten, wurde die Bildsäule schimpflich zerstört.

Nach Vollendung dieses Werkes begann Michel Angelo in Rom auf Julius' II. Befehl, die sixtinische Kapelle mit Freskobildern zu schmücken. Befreundete Maler, die er als Gehilfen aus Florenz hatte kommen lassen, erschienen ihm als Stümper; er verschloß ihnen die Thüre, worauf sie still heimkehrten, und schlug herab, was sie geschmiert. Aber auch seine eigene Arbeit mißlang ihm in Folge der Witterung; der Schaden ließ sich jedoch heben. Vom Papste gedrängt, der selbst das Gerüste oft erstieg, um nachzusehen, wie weit er sei, vollendete er 1509 die Arbeit. Die harmonisch verbundenen Gemälde des Deckengewölbes stellen in schaurig erhabener Weise die Weltschöpfung und die Sagen des Paradieses und der Flut dar; und man kann sagen, daß sich in den dort hingezauberten Gestalten Gottes und der ersten Menschen das Göttliche und

das Menschliche vermälen. Dazu kamen in den Ecken der Kapelle weitere biblische Gemälde in denen wir die gigantischen Auffassungen der Erzählungen von Goliats Tod durch David und dem des Holofernes durch Judit bewundern.

In Rom traf Michel Angelo, — es war die Nemesis für Lionardo da Vinci, — ebenfalls einen jüngern und glücklichern Nebenbuhler, den jugendlichen Rafael Sanzio oder Santi aus Urbino (1483—1520), einen Verwandten Bramante's, dessen fortgesetzte Intriguen gegen den Florentiner den Zweck hatten, ihm an dessen Stelle die Fortsetzung des Kapellenschmuckes zu übertragen. Rafael, ein Glückskind während seines ganzen, freilich allzu kurzen Lebens, war ein Schützling der herzoglichen Familie seiner Heimat und hatte seine Kunst im achtzehnten Jahre zu Florenz geübt, als eben dort Vinci und Buonarroti um die Wette malten. Während Letzterer die Sixtina zierte, enthüllte Rafael ganz in der Nähe, in den Gemächern des Vatikan, mit seiner Meisterhand die in seiner glühenden Fantasie lebenden Geheimnisse der Himmel. Michel Angelo's titanischen, über das Menschenmögliche gewissermaßen hinausstrebenden Gestalten gegenüber beschränkte er sich auf das rein Menschliche und erfreute so das Herz, ohne es erschaudern zu machen. Michel Angelo's Biograph Hermann Grimm vergleicht darum seinen Helden mit Schiller, wie Rafael mit Goethe und Shakespeare.

Rafaels unsterbliche Werke im Vatikan, welche der passive Wandalismus des seitherigen Papsttums verwittern, zerkratzen und beschmuzen ließ, enthalten: die Messe von Bolsena, eine Verherrlichung des Dogmas der Transsubstantiation, die Befreiung Petri, welche die Flucht des Kardinals Medici (des spätern Leo X.) aus der französischen Gefangenschaft feiert, die wunderbaren und symbolischen Scenen der Theologie, der Poesie, der Philosophie und der Juriprudenz. Die beiden mittleren Darstellungen sind größtentheils dem klassischen Altertum entnommen; bei der Poesie erscheinen Dante und Petrarca neben Vergil und Pindar, bei der Philosophie (bekannter unter dem Namen der „Schule von Athen") bilden Platon und Aristoteles den Mittelpunkt, um den sich die übrigen alten Philosophen und die italienischen Maler gruppiren, Letztere um Archimedes, — eine großartig humane und aufgeklärte Versöhnung des Christentums mit der antiken Welt. —

Rafael vereinigte in sich die schönsten Charakterzüge eines edeln Menschen. Er war aufopfernd, voll Liebe, Freundlichkeit, Uneigennützigkeit, trotz seiner Prachtliebe hingebend, so daß selbst über sein Verhältniß zu mehreren schönen Mädchen und Frauen ein unbefangener Hauch der Schönheit gebreitet ist, der auch in seinen wenigen erhaltenen Sonetten weht. Ein Märchen ist jedoch seine Liebe zu einer Bäckerstochter oder Bäckerin und „Fornarina" der erdichtete Name einer andern Geliebten, von der ein prächtig-sinnliches, nichts weniger als ideales Bild existirt.

Rafaels Kunst ist durchaus würdig, mäßig und rein. Seine Madonnen und heiligen Familien, von jeder Engherzigkeit und Befangenheit frei, verbinden die Heiterkeit des Altertums mit der Innigkeit des Mittelalters und mit der Freiheit der Neuzeit, bilden noch jetzt das Entzücken jedes Kunstfreundes und werden unübertroffen bleiben.

Während Michel Angelo das Grabmal des 1513 mitten in Kriegsthaten gestorbenen Julius II. vollendete und zugleich an seinem gigantischen, in Staunen setzenden Standbilde des Moses und an dem davon so wundersam abstechenden „sterbenden Jüngling" arbeitete, idealisirte Rafael den neuen Papst Leo X. und seinen üppigen Hof, verewigte seine aufgedunsenen Züge in der Darstellung Leo's III., vor dessen Majestät Attila mit seinen Hunnen zurückweicht, und brachte dabei, indem er dem Barbaren die Züge Ludwigs XII. von Frankreich gab, eine politische Anspielung zu Gunsten Italiens an; Michel Angelo aber, dessen Kraftnatur sich mit der ähnlichen Julius II. noch eher vertragen hatte, fühlte sich, wahrscheinlich schon als Verehrer Savonarola's und Feind der seine Vaterstadt niederdrückenden mediceischen Gewaltherrschaft, von dem eiteln und glatten Hofmann abgestoßen und ging unter dessen Regirung beinahe müßig, während dagegen Leo dem weniger störrischen Rafael, dem die Kunst über seinen Eigenwillen ging, durchaus keine Ruhe ließ, um seine Regirung möglichst zu verherrlichen. Rafael wurde als Baumeister der Peterskirche wie als Maler verwendet und sorgte zugleich durch Agenten in ganz Italien und bis nach Griechenland für die Erhaltung aufgefundener antiker Werke. Wenn er zur Arbeit in den Vatikan ging, so bildeten fünfzig Maler sein Gefolge. Und zu gleicher Zeit malte er in der stillen, umbuschten Villa Farnesina in Trastevere seine lieblichen Scenen aus der Geschichte Amors und Psyche's. Des jungen Nebenbuhlers steigendem Ruhme suchte indessen der ältere umsonst durch die Konkurrenz seines Freundes Sebastiano del Piombo Eintrag zu thun, der dem letzten Gemälde Rafaels, der ahnungvollen Verklärung Christi, die Auferstehung des Lazarus entgegenstellte; aber die übertrieben angestrengte Thätigkeit machte dem zarten Leben des jungen Kunstheroen an der Schwelle des reifern Alters und im heiligen Eifer weiterer Thaten auf dem Felde der Schönheit ein vielbetrauertes Ende.

Es fehlte Rafael nicht an Schülern, die ihn nachzuahmen strebten, aber eben die ihm angeborene Weihe der Kunst nicht besaßen, deren Leistungen daher oft frostig ausfielen. Unter ihnen erwarb sich den bedeutendsten Namen Giulio Pippi, genannt Romano (um 1492 bis 1546); aber mit dem Tode des Meisters ging ihm nicht nur die Frömmigkeit, sondern auch die Reinheit verloren, und er befleckte seinen Namen durch eine Reihe höchst obscöner Bilder, welche auf passende Weise durch schlüpfrige Sonette des berüchtigten Pietro Aretino erläutert wurden.

Michel Angelo aber, dessen Patriarchenalter den jüngern Nebenbuhler weit überdauerte, führte lange eine unstetes, unproduktives Leben, eine Zeit lang als Flüchtling vor Verrätern seiner Vaterstadt in Venedig, wo er in Sonetten Dante besang, zu dessen göttlicher Komödie er auch Zeichnungen schuf, die aber leider bei einem Schiffbruche verloren gingen, dann wieder zu Hause als Vertheidiger der Freiheit gegen die Medici, bis diese wieder Meister wurden in der Stadt, die nicht mehr das alte Florenz war. Michel Angelo wurde indessen wieder zu Ehren gezogen und meiselte auf mediceischen Gräbern die vier Kolossalbilder der Tageszeiten, herrliche aber düstere Werke, die um die Freiheit von Florenz trauern. Endlich aber, während er mit den damals eine friedliche Reformation anstrebenden Männern (oben S. 215 f), dem freisinnigen Franziskaner Occhino und der frommen Dichterin Vittoria Colonna (S. 457) in geistiger Verbindung stand, sang er in seinem Gigantengemälde des „letzten Gerichtes“ an der Hinterwand der sixtinischen Kapelle unter Clemens VII. und Paul III. (1533—1541) seinen Schwanengesang und jenen der italienischen Kunstblüte. Es ist ein majestätisches, imponirendes Werk; es erschüttert die Seele, aber es fehlt ihm an Ruhe, Trost und Versöhnung; es ist nichts weniger als der Geist des Christentums, der das Bild diktirt hat. Daher hat die katholische Reaktion, welche später eintrat, das Gemälde, seiner vielen Nacktheiten wegen, unter dem fanatischen Paul IV. zerstören wollen, bis Daniel Ricciarelli, genannt von Volterra, der Maler der geschätzten „Kreuzabnahme“, das Riesenwerk Buonarroti's durch Anbringung einiger Gewänder über entblößte Körper rettete und dafür den Spottnamen Braghettone (Hosenmacher) erntete. In der letzten Zeit vor seinem Tode war Michel Angelo noch Baumeister der Peterskirche geworden, deren grandiose Kuppel er ausbaute. Auch die Wiederherstellung des Kapitols und der Palast Farnese sind seine Werke. Sein baukünstlerischer Stil wurde von da an das Muster für alle Kirchenbauten Italiens.

Ziemlich unabhängig von der Schule der in Rom wirkenden Meister blühte die Architektenschule von Venedig, aus welcher der Florentiner Jacopo Tatti, genannt Sansovino (1479—1570), hervorragte, der Meister der Bibliothek von San-Marco und zugleich hervorragender Bildhauer (Schöpfer der Bronzereliefs an der Sakristei von San-Marco). In Vicenza und Venedig wirkte folgenreich Andrea Palladio aus ersterer Stadt (1518—1580), in Genua Galeazzo Alessi aus Perugia (1500—1572), der Vater des eigentümlichen Stils der genuesischen Paläste. Nicht mit obigem Sansovino zu verwechseln ist sein Lehrer gleichen Zunamens, Andrea Contucci (1460—1529), der als „Rafael der Plastik“ gerühmt wird, zu deren „freiesten und schönsten Schöpfungen“ die seit 1500 gearbeitete Bronzegruppe am Battisterio zu Florenz gehört.

In der Malerei ragten, während des Wirkens der genannten Sterne erster Größe, unter den Künstlern zweiten Ranges hervor: der Dominikaner Fra Bartolommeo in Florenz, Freund Savonarola's, der mit anmutiger Weichheit Gegenstände der Heiligenverehrung bearbeitete, Andrea Vanuchci, genannt del Sarto, dessen geschichtliche Darstellungen geschätzt sind und der auch am französischen Hofe Anerkennung fand, Antonio Bazzi, genannt il Soddoma in Siena, dessen Werke an Lionardo da Vinci erinnern. Das Letztere ist auch der Fall bei Antonio Allegri, aus Correggio (1494—1534) und nach diesem Orte genannt. Eine gewinnende Heiterkeit, Lebhaftigkeit und Gefühlsfülle überwiegt die Formschönheit seiner in magisches Helldunkel versenkten Gestalten. Sein „anch'io sono pittore“ beim Anblicke Rafael'scher Werke wird durch diese originelle Richtung gerechtfertigt. Daß er beauftragt wurde, in einem Nonnenkloster zu Parma einen Sal mit Scenen aus der antiken Mythologie zu zieren, zeigt, wie wenig streng damals katholischer Glaubenseifer war. Die Jagd der Diana, die er dort malte, gehört zu den lieblichsten Bildwerken, wie seine anderweitigen Darstellungen der Leda und Io zu den wundersamsten Ausdrücken hingebender Liebe. Auch seine Madonnen erfreuen sich bedeutenden Rufes.

Auch die Venetianer blieben während dieser Periode höchster Kunstblüte nicht zurück, traten vielmehr aus ihrer frühern Befangenheit hervor und ließen ihre Ölfarben in immer glänzenderer Pracht stralen. Voran Giorgio Barbarelli, genannt Giorgione (1477—1511), dessen „Seesturm“ voll origineller dämonischer Gestalten ist, und dessen Auffindung des Moses an Freiheit und Kühnheit der Auffassung seines Gleichen sucht. Sein Schüler war der als Rafael's Nebenbuhler erwähnte Piombo; Beide aber wurden von einem glücklichern Landsmanne übertroffen, dem großen Tiziano Vecellio (1477—1576, 99 Jahre!), dessen Werke eine wahrhaft antike Harmonie und Ruhe und die reinste edelste Menschlichkeit an den Tag legen. Seine Vielseitigkeit, die von Scenen der heiligen Geschichte bis zu den herrlichsten Venus- und Nymphengestalten und den sprechendsten Bildern von Zeitgenossen reicht, setzt in hohes Erstaunen. Kaiser Karl V. wollte nur von ihm gemalt sein, der durch seine Kunst und gesellige Unterhaltung den Kaiser und den Papst bei ihrer Zusammenkunft in Bologna erfreute, und ertheilte ihm das Vorrecht, natürliche Kinder zu legitimiren. Angebetete des lebenslustigen Künstlers waren es denn auch, welche er, um die sonst auffallende Nacktheit zu entschuldigen, unter dem Titel einer Venus malte und welche ohne alle Lüsternheit in der schwellenden Pracht ihrer Reize lediglich das Behagen am Schönen zum Ausdrucke bringen. Das letztere thut auch sein gefeiertes Bild „Amor sacro e profano“, der Gegensatz der Züchtigkeit und der anmutigen Sinnlichkeit in zwei allegorischen Frauengestalten.

Ein wenn auch nicht ausdauernder Schüler Tizian's war der in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bühende Jacopo Robusti, genannt il Tintoretto (der Färber; denn er war eines solchen Sohn, 1512—1594). Wie er selbst sagte, strebte er mit der Zeichnung Michel Angelo's die Farbengebung Tizians zu vereinigen, was ihm aber nicht gelang. Die Beleuchtung, in welcher er sich bei Lampenschimmer übte, ist seine Stärke, die Gruppirung seine Schwäche. Paolo Caliari, genannt Veronese nach seiner Vaterstadt (1528—1588), nach Tizian gebildet, übertraf alle übrigen Venetianer durch Farbenpracht, Schattenbehandlung und Harmonie. Der ganze Luxus seiner Zeit drückt sich in seinen Gemälden treffend aus; so malte er die Hochzeit zu Kana und andere biblische Festlichkeiten in den Trachten und mit Bildnissen aus seinem Jahrhundert. Jacopo da Ponte aus Bassano (1510—1592) war der erste unter den Italienern, der von der Geschichte zum Genre und Stillleben niederstieg und das Volksleben seiner Heimat illustrirte.

Während dieser spätern Zeit der venetianischen Kunstblüte geriet die Malerei im übrigen Italien in ziemlichen Verfall; denn die Reformation hatte das dort an der Spitze idealer Bestrebungen stehende Papsttum erst erschüttert und dann zu einer finstern, licht- und also auch kunstfeindlichen Richtung veranlaßt. Päpste, Kardinäle und Bischöfe wüteten gegen die Kunst, soweit sie einen antiken oder sinnlichen Charakter trug, schnitten nackte Figuren aus Gemälden und begünstigten die möglichst gräßliche Darstellung von Heiligenmartern. Diese Periode, die wir als die der Gegenreformation mit dem Gefolge der Inquisition und der Jesuiten kennen, und die in der Baukunst den platten nach Effekt haschenden Jesuitenstil zum Kennzeichen hatte, brachte in der Malerei die Eklektiker hervor, zu denen voran Lodovico Caracci oder Carracci in Bologna und seine Neffen Agostino und Annibale (1560—1609) gehörten. Lodovico's Hauptstreben ging nach Darstellung des Christus-Ideals; Agostino und Annibale waren musterhaft in Versinnlichung des Todes, während des Letztern Hauptwerk die mythologischen Fresken im Palazzo Farnese zu Rom sind; sie bleiben aber hinter den früheren dortigen Meistern weit zurück. Domenico Zampieri, genannt Domenichino (1581 bis 1641), ahmte streng Rafaels Schule nach und schuf männliche Gestalten voll Geist und Leidenschaft, weibliche „voll Jugend, Unschuld und Tiefsinn", wie er zugleich „die Wonne des Himmels mit der Qual der Erde" in Gegensatz zu stellen liebte. Der heitere und zierliche Francesco Albani, der mehr verständige als gefühlvolle Guido Reni (1575 bis 1642), Schöpfer der „Judit", der blutigen „Kreuzigung Petri" und des ergreifenden „Kindermordes von Betlehem", und der lebendig empfindende und kräftige Francesco Barbieri, genannt Guercino (1590—1666), dessen Gestalten derb sinnlich erscheinen, waren ihre Zeitgenossen, vieler weniger Bedeutender nicht zu gedenken.

Den Eklektikern gegenüber standen die Naturalisten, welche die Nachahmung der ältesten Meister an jene der Natur (das Häßlichste in der Natur nicht ausgenommen) vertauschten und daher origineller und leidenschaftlicher auftraten. Beliebte Darstellungen derselben wurden solche aus dem Leben von Räubern, falschen Spielern und ähnlichem Gesindel. Ihr Chorführer ist Michelangelo Amerighi da Caravaggio (1569 bis 1609), und ihr Vorwiegen zu Neapel war es, das den Eklektikern, deren Mehrere dorthin berufen wurden, heftige Verfolgung, ja vielleicht sogar Giftmord bereitete. Dort spukten auch des Spaniers Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto (1593—1656), wüste abenteuerliche Fantasien, während Massimo Stanzioni, dessen Werke Jener auf das Bitterste anfeindete, ja eines sogar mit ätzendem Wasser zu zerstören sich nicht scheute, eine edlere Auffassung verriet. Aniello Falcone war der erste größere Schlachtenmaler; er gehörte dem an Masaniello's Aufstande betheiligten „Todesbunde" an, wie auch Salvator Rosa, der vielseitigste Maler jener spätern Zeit (1615—1673), der sich indessen bereits hauptsächlich auf die Landschaft, diesen Hauptzweig der neuesten Malerei, verlegte. Mit ihm schließt die Geschichte der italienischen Malerei; seine Nachfolger haben keinen großen Namen mehr aufzuweisen.

Eine eigentümliche Stellung nimmt unter den italienischen Künstlern der Blütezeit der florentinische Goldschmied Benvenuto Cellini (1500 bis 1572) ein, der das abenteuerlichste Jugendleben führte, die blutigsten Händel hatte, bei der Vertheidigung Roms gegen die Landsknechte mitwirkte und das Geschütz richtete, das dem Leben des Connetable von Bourbon ein Ende machte, nach Frankreich abenteuerte und die höchste Gunst Franz I. genoß, dann unter Cosimo de' Medici, dem ersten Großherzog von Toscana und Beschützer einer nicht mehr frischen und nationalen, sondern bereits höfischen Kunst, für die Bedürfnisse des Luxus arbeitete, in Waffen und Prachtgeräten aus Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen Herrliches leistete, das vollendete Kunstwerk der Perseusstatue schuf, in den florentinischen Adel und in den geistlichen Stand aufgenommen wurde, den letztern, der schlecht für ihn paßte, bald nach der ersten Weihe wieder verließ, sein berühmtes marmornes Crucifix, das er für sein eigenes Grab bestimmt, an den Hof wandern sah, durch den nachlässigen Bau der ihm aufgetragenen Kanzel in der Domkirche St. Maria del Fiore den Dienst und die Gunst des Herrschers verlor und in Verborgenheit starb. Er schrieb seine charakteristische und offene Selbstbiographie, die uns Goethe zugänglich gemacht, und mehrere Gedichte.

Die italienische Kunstgeschichte bearbeitete der als Künstler unbedeutende Giorgio Vasari aus Arezzo (1512—1574). Er wirkte als Hofmaler, Hofarchitekt und Kunstschriftsteller der Herzoge von Florenz und schrieb die Biographie der ausgezeichnetsten italienischen Künstler, unter denen Michel Angelo den Schluß bildete, — ein Buch, dessen

Haltung als höchst einseitig und parteiisch, dessen Darstellung als oft unzuverlässig bezeichnet werden muß, dabei aber reich an Verdiensten um die Kunstgeschichte und daher unentbehrlich ist. Das von Vasari stiefmütterlich behandelte Leben Michel Angelo's schrieb Ascanio Condivi, sein Freund, besser und sein Werk wurde von Vasari in seiner zweiten Auflage rücksichtlos geplündert.

So hat sich denn in Italien, begründet und veranlaßt durch die Wiederaufnahme der Kenntniß des klassischen Altertums und der Pflege der Landessprache, ein reiches geistiges Schaffen zur höchsten Stufe der Verwirklichung des Schönen emporgeschwungen. An diesem Schaffen betheiligte sich auch die Kirche und vernachlässigte gerade dadurch das ihr eigentümliche Gebiet des Glaubens, doch ohne daß sie den Mut und die Aufrichtigkeit gehabt hätte, letztern durch eben diese Bestrebungen als erschüttert und reformbedürftig anzuerkennen. Diese Leichtfertigkeit der höchsten Kirchengewalten riß denn auch jene Völker mit sich, die, von der Pflege des Schönen geblendet und ohnehin nicht zu dumpfem Grübeln geneigt, sondern an den Glauben mehr gewöhnt, als davon überzeugt, die Erforschung des Wahren vergaßen, — und diese Nationen ließen demzufolge das schreiende Bedürfniß einer Reform des Glaubens und der Sitten außer Acht und fielen wie aus den Wolken, als unter anderen Völkern, denen der Glaube nicht Gewohnheit, sondern Gewissenssache war, ein wilder Sturmlauf gegen das in ästhetischen Studien vertiefte Papsttum unternommen wurde. Und dieser Sturmlauf gestaltete die Welt um. Während die Völker des Südens für das Schöne schwärmten, grübelten jene des Nordens nach dem Wahren.

B. Die spanische Schule.

Dieser Neigung des Südens huldigte auch Spanien, freilich ohne in der Kunst mit Italien wetteifern zu können. Der Baustil der Renaissane wurde dort gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts heimisch, wo er jedoch durch Verbindung mit den von ihm bereits vorgefundenen, dem maurischen und dem gotischen, zu einem „zauberisch reizenden und bei aller Launenhaftigkeit staunenswerten“ Ganzen sich verband, dem s. g. Goldschmiedsstil (Plateresco), der sich besonders in den Höfen von Klöstern und Palästen, z. B. im Palasthofe del Infantado zu Guadalaxara und in der Kapelle der „neuen Könige“ der Kathedrale von Toledo ausprägte. Unter der Regirung Philipps II. verdrängte ihn ein angeblich klassischer, schwerer und düsterer Stil, zu dessen Errungenschaften der verhängnißvolle Escorial (1563—84) gehört.

Auch in der spanischen Plastik verband sich zur Zeit der Renaissance der antike Geschmack mit dem mittelalterlichen, namentlich in glänzend aus-

gestatteten, „hochgethürmten Schnitz-Altären," wie der um 1500 gearbeitete der Kathedrale von Toledo. Ein Meister solcher Werke war der Architekt, Bildhauer und Maler Alonso de Berruguete (1480—1562).

Eine selbständige Malerei wurde am Ende des 15. Jahrhunderts zuerst aus Flandern nach Spanien gebracht, wo den Geschmack derselben Luis Morales (gest. 1586) gegen die Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts eingedrungene italienische Malerei aufrecht zu erhalten suchte. Doch umsonst. Der genannte Berruguete warb für die Schule Michel Angelo's, Luis de Vargas in Sevilla und Vicente Joanez aus Valencia für jene Rafaels, während der Flandrer Pedro Campaña (1503—80) eine selbständige Richtung einschlug. Mit dem Gipfelpunkte des inquisitorischen Eifers in Spanien in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erhielt auch die Malerei dieses Landes einen vorherrschend schwärmerisch-katholischen Charakter, der bis zur „mönchischen Askese und Ekstase" stieg. Die Farbe wurde das Grundelement dieser ganz auf Stimmung und effektvolle Schilderung gerichteten Kunst. Die bedeutendste Malerschule Spaniens wurde die von Sevilla, deren zwei größte Meister, außer dem in religiöser Schwärmerei glühenden Francisco Zurbaran (1598—1662), Beide Zeitgenossen Calderon's, dessen dichterische Grundsätze sie gleichsam verbildlichten, zugleich die zwei größten und die zwei letzten großen Künstler ihres Landes geblieben sind: Diego Velazquez de Silva, Hofmaler Philipps IV. (1599—1660), der „aus der mönchischen Beschränkung der meisten spanischen Maler zu einem freiern Weltblick, zu umfassender, vielseitiger Bethätigung eines reichen Talentes gelangte", hinreißende Bildnisse, treffliche Landschaften, Genrebilder und religiöse Darstellungen (die Krönung der Madonna z. B.) schuf — und Bartolomé Esteban Murillo (1618—1682), der „an Vielseitigkeit und Tiefe sowol Velazquez als jeden Andern seiner Landsleute überragte", und gleich groß war in leidenschaftlichen und begeisterten religiösen Bildern, wie in Scenen aus dem niedern Volksleben, besonders in Darstellung zerlumpter Gassenbuben. Seine Madonnen aber stehen an himmlischem Ausdrucke über denen der italienischen Künstler. Es war dies der nicht zu übersteigende Gipfelpunkt der von den südlich-romanischen Völkern geübten religiösen Kunst. Denn die um diese Zeit bei den nordeuropäischen Völkern bereits eingekehrte realistische Kunst des Zeitalters der Aufklärung war des Südens Sache nicht, der, nachdem er die Schätze seiner reichen Fantasie erschöpft, die erlahmten Flügel sinken lassen mußte.

Zweiter Abschnitt.

Die bildende Kunst im Norden.

A. Die deutschen Schulen.

Der Charakter der nordischen Kunst, im Gegensatze zu dem der südlichen ist wie das Klima des Landes und das Volk, dem die Kunstrichtung entsproß, rauher, düsterer, dem Vorbilde der Antike ferner, weniger gewandt und anmutig, und in Folge des alle Lebensthätigkeit in gewissen Kreisen gefangen haltenden Zunftwesens in seiner freien Entwickelung weit mehr beschränkt. Dafür ist er aber, weil hier ein feingebildeter und kunstsinniger Adel mit gleichstrebenden Fürsten an der Spitze fehlte, populärer und demokratischer, was sich z. B. auch in der bedeutenden Entwickelung der vervielfältigenden Künste des Kupferstiches und Holzschnittes offenbarte. Zugleich aber befand sich in Anlehnung an die Ereignisse im Norden der Alpen, die dortige Kunst stets in enger Fühlung mit dem reformatorischen Kampfe um die Reinheit der Religion von menschlichem Beiwerk, und blieb daher auch schon deshalb weniger sinnlich und hinreißend als die Kunstgebilde in den sonnigen Landschaften des Südens.

Seit der Reformation erhob sich in Deutschland an Stelle der gotischen Baukunst (s. Bd. III. S. 303 ff. und 393 ff.) die Renaissance, zuerst vereinzelt in zierlichen Bauten, wie z. B. in der anmutigen Halle auf dem Hradschin zu Prag und in den heiteren Arkaden des Schlosses zu Offenbach, „schmuckvoller und prächtiger am Otto-Heinrichsbau des Schlosses zu Heidelberg, der 1556—59 erstand und dem dann in etwas schwereren, breiteren Formen 1601—7 der Friedrichsbau sich anschloß." Eine strenger klassische Renaissance trat am Rathause zu Nürnberg auf, welches Eucharius Holzschuher seit 1616 baute. Gegen Ende der von uns geschilderten Periode verbreitete sich der neue Geschmack immer mehr.

Die gotische Baukunst war der Bildnerei äußerst günstig gewesen. Eine Blüte der letztern trat aber erst, wie in Italien, gleichzeitig mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften ein, in Deutschland also im fünfzehnten Jahrhundert, demjenigen der Erfindung des Bücherdruckes, und zwar eine Blüte, welche die Gotik weit überdauerte.

Die Plastik in Holz hatte ihren Gegenstand hauptsächlich an den Altären, in deren Feldern heilige Scenen in kleinem Maßstabe geschnitzt und in deren Nischen größere Statuen aufgestellt wurden. Der bedeutendste deutsche Bildschnitzer der Reformationszeit war Veit Stoß aus Krakau (geb. 1438? gest. 1533), welcher seit 1496 in Nürnberg lebte und

1518 dort sein Hauptwerk, den „Rosenkranz“ in der Lorenzkirche schuf, eine Reihe von Medaillons, welche die sieben Freuden Maria's darstellen. Die Steinskulptur fand ihr Feld an Portalen, Strebepfeilern u. s. w., in Reliefs und Statuen. Zu den ältesten solchen gehören die Arbeiten in der Stiftskirche zu Stuttgart. Der größte Meister des Faches war der meist in Nürnberg lebende Adam Krafft (gest. 1507). Seine bedeutendsten Werke sind die kräftigen Reliefs der Stationen am Wege zum Johanniskirchhof, die ergreifende Passionsgeschichte an der Sebalduskirche, das Sakramentsgehäuse der Lorenzkirche, das Relief der Stadtwage (1497) u. s. w. In Würzburg blühte Tilman Riemenschneider (gest. 1531), der Meister des Marmorgrabmals Kaiser Heinrichs II. und seiner Gattin Kunigunde im Dome zu Bamberg. In Wien schuf Nikolaus Lerch 1467 das Marmordenkmal Kaiser Friedrichs III. — In der Erzgießerei war ebenfalls wieder Nürnberg, damals das deutsche Florenz, die Stätte der höchsten Ausbildung, und zwar durch die Familie Vischer, von welcher Hermann 1457 das Taufbecken der Stadtkirche zu Wittenberg arbeitete, sein berühmterer Sohn Peter aber (1489 Meister, gest. 1529) in Magdeburg 1495 das Grabmal des Erzbischofs Ernst, ähnliche Werke in Breslau und Bamberg, und in Nürnberg 1508 bis 1519 sein Hauptwerk, das Sebaldusgrab in der Kirche dieses Namens ausführte, dessen Gestalten, namentlich von Meerjungfern, die zierlichste Bildung zeigen, wie die aufgestellten Apostel „hoheitvolle Schönheit“. Andere großartige Reliefs von ihm besitzen die Dome von Regensburg, Erfurt, Aschaffenburg, Grabmäler Römhild, Berlin, Wittenberg, Würzburg, Statuen Innsbruck (am Denkmal Kaiser Maximilian's) u. s. w.

Nicht nur weniger als der Bildnerei, war die gotische Baukunst der Malerei günstig, sondern in Folge ihrer Eigentümlichkeit gar nicht. Die Kunst der Farben mußte sich daher, soweit sie nicht Glasmalerei war, deren höchster Glanz in das fünfzehnte und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fiel, — aus den Kirchen zurückziehen. Erst im vierzehnten Jahrhundert begannen Malerschulen, ihrer Kunst Geltung zu verschaffen, indem sie, so lange die Gotik sie an freier Entfaltung derselben in lebensgroßen Gemälden hinderte, sich einstweilen begnügten, die engen Räume, welche ihnen die geschnitzten Altäre mit ihren Flügelthüren vergönnten, mit Bildern zu schmücken; sie traten zuerst in Nürnberg, in Böhmen und in Köln auf. Meister Wilhelm von Herle bei Köln (um 1380), ein sehr gewandter Bildnißmaler, mag als der deutsche Cimabue angesehen werden. Von seinem Schüler Meister Stephan rührt das berühmte Altargemälde, die Anbetung der Könige vorstellend, im Kölner Dome her. Beide verbanden, besonders in den weiblichen Köpfen, rundliche Bildung und Weichheit der Farbenbehandlung. Von der kölnischen zweigte sich die westfälische Schule ab und erhob sich bereits zu einem an die Italiener erinnernden Idealismus.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte der deutschen Kunst, wie der italienischen, einen geschärften Sinn für Naturschönheit und Freiheit von „äußerlichen architektonischen Gesetzen“ zum Geschenke. Diese neue Periode feierte ihre ersten Triumfe in dem von Handel und Gewerbe belebten und unter dem Glanze des burgundischen Hofes blühenden Flandern. Die Brüder Hubert und Johann van Eyck (1366—1426 und 1390—1441) waren es, welche die Figuren der Gemälde, göttliche wie menschliche, oft in allegorischen Festzügen, aus dem sie vorher blendend aber leblos umgebenden steifen Goldgrunde loslösten, sie in's belebende Freie treten ließen und dessen Reize auf die Leinwand übertrugen, unterstützt durch die von ihnen bewerkstelligte Verbesserung der Ölmalerei. Zum Hintergrunde wurden gotische Bauten oder zauberhafte Landschaften gewählt. Der „asketische Charakter“ der mittelalterlichen Kunst wurde „in einen Luxus, eine irdische Pracht gekleidet, die dem bisher angeschauten himmlischen Glanze Hohn zu bieten schien“. Die beiden Brüder wußten diese verschiedenen Elemente zu einer wunderbaren Harmonie zu verbinden und gründeten eine Schule von staunenswertem Umfange. Diese Schule zeichnete sich namentlich durch ihre Verklärung der Natur aus. „Diese grünt und blüht (bei ihnen), als stände sie noch unberührt seit den Tagen des Paradieses. Kein welkes Blättchen, kein dürres Reis verunreinigt den Boden, auf dem die Heiligen einhergehen, und keine Blume wird unter ihren Tritten geknickt. — Sonne, Luft und Meer, Flüsse, blaue Berge und grüne Hügel, bunte Thäler, Wälder, Gärten, Blumen und fruchttragende Bäume, Städte und Schlösser, Thiere und Menschen sind meistens sämmtlich vereint, um die Scene zu schmücken.“ Unter den Werken der van Eyck, denen auch ihre Schwester Margarete an die Seite trat, heben wir ein großes, durch Flügelbilder verschließbares Altargemälde hervor, eine harmonische Zusammenstellung der Hauptmomente des christlichen Glaubens. Unter ihren Schülern ragt Hans Memling (früher aus Irrtum Hemling genannt, gest. 1495) durch die Strenge seiner Gestalten und ihrer Bewegungen hervor, namentlich in seinem Altarkasten mit Scenen aus dem Leben der heiligen Ursula und ihrer Jungfrauen (in Brügge) und in seiner Passionsgeschichte (in Lübeck). Weniger sicher kann ihm das herrliche jüngste Gericht in Danzig (1467) zugeschrieben werden, mit welchem „dem Epos van Eyck's ein ergreifendes Drama“ zur Seite gestellt wurde. In der Behandlung des Nackten zeigt dieses Bild eine bedeutend höhere Entwickelung als die früheren seiner Schule. Dieselbe hatte ihren letzten hervorragenden Meister in Quintin Messys aus Antwerpen (gest. 1529), dessen „Tiefe und Kraft der Erfindung“, namentlich in der „Trauer um den Leichnam Christi“ ihres Gleichen sucht.

Der künstlerische Einfluß dieser Schule erstreckte sich bald über Deutschland, Hand in Hand mit der Ausbildung des Holzschnittes und Kupfer-

stiches zum Zwecke der Vervielfältigung von Bildern, und zeigte sich in den fantastischen Kompositionen des in der Zeichnung von Körperformen noch sehr ungeschickten Martin Schongauer, genannt Schön, aus Augsburg, der aber meist in Kolmar lebte, und seines wahrscheinlichen Schülers, des ältern Hans Holbein aus Augsburg. Charakteristisch sind des Erstern unübertroffen sanfte und liebliche Frauen-, Kinder- und Engelsgestalten (während ihm männliche Züge nicht gelangen), besonders seine „Maria im Rosenhag", ein ächt treuherzig menschliches Bild, — und des Letztern reiche Gruppirungsgabe, besonders bei der Geburt Maria's in der „Basilika des heiligen Paulus", und sein mühevoller Kampf in Überwindung der älteren Kunstrichtungen.

Noch weit höher indessen erhob sich die deutsche Kunst im sechszehnten Jahrhundert, das auch Italien die Blütezeit der Darstellung des Schönen brachte. Jene Freiheit aber, die im sonnigen Süden, wie schon zur Zeit eines Pheidias und Praxiteles, so zu jener eines Rafael und Michel Angelo das künstlerische Walten krönte, war da versagt, wo ein rauherer Himmel den Flug des Genius hemmte und das öftere Eingeschlossensein in der Zimmerluft die Fantasie zwang, in Ermangelung imposanter Naturscenerien willkürliche Gebilde zu schaffen. An die Stelle des hellenisch-italischen Naturkultes trat jene fantastische Richtung, welche der mehr nach innen gekehrten grübelnden Geistesthätigkeit des Deutschen und seinen so oft von Nebel umhüllten Bergen und Thälern entsprach.

Unter den Meistern, welche in dieser von vorn herein durch die nordische Atmosphäre und den Zunftzwang etwas gefesselten Kunstrichtung hervorragten und dadurch von ihrem erhabenen Geiste Zeugniß ablegten, der sich durch äußere Hindernisse nicht abhalten ließ, nach den Kronen idealen Strebens zu ringen, begegnet uns gleich ihr Reigenführer, Albrecht Dürer aus Nürnberg (1471—1528), Schüler des scharfen und derben Malers Michael Wohlgemuth, Freund und Strebensgenosse Wilibald Pirkheimers (oben S. 88 ff). Nicht blos Künstler, sondern auch Schriftsteller über die Gesetze der Kunst, gefiel sich Dürer in ganz eigentümlicher, von der Natur mehr oder weniger unabhängiger und demzufolge die wahre Schönheit beeinträchtigender, immerhin aber lebens- und charaktervoller, kräftiger und gemütreicher Manier. Eine schaurig in's Mark dringende nordische Märchenluft durchweht seine Abbildungen zur Offenbarung des Johannes, mit den vier apokalyptischen Reitern, „die Marter der Zehntausend", die Personifikation der Melancholie, besonders aber die Darstellung einer Ritters (Franz von Sickingen, wie man glaubt), der auf einsamen Ritte durch ein düsteres Thal dem Tod und dem Teufel furchtlos begegnet, — während in seiner großen Reihe von Passionsbildern und von Scenen aus dem Leben Maria's „ein lebendiges Gefühl für Schönheit, Adel und einfache Würde hervortritt und die Elemente fantastischer und gemein bürgerlicher Auffassung eine mehr untergeordnete

Stelle einnehmen," seine mythologischen Darstellungen aber hinter der antiken Grazie weit zurückbleiben und nur in „Adam und Eva" die unbekleideten Figuren einen idealen Hauch erhalten. Die Madonnen des deutschen Rafael sind wackere deutsche Hausfrauen, keine Himmelsbilder durchgeistigter Weiblichkeit, wie denn auch seine Kunst eine solche für das deutsche Haus genannt werden kann. Dürer's Werke erschienen bald als Ölgemälde, bald als Kupferstiche und Holzschnitte, welche Kunstzweige durch ihn bedeutende Vervollkommnung erfuhren, wie er denn überhaupt mehr Zeichner als Maler und seine Gemälde wesentlich „kolorirte Zeichnungen" waren. Geistvolle Auffassung und feine Ausführung verraten seine Bildnisse berühmter Zeitgenossen, darunter auch sein eigenes. Seine vier Apostel in Lebensgröße, in denen man eine Versinnlichung der vier Temperamente finden wollte, bilden, mit den beigefügten Bibelsprüchen, eine Offenbarung seiner protestantischen Überzeugung und verraten den Gipfelpunkt seiner Meisterschaft; es war sein Schwanengesang. Rafael, dem Dürer in freundlichem Verkehr sein Bildniß sandte und sogar Motive zu größeren Arbeiten lieferte, soll im Anblicke seiner Bilder geäußert haben: „Dieser würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Vorbilder des Altertums vor Augen gehabt!" So würdigten ihn auch andere Italiener und noch zu seinen Lebzeiten drang sein Ruf und die Nachahmung seines Stils bis nach Spanien (Sevilla).

Einer andern Richtung als die zahlreiche Schule Albrecht Dürer's folgte die sächsische Schule, an deren Spitze Lukas Kranach (eigentlich Lukas Sunder aus Kronach im Bambergischen, 1472—1553) steht. Den größten Theil seines Lebens in Wittenberg zubringend, wo er 1504 Hofmaler Friedrichs des Weisen wurde, und dies auch bei dessen Nachfolgern blieb, zuletzt in Weimar, war er ein Freund Luthers und ein eifriger Beförderer der Reformation. Mit Dürer theilt er das fantastische Element, die „einfache Auffassung der Natur und die schlichte Behandlungsweise," während er dem „tiefsinnigen Ernst und der großartigen Kraft" des Nürnbergers eine „naive kindliche Heiterkeit und eine weichere, fast schüchterne Anmut" gegenüberstellt. So hatte denn auch die neue religiöse Lehre gleich ihre Kunstrichtung, und zwar eine so bedeutende, daß sie der alten stolz gegenübertreten und den Vorwurf der Nüchternheit thatsächlich widerlegen konnte. Kranach's Altarbilder schmückten die lutherischen Kirchen, in welchen die Kunst nicht unterging, wie in den zwinglischen und calvinischen, — wie Rafaels und Correggio's Gemälde die katholischen Templ zierten. Sein sogenannter Ritter am Scheidewege, dem ein gepanzerter Greis den Weg zu drei entkleideten Jungfrauen versperrt, und in dem man Tannhäuser erkennen wollte, ist ein charakteristisches Gegenstück zu Dürers Ritter, Tod und Teufel und ersetzt dessen düstere Schauerlichkeit durch märchenhaften Zauber. Lukas Kranachs gleichnamiger Sohn trat in seine Fußtapfen.

Schon weniger charakteristisch als bei den mitteldeutschen Künstlern tritt das fantastische Element in dem näher an den Grenzen Italiens gelegenen Oberdeutschland hervor, macht aber hier einem selbständigern, fruchtbarern Schaffen und einer Annäherung an die heitere lebensvolle Kunst Italiens Platz. Auf den noch unvollkommenen, aber merkwürdigen und in seinen Gestalten an freier Bewegung und einfacher Gewandung seine Zeitgenossen übertreffenden schwäbischen Meister Bartholomäus Zeitblom (1456? bis 1517?) aus Ulm folgte Martin Schaffner, dessen Formenbildung bereits etwas italienisches hat. Was der schwäbischen Schule aber den eigentümlichsten Charakter verlieh, ist jene Kunstschöpfung, in welcher allein sich die Einwirkung der fantastischen mitteldeutschen Richtung auf die Oberdeutschen verriet, doch mit dem Unterschiede, daß das Fantastische hier nicht Selbstzweck, nicht unwillkürliche Hingebung an märchenhafte und abenteuerliche Träumerei war, sondern eine moralische und soziale, ja in manchen Momenten selbst eine religiöse und politische, mit der Reformationsbewegung zusammenhängende Tendenz hatte. Wir meinen den Todtentanz, welcher, wahrscheinlich zur Erinnerung an die furchtbaren Scenen der großen Seuchen des Mittelalters, schon das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch in Bildwerken eine Rolle spielt und in einer Reihe von Scenen besteht, welche den Tod, nach der mittelalterlichen Vorstellung als „schreckliches Gerippe", zu den verschiedenen Ständen, Berufsarten und Lebensaltern des Menschen, vom Papst und Kaiser bis zum Bettler und zum Kind in der Wiege führen, um sie in sein schauerliches Reich abzuholen. Schon im dreizehnten Jahrhundert war im Frauenkloster zu Klingenthal bei Basel ein Todtentanz und während der dortigen Kirchenversammlung im fünfzehnten Jahrhundert ein weiterer an die Kirchhofmauer des Predigerklosters gemalt worden. Aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammt derjenige zu Minden in Westfalen und der „Triumf des Todes" im Camposanto zu Pisa, wo auf einem Bilde der Tod (in weiblicher Gestalt, ital. la morte) die Menschen verschiedener Stände hinmäht, aus dem fünfzehnten jene zu Paris, Dijon, Straßburg, Berlin, Lübeck, Konstanz, Chur, Luzern, Freiburg im Breisgau und Clusone bei Bergamo, oft in der Einkleidung eines großen Festes. Seit dem 14. Jahrhundert wurde der „Todtentanz" (franz. Danse macabre) zuerst in Frankreich, dann in England und Deutschland auch dramatisch bearbeitet und aufgeführt. Später vereinigten sich Bilder und Text; erstere treten mehr hervor, letzterer zurück, und die größten Künstler weihten ihre Griffel dieser unheimlichen Richtung des Geschmacks, welcher auch Dürer u. a. Meister huldigten.

Der erste Künstler aber, welcher sich durch den Todtentanz einen Namen schuf, war der uns bereits als Reformator und Dichter (oben S. 129 und 438) bekannte Berner Nikolaus Manuel (er stammte von der Familie Alleman, nahm aber, weil unehelich geboren, den Vornamen

seines Vaters als Geschlechtsnamen und den Familiennamen des Letztern in Übersetzung — Deutsch — als Beinamen an). Geboren 1484, im nämlichen Jahre wie Zwingli und eines nach Luther, wurde er durch seinen gelehrten Lehrer Heinrich Wölflin (Lupulus) zum Verfechter der neuen Lehre, durch die wilden Scenen von Novara und Bicocca zum Krieger und durch sein Talent zum Maler gebildet.

Manuels Todtentanz, sein bedeutendstes Kunstwerk, schmückte die Kirchhofmauer des Dominikanerklosters zu Bern und enthielt, in zeitgemäßem Fortschritte von den älteren harmloseren Todtentänzen zu einem Tendenzwerke, mancherlei eigentümliche Züge und Auffassungen, ja sogar wolgetroffene Bildnisse damals lebender Personen; auch besitzt er einen weitern Vorzug in seinem landschaftlichen Hintergrunde, welcher schweizerischen Gegenden, namentlich der Seen von Neuenburg, Biel, Thun u. s. w. nachgebildet ist, und „zu dem Schönsten gehören mag, was in jener Zeit von den Meistern der ober- und niederdeutschen Schule in diesem Fache geleistet worden ist."

„Das Wichtigste," sagt der Lebensbeschreiber Manuels*), „wenn von der künstlerischen Auffassung des Todtentanzes die Rede wird, ist bei Manuel unstreitig die geniale Laune, die seine ganze Bilderreihe durchherrscht. Das Neckische, Spaßhafte, Stechende bricht überall hervor, und steht darin diese Arbeit keiner frühern nach. Der Tod spielt bald den Derben, bald den Zarten, ist bald Kämpfer, bald Tänzer, nimmt dem Papste die Tiara vom Haupte, dem Maler den Pinsel aus der Hand, marschirt mit dem Kriegsmanne, buhlt mit der Dirne und bedient sich der verschiedensten, besonders musikalischer Hilfsmittel, um seiner Beute habhaft zu werden. Aber es liegen der eigentümlichen Auffassung hier auch noch tiefere Gedanken zu Grunde. Der Tod bleibt bei Manuel die Hauptfigur, während er bei dem spätern Holbein gegen die übrigen Gruppen mehr in den Hintergrund tritt. Er muß durch seine gestreckte Gestalt und selbst da, wo er gekrümmt erscheint, in dem Gedanken des Beschauers, der ihn in die Länge zieht, seine Opfer überragen. Dadurch ist die physische Gewalt des Todes mit derselben und noch größerer Wahrheit angedeutet, als auf älteren christlichen und selbst antiken Bildern die geistige Würde der göttlichen Personen. Hierzu kommt dann die tiefgedachte Charakteristik, wenn der Einzige, der sich zum wirklichen Tanze mit dem Knochenmann gern entschließt, der leichtfertige Handwerksbursche, der Einzige, der sich zum Widerstande gegen den Unwiderstehlichen rüstet und mit ihm ringt, der Narr in der Schellenkappe ist, wogegen der tapfere Kriegsheld ruhig und gefaßt den Besuch des letzten Feindes und gewissen Siegers erwartet, der aber doch, aus Scheu vor der mannhaften Gestalt und ritterlichen Haltung, erst von hinten sich nähert und den

*) Grüneisen, Niclaus Manuel. Stuttgart 1837.

Speer des Ritters mit beiden Knochenhänden faßt, um ihn über dem Panzerhemde des Gegners zu zerbrechen, ehe er ihn von vorn anzugreifen wagt. Nicht weniger sinnvoll ist die Darstellung des Kindes, zu welchem sich der Tod freundlich herniederbückt und ihm auf der kleinen Pfeife lustige Weisen vorspielt, so daß es gerne folgt und auch seine zärtlich besorgte Mutter nachzieht.“ Eine ganz auffallende Eigentümlichkeit des Manuel'schen Todtentanzes ist die, daß der Tod nirgends als bloses Gerippe, sondern mit Muskeln, Haaren u. s. w. bekleidet, gewissermaßen als lebendes Wesen erscheint. So sind denn auch die von Manuel seinen Bildern beigegebenen Reimsprüche originell, sinnvoll und treffend, witzig und beißend. Zum Papste z. B. sagt der Tod:

Wie gfallen üch herr bapst die ding,
Ir danzend ouch an disem ring;
die dryfach kron müßend ir mir lan,
und üwern säßel lassen stan.

Der Papst antwortet:

Uff erdt scheint groß min heiligkeit,
die torächt Welt sich vor mir neigt,
alß ob ich uffschluß himmelrich,
so bin ich jetz selbs ouch ein lich.

Zu den Mönchen sagt der Tod:

Ir münchen mestend üch gar wol,
ir steckend aller sünden voll,
reißend wölf in eim schafskleid,
ir müeßend mit danzen, wers üch leid.

Die Mönche antworten:

Allso hand wir die welt verlassen,
daß wir uff gassen und uff straßen,
der welt sind gsin ein überlast,
Todt, wie ringstu mit uns so vast.

Zu der Mutter sagt der Tod:

Ei, fraw, das kind must du mir lan,
es muß danzen und kann nit gan,
es ist besser, du lassest allso sterben,
es mecht villicht zum buben werden.

Die Mutter antwortet:

O todt wie bistu stumm und blind,
nimst mir den man sampt dem kind,
daß kan ich nit wol überkhon,
zletzt muß ich ouch mit dir darvon.

Zum Armen sagt der Tod:

Hör armer man und gheb dich wol,
der todt dich bald erlösen sol,

hör uff bättlen das täglich brod,
wan du wirst gnug han mit dem todt.

Der Arme antwortet:

Vil hunger leid ich hie uff erden,
mecht nit gesund noch je rich werden,
noch wolt ich lieber also leben,
den mich dem bittren todt ergeben.

Zum Maler, d. h. zu Manuel selbst:

Manuel, aller welt figur
hastu gemalt an diese mur,
nun must sterben, da hilft kein fundt,
bist ouch nit sicher minut noch stundt.

Er antwortet:

Hilff ewiger Heyland drum ich bit,
den hie ist gar keins bleibens nit,
so mir der todt min endt wird stellen,
so bhüt üch Got, min lieben gsellen.

Und diese Vorahnung ging in Erfüllung. Allzufrüh entriß unsern genialen schweizerischen Hutten, der seiner vielseitigen angestrengten Thätigkeit nicht gewachsen war, jener Feind den Kreisen der Familie und des Vaterlandes, den er, mit soviel Humor und Ernst zugleich, im buchstäblichen Sinne „an die Wand gemalt" hatte (1530). — Unter Manuels übrigen Werken sind die besten die Ölbilder von Lucretia, Batseba, die Enthauptung des Johannes und eine Bauernhochzeit. Es ist diesen Darstellungen Naturtreue, Formenschönheit und schöpferische Erfindung nicht abzusprechen. Sein Kolorit theilt die Helle und Heiterkeit der ganzen oberdeutschen Schule, seine Zeichnung übertrifft die der übrigen Meister derselben. Man schreibt diese Vorzüge den Studien zu, die er unter dem großen Tizian in Venedig gemacht, und die ihn beriefen, als Vermittler zwischen der Kunst dies- und jenseits der Alpen dazustehen.

Und diese hohe Stellung theilt noch Einer mit ihm, sein großer Zeitgenosse Hans Holbein. Beide vertreten unter den Künstlern deutscher Zunge die mit den gleichzeitigen humanistischen Bestrebungen Hand in Hand gehende Anlehnung der Kunst an das Altertum. Sie sind daher die ersten würdigen Nebenbuhler der Italiener, die ersten modernen Maler, d. h. Vertreter der reinen Formschönheit im Norden, in welchem Dürer mehr die Wiedergabe des Gedankens vertritt, — Holbein aber in noch weit höherm Maße als der etwas ältere und zu früh hingeschiedene Manuel.

Hans Holbein stammte aus Augsburg, dieser Stadt, deren Blütezeit durch die in ihr vorwaltende Bauart der Renaissance sich ebenso verrät, wie diejenige Nürnbergs, der Vaterstadt Dürers, durch den dort

herrschenden mittelalterlichen Stil. Holbeins Vater war der bereits erwähnte gleichnamige Maler; auch dessen Bruder Sigmund und sein älterer Sohn Ambrosius leisteten nicht Unbedeutendes in der Kunst. Das berühmteste Glied der Malerfamilie aber war der jüngere Hans Holbein; 1495 geboren zeichnete er sich schon früh in der Kunst, namentlich des Bildnisses aus. Unter seinen größeren Jugendarbeiten, die meist religiöse Gegenstände darstellen, ragt das Votivbild zum Andenken an den in Folge Mißbrauchs einer von ihm hervorgerufenen demokratischen Umwälzung (1478) hingerichteten Bürgermeister Ulrich Schwartz von Augsburg hervor; es stellt den kühnen Volksmann in Mitte seiner Familie betend vor Gott dar, welch Letzterm der Künstler in rührender Naivetät die Züge seines eigenen Vaters gab; bedeutend sind auch die Gestalten Christi und Maria's, die für den Betenden bitten. Das beste Bild indessen, das Holbein in Augsburg schuf, ist der Martertod des heiligen Sebastian. Die Behandlung des nackten Körpers und des landschaftlichen Hintergrundes zeigen, wie sehr in Holbein bereits die moderne Kunstrichtung vorgeschritten war. Aus unbekannten Gründen verlegte unser Künstler im Jahre 1516 seinen Wohnsitz nach Basel. Aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst stammen wahrscheinlich, angeregt durch die dort befindlichen Todtentänze und durch Manuel's gleichartige Arbeit, die trefflichen Holzschnitte, in denen auch er diesen Gegenstand, und zwar mit neuen Eigentümlichkeiten, bearbeitete. In der Holzschneidekunst war in Basel der dortige Goldschmied Ursus Graf sein Vorläufer, ein Künstler, in dessen originellen Darstellungen der tollste fantastische Humor und zugleich wieder die derbste Realistik, nicht ohne reformatorische Tendenz, hervortreten. Reisen, die Holbein nach Italien unternahm, veranlaßten wesentliche Einwirkung der dortigen Kunst, namentlich jener des Lionardo da Vinci auf die seinige. In seinen Passionsbildern glüht und stürmt reiche Beweglichkeit und waltet der reformatorische Geist bereits; es sind nicht mehr religiöse, es sind auf freier Forschung und unbefangener Behandlung beruhende geschichtliche Darstellungen von mächtig ergreifender Wirkung, ein von Scene zu Scene fortschreitendes Drama, das Holbein als den ersten von mittelalterlicher Karrikirung und Affektation vollständig befreiten Maler vorführt. Gerade dieses Unabhängigkeitgefühl aber, das er gegenüber veralteten Standpunkten geltend machte, verhinderte ihn mit derselben Macht, dem italienischen Idealismus auf die Dauer zu huldigen. Der deutsche Geist regte sich in ihm, die Wahrheit höher zu halten als die Schönheit, und der furchtbarste, packende Realismus spricht aus seinem gräßlichen Todtenbilde, einem hingestreckten halbvermoderten Leichnam, dem willkürlich der Titel eines todten Christus beigelegt worden ist. Dieser Realismus war es auch, der ihn, gleich Dürer, mit Vorliebe zu den Bildnissen berühmter Zeitgenossen schreiten hieß. Die gelehrten Buchdrucker Froben und Amerbach ließen ihre Züge durch ihn verewigen und ihnen folgte der Fürst

der Humanisten, Erasmus, dessen weltbewegendes Werk, das Lob der Narrheit, unser Künstler mit Randzeichnungen versah, aus denen ebenso sehr die oppositionelle Satire spricht, wie aus dem Texte, und die ebenso derb in's Volksleben eingreifen, wie dieser. Eine reiche Gelegenheit zur Entfaltung seines künstlerischen Geistes benutzte Holbein auch in der Malerei von Häuserfassaden; bedeutender aber wurde die Ausschmückung des Baseler Rathaussaales durch seinen Pinsel, und er übertraf hierin Vinci und Michel Angelo, welche im Consiglio grande zu Florenz blose Thatsachen malten, — indem er den dortigen Scenen zugleich eine ethische Bedeutung verlieh. Die Gerechtigkeit, die Vaterlandsliebe, die Weisheit, die Mäßigkeit sind es, die hier durch Scenen aus der Geschichte und allegorische Figuren illustrirt wurden, und auch hier überall nur Wirkliches, — keine Visionen, keine Fantasien!

Entgegen seinem eigenen Interesse warf sich Holbein entschieden auf die Seite der Reformation, obschon durch die mit derselben verbundenen Wirren, wie die Pflege der Wissenschaft, so auch diejenige der Kunst unterbrochen, in der Schweiz sogar gegen letztere feindlich gewütet wurde und Alles auf geraume Zeit hin nur noch an der Krise der religiösen Bedürfnisse Antheil nahm. Ja der helldenkende und vorurteilslose Künstler ließ sich auch nicht abhalten, gerade in der bewegtesten Zeit auf Geheiß des altgläubigen Bürgermeisters Jakob Meyer, seine berühmte Madonna zu malen, freilich keine italienisch verklärte, sondern eine rein menschliche, als Beschützerin der Familie waltende, deren Original in Darmstadt und deren gefeierte Kopie in Dresden bewundert werden.

Entweder das unerträgliche Zusammenleben mit seiner nüchternen Frau, einer ältlichen Witwe, die er unbedachtsam geheiratet, aber doch in früheren Jahren als Modell einer schönen Madonna (in Solothurn aufgefunden) benutzt hatte, oder der Ehrgeiz — war die Ursache, welche unsern Künstler bewog, Basel um 1526 zu verlassen und auf Antrieb und mit Empfehlungen des großen Erasmus einem ehrenvollen Rufe nach England zu folgen. Erasmus hatte bereits zwei seiner von Holbein gemalten Bildnisse nach England gesandt, ehe der Künstler dort eintraf. Er errang sich dort bald bedeutenden Ruf. Während man in Deutschland oft seine Bilder fremden Künstlern (z. B. Lionardo da Vinci) zuschrieb, taufte man in England Kunstwerke verschiedener Maler nach Holbein, den man damit zu ehren glaubte. Er erfreute sich, durch des Erasmus Vermittelung, besonders der Freundschaft Thomas More's, für dessen Utopia er Holzschnitte fertigte und den er selbst sowol allein als mit seiner Familie malte. Es waren überhaupt Porträts, durch welche Holbein in England beliebt wurde. Außer einem Besuche, den der Künstler 1529 in Basel machte, — gerade zur Zeit des Bildersturmes, der den Erasmus nach Freiburg vertrieb und mehrere Werke Holbeins zerstörte, — und den er trotzdem in einer seiner unwürdigen Lage bis 1531 ausdehnte, und einem

zweiten Besuche im Jahre 1538, verließ er von da an England nicht mehr und schlug eine ihm angebotene Anstellung in Basel aus. Bis 1536 malte er meist deutsche Kaufleute des Stahlhofes und besorgte die Dekorationen, mit welchen dieselben die prachtvollen Feste der Krönung Anna Boleyn's verherrlichten. Den Saal des Stahlhofes schmückte er mit den beiden großen allegorischen Gemälden vom Triumfe des Reichtums und vom Triumfe der Armut, welche der italienischen Kunst Mantegna's und Rafaels ebenbürtig sind. Er war es eigentlich, der die Kunst der Renaissance in England einheimisch machte; auch war er der Maler des englischen Protestantismus, seitdem Heinrich VIII. sich diesem zugewandt, feierte in seinen Werken dessen Helden Thomas Cromwell, illustrirte die Bibel und Cranmers Katechismus und verspottete in Holzschnitten die im Sturze begriffenen, durch ihre Unsittlichkeit verrufenen Mönche, die er besonders in schneidendem Gegensatze zu Christus auffaßte. Seit 1536 finden wir ihn als Hofmaler des Königs; seine Hauptaufgabe war, den Hof zu porträtiren, und in seiner Darstellung des Königs selbst sehen wir dessen despotischen Charakter treffend ausgeprägt. Daneben lieferte er auch zahlreiche Entwürfe zu luxuriösen Gerätschaften. Er starb 1543 an der Pest in London. Seine Porträtirkunst wird von Kennern wegen ihrer Naturtreue derjenigen Rafaels am nächsten gestellt. „Seit Hubert van Eyck," sagt sein Biograph Woltmann, „ist Holbein der Erste, dessen Blick im Anschauen der Natur nicht durch die bizarre Geschmacklosigkeit der gotischen Verfallsperiode getrübt wird. Er sieht die Dinge wirklich, wie sie sind; die äußersten Konsequenzen des Realismus scheut er nicht, den Aussatz der Armen und Elenden stellt er mit medizinischer Treue dar. Trotzdem bleibt der Realismus nicht sein letztes und höchstes Ziel. Sein Auge ist so organisirt, daß es, wie die alten Niederländer, alles Einzelne in der Natur mit voller Schärfe erkennt. Gleichzeitig aber versteht er auch, was jene nicht verstanden, nämlich einen Schritt zurückzutreten und das, was er darstellt, nicht nur im Einzelnen, sondern auch als Ganzes zu sehen. So gibt es für ihn eine höhere Wahrheit, als jene, welche in unbedingter Wiedergabe der einzelnen Erscheinungen besteht, er erkennt die allgemeinen Gesetze, welche diesen zu Grunde liegen und überschreitet die Kluft, welche sonst in der nordischen Kunst zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen liegt. In seinen Madonnenbildern ist eine Abwägung der Massen, eine Linienschönheit der Komposition, wie sie außerhalb Italiens noch nicht existirt hatte." Zahllos sind Holbeins Holzschnitte, welche er nur zeichnete, nicht aber schnitt; sie enthalten oft den treffendsten Humor, wie sie hinwieder in seinen Bibel-Illustrationen die ausgesprochenste reformatorische Gesinnung verraten und keineswegs dem Buchstaben dienen. — Was endlich sein bekanntestes Werk, den Todtentanz betrifft, so kann man dasselbe eher „Bilder des Todes" nennen, die ohne Zweifel durch die älteren Baseler Todtentänze angeregt

wurden und seit 1524 in Basel als Initialen entstanden, welche Hans Lützelburger nach Holbeins Zeichnung in Holz schnitt. Unseres Künstlers Auffassung ist weit genialer und großartiger, als jene der eigentlichen „Todtentänze". Seine Gerippe sind nicht mehr halb mit Fleisch bekleidet, sondern ganz nackt und nicht ganz anatomisch richtig; desto mehr Charakter ist aber in den Gestalten. Die Todesbilder wurden zuerst 1538 zu Lyon mit lateinischen Bibelstellen und französischen Versen herausgegeben, ohne den Künstler zu nennen, der als eifriger Protestant in Frankreich schlecht angeschrieben war. Der Papst, den der Tod holt, trägt die Züge des kurz zuvor gestorbenen Leo X., der Kaiser jene Maximilians I., der König jene Franz I. von Frankreich; es folgen, ohne Porträt-Beziehung, der Kardinal, die Kaiserin und Königin, der Bischof, der Abt, die Äbtin, der Domherr, Richter, Ratsherr, Prediger, Pfarrer, Mönch, die Nonne, das alte Weib, das Kind, der Arzt, Sternseher, Reiche, Kaufmann, Schiffer, Ritter, Graf, alte Mann, die Gräfin, Edelfrau, Herzogin, der Krämer, Ackermann, Soldat, Spieler, Säufer, Räuber, Blinde, Fuhrmann und der Sieche.

Als Einleitung dient der Sündenfall, wo der Tod den Vertriebenen zum Austritt aus dem Paradiese aufspielt, als Schluß das Jüngste Gericht. Die drastische Wirkung der Bilder vergleicht Holbeins Lebensbeschreiber treffend mit Shakespeare's erschütternder Sprache und findet bei Beiden eine ähnliche Gabe „erhabener Ironie".

Mit Holbein hatte die ältere deutsche Kunst ihren Höhepunkt erreicht; sie begab sich nach ihm für geraume Zeit zur Ruhe, wozu die fortgesetzten Religionskriege, unter denen alle Wolthaten des Friedens schwer litten, das Meiste beitragen mochten. Die Periode höherer Entwickelung, welche die Kunst des Nordens in den blühenden Niederlanden erlebte (oben S. 524), gehört durch ihren ausgesprochenen Realismus und Rationalismus in den nächsten Hauptzeitraum unserer Kulturgeschichte, in den der Aufklärung.

B. Die französische und die englische Schule.

In Frankreich wurde die Baukunst der Renaissance unter Ludwig XII. durch italienische Architekten, besonders durch Fra Giocondo eingeführt, mußte sich jedoch mehr eine Verschmelzung mit dem mittelalterlichen Stile gefallen lassen, als daß sie sich frei entwickeln konnte. Beispiele dieser bizarren Vermischung sind die Kirche St. Eustache in Paris (1532) und das Schloß Chambord (1523). Einer strengern und feinern Richtung huldigen die Schlösser von Blois und Fontainebleau. Ihren Gipfelpunkt erreichte die französische Renaissance im Louvre (1547) und im Stadthause (Hôtel de ville) zu Paris (1549). Barocker erscheint der ältere Theil der Tuilerien (1564).

Ebenso gewann die neuere französische Bildhauerkunst ihr Dasein durch Vermischung einer einheimischen realistischen Auffassung, die seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts besonders in Grabmälern vorherrschte, mit eindringendem italienischem Geschmacke. Die ersten Schnitzarbeiten, welche davon Zeugniß ablegen, sind die Chorstühle der Kathedrale von Amiens (1508) und die ersten Steinreliefs die der nämlichen Kirche und des Domes zu Chartres, die „eine unruhig überfüllte Anordnung“ verraten. Aus den Todtenfiguren des Grabmales Ludwigs XII. in Saint-Denis (1530) spricht „herber nordischer Realismus“; prächtiger ist das Mausoleum Franz I. (1552) von Pierre Bontemps. Dasjenige Heinrichs II. schuf (1564—83) Germain Pilon, von dessen Kunstauffassung im Louvre die 1560 entstandenen drei „übergraziösen Grazien“ zeugen.

In der Malerei zeigte Frankreich schon im fünfzehnten Jahrhundert Spuren des Einwirkens der van Eyck'schen Schule, namentlich in Miniaturen, deren beste Jean Fouquet, Hofmaler Ludwigs XI., fertigte, weniger in Tafelbildern. Im sechszehnten Jahrhundert ist als hervorragender Künstler, und zwar im Fache des Bildnisses, nur François Clouet oder Janet (um 1550) zu nennen; im Übrigen ging das Land im Gebiete der Kunst einer Periode entgegen, in welcher es zwar Bedeutendes leistete, aber in völliger Abweichung vom bisherigen Gange seiner Entwickelung und mit gänzlicher Verzichtleistung auf einen eigentümlichen Charakter seiner Leistungen.

Was endlich die Pflege der Kunst in England betrifft, so zeichnete sich schon damals, wie jetzt, die dortige Aristokratie durch ihre feine Bildung vor dem übrigen Volke aus. Ungleich dem festländischen räuberischen und trägen Adel sah sie es für eine Ehrensache an, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, und sie allein war es, die ihren eigenen Gebäuden, wie Kapellen, Kollegien, Burgen und Palästen, einen eigentümlichen Stil der Architektur schuf, während sowol diese Kunst (in öffentlichen Gebäuden, wie Kirchen und Rathäusern) als die übrigen Künste auf den britischen Inseln von Nachahmung der festländischen Muster zehrten. Länger als sonst irgendwo erhielt sich in England die Gotik, und später als anderswo drang dort die Renaissance ein, besonders 1518 durch Pietro Torrigiano am Grabmale Heinrichs VII. in Westminster. Unter Elisabeth herrschte ein schwerfälliger und prunkreicher Baustil, den besonders John Thorpe pflegte. Unter Jakob I. aber brachte der italienisch gebildete Architekt Inigo Jones (gegen 1620) im Palaste von Whitehall und anderen Bauten die Grundsätze Palladio's zur Geltung.

Unter den Bildwerken, die als Rest des mittelalterlichen Geschmacks gelten können, ragt das Grab Richard Beauchamps in der Kirche von Warwick hervor, während die neuere Kunstrichtung sich in den Reliefs am erwähnten Monumente Heinrichs VII. kundgab.

In der Malerei wurde von den Engländern unserer Periode fast nur das Bildniß gepflegt, dies aber zur Zeit der Anwesenheit Holbeins in umfassender Weise. —

Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf die Kunst der Renaissance im Süden und im Norden oder, was im Großen und Ganzen dasselbe ist, auf die italienische und die deutsche Malerei des Reformzeitalters, neben welchen beiden Erscheinungen alle übrige bildende Kunst, sowie die übrigen künstlerisch wirkenden Völker jener Zeit tief in den Schatten treten. Wichtig ist in dieser Vergleichung vor allem der Untergrund der Gemälde. Die romanische sowol als die Baukunst der Renaissance gestattete den Künstlern Italiens die Verwendung hinlänglicher Räume zur Freskomalerei, während die in Deutschland fortwährend vorwiegende gotische Baukunst sie zwang, sich auf engere Felder zu beschränken. Die Folge des letztern Umstandes war die Blüte einerseits der Glasmalerei in den Fenstern und anderseits der Ölmalerei, welche zuerst Hubert van Eyck am Anfange des 15. Jahrhunderts zu bedeutenderen Werken verwendete, in den Altarbildern der Kirchen. So gelangte im Norden die Eigenart der Künstler zu größerer Geltung, indem der auf engen Raum beschränkte Maler auf demselben seine ganze Thatkraft entfalten mußte, während die weiten Wände der südlichen Gotteshäuser und das überhaupt öffentlichere, geselligere Leben Italiens dazu beitrugen, in den großen Freskobildern die Eigenart gegenüber dem allgemeinen Kunstbewußtsein der gebildeten Volkstheile mehr zurücktreten zu lassen. Die deutsche Malerei huldigte daher mehr dem Prinzip der innern Überzeugung von der Wahrheit, die italienische mehr dem von der öffentlichen Meinung beeinflußtem Streben nach Schönheit des Dargestellten; jene war subjektiver, diese objektiver, was die Auffassung, jene realistischer, diese idealistischer, was die Darstellung betrifft; die deutschen Maler waren Maler schlechtweg, die italienischen aber Dichter in Formen und Farben. In späterer Zeit, als auch der Süden in Öl und auch der Norden al fresco malte, näherten sich beide Richtungen einander, ohne jedoch ihren Grundcharakter aufzugeben. Rafael gesellte seiner Madonna Typen bei, den frommen, gottbegeisterten Mann als Papst Sixtus, die selig sich ins Göttliche versenkende Jungfrau als heilige Barbara und dazu die idealisirte unschuldvolle Kindheit unter der Form von Engeln, — Holbein der seinigen eine wirkliche Bürgersfamilie, Mann, Frau und Kinder. Jene Maria ist ein göttliches, diese ein irdisches Weib und derselbe Unterschied hält auch die Christuskinder beider Bilder auseinander. Es ist das ein Kontrast, der sich auch durch die ganze damalige Kultur beider Nationen und Himmelsgegenden erstreckte. Im idealistischen Süden ließ man aus Sehnsucht nach einer bessern

Kirche die wirkliche erst verkommen und dann zu einer religiösen Polizeianstalt verknöchern, während der realistische Norden sich in praktischer Weise eine Kirche nach seinem Geschmacke schuf, die freilich auch keinem Ideal ähnlich sah. Und so verhielt es sich auch in der Literatur, in welcher Italien sich in großartigen Werken überstürzte, um sich darin zu erschöpfen, während Deutschland langsam und zähe Versuch auf Versuch folgen ließ und trotz allem Mißlingen allmälig doch, wenn auch erst nach Jahrhunderten eine beharrliche, klassische Blüte erreichte.

Dritter Abschnitt.

Die Tonkunst.

Als selbstständige Kunst war die der Töne im Mittelalter (s. Bd. III. S. 398) noch nicht geachtet, sondern nur theilweise als Hilfsmittel zum Gottesdienst, theilweise als Gegenstand scholastisch-mystischer Spitzfindigkeiten. Das Reformzeitalter wurde zur Geburtzeit einer künstlerischen Auffassung des wundervollen Sang- und Klangreiches. Es ist merkwürdig, daß auch in der Tonkunst die Niederlande die Keime höherer Entwickelung in ihrem Schose bargen, wie sie zu gleicher Zeit im Norden der Alpen (oben S. 524) die Welt der Farben ins Leben riefen und darin eine eigenartige Richtung schufen, welche die Blüte Italiens und Spaniens überdauerte. Das Jahrhundert von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. umfaßte die bedeutendste musikalische Thätigkeit in jenen niederen Gauen. Es war vorzugsweise kirchliche Musik mit der Messe als Kardinalpunkt, was dort gepflegt wurde. Die Art und Weise war aber eine erkünstelte und verschnörkelte, nach Carriere an die Verirrungen der spätern Gotik und der frühern Renaissance erinnernde. Es gab jedoch bevorzugte Geister, welche sich über derlei Spielereien erhoben und sich durch künstlerische Verwertung volkstümlicher Sangweisen Verdienste erwarben. Zu ihnen gehören Johannes Okeghem und Josquin de Pres (gest. 1521), welchen Letztern Luther als „der Töne Meister" feierte. Sie brachten mehr Hoheit und Adel in die niederländische Tonkunst, trugen viel zur Verbannung der angedeuteten Künsteleien bei und wurden die Lehrer von ganz West-Europa in ihrer Kunst, die in England auf fruchtbarern Boden fiel als in Frankreich, wo sie einen frivolen Anstrich erhielt. In Deutschland kam ihr der längst gepflegte Volks- sowol als Kirchengesang entgegen; auf Tonsetzungen der Messe verwendete man hier weniger Eifer. Der Humanist Konrad Celtes (oben S. 78 f.) wirkte sogar für die Tonsetzung Horazischer Oden u. a. klassischer Dichtwerke. Bekannt ist Luthers Eifer für die Tonkunst auf volkstümlicher Grundlage und

für deren Äußerung als Gemeindegesang. „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist zum Kriegs- und Siegeslied des Protestantismus als religiöser wie als politischer Macht geworden.

Die höchste künstlerische Ausbildung der Tonkunst war jedoch naturgemäß dem Lande vorbehalten, dessen landschaftliche Scenerie wie dessen Sprache Musik ist. Doch waren es auch hier die Niederländer, wie namentlich Adrian Willaert in Venedig, welche die musikalischen Anlagen des Volkes systematisch schulten. Der Geist dieses Meisters, dessen Tonsetzungen man „trinkbares Gold" genannt hat, ging indessen auf Einheimische über, wie auf Giovanni Gabrieli, seinen Nachfolger in dem harmonischen Bestreben, der Meereskönigin Machtstellung mit ihrer Kunst, ihren Palästen wie ihren Malerwerken, in einem tönenden Bilde zu verherrlichen. In Italien bildete sich wieder der Niederländer Roland de Lattre (1520—94), der italianisirt als Orlando Lasso seit 1562 in München die herzogliche Kapelle leitete und durch seine Bußpsalmen erschütternd wirkte.

Ihre Vollendung fand die italienische Tonkunst des Reformzeitalters aber in Giovanni Pierluigi Sante aus Palestrina (Präneste) und nach diesem Orte genannt, geb. 1524. Im Jahre 1540 ging er nach Rom, um sich in der Musik auszubilden, besuchte die Schule des Niederländers Claudio Goudimel, und wurde später von Julius III. als Kapellmeister der vatikanischen Basilika angestellt. Sein erstes Werk, eine Messe, erschien 1554 und erhob ihn bald unter die päpstlichen Sänger, aus deren Innung er aber, weil kein Geistlicher, von dem fanatischen Paul IV. (s. oben S. 222) ausgestoßen wurde. Als Kapellmeister schuf er indessen weitere unsterbliche Tonwerke. Erst 1561 erhielt er eine (dem Familienvater erwünschte) einträgliche Stellung; aber der Papst und das Konzil von Trient gingen damit um, die Kirchenmusik, welche für verweltlicht galt und allerdings oft leichtfertige Volkslieder zum Thema hatte, zu beschränken. Der mit der Vollziehung des bezüglichen Beschlusses beauftragte Karl Borromeo (oben S. 226 f.) trug Palestrina auf, eine Messe zu schreiben wie die Kirche sie wünschte; in diesem Falle sollte die Kirchenmusik keine Gefahr laufen. Der Meister schrieb statt einer drei Messen, von denen eine unter dem Titel Missa Papae Marcelli durch den theils majestätischen, theils fromm ergebenen Ton einen selten erreichten Ruf erworben hat. Die Wirkung ihrer Aufführung (1565 in der mit den geistesverwandten Kunstwerken der großen Maler jener Zeit geschmückten sixtinischen Kapelle) war eine solche, daß das Verhältniß der Kirche zu der ihr dienenden Musik in der That keine Störung erlitt. Ja Papst Pius IV. fand in den Messen einen „Vorgeschmack des himmlischen Landes" und erhöhte des Meisters Ehren und Einkommen. Seit 1571 Kapellmeister der Peterskirche, gründete Letzterer eine Musikschule, verbesserte den gregorianischen Gesang, das Brevier und das römische Meßbuch mit Hilfe gelehrter Schüler, schuf noch im

Alter eines seiner Hauptwerke, die Motetten aus dem Hohen Liede und starb 1594.

Wie Palestrina für die kirchliche, so wirkte für die weltliche Tonkunst Vincenzo Galilei, der Vater des großen Astronomen (geb. 1533, gest. um 1600). Er bildete 1580 zu Florenz eine Gesellschaft für Literatur und Kunst, in welcher er besonders für die Musik Theilnahme weckte. An Reste altgriechischer Musik, die er aufgefunden haben wollte, anknüpfend, schrieb er über die Theorie seiner Kunst, schuf selbst Tonwerke und versuchte, eine „Renaissance" der Musik anbahnend, mit gleichgesinnten Freunden eine Wiedergeburt der klassischen Tragödie, welches aus einseitigem Eifer für die Humanistik entsprungene, aber unausführbare Unternehmen im folgenden „Zeitalter der Aufklärung" der Oper ein selbständiges Leben gab.

In unserer Periode vervollkommneten sich gleich der Tonkunst selbst auch ihre Werkzeuge. Der Bau der Orgel machte große Fortschritte, so auch die kleineren Tasteninstrumente für Hausmusik, die Hand-Saiteninstrumente, mit Ausnahme der in Abgang kommenden Harfe, besonders aber die so zukunftreichen Streichinstrumente, in deren Verfertigung Oberitalien, namentlich Cremona, eine Blütezeit antrat.

Achtes Buch.

Geselliges Leben und Treiben im 15. und 16. Jahrhundert.

So wäre das Bild der geistigen Thaten des Reformationszeitalters entrollt! Dasselbe zeigt uns einen durchgehenden, theils bewußten, theils unbewußten Kampf zwischen zwei Richtungen, wenn auch dieselben nicht immer scharf ausgeschieden sind, sich vielmehr zuweilen kreuzen und sogar vermengen. Die eine jener Richtungen ist diejenige, welche im Mittelalter widerspruchlos herrschte, gegen deren Bestand und Macht keine, und gegen deren Äußerungen nur wenig Opposition sich erhob, die auch stets zum Schweigen gebracht wurde, — es ist die Richtung der unbedingten Autorität nach und nach herrschend gewordener Ansichten, der feudalen und der hierarchischen. Selbst der größte und keckste Freigeist des Mittelalters, Kaiser Friedrich II., mußte Gesetze gegen die Ketzer erlassen! Arnold von Brescia aber und die Albigenser, die Waldenser und Stedinger wurden gemordet. Die andere Richtung, — wir nennen sie die der Kritik, weil sie auf selbständigem Denken beruht, begann in der Zeit, in welcher unsere Darstellung anhebt, nicht nur einzelne Äußerungen des Systems der Autorität, sondern dieses selbst mit seinen Konsequenzen anzugreifen und in Frage zu stellen. Sie trat unter verschiedenen Gestalten auf, — zuerst unter jener des Humanismus, welcher im Namen der reinen Menschlichkeit, wie sie die geistigen Werke des klassischen Altertums atmeten, der düstern Autorität eines entarteten Christentums ein Spiegelbild hellerer und fröhlicherer Zeiten und Zustände entgegenhielt, dem selbst die Träger des herrschenden Systems nicht widerstehen konnten, ja dem selbst dessen oberstes Haupt huldigte. Dem Humanismus fehlte es jedoch an der Kraft einer bestimmten innern Überzeugung; sein Wesen bestand in Neigungen, — nicht in Grundsätzen. Daher zerfiel er, und an seiner Stelle trat eine zweite Gestalt des Prinzips der Kritik auf, welche die ihm fehlende Überzeugung in hohem Maße besaß, aber dafür der ihn beseelenden heitern Lebenslust entbehrte, — die Reformation.

Sie zerriß das herrschende System in unheilbarer Weise und verkündete den Grundsatz der freien Forschung; aber sie beging den Fehler, selbst Autoritäten, wenn auch nicht lebende, doch papierene aufzustellen, welche jenen Grundsatz wieder mit Füßen traten. So gab es statt eines — zwei Systeme der Autorität, eines mit dem Sitze im Norden, das andere mit demjenigen im Süden Europa's, — zwischen welchen das Prinzip der freien Forschung, das sich unter neuen Gestalten, — der Wissenschaft und der Kunst, wieder erhob, in eine bedenkliche Klemme geriet. Während die beiden Autoritäten sich gegenseitig mit Feuer und Schwert bekriegten und auszurotten suchten, war die freie Forschung, welche keine Kanonen besaß, auf rein geistige Thaten beschränkt, die sich nur mühsam Bahn brechen konnten, da beide Autoritäten ihr die Flügel beschnitten, wo sie dieselben erhob, die nordisch-protestantische jedoch mit weniger Eifer und mehr Nachsicht, als die südlich-katholische, weil sie an der Kritik eine Bundesgenossin und, wie sie hoffte, ein Werkzeug gegen die Feindin gefunden zu haben glaubte. Die nordische Wissenschaft und Kunst bewegte sich daher mit mehr Freiheit, sie wurde das, was die einseitigen Richtungen des Humanismus und der Reformation hätte werden sollen, — ein Wirken für die höchsten Interessen der Menschheit. Die deutsche und niederländische Malerei und die englische Dichtung im Zeitalter Shakespeare's wurden Zeugnisse für die Möglichkeit eines hohen Kultes des Schönen auch außerhalb der römischen Kirche, die denselben gepachtet zu haben glaubte. Und selbst das Schöne, das im Gebiete, wo letztere herrschte, gepflegt wurde, war nicht ihr Werk, sondern ein Epigonentum der alten Hellenen, obschon es seine Existenz, wie die italischen und spanischen Maler, mit der Verherrlichung der Madonnen und Heiligen, oder, wie die spanischen Dramatiker, mit der Bewunderung der Inquisition erkaufen mußte, während die südliche Wissenschaft in Colombo mit Ketten belastet, in Giordano Bruno zu Asche verbrannt, in Galilei zum Widerrufe gezwungen wurde. Der einzige unabhängige Dichter des Südens, Cervantes, mußte seine Opposition auf die Ritterromane beschränken, der einzige unabhängige Gelehrte desselben, Fra Paolo Sarpi, verdankte sein Geistesleben politischen Händeln seines Vaterlandes mit dem Papste. Und jener furchtbare Eroberungs- und Vernichtungszug der südlichen Autorität gegen die nördliche und gegen die Kritik zugleich, die schwarze Bande Loyola's mit wehendem Todesbanner voran, jene aggressive Glaubenswut, der ein Kepler darbend zum Opfer fiel, — was richteten sie am Ende aus? Einige tausend katholische Seelen raffte Rom mühsam aus rauchenden Trümmern und zwischen blutigen Leichen zusammen. Sein altes Reich konnte es nimmer wieder aufrichten!

Noch fehlen aber unserm Bilde dieses großen Kampfes zwischen Autorität und Kritik einige Pinselstriche, welche zwar nicht zur dargestellten Hauptsache selbst notwendig gehören, aber doch derselben mehr

Relief geben und Schatten und Licht besser zu verteilen beitragen dürften. Sie betreffen das mehr im Stillen, abseits vom Geräusche der Welthändel, unter den Menschen Gethane und Getriebene und zeigen neben dem Großen auch die Berechtigung des Kleinen, wenigstens bis auf ein gewisses Maß, zur Aufzeichnung im Buche des auf dem Gebiete der Kultur Geschehenen.

Erster Abschnitt.

Hoch und niedrig.

A. Die Stände.

Das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts charakterisirte sich unter Anderm durch die Abnahme der im Mittelalter herrschenden schroffen Standesunterschiede. Dies trat zuerst in Italien an den Tag. Dort bestand die Leibeigenschaft nie in der drückenden Weise wie im Norden. Wenn auch oft gezwungen, furchtbar mit dem Leben zu kämpfen, besaßen doch die italischen Bauern die Freiheit, ihren Aufenthalt zu verändern, im Auslande Verdienst zu suchen (wie schon frühe die Maurer aus der Gegend von Como), ja selbst in die Zünfte der Städte aufgenommen zu werden. Ein Italiener (Th. Garzono, 1549—1589 lebend) erzählt zwar von den Bauern seines Landes und seiner Zeit, daß sie durch strenge und undankbare Arbeit in hohem Grade aufgerieben würden; dabei seien sie aber höchst unreinlich und waschen sich so selten als möglich, so daß man sie von weitem rieche, ferner unhöflich, so daß sie den Hut nicht einmal vor ihrem Herrn ziehen, gewissenlos, boshaft und diebisch, stets darauf bedacht, ihren Nachbarn Schaden zuzufügen, betrügerisch in Handel und Wandel, unfleißige Besucher der Kirche, aber arge Anhänger der Zauberei und des Aberglaubens. Wer war wol hierfür verantwortlich, als ihre Unterdrücker?

Die geistlichen Stellen waren nicht ein Vorrecht jüngerer Adelssöhne, sondern standen Jedem ohne Rücksicht auf seine Herkunft, freilich auch ohne solche auf seinen moralischen Wert offen. Schon Dante, welcher noch den Adel als einen Vorzug, ja als Beweis für die Trefflichkeit der Angehörigen desselben betrachtete, fand doch auch wieder, daß es einen Adel (nobiltà) gebe, welcher nicht von der Geburt abhänge, und daß der bestehende Adel an seiner Vervollkommnung arbeiten müsse, wenn die Zeit

ihn nicht gänzlich abnützen solle. Im fünfzehnten Jahrhundert aber war man, und zwar selbst auf adeliger Seite so weit, anzuerkennen, daß es keinen andern Adel gebe, als den des persönlichen Verdienstes und daß die Jagd eine weniger würdige Beschäftigung sei als der Ackerbau. In den Schriften des Niccolo Niccoli wird der Müßiggang der Mehrheit des italischen Adels beißend persifflirt. Eine Ausnahme hiervon machte ein Theil der Adeligen zu Florenz und Genua, die sich nicht schämten, dem Handel zu leben, und die Nobili Venedigs unterschieden sich in ihrem Leben, abgesehen von ihren politischen Vorrechten, nicht wesentlich vom Bürgerstande. Eine Verschlimmerung trat hier im sechszehnten Jahrhundert durch den spanischen Einfluß ein, welcher eine zunehmende Verachtung bürgerlicher und bäuerlicher Gewerbethätigkeit im Gefolge hatte. Es wirkte hierzu die in Italien von jeher grassirende Rang- und Titelsucht mit, welche schon im vierzehnten Jahrhundert ein ziemlich weit verbreitetes Streben nach der Ritterwürde hervorgerufen hatte, an dem sich selbst Handwerker und sogar Leute von zweideutigem Lebenswandel betheiligten. Eine Folge davon waren die Turniere, welche nirgends so häufig vorkamen als in Italien und gegen welche feinsinnige Männer, wie Petrarca, umsonst ihre Stimmen erhoben. In Deutschland wurden noch Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1483 zu Ingolstadt) feierliche Turniere ausgeschrieben, um die adeligen Übungen nicht außer Gebrauch kommen zu lassen. Die Frauen und Töchter wurden ausdrücklich dazu eingeladen. Ja es fanden bei Anlaß der Einweihung der Universität Jena 1558 „verschiedene Ritterspiele und Turniere“ statt, an denen sich Herzog Johann Wilhelm von Sachsen und dessen Bruder betheiligten. Auch ein noch roheres Schauvergnügen, das der Stiergefechte, war in Mittelitalien sehr häufig; ohne Zweifel war es aus dem damals in Italien den Ton angebenden Spanien eingeführt. Selbst die strengen Gesetze Ferrara's, welche die Zweikämpfer mit der Strafe der Körperverletzung oder des Mordes bedrohten, richteten gegen das grassirende Duell so wenig aus, daß 1489 an hellem Tage auf öffentlichem Platze ein solches stattfand und mit einer Tödtung endete, bei dem die Söhne des Herzogs als Schiedrichter fungirten, und so in der Folge noch mehrere, deren Theilnehmer der Herzog Alfonso sogar für ihre Tapferkeit belohnte. Die Zweikämpfe traten überhaupt nach und nach an die Stelle der Turniere und im sechszehnten Jahrhundert entstanden auch in Deutschland in allen größeren Städten Fechtschulen, für welche der Kaiser bereits 1487 zu Nürnberg ein Privilegium erlassen hatte. Die Fechter oder Fechtmeister theilten sich in zwei Verbindungen, die „Marxbrüder“ und die „Federfechter“, die sich oft bis auf's Blut bekämpften; die Letzteren erhielten 1608 vom Kaiser ein Wappen. Sie rekrutirten sich aus Studenten und Handwerksburschen und hielten öffentliche Schaustellungen in ihrer Kunst ab, wobei nach der Meinung der adeligen Beschützer derselben Blut fließen

mußte, auch oft Fechter auf dem Platze blieben. Die Waffen, deren man sich bediente, waren lange Schwerter, Spieße, Halbarten und Dolche. Die Kunstausdrücke für die Hiebe waren: Krummhau, Zwerghau, Scheitlerhau u. s. w.; es erschienen auch „Fechtbücher" mit guten Holzschnitten.

In Deutschland waren im sechszehnten Jahrhundert noch keine derartige Wandelungen in der Eintheilung der Stände vor sich gegangen wie in Italien. Noch bestand dort in vollem Glanze, was nicht einmal mehr in dem damals weniger civilisirten Dänemark und England der Fall war, die mittelalterliche Gliederung in vier schroff geschiedene Stände, deren ersten die Geistlichen, den zweiten der Adel, den dritten die Bürger und den vierten die Bauern bildeten (Lehr-, Wehr-, Nähr- und Hörstand), — wie die Zeitgenossen Sebastian Frank (Weltbuch) und Sebastian Münster (Kosmographie) bezeugen. Nach der Aussage Frank's (1534) trugen die „Pfaffen" „lange weite Röcke, runde Cirkelpareth, Kappen-Zipfel (Kaputzen) von Seyden und wullinen Tuch, geen gemeiniglich auff Pantoffel, müßig, erloß, niemand nutze leut, die wenig studieren, die yr Zeit fast mit spielen, essen, trinken und schönen Frawen hinbringen. Diese haben große Freyheit von Babsten in geystlichen Rechten eingeleibt, also daß sy nymand von eynicher Sachen wegen weder straffen noch für recht ziehen oder antasten darff, dann ir Oberkeit der Bischoff, und der Bischöff der Bapst. Nun aber der gemeyn Man in Germania ist fast allen rechten und falschen Geystlichen feind, den rechten, das sy ein Salz und Rut seind des Volks.., den vermeinten Geistlichen,... das sy teglich durchtrieben böse Schalkheit, Geitz, Bosheit, und allerley verwegen böse Finanz, Laster, Untrew, Betrug und Bubenstück bey den treuwlosen mit yhrem Schaden erfarn," u. s. w. Unzüchtige Skandale von Geistlichen, natürlicher und widernatürlicher Art waren damals nichts seltenes. Auch trieben Solche häufig sogar mit religiösen und kirchlichen Dingen empörenden Spott, selbst in Predigt und Messe. Damals waren Sprichwörter allgemein, wie: „Pfaffen machen Affen, — es ist kein Pfaff frum, er hab dann Har auf der Zungen, — wer sein Haus wil haben sauber, der hüt sich für Pfaffen und Tauben." Ja man haßte damals die Pfaffen mehr als die Juden, und das empörte Volk überfiel zuweilen seine schamlosen Hirten und züchtigte sie empfindlich. Nonnenklöster waren oft nicht besser als „Frauenhäuser". Daß hierin durch die Reformation, wo sie siegte, Vieles besser werden mußte, liegt auf der Hand.

Vom Adel wurde gesagt, daß er jage, müßig gehe und Reiterei oder Federspiel treibe, sich ehrlicher Gewerbe schäme, bürgerliche Gesellschaft fliehe, nur unter sich heirate, in seinen festen Schlössern verschwenderisch lebe und sich kleide, selten zu Fuß gehe, seine Wappen an Kirchen und Wirtshäuser hänge, Fehden vom Zaune breche und mit Schwert, Feuer und Raub führe. Noch lange Zeit dauerte das berüchtigte Raub-

ritterwesen fort. In der adeligen Gesellschaft herrschte zudem ein äußerst roher Ton, wie heutzutage kaum noch unter dem ungebildetsten Volke, und auch ein demselben angemessenes Leben! Selbst der Jagd leidenschaftlich ergeben, verboten die Adeligen Andern dasselbe Vergnügen bei Verlust der Augen oder gar des Kopfes. Sogar die Gastfreundschaft wurde durch unzüchtige Gebräuche entheiligt, welche freilich bei vielen Völkern vorkommen und noch ein Überbleibsel des Hetärismus ältester Zeiten (Bd. I. S. 67) sein dürften. Auch hier hat die Reformation bessernd eingewirkt. Aber auch die humanistische Bewegung hatte ihren Einfluß auf den Adel ihrer Zeit. Wir erinnern nur an Hutten und Sickingen (oben S. 119 ff.). In weiterm Maße geschah dies durch die Kunst der „Renaissance" in Bezug auf die Wappen (Bd. III. S. 238). Künstler wie Albrecht Dürer befaßten sich mit der Verbesserung der Wappenzeichnungen. Um in den Adel aufgenommen zu werden, war in manchen Gegenden blos ein bedeutender Grundbesitz notwendig; erst am Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Bedingungen strenger und Söhne unadeliger Mütter von den Landtagen ausgeschlossen. Doch spielte auf den letzteren der Adel in Folge seiner geringen Bildung neben der Geistlichkeit und den Städten, dem ersten und dritten Stande, als zweiter solcher eine unbedeutende Rolle. Seine jüngeren Söhne fanden Versorgungen als Geistliche, besonders in den dem Adel vorbehaltenen Domkapiteln, als Beamte und als Kriegshauptleute, auch als Mitglieder geistlicher Ritterorden. Zu den beiden ersten Berufsarten mußten sie sich dann allerdings gelehrte Bildung erwerben. Viele Adelige waren durch die Verhältnisse auch genötigt, als gemeine Reisige oder gar als Landsknechte zu dienen oder verkamen zu Hause unter den von ihnen mißhandelten Bauern in Trunksucht und unerquicklichen Familienstreitigkeiten. Manche endeten auch auf dem Schaffot, wo sie zur „Auszeichnung" Nachts zwischen zwei brennenden Kerzen enthauptet wurden.

Die Bürger der Städte galten als gewerbfleißig, kunstreich, weise zu allen Händeln „kühn, freudig und geschickt". Sie theilten sich in „gemeine Bürger" und „Junker" oder „Geschlechter", welche letzteren sich von den ersteren eben so ferne hielten, wie der Adel von ihnen. Sie lebten üppig, besonders was die Kleidung betraf, übten fleißig Werke der Frömmigkeit, rechneten es sich, so sehr sie der Geistlichkeit abgeneigt waren, dennoch zur Ehre, ein Glied derselben in ihrer Familie zu haben und gaben viel Almosen. Die Städte waren theils reichsfrei (blos dem Kaiser untergeben) oder Fürsten, geistlichen oder weltlichen, unterworfen. Die reichsfreien wählten alle Jahre den Stadt- oder Bürgermeister, den Inhaber der höchsten Gewalt. Alle Städte waren noch befestigt, mit Mauern und Gräben umgeben.

Unter den Bürgern gab es streng geschiedene Rangklassen. In Bremen z. B. wurden im 16. Jahrhundert vier solche aufgestellt, von

denen die erste die Bürgermeister, Ratsherren, Doktoren und Licentiaten, die zweite die vornehmeren Kaufleute, die nicht promovirten Gelehrten und die Bierbrauer (weil das Bier damals Hauptandelsartikel Bremens war), die dritte die Schiffer, geringeren Kaufleute, Krämer, Höcker u. a. „solche fromme Leute“ und die vierte die Kahnführer, Boot- und Fuhrleute, Tagelöhner, Träger, Maurer und Zimmerleute, Knechte und Mägde, Wartefrauen und Ammen u. s. w. umfaßte*). An komischen Rangstreitigkeiten fehlte es nicht, besonders zwischen den Ratsherren und den Doktoren.

Die hier geschilderte Periode ist es namentlich, in welcher die Ceremonien bei der Aufnahme in die Zünfte der städtischen Handwerker sich zu einem förmlichen System entwickelten. Aus dem deutschen Bürgerstande ging indessen Alles hervor, was damals sich in Werken des Geistes auszeichnete, die großen Denker, Dichter, Künstler der Nation. Erleuchtete Bürger, wie der einflußreiche Stadtschreiber Peutinger und Markus Welser in Augsburg, Jener der Beschützer Huttens und Luthers, Dieser der Beförderer des Druckes alter Schriftsteller, nützten nach Kräften der Kunst und Wissenschaft. Es ist erfreulich, zu hören, wie ein gelehrter Italiener, Paolo Giovio, von den Deutschen der Reformationszeit urteilt. Es genügt, sagt derselbe, den Deutschen nicht, daß sie den alten Römern den Kriegsruhm entrissen und noch bis auf den (damaligen) heutigen Tag bewahrt haben; auch des Friedens Zierden und die guten Künste nahmen sie dem „verderbenden Griechenland“ und dem „schlafenden Italien“ weg (allzubescheiden vom Zeitgenossen und Landsmann eines Ariosto und Michel Angelo, Rafael und Tizian!); zu der „Väter“ Zeiten habe man die besten Bauleute, die Maler, Bildschnitzer, Steinmetzen, Mathematiker, „wunderbaren“ Künstler und Handwerksleute, die Wasserleiter und Feldmesser aus Deutschland nach Italien berufen. Es sei dies auch nicht zu verwundern, da die Deutschen die unerhörte wunderbare Kunst der Buchdruckerei, das „erschreckliche“ Kriegsgeschütz und allerlei Büchsen erfunden und nach Italien gebracht haben!

Die Bauern, zu denen auch die Hirten und Köhler gerechnet wurden, waren ein „mühselig Volk“, wohnten in Dörfern, Höfen und Weilern, oder auf dem Felde, lebten in Häusern von Erde (Kot) und Holz, für sich allein, mit ihrem Gesinde und Vieh. Ihre Nahrung war schwarzes Brot, Haferbrei und gekochte Erbsen oder Linsen, ihr Trank Wasser und Molken, ihre Kleidung ein Filzhut, eine „Zwilchgippe“ und zwei „Buntschuh“. Den ganzen Tag arbeiteten sie, um die schweren Zinsen zu erschwingen, die sie ihren Herren entrichten mußten. Sie galten zu der Zeit nach dem deutschen Bauernkriege weder für fromm, noch einfältig mehr, sondern für wild, hinterlistig, ungezähmt. Viele

*) Kohl, Alte und neue Zeit S. 186. 199.

Glieder dieses Standes zogen übrigens als Krieger in's Feld und brachten es oft bis zu Hauptleuten.

Weniger als im monarchischen Deutschland wurden in der republikanisch organisirten Schweiz die Standesunterschiede beachtet. Es gab dort wol politische Vorrechte und rechtlose Klassen, die sich aber nicht geradezu nach den Ständen, sondern blos nach dem Prinzipe der Eroberung richteten, indem der Sieger nicht daran dachte, seine politischen Rechte mit dem Besiegten zu theilen und daher Diesen als politisch rechtlos behandelte. Dagegen wurde im Kanton Zürich die Leibeigenschaft schon zur Zeit Zwingli's und in anderen später aufgehoben, während sie in Deutschland noch fortdauerte. Mit Fürsten waren die Schweizer gewohnt, wie mit Ihresgleichen umzugehen, besonders wenn Solche als Flüchtlinge in ihr Land kamen. Bekanntlich lebte der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg lange Zeit anspruchlos in der Schweiz, und nach dem schmalkaldischen Kriege sein Neffe Herzog Christoph von Würtemberg gleich einem Bürger in Basel, und dessen anderer Oheim Georg, der sich eines Vergehens mit einer Bürgersfrau schuldig gemacht, wurde ohne Umstände von der Scharwache aufgegriffen, während mit Markgraf Bernhard von Baden sich Bürger herumbalgten, ohne daß er, außer leichter Strafe durch den Rat, Rache dafür in Anspruch nahm. Dagegen wurde der lüderliche Herzog Heinrich III. von Liegnitz, welcher sich 1551 und 1552 in Bern und Basel auf skandalöse Weise betrank und die Schweizer beschimpfte, nicht angetastet, da man ihn verachtete, sondern erst zu Hause eingesperrt, wo er 1570 im Schloßkerker starb.

Außerhalb aller ständischen Gliederung befanden sich, als deutsche Parias, die „Narren“, die Juden, die Bettler, die Gauner, die Vagabunden aller Art, wie Schauspieler, Gaukler, Musikanten, Raritätenbesitzer u. s. w., aber sonderbarer Weise auch ganz ehrbare Gewerbe, wie z. B. die Schäfer, Bader, Müller, Packträger, Zöllner. Noch sonderbarer ist es, daß sich gerade im Beginn der „neuern Zeit“, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, diese Gewerbe mehrten und seitdem ehrlos geworden sind: die Landgerichts- und Stadtknechte, Gerichts-, Fron-, Thurm-, Holz- und Feldhüter, Förster, Todtengräber, Nachtwächter, Kirchner, Zahnzieher, Wurzelgräber, Gassenkehrer, Bachfeger, ja am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sogar die Leineweber. Selbst die Scharfrichter und Abdecker, von denen doch dies viel natürlicher war, wurden erst in vierzehnten Jahrhundert „unehrlich“. Mit dieser Stellung war der Ausschluß von allen Zünften und ehrlichen Handwerken verbunden. Doch war dies nicht an allen Orten in gleicher Weise der Fall. Papst Eugen IV. (1431—1447) erlaubte den „fahrenden Leuten“ den Zutritt zum Abendmale.

Das mittelalterliche Institut der Hofnarren (Bd. III. S. 257)

dauerte im Reformationszeitalter nicht nur fort, sondern diese letztere Periode zeichnet sich sogar dadurch aus, daß wir in ihr die ersten in weiteren Kreisen bekannten, ja sogar berühmten Hofnarren erscheinen sehen. Einer der bekanntesten unter ihnen ist Kunz von der Rosen, lustiger Rat und Vertrauter Kaiser Maximilians I. Er sah seines Herrn Gefangennahme durch die Bürger von Brügge im Jahre 1488 voraus, warnte ihn umsonst davor und suchte ihn ebenso umsonst zu befreien, indem er an der festen Weigerung Maximilians scheiterte; er setzte seine originellen Schalksspäße während der ganzen Regirungszeit des „letzten Ritters“ fort und überlebte ihn zu seinem Leidwesen. Kaiser Karl V. hatte mehrere bekannte spanische und niederländische Hofnarren, unter welchen Pape Thaun, ehemals Küster zu Löwen, durch seine Ausschweifungen und Bosheiten von dem Narren seines Großvaters ungünstig abstach. Ein Narr des Herzogs von Baiern, Löffler (oder latinisirt Cochläus), traf am Reichstage zu Worms 1521 mit Luther zusammen und machte ihm, in der Melodie eines Kirchenliedes, fanatisch-katholische Grobheiten. Georg Podiebrad, der hussitische König von Böhmen, und sein Schwiegersohn, der katholische Matthias Corvinus von Ungarn ließen 1461 durch ihre beiden Hofnarren für die Vorzüglichkeit ihrer Konfessionen einen Faustkampf aufführen. Gürge oder Klaus Hinge, Hofnarr des Herzogs Johann Friedrich von Pommern-Stettin, erhielt von seinem Herrn ein ganzes Dorf zum Geschenke, welchem er dann in einer versifizirten Bittschrift die Befreiung von der Wolfsjagd auswirkte; er starb 1599 vor Schrecken, indem sein Herr, den er in's Wasser gestoßen und dadurch vom Fieber geheilt hatte, ihn scheinbar zum Tode verurteilen, dann aber statt des Schwertes eine Wurst anwenden ließ, und erhielt als Grabschmuck eine ausgehauene Bierkanne. Hans Miesko, Hofnarr Herzog Philipps von der nämlichen Linie, starb 1619 im achtzigsten Jahre an vielem Essen und Trinken, und auf ihn wurde eine Leichenrede in komisch-gelehrtem Stile gehalten und noch sechszig Jahre später in zweiter Auflage gedruckt. Klaus Narr war Hofnarr Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen und seiner nächsten Vorgänger und Nachfolger und erhielt diese Würde als Gänsehirte, indem er bei der Ankunft des Kurfürsten Ernst in seinem Dorfe seine Gänse in komischer Hast ergriff, um den Einzug zu sehen, und sie dabei erwürgte; seine Witze füllten ein in mehreren Ausgaben und Auflagen erschienenes Buch. Ein gelehrter Lustigmacher am Hofe der sächsischen Kurfürsten war der frühere Schneider, dann gekrönte Dichter Friedrich Taubmann, Professor der Poesie zu Wittenberg (geb. 1565, gest. 1613); er ließ sich zu jener Rolle aus Armut und Genußsucht mißbrauchen. Seine Witze wurden besonders gedruckt. König Martin von Aragon (in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) starb vor Lachen über einen Witz seines Hofnarren Borro. Als spitzbübischer Hofnarr war Gonella

am Hofe der Markgrafen von Este in Ferrara bekannt. Auch er starb vor Schrecken, als man ihn wegen eines schlechten Streiches zum Tode verurteilte, auf dem Schaffot aber blos Wasser über ihn ausgoß. Bereits erwähnt wurden (oben S. 26) Papst Leo's X. Narren Querno und Baraballo, von denen sich der erste im Spital zu Neapel durch Selbstmord vom Podagra befreite; er war übrigens gewandt im Schmieden lateinischer Verse. Der Hofnarr Ludwigs XI. von Frankreich warf Diesem, nachdem er ihn beim Gebete belauscht hatte, öffentlich den Mord an seinem Bruder Karl von Guienne vor und mußte dafür im Gefängnisse sterben. Berühmt wie die Witze des Kunz von der Rosen wurden jene des französischen Hofnarren Triboulet unter Ludwig XII. und Franz I.; bei letzterm König bekleidete auch der Dichter Clement Marot (oben S. 419) die Stelle eines Lustigmachers. Brusquet, französischer Hofnarr unter Heinrich II. und dessen Söhnen, war zugleich Quacksalber, wurde Postmeister und führte mit dem Marschall Strozzi einen eigentlichen Krieg boshafter Streiche. Unter den zahlreichen übrigen französischen Hofnarren war Maitre Guillaume unter Heinrich IV. der berühmteste und seine Scherze wurden durch eine zahlreiche Literatur verewigt. Die englischen Hofnarren Scoggan und Pace sagten unter Heinrich VIII. und Elisabeth den höchsten Personen derbe Wahrheiten.

Auch Herren niedern Ranges, ja sogar blose Beamte und Gelehrte, wie z. B. Thomas Morus, hielten Hofnarren. Besonders Kardinäle, römische wie andere, z. B. Wolsey in England, waren Liebhaber des Amtes der lustigen Räte. Ein Bischof von Bamberg im sechszehnten Jahrhundert hielt einen vierschrötigen Bauer als Hofnarren, welcher seine Späße nie anders vollführte, als auf allen Vieren am Boden, und zugleich für einen Zauberer galt. Am französischen Hofe und in Italien waren im 16. Jahrhundert auch die Zwerge Mode; in anderen Ländern war dies erst später der Fall. Wettläufe von Zwergen zur öffentlichen Belustigung finden wir schon damals in deutschen Landen.

Außerhalb der Höfe waren Narren an den Schützenfesten (in der Schweiz bei jeder Schützengesellschaft) und auch bei andern Festen, wie Kirchweihen u. s. w. angestellt. Die schweizerischen Narren erhielten immer von der festgebenden Gesellschaft, welche von der ihrigen besucht wurde, ein Ehrenkleid und einen Zehrpfennig. Als die naive Freude an der Narrheit abnahm, wurden die Lustigmacher der Schützen „Pritschenmeister“ genannt.

In der von uns geschilderten Zeit war die Blütezeit der Judenverfolgungen, die in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fällt (Bd. III. S. 216 ff.), im Abnehmen. Aber noch fortwährend hielt man den verfemten Stamm in der entwürdigendsten Stellung dar-

nieder und vertrieb seine Angehörigen, so oft es den Machthabern der Staaten beliebte. In Rom zwängte man sie in das bekannte Ghetto ein und selbst in Ferrara, wo sie sonst, besonders unter Ercole I. und Alfonso I., am menschlichsten behandelt wurden, gebot man ihnen 1496 auf's Neue, zur Auszeichnung einen gelben Ring von mindestens vier Zoll Breite an der linken Schulter eingestickt zu tragen, wovon jedoch Ercole zu Gunsten der Geltwechsler und Ärzte eine Ausnahme machte.

In Deutschland wurden Juden sogar nach den Zeiten der blutigen Verfolgungen oft außerordentlich hart behandelt, so z. B., wenn sie den Galgen verdient und sich nicht bekehrt hatten (1505 in Breslau), mit den Füßen und gebundenen Händen zwischen zwei wütenden oder bissigen Hunden aufgehängt und diesen und den Vögeln preisgegeben. Auch blieb im Urtel der sonst stereotype Schluß „Gott gnad der Selen" weg. Besser wurde die Stellung der Juden in Deutschland um die Zeit der Reformation, ohne daß jedoch die letztere hierauf unmittelbaren Einfluß geübt hätte, indem vielmehr Luther selbst und lutherische Geistliche, wie Wagenseil, Eisenmenger und Müller, die Juden auf die gehässigste und gemeinste Weise schmähten. Es geschah vielmehr einerseits durch fortschreitende Emanzipation der einzelnen deutschen Landeshoheiten gegenüber dem Reiche, in welchem sie als „Kammerknechte" des Kaisers der ärgsten Willkür ausgesetzt gewesen waren, indem sich einzelne Kaiser sogar erlaubten, ihre Unterthanen und Vasallen von den Schulden an die Juden zu befreien; wozu Letztere allerdings nicht selten durch ihren Wucher, Aussaugung ihrer Schuldner und selbstsüchtige Ausbeutung des Handels und Verkehrs Veranlassung geboten hatten. Die Landesfürsten dagegen erließen nach und nach Gesetze, welche, so wenig Rechte sie auch den Juden darboten, sie doch gegen grausame Verfolgungen schützten, was die Söhne Israels freilich mit schwerem Gelte bezahlen mußten. Anderseits brachte die scheußliche Vertreibung der Juden aus Spanien (s. S. 251) eine Menge Angehörige dieses Volkes nach Italien, Deutschland, den Niederlanden u. s. w., — Enkel jener Juden, welche unter den Chalifen von Cordova sich in den Wissenschaften ausgezeichnet hatten. Diese, von edlerm, weil ungebeugtem Charakter, als ihre bisher stets verfolgten Glaubensgenossen des Nordens, wirkten so günstig auf die Letzteren, daß sich die Judenschaft nach und nach mehr Achtung unter den Christen erwarb, als zu der Zeit, da sie notgedrungen blos dem Wucher und Schacher gelebt hatte. Selbst Karl V. der in seinen spanischen und italischen Erblanden die Juden unterdrückte, verlieh ihnen 1530 einen Schutzbrief, durch welchen er sie zu allen geschäftlichen Verrichtungen zuließ und das ihnen bisher zustehende Vorrecht des Wuchers aufhob. Welchen Kampf und Widerstand indessen die Erhebung der Juden aus ihrem alten orthodoxen Schlendrian zu freieren und menschenwürdigeren Anschauungen durch ihre spanischen Stammesgenossen in

Anspruch nahm, zeigt u. A. das traurige Schicksal des Uriel Acosta (geb. 1594 zu Oporto und dort durch Zwang als Katholik erzogen, dann nach Amsterdam geflohen und wieder Jude geworden), der wegen freisinniger Ansichten zu entehrendem Widerruf und schmählicher Buße gezwungen, sich 1647 aus Verzweiflung erschoß. Wir werden die würdigere Fortsetzung seiner Bestrebungen in denjenigen Baruch Spinoza's kennen lernen.

Die von jeher den Deutschen innewohnende Wanderlust brachte in diesem Lande die Erscheinung mehrerer Arten „fahrender Leute“ hervor. Es gab fahrende Ritter, Geistliche, Sänger, Studenten u. s. w. Von den letzteren, den „fahrenden Schülern“, haben wir bereits oben (Seite 97 f.) ein Bild gegeben. Außer dem dort geschilderten Treiben befaßten sie sich auch mit allen möglichen Arten betrügerischer Manipulationen, die theilweise auf den Aberglauben des Volkes spekulirten, wie: Stern- und Traumdeutung, Schatzgräberei, Magie, wunderbare Heilkunst u. s. w., oder auch geradezu mit Betrug und Diebstahl, wetteiferten mit Gauklern, Taschenspielern, Musikanten, Komödianten, spielten je nach Umständen die Mönche oder die Narren und gaben bisweilen vor, sie kämen, gleich Tannhäuser, aus dem Venusberg, sie wüßten das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, könnten verlorene Dinge herbeischaffen und gegen Hexen und Zauberer schützen. Die Zauberei wollten sie meist zu Salamanca vom Teufel (s. oben S. 350) erlernt haben. Ihr Typus ist Doktor Faust geworden.

Je mehr indessen die wissenschaftliche Thätigkeit zunahm und die akademischen Gesetze die Studirenden besser und strenger beisammenhielten, um so mehr nahm die Erscheinung der „fahrenden Schüler“ ab, und das unehrenhafte Wandern und Vagiren ging theils auf verdorbene Menschenklassen überhaupt, theils auf besondere Stämme über, und zwar vorzugsweise auf die beiden verachteten und verfolgten der Zigeuner und der Juden. Das erste dieser beiden zerstreuten Völker erschien im Jahre 1417, wahrscheinlich aus Indien kommend, zum ersten Mal in Europa. Ihre diebischen Neigungen gaben sie bald dem allgemeinen Hasse preis. Karl V. verbannte sie 1548 aus dem Reiche; 1561 widerfuhr ihnen dies in Frankreich, sie waren aber dessenungeachtet nicht zu vertreiben. Obschon sie, unter den Christen lebend, ihre Kinder taufen ließen und christliche Gebräuche beobachteten, huldigten sie unter sich fortwährend einer Art von Heidentum und gaben sich vorzugsweise gern mit Wahrsagen und anderen abergläubigen Künsten gab. Der Name der Zigeuner soll eine Korruption von „Ägyptianer“ sein, weil man sie früher allgemein aus Ägypten ableitete. Eine Abkürzung davon ist das Wort „Gauner“, welches in Folge seiner Verwandtschaft mit „Jauner oder Joner“ (Korruption aus „Jedionen“, Inhaber der jüdischen kabbalistischen und mystischen Kenntnisse, abgeleitet vom hebräischen

יָדַע, joda, wissen, erkennen) nach und nach zum Inbegriffe herumziehender Diebe und Betrüger wurde, obschon diese selten Zigeuner, aber zahlreiche Juden und noch zahlreichere Christen unter sich zählten. Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen die Gauner als gefährliche Korporation unter dem Namen der „Landfahrer, Gardebrüder, Schnalzer, Dobisser, Grantener, Schlepper, Burkartbettler“ u. s. w. Sich selbst nannten sie „Kochemer“ (vom heb. חָכָם, chochom, kundig), ihre Sprache „Jenisch“ (von Jedionen), ihre Kameraden „Chawer“ (von חָבֵר), die Nichtgauner „Wittscher“ (von ואִטר, der Beschränkte).

Die christlichen Gauner entstanden aus dem Bettlertum, welches die christliche Kirche in den ersten Zeiten ihrer Herrschaft durch übelangewandte und demzufolge mißbrauchte Mildthätigkeit, wie auch durch das Klosterwesen nährte. Schon früh nahmen diese arbeitscheuen Menschen die verfolgten Juden unter sich auf und bildeten im vierzehnten Jahrhundert bereits gefürchtete Räuberbanden in Deutschland, Frankreich und England, mit denen Fürsten und Städte Verträge schließen mußten, wenn sie ungeschoren bleiben wollten. Man bezeichnete sie damals als „Rote“ (davon „Rotwälsch“) und „Schwarze“, und ihr Treiben nahm im fünfzehnten Jahrhundert noch zu und erlitt erst 1495 durch den Landfrieden Kaiser Maximilians einen empfindlichen Stoß, von dem sie sich jedoch bald wieder so sehr erholten, daß ihnen die Carolina keinen Einhalt mehr thun, und daß es jene furchtbare Gestalt in Krieg und Frieden annehmen konnte, deren Gräueln wir später begegnen werden.

Das Gaunertum spielte denn auch bereits in der Literatur des Reformationszeitalters eine nicht geringe Rolle, zuerst in einem zu Basel im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts erlassenen Ratsmandate, das bereits ein kleines Wörterbuch der „rottwelschen“ (aus deutsch und hebräisch gemischten) Sprache enthält und 23 Klassen von Gaunern verschiedener Verrichtung kennt. Später spukt das Gaunertum in Geilers von Kaisersberg Predigten, wie in Sebastian Brant's Narrenschiff, besonders aber in einem Buche, dessen Gegenstand es ausschließlich bildet, in dem zwischen 1494 und 1499 erschienenen, später zu Wittenberg (1523 und öfter) gedruckten und mit Bildern gezierten Liber Vagatorum, „der Betler Orden“, das auf der Grundlage des erwähnten Baseler Mandats auf alle Spezialitäten der Sitten und Sprache damaliger Gauner aufmerksam macht. Plagiate desselben erschienen zuerst 1583 zu Frankfurt als „rotwelsche Grammatiken“. Es hat drei Theile, deren erster Theil 28 Klassen der Gauner aufzählt und charakterisirt, der zweite verschiedene allgemeine und besondere Kennzeichen derselben angibt und der dritte einen „Vocabularius“ der rotwälschen Sprache in alfabetischer Ordnung enthält. Eine Bearbeitung des Liber Vagatorum

in Versen nach Sebastian Brant's Manier lieferte Pamphilus Gengenbach. Mit den Gaunern hingen wahrscheinlich die wandernden Kesselflicker zusammen, welche in der Schweiz „Tage" hielten und einen „König" hatten; diese Stelle bekleidete einst der berühmte Bürgermeister Hans Waldmann von Zürich, nach dessen Enthauptung 1495 die Tagsatzung ernstlich beriet, wie in dem erledigten Königreiche der Keßler wieder Ordnung zu schaffen sei*).

B. Das Polizeiwesen.

Die öffentliche Sicherheit befand sich bei solcher Ausbildung verbrecherischer Menschenklassen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert natürlich in traurigen Verhältnissen. In Italien gehörte die allgemeine Sympathie den Mördern und Alles wünschte ihrer Flucht vor der Strafe Gelingen. Um das Jahr 1480 gab es durchaus keine Sicherheit vor Mordanfällen, Einbrüchen und Kirchenraub. In Ferrara wurde 1495 der Priester Nicolo de Pelegati eingesperrt, welcher Morde (den ersten am Tage seiner ersten Messe!), Notzucht und Raub in Menge verübt hatte. Allgemein verwildert war die Bevölkerung im Königreiche Neapel. Namentlich dort, aber auch anderswo, grassirte der Meuchelmord um Lohn, den selbst Fürsten häufig anordneten, und wurde durch Dolch und Gift bewerkstelligt. Einzelne Machthaber, wie z. B. Sigismund Malatesta, Herr von Rimini (Cesare Borgia's und seines Vaters nicht zu gedenken), begingen ohne Scheu sämmtliche Verbrechen, die sich die menschliche Fantasie ausdenken kann.

Auch in Deutschland walteten in dieser Beziehung die kläglichsten Verhältnisse. Das Land (außerhalb der Städte) wimmelte von Soldaten, Bettlern, Zigeunern, Spielleuten, Schalksnarren, welche, wenn sie ihr eigentliches Gewerbe nicht gerade ausübten, Verbrechen aller Art begingen. Wer Gelt hatte, konnte sich von aller Strafe loskaufen, während an den Galgen die Unzahl von Gebeinen der Nicht-Zahlungsfähigen im Winde klapperte (so in Nürnberg nach Celtes' Zeugniß).

Ebenso befanden sich auch die Wege und Straßen während jener Zeit noch in sehr schlechtem Zustande und waren stets von Räubern und Wegelagerern adeliger und geringer Herkunft beunruhigt und mit Zöllen beschwert; dennoch wurde bedeutend viel gereist. Es fuhren wallende Pilger, bettelnde Mönche, fahrende Schüler, brotsuchende Künstler und Handwerker, ehr- und bücherbegierige Gelehrte, briefbefördernde Boten, abenteuernde Ritter, thaten- und solddurstige Landsknechte und lüderliche Dirnen in Menge von Ort zu Ort. Wolhabendere Reisende bewegten sich zu Pferde weiter, bedürftigere zu Fuß. Die erste Post,

*) Des Verf. Gesch. des Schweizervolkes I. S. 513 ff.

welche der Fürst Franz von Taxis damals in Deutschland einrichtete, beförderte die Passagiere auf Pferden.

Den meisten Antrieb zu dem zunehmenden Reisen gab wol der Handel. Im Norden befand sich derselbe größtentheils in den Händen der Hansa (Bd. III. S. 267 ff.), welche seit 1260 ihre Niederlassung im Stahlhofe (Steel-yard) zu London besaß, in elf englischen und drei irischen Häfen Handelsfreiheit genoß und im Innern Englands auch Bergwerke betrieb. Viele Kaufleute und noch mehr Handwerker Londons, besonders Goldschmiede, waren Deutsche.

Auch die zahlreichen Kriege jener Zeit, in deren Gefolge das Beutemachen Luxus mit sich brachte, trugen zur Belebung des Verkehrs bei. Zu der Zeit, als die Schweizer (am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts) die erste Kriegsmacht Mitteleuropa's waren, wimmelten alle Städte, Flecken, Straßen und Wirtshäuser ihres Landes, wie der Chronist Stumpf erzählt, von fremden Kaufleuten und waren überfüllt mit fremdem Wein, Konfekt, Gewürz und anderen leckerhaften Eßwaaren, was in hohem Maße zur Verschlechterung der Sitten und zur Untergrabung der Gesundheit beitrug. Die Herbergen der Zeit waren, wol mit Ausnahme weniger in den Städten, jämmerlich beschaffen, ungastlich, die Wirte grob und abstoßend, unbekümmert um das Wol der Gäste, wovon in den Gesprächen des Erasmus von Rotterdam eine drastische Schilderung enthalten ist.

Im Wucher wetteiferten (Bd. III. S. 217 f.) besonders die Lombarden und andere Italiener mit den Juden. Es war nicht ungewöhnlich, daß die Wucherer sechszig Prozent jährlich bis hundert Prozent monatlich nahmen! Die Wuchergesetze bewiesen dabei ihre vollständige Nutzlosigkeit. Zum Schutze gegen diese Blutsauger begann man seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wol zuerst in Italien, Leihhäuser zu errichten, welche anfangs für die ersten sechs Monate keinen Zins annahmen. Ebenso bildeten sich auch damals unter verschiedenen Ständen Unterstützungsvereine für Fälle der Krankheit, des Alters, der Armut u. s. w. 1496 gründete die Herzogin Eleonore von Ferrara, Ercole's I. Gattin, eine Prinzeß von Aragon, ein Asyl für verschämte Arme, in Verbindung mit einer Schule. In den besser organisirten Städten, zuerst in Ferrara, wurden gegen den Bettel energische Schritte gethan, das Almosengeben verboten, die Bettler eingekerkert und im Rückfalle ausgepeitscht, zugleich aber alle Staatseinwohner verpflichtet, Fälle der Hilfbedürftigkeit den Behörden anzuzeigen, welche dieselben dann untersuchten, den Armen Verdienst, den Kranken und Alten Unterstützung verabreichten und von den Reichen zu diesem Zwecke eine Steuer erhoben.

Nichtbezahlende Schuldner wurden gleich Verbrechern und mit solchen eingekerkert, vorher aber auf einem Karren unter Trompetenschall

durch die Stadt geführt, was später durch Ausstellung in einer grünen Mütze ersetzt wurde. Man betrachtete es daher wie einen Fortschritt, als im Jahre 1478 auf Antrag eines menschenfreundlichen Mönches in Ferrara ein besonderer Schuldthurm errichtet wurde.

Die Unbefangenheit, Ungeziertheit und Derbheit, mit welcher man im Mittelalter und auch noch im Reformationszeitalter alle menschlichen Verhältnisse betrachtete, schloß folgerichtiger Weise auch die Duldung und selbst die Beschützung der öffentlichen Unzuchthäuser, oder wie man sie naiv nannte, „Frauenhäuser", (s. Bd. III. S. 289) in sich. Doch schlug diesen, zu der Zeit von welcher wir sprechen, in einem großen Theile Europa's, besonders in Deutschland, die letzte Stunde. Nicht wenig trug dazu die Sittenlosigkeit der Klöster bei (oben S. 544), so daß während der Reformation die Nonnen mancher Klöster, z. B. des Clara-Klosters zu Nürnberg, nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Frauenhäuser zu bevölkern.

Die Frauenhäuser fanden ihr Ende entweder durch die Reformation (Luther verurteilte sie unbedingt und scharf) oder durch die Ausbreitung der Syphilis, für welche Krankheit im Frauenhause zu Würzburg nach dessen Aufhebung ein Spital („Franzosenhaus") errichtet wurde. In Ulm wurde das letzte Frauenhaus 1531, in Basel 1534, in Nürnberg 1562 geschlossen und in letzterer Stadt verordnete 1582 der Rath, daß ein Paar, das sich vor der Hochzeit vergangen, ohne Kranz und Schleier (auf dem Lande mit Strohkränzen) erscheinen mußte und keine Lustbarkeiten veranstalten durfte. In England unterdrückte Heinrich VIII. die Frauenhäuser und versagte den Bewohnerinnen ein christliches Begräbniß. Einzelne Beschränkungen waren schon früher vorgekommen. In Hamburg vertrieb man 1483 die Lustdirnen aus den zu Kirchen führenden Gassen und wies ihnen „mit Trommeln und Fahnen" Winkelgassen zur Wohnung an. In Ferrara wurden lüderliche Frauenpersonen mit einer Geltstrafe von fünfundzwanzig Pfund belegt, zweimal ausgepeitscht und auf zwei Monate eingesperrt. An die Stelle der unerhebbaren Geltstrafe trat Ausstellung am Pranger. Im Rückfalle sollte ihnen die Nase abgeschnitten und sie in diesem Zustande aus der Stadt geführt werden. Den Bürgern, welche Häuser der Unzucht besuchten, sollte die Hand abgehauen und ihr Vermögen verkauft werden. Jedermann hatte das Recht, Inhaber schlechter Häuser mit dem Stocke zu züchtigen. Im Jahre 1507 wurde dort eine Ehebrecherin eingemauert und ihr nur zur Darreichung der Nahrung eine kleine Öffnung gelassen; sie blieb da, bis sie starb. Die Blütezeit der Frauenhäuser war daher in der Zeit, welche wir behandeln, bereits vorbei. Doch hörte damit das buhlerische Wesen überhaupt nicht auf. Die Dirnen zerstreuten sich nur, wo die Frauenhäuser aufhörten, und wurden desto gefährlicher. Vornehme Herren hielten ihre „Courtisanen", die oft zierlich gebildet waren,

sich fein benahmen, luxuriös wohnten und mit Schminken und allerlei Mitteln ihre Reize zu erhalten suchten, auch wol ohne Bedenken das Bild der Madonna am Fenster stehen hatten.

Manchen Ortes war aber das lüderliche Leben nicht auf die „lichten Frölin“ oder „guten Dirnen“, wie man sie nannte, beschränkt. In Wien z. B. begnügte sich, wie Piccolomini in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erzählt und Bonstetten an dessen Ende bestätigt, selten eine Frau mit einem Manne, und wenn die Edeln zu den Bürgern kamen, so trugen die Letzteren Wein auf und entfernten sich (!). Viele Töchter nahmen Männer ohne Wissen ihrer Eltern, und Witwen warteten das Trauerjahr nicht ab. Die alten reichen Kaufleute nahmen ihre Mägde zu Frauen, und wenn sie bald danach starben, heirateten die letzteren ihre jungen Knechte, mit denen sie schon während der Ehe vertraut gewesen, und so wurden oft arme Leute plötzlich reich, und die Geschlechter wechselten schnell. Ja es sollen oft Vergiftungen alter oder ungeliebter Männer durch ihre Frauen und deren adelige Buhlen vorgekommen sein. Doch auch außerhalb der Städte gab es fahrende Dirnen in Menge, besonders an den Höfen und in den Kriegslagern, selbst während der Kreuzzüge und der Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts. Bei den Landsknechten gab es ein besonderes Amt des Hurenweibels, welcher den Befehl über die mitziehenden „Huren und Buben“ führte, die außer ihrem eigentlichen Gewerbe verschiedene Handlangerdienste leisteten. Es gibt sogar Gedichte auf diese Geschöpfe. Im Heere des Herzogs von Alba, das in den Niederlanden Spaniens Monarchie und Katholizismus vertheidigen sollte, zogen vierhundert Dirnen zu Pferd und achthundert zu Fuß mit, welche der Geschichtschreiber Brantôme „belles et braves“ nennt. Im Jahre 1547 stürmten die spanischen Soldaten das Frauenhaus zu Nürnberg, worauf der Rat die Dirnen bei den Bürgern unterbringen und das Frauenhaus sperren ließ. Noch im dreißigjährigen Kriege bezahlte Waldstein seinem Hurenweibel wöchentlich einundeinviertel Reichsthaler.

Es ist indessen merkwürdig, daß zur Zeit des Bestehens der „Frauenhäuser“ das Verbrechen des Kindermords beinahe unbekannt war. Im fünfzehnten Jahrhundert kam zu Nürnberg kein Fall dieser Art vor, im sechszehnten schon sechs, im siebenzehnten aber dreiunddreißig. Hand in Hand mit dieser Erscheinung traten an die Stelle der Frauenhäuser nach und nach die Findelhäuser, welche indessen in Italien (wo seit 787 eines zu Mailand bestand) schon längst bekannt waren. In Nürnberg wurde Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts eines errichtet, konnte aber, wie bereits gezeigt, den Kindesmord nicht verhindern. Die Findelkinder wurden in „guten Sitten und der lateinischen Sprache unterrichtet“ — wenn sie erwachsen waren, mit dem Bürgerrechte beschenkt und zum Handel oder einem Handwerke angehalten, die Mädchen aber zur Heirat ausgestattet.

Seit den letzten Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts begannen die vorher krumm und winkelig angelegten Städte sich zu modernisiren. Den Anfang hierin machte, nach Burckhardt, Ferrara, wo das regirende Haus Este regelmäßige Häuserquadrate bauen ließ und die Bevölkerung namentlich durch fremde Flüchtlinge und durch Industrie so stark zunahm, daß die Stadt bereits 1497 als überfüllt gelten konnte. Dies machte eine Austrocknung der verpestenden Sümpfe um die Stadt notwendig, die denn auch mit Glück in urbares Land verwandelt wurden. Mit solchen Erscheinungen ging auch die Entwickelung des Polizeiwesens Hand in Hand, einer Anstalt, welche in der Neuzeit die mittelalterliche Allmacht der Hierarchie ersetzt und alle Regungen des Menschenlebens kontrolirt und systematisirt. In Ferrara wurde gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alles Waffentragen und während des Carnevals auch der Gebrauch von Prügeln streng verboten, so auch das Spielen auf öffentlichen Plätzen, das Galoppiren, rasche Fahren u. s. w., die Unreinlichkeit beim Backen, der Brotverkauf unter dem Gewichte, die Fälschung des Weines u. s. w. Alle Dolchspitzen mußten abgeschliffen werden. Diese und andere Verordnungen wurden anfangs mit solcher Härte durchgeführt, daß 1496 der dortige Polizeidirektor Zampante von einem Studenten zum Jubel des Volkes ermordet wurde. Auch die Pässe wurden in Ferrara zuerst eingeführt und ebenso das erste eigentliche Steuersystem in's Werk gesetzt. Mit direkten Steuern wurden blos die Reichen heimgesucht, die armen blos mit indirekten. Als fürchterlich genial ausgedachte Geheimpolizei erlangte das Polizeiwesen seine genaueste Ausbildung in Venedig (s. Bd. III. S. 280 f.), wo man kaum mehr zu denken, geschweige denn zu sprechen wagte, aus Furcht, in die Hände der finstern Macht zu fallen, welche ihre Opfer über die Seufzerbrücke und unter die Bleidächer führte. Zu den Folgen des Polizeiregimentes gehörte als ächtes Kind der Neuzeit unter anderen die Statistik, als deren Heimat Venedig angenommen ist. Wol hatte es schon früher z. B. in Mailand bereits im dreizehnten Jahrhundert, statistische Aufzeichnungen gegeben, aber in ziemlich roher, ungeordneter und unfruchtbarer Weise. In Venedig zuerst wurde die Statistik zu bewußten politischen Zwecken benützt und dort zuerst begann man, die Bevölkerung nach „Seelen" aufzunehmen, statt sich, wie früher und anderswo, mit Zählung der Feuerherde, Waffenfähigen, Gewerbetreibenden u. s. w. zu begnügen. Florenz folgte in diesem Fache zuerst nach, zählte auch die Getauften, die Schulkinder, die Armen u. s. w. und zog daraus nationalökonomische Nutzanwendungen. Namentlich erscheinen in Florenz, wie auch in Genua, nähere Angaben über das Vermögen und die Steuerkraft der Reichen.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, als sich das Papsttum von den Stürmen der Reformation zu erholen und gegen deren Resultate angreifend vorzuschreiten begann, fand es dasselbe in seinem

Interesse, den ihm gehörigen Staat zu diesen Zwecken als Mittel zu gebrauchen und daher seine Kräfte zu prüfen. Die Romagna erzeugte damals im Jahre 40.000 Stara Getreide mehr als sie bedurfte, wovon 35.000 über das Meer ausgeführt wurden. Im Jahre 1589 führte der Kirchenstaat jährlich für eine halbe Million Scudi Getreide aus. Daneben wurden auch große Mengen Wein, Lein, Öl u. s. w. erzeugt. Die einzelnen Städte des Kirchenstaates besaßen noch viele Unabhängigkeit von der päpstlichen Regirung, bezahlten ihr oft nur gewisse Abgaben und lieferten ihr Hilfstruppen nach ihrem Belieben. Ancona spielte um 1522 eine bedeutende Rolle im levantinischen Handel, und es gab dort griechische und türkische Kaufleute, von denen welche im Jahre Geschäfte von einer halben Million Scudi machten. Es bestand dort eine griechische Kirche und der Hafen wimmelte von Schiffen. Die Einkünfte Ancona's betrugen 50.000 Scudi jährlich, bis die Stadt 1532 von Clemens VII. unter dem Vorwande, eine Festung gegen die Türken anlegen zu wollen, durch List eingenommen wurde, alle Waffen verlor, die Verbannung von vierundsechszig und die Hinrichtung mehrerer angesehener Bürger erlebte und der päpstliche Hof — 20.000 Scudi jährlich gewann. Das früher ebenso unabhängige Perugia, welches sich einer Erhöhung des Salzpreises durch Paul III. widersetzte, wurde 1550 durch ein päpstliches Heer von 10.000 Italienern und 3000 Spaniern unter Peter Ludwig Farnese, dem Sohne des Papstes, unterworfen und die Häuser der fünfundzwanzig flüchtigen Mitglieder des aufständischen Magistrates niedergerissen.

Ziemlich viele Angaben besitzen wir über die Einkünfte des Kirchenstaates im sechszehnten Jahrhundert. Leo X. bezog aus dem Verkaufe von 2150 Ämtern 900.000 Scudi; die Inhaber derselben nahmen 320.000 Scudi ein. Man mußte zu solchen Mitteln greifen, weil die Päpste es nicht wagen durften, ihrem Volke Steuern aufzuerlegen. Das Ende Adrians VI., welcher dies versuchte, ist bekannt. Als auch der Ämterverkauf nicht genügte, griff man seit Clemens VII. zu Staatsanleihen; dieser Papst nahm 200.000 Dukaten zu 10 Prozent auf. Paul III. mußte 600 neue Ämter schaffen und endlich doch zu einer Auflage, dem Sussidio schreiten, die anfangs auf 300.000 Scudi berechnet war, wovon der zehnte Theil auf Bologna fiel, das sich aber durch eine mäßige Abfindungsumme davon befreite. Andere folgten diesem Beispiele, und so gingen denn vom Sussidio im Jahre 1560 nur 165.000 Scudi ein. Unter Julius II. hatten die Einkünfte des Kirchenstaates 350.000, unter Leo X. 420.000, unter Clemens VII. 500.000 Scudi betragen; am Ende der Regirung Pauls III. waren sie auf 706.473 Scudi gestiegen, freilich gesellte sich ihnen aber eine schwebende Schuld von 500.000 Scudi bei und Julius III. erhielt von Ancona nicht die Hälfte, von Perugia sogar kaum den hundertsten Theil der auf diese

Städte treffenden Abgaben. Er erhöhte die Auflagen und so auch seine Nachfolger. Unter Pius IV. überstiegen die Einkünfte eine Million und die Schuld eine halbe; die verkäuflichen Ämter hatten die Zahl von 3500 erreicht. Von den Einkünften kamen auf die Zölle 133.000 Scudi, von denen aber die Staatskasse nicht den zehnten Theil erhielt, da der Rest bereits den Gläubigern verschrieben war.

Die Stadt Rom zählte unter Leo X. 80.000 Einwohner, die sich unter dem strengen Paul IV. auf 45.000 verminderten, nach ihm aber wieder auf 70.000 und unter Sixtus V. auf 100.000 stiegen. Von diesen Zahlen gehörte ein winziger Theil den fest Angesessenen; die Bevölkerung in ihrer Mehrheit war eine flottante, die je nach den Umständen kam und wieder ging; sie war aus allen christlichen Nationen zusammengesetzt.

C. Die Volkswirtschaft.

Durch die mit der kirchlichen Reformation gleichzeitigen politischen und wissenschaftlichen Bewegungen erhob sich auch die Volkswirtschaft auf eine neue Stufe ihrer Entwickelung*). Es war dies im ganzen Geiste der Zeit begründet. Im Mittelalter befanden sich die Anliegen der Bevölkerung in den Händen einzelner Körperschaften, der Kirchen, der Gemeinden, der Zünfte, der Gutsbezirke u. s. w. und der Staat stand dem Volke fremd gegenüber. Im Reformzeitalter aber wuchs der Staat an Macht, wie wir gesehen haben (oben S. 308), und damit wuchs auch das Bedürfniß für ihn, bestimmte Grundsätze anzunehmen, nach denen die Anliegen seiner Bevölkerung wahrgenommen werden sollten.

Die volkswirtschaftliche Bewegung des Reformzeitalters stand in innigem Zusammenhange mit allen übrigen Bewegungen jener Zeit, mit dem Humanismus, der Kirchenreform und dem Streben nach Volksfreiheit, wie wir es im Bauernkriege (oben S. 129 ff.) auftreten gesehen.

Die Humanisten wurden schon durch das Studium der Schriftsteller des Altertums darauf geführt, auch deren volkswirtschaftliche Ansichten in Berücksichtigung zu ziehen. Am eingehendsten oder vielmehr einschneidendsten hat dies Erasmus in seinem „Lob der Narrheit" gethan, indem er die Arbeit pries und die unnötige Existenz der Mönche und Nonnen verurteilte, den Wucher an den Pranger stellte und sogar so weit ging, das persönliche Eigentum zu verwerfen und ein gemeinsames solches nach dem Vorbilde des Urchristentums zu befürworten. In prak-

*) Falke, Joh., die volkswirtschaftl. Anschauung der Reformationszeit. Zeitschr. f. d. K. G., N. Folge III. S. 167 ff.

tischerer Weise beleuchtete Wilibald Pirkheimer in seinem Buche über den Ursprung, die Lage, die Sitten und Einrichtungen Nürnbergs die Maßregeln dieser Stadt zur Verhinderung willkürlicher Steigerung der Preise und zur Beschränkung des Aufwandes und Wuchers. Mehr vom Standpunkte des niedern Adels äußerte sich dagegen Ulrich von Hutten über dieselben Gegenstände, trat gegen die selbstsüchtige Handelsbetreibung der Fugger u. a. reicher Kaufleute, sowie gegen die Einfuhr ausländischer Waaren auf und predigte die genügsame Einschränkung auf die Erzeugnisse des Vaterlandes. Mit diesen Deutschen im Allgemeinen übereinstimmend, zog der Italiener Machiavelli seinen Gesichtskreis weiter und verlangte, daß allein die Größe und das Wol des Staates das Ziel jeder Politik sein solle; dieses sei, lehrte er, nur durch die gegenseitige Unterstützung der Natur und der Arbeit zu erreichen. Von seinem absoluten Fürsten verlangte er Einführung möglichster Gleichheit der Vermögensverhältnisse und Verbannung des Müßigganges und des Aufwandes. In idealerer Weise empfahlen jene italischen Humanisten, welche sich enthusiastisch zu Platon hingezogen fühlten (oben S. 62) die Einführung der „Republik" dieses Philosophen mit ihrer Gütergemeinschaft, jedoch in christlichem Geiste und auf friedlichem Wege. Am folgerichtigsten entwickelte Thomas Morus in seiner Utopia diesen Gedanken.

Die Reformatoren hatten naturgemäß vor Allem ihr religiöses Strebeziel im Auge. Die wirtschaftlichen Verhältnisse als solche waren ihnen untergeordneter Natur und nur im Lichte des „Wortes Gottes" von Bedeutung. Nach Maßgabe der Bibel empfahl darum Luther die Arbeit im Schweiße des Angesichts, jedoch gemildert durch ihre Vertheilung unter die verschiedenen Stände, und verlangte von der Obrigkeit die Vorsorge für Redlichkeit im Handel und Wandel und gegen Übertheuerung. Gleich Hutten eiferte er auch gegen Ausfuhr des Geltes nach Außen für fremde Erzeugnisse und gegen den Großhandel, wie er auch in Verdammung des Zinsnehmens den mittelalterlichen Standpunkt aufrechthielt. Wie Luther und gleich ihm auch Zwingli auf die thatsächlichen Verhältnisse ihrer Länder, so stützte sich dagegen Melanchthon mehr auf die volkswirtschaftlichen Lehren der Alten. Von ihnen entfernte sich Calvin durch Vertheidigung des Zinsnehmens, indem er das Gelt als Waare auffaßte. Alle Reformatoren aber stimmten in der Festhaltung am persönlichen Eigentum überein, daher auch, neben dem Eifer für den Gehorsam gegen die Obrigkeit, Luthers heftige Worte gegen die aufständischen Bauern.

Mit den Letzteren und gleich den Humanisten trat dagegen Sebastian Frank (oben S. 441) wieder für Gütergemeinschaft ein. Die Bauern selbst verlangten Erhebung des Ackerbaues zur einzigen als ehrlich anerkannten Arbeit, Beschränkung des Handels und der Gewerbe

auf das notwendigste, Aufhebung der Zölle, sowie der Feudallasten und Frondienste, Freiheit der Jagd und Fischerei, Einführung gleicher Maße, Gewichte und Münzen. Ähnliche Ziele verfolgten die Wiedertäufer, in der geistvollsten Weise aber Thomas Münzer (oben S. 130 ff.).

Soweit nun diese nationalökonomischen Lehren Gütergemeinschaft und änliches zum Ziele hatten, also staatsgefährlich waren, wurden sie natürlich von den Herrschenden mit Feuer und Schwert vernichtet; aus dem, was übrig blieb, bildete sich das erste System der Volkswirtschaft, das durch Kaiser Karl V. begründete Merkantilsystem, welches auf dem Irrtum beruhte, als bestände das Vermögen in edeln Metallen: Gold und Silber. Der Kaiser prägte schlechtes Gelt, um, wie er kindisch wähnte, mehr Gelt im Lande zu haben, und verhinderte dadurch ein Emporstreben der ihm untergebenen Städte durch den Handel, dessen freie Bewegung er durch Sperren und Verbote der Ein- und Ausfuhr zu hemmen suchte. Die Spanier jagten darum in ihren Entdeckungs- und Eroberungszügen vor Allem nach Gold und Silber, wie die Tataren und Mongolen auf den ihrigen nach Vieh. Man glaubte daher auch lächerlicher Weise, daß ein Land durch die Einfuhr von Waaren ärmer werde, weil dieselbe mit der Ausfuhr des Geltes verbunden war, kannte kein Maß und Ziel im Hinaufschrauben der Einfuhrzölle und nahm sogar Reisenden, welche ein Land verließen, ihr Gelt bis auf einen gewissen Betrag ab, was z. B. Erasmus in England begegnete. Die Folgen dieser Thorheit waren, daß das Gold und Silber im Werte sanken und ein Gegenstand eifrigen Schmuggels aus dem Lande gegen eingeschwärzte Waaren wurden. Spanien, das diesem System am längsten huldigte, verlor durch dasselbe seine Industrie, und ebenso verdankte die Neuzeit demselben die Einführung der Negersclaverei. Hand in Hand mit dem Merkantilsystem ging auch die Kolonialpolitik oder der Wahn, daß die Mutterländer durch ihre Kolonien reich würden, was die unsinnigste Bedrückung der letzteren und dadurch endlich großentheils ihren Verlust herbeiführte. —

Der zunehmende Zerfall des deutschen Reiches in besondere Landeshoheiten, welche dem erstern alle Kennzeichen der Staatsmacht entzogen und sich selbst zuwandten, verhinderte die weitere Ausbildung volkswirtschaftlicher Lehren von größeren Gesichtspunkten aus und beschränkte die Beschäftigung mit den aufstrebenden Wissenschaften auf das Interesse an den Hilf- und Erwerbsquellen der Kleinstaaten, wie z. B. am Münzwesen und dessen Wandelungen. Doch bewirkten die Bestrebungen nach Hebung der „Regalien“ unstreitig Vieles zum Wole der Bevölkerungen. Unter anderm trat um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an die Stelle der frühern Gleichgiltigkeit gegen den Verfall der Wälder, in Folge empfindlichen Holzmangels die Sorge für das Forstwesen. Die ersten Verordnungen gegen die Verwüstung der Forsten sind die sächsische von 1482, die brandenburgische von 1531 und die des Herzogs

Heinrich des Jüngern von Braunschweig vom Jahre 1547. Noch mehr Aufmerksamkeit widmeten die Fürsten dem Berg- und Hüttenwesen. Herzog Julius von Braunschweig ließ sein Land nach Bergschätzen und 1586 auch geognostisch untersuchen und im Harz neue Stollen, Schachte und Wasserleitungen anlegen; im Jahre 1576 schon hatte er den Überschuß der Bergwerke um 84.000 Gulden höher gebracht als sein Vater. Bezeichnend für jene Zeit war es vorzüglich die Alchemie, welche ihn zur Vervollkommnung des Hüttenwesens antrieb; Betrügereien, denen er zum Opfer fiel, brachten ihn aber auf den rechten Weg, und statt Gold und Silber lieferte er redlich Blei und Eisen, Vitriol und Arsenik, Alaun und Salpeter. Aus der Eisenhütte zu Gittelde gingen die damals berühmtesten „Feldschlangen" hervor, und zwar geschmiedete Hinterlader, die erste war $34^1/_2$ Fuß lang und 170 Zentner schwer und schoß eine Meile weit. Auch auf Herstellung von Verkehrsstraßen richtete man das Augenmerk; Herzog Julius verordnete 1589 deren fleißige Besichtigung und Verbesserung, wie er auch kräftige Schritte gegen die das Land unsicher machenden, sich umhertreibenden Landsknechte that. Auch die Schiffbarmachung von Flüssen wurde nicht vernachlässigt; aber die elende Kleinstaaterei zeichnete sich dabei, als z. B. die Stadt Braunschweig und Herzog Wilhelm von Lüneburg 1577 gegen die Schifffahrt auf der Oker intrigirten und protestirten, sie sogar thätlich störten und sich gegen angebliche Schädigung ihrer Rechte an den Kaiser wandten, und es gelang ihnen wirklich, das Werk zu hintertreiben!

Im Übrigen aber war eine der liebsten Beschäftigungen von Fürsten u. a. großen Herren die Jagd. Die Waldungen und Wildnisse, viel weiter ausgedehnt als jetzt, boten Unmassen von Wild dar. Man fand in Deutschland nicht nur Wildschweine und Hirsche, sondern auch Bären und Wölfe, Auerochsen und Elennthiere. Auch Frauen nahmen an diesem „Vergnügen" theil. Bis zum 17. Jahrhundert bediente man sich als Waffe meist der Armbrust, erst später der Feuerwaffen, gegen Eber und Bären der Jagdspieße. Gegen Vögel wurden als Jagdthiere die abgerichteten Jagdfalken verwendet.

Die mit der Volkswirtschaft in engem Zusammenhange stehenden Beschäftigungen der Bevölkerungen, wie der Handel, die Gewerbe und die Landwirtschaft, haben in unserm Zeitraume wenig Charakteristisches und ihre Entwickelung in demselben läßt sich so wenig von ihrer höhern solchen im folgenden Zeitraume trennen, daß wir genötigt sind, sie hier unerwähnt zu lassen und hinsichtlich ihrer auf den nächsten Band unseres Werkes zu verweisen.

Zweiter Abschnitt.

Krieg und Frieden.

A. Kriegs- und Seewesen.

In der von uns geschilderten Periode waren die Söldnerheere (Bd. III. S. 240) noch stetsfort an der Tagesordnung. Über die Zahl, Pflichten und Rechte der Söldner wurden zwischen den Angeworbenen selbst oder ihren Regirungen und dem sie mietenden Kriegsherrn Verträge und Bündnisse abgeschlossen. Manche Staaten, wie z. B. die Schweizer Kantone seit dem fünfzehnten Jahrhundert, verkauften ihre Angehörigen förmlich gegen den Bezug von Jahrgeltern, die aber oft nicht bezahlt wurden, an Frankreich, den Papst u. s. w. Auch einzelne Krieger, besonders Trompeter, Büchsenmeister, Schwertfeger und andere Solche, die besondere Fertigkeiten besaßen, verdingten sich durch Verträge an Kriegführende. Den rühmlichsten Namen in Bezug auf Tapferkeit, wenn auch nur noch um Gelt, nicht mehr zur Verwirklichung großer Ideen, errangen sich unter den Söldnern des sechszehnten Jahrhunderts als erste geordnete Fußtruppen die Schweizer und die (1487 zuerst auftretenden) deutschen Landsknechte (auch Lanzknechte), die meist mit Spießen und nur zu geringem Theile mit Hakenbüchsen (arquebuses) bewaffnet waren. Beide dienten ohne jegliche andere Rücksicht dem Meistbietenden, so die Ersteren zur Zeit des Papstes Julius II. Diesem, nach der unseligen Schlacht bei Marignano aber (1515) ihren Besiegern, den Franzosen, mit denen die Kantone 1516 einen ewigen Frieden und 1521 sogar ein Bündniß zum Zwecke der Lieferung von Söldnern abschlossen, dem aber Zürich stets fern blieb, wo Zwingli gegen die fremden Dienste eiferte. Doch traten auch oft Schweizer in kaiserliche Dienste und fochten gegen ihre auf französischer Seite befindlichen Landsleute. Ja es ließen sich die kurz vorher protestantisch gewordenen Züricher trotz Zwingli's Abmahnung vom Papste Leo X. gegen Frankreich anwerben, in dessen Dienste die katholischen Schweizer gegen den Papst zogen! Ein Zuzug von 14.000 Schweizern, um 1519 dem Herzog Ulrich von Würtemberg sein verlorenes Land wieder erobern zu helfen, wurde auf Zürichs Betrieb, als gegen den Willen der Behörden unternommen, an allen Theilnehmern streng bestraft. Bei Marignano war indessen die nationale Wehrkraft der Schweizer gebrochen worden; bei Bicocca (1522) verloren sie auch ihren Söldnerruhm, und nach der Schlacht bei Pavia geschieht ihrer, als einer kriegerischen Gesammtheit, keine Erwähnung mehr. Ebenso charakterlos wie die damaligen Schweizer verhielten sich im

Kriegsdienste auch die deutschen Landsknechte. Ein sogenannter Schwarzer Haufe Solcher, unter dem sich der freche Georg oder Hans Langmantel durch seine Pralerei hervorthat, diente bei Pavia den Franzosen gegen den Kaiser, wobei aber Langmantel, welcher den vaterländisch gesinnten Landsknechtführer Georg von Frundsberg mit lauter Stimme und auffallenden Geberden zum Kampfe herausforderte, erschlagen und seine ganze Bande vernichtet oder in die Flucht geschlagen wurde. Georg von Frundsbergs Name hatte einen guten Klang; gleich den alten Schweizern fiel er vor jeder Schlacht mit seinen Leuten auf die Kniee. Er hielt treffliche Mannszucht und ließ seine Untergebenen niemals plündern, daher in ihren Kriegen die verbündeten Spanier ihnen Alles vorweg nahmen. Neben den Söldnern erscheinen jedoch im Reformzeitalter bereits die Anfänge der stehenden Heere. Das erste solche waren die türkischen Jenidscheri (Bd. III. S. 496), das erste christliche aber schuf 1449 Karl VII. von Frankreich in seinen 15 Ordonnanzkompagnien.

Die öffentlichen Gebresten des Mittelalters, die Fehden und das Faustrecht spukten auch noch tief in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Das Kriegführen und Menschenschlachten war noch nicht, wie heute, ein Privilegium der Staaten und Regirungen, sondern Jeder, der die Kraft dazu fühlte, fand sich berufen, seinen Feinden förmlich durch Urkunden abzusagen, ihnen Feindschaft und Fehde anzukündigen. Dienstleute und Söldner sagten ohne Bedenken ihren Vorgesetzten, ja sogar Leibeigene ihren Herren ab, beliebige Raubritter den Räten der Städte, Kaufleute den Raubrittern, von denen sie beschädigt worden (wie z. B. der bekannte Hans Kohlhase in der Mark Brandenburg), Juden ihren Verfolgern u. s. w. Der Fehdebrief drohte in der gehässigsten Weise mit Mord, Raub und Brand. Man übersandte ihn feierlich durch Herolde oder Edelknaben, meist auf die Spitze einer Lanze gesteckt. Noch 1521 sagten fränkische Junker der Stadt Nürnberg ab, raubten jeden Bürger derselben, der in ihre Hände fiel, aus, und sandten ihn mit abgehauener rechter Hand heim (eine bei den Raubrittern sehr beliebte Grausamkeit).

Den größten Schrecken jagten aber in unserer Periode der gesammten Christenheit die Türken ein. Zweimal, 1529 und 1683, belagerten sie Wien, und in der Zwischenzeit war fast ganz Ungarn ein Theil der „Türkei“ und Siebenbürgen ihr Vasallenland, das ihnen sogar zeitweise gegen den Kaiser anhing. Oft genug drohten sie weiteres Eindringen in Deutschland und die „Türkenglocken“ erinnerten die bebenden Christen beständig an die drohende Gefahr. Oft aber hausten die vom Kaiser gegen den Erbfeind in Italien und Spanien geworbenen Truppen nicht sanfter als die Türken, raubten, mordeten, brannten und zerstörten zwecklos, aus Übermut und aus Haß gegen die „Deutschen“. Doch machten es auch deutsche Truppen im eigenen Lande oft nicht besser.

Die Waffen waren damals in einem Zeitraum bedeutender Entwickelung begriffen. Herzog Karl der Kühne von Burgund, der tapferste Fürst seiner Zeit, führte bei der Belagerung von Neuß 1475 an Geschützen bei sich: fünf eiserne Büchsen (davon eine „geschraubt", d. h. wahrscheinlich gezogen), jede zehn bis elf Fuß lang, neun kupferne Büchsen, eine davon ebenso lang, die acht kleineren mit Löwenköpfen, eine große „eiserne Schlange" dreizehn, und vier kleinere sechs Fuß lang, sechs eiserne Böler auf Rädern, vierundeinhalb Fuß lang, vierundvierzig „kupferne Schlangen" von sieben bis elf Fuß Länge, sechsundsechszig „runde Schlangen" auf Rädern, sechs bis neun Fuß lang, neun große Steinbüchsen, zwölf Roßmühlen, eine Windmühle (?) u. s. w. An den Handbüchsen trat 1507 das Radschloß an die Stelle des Luntenschlosses. Die gezogene Handbüchse wurde von Kaspar Zollner in Wien 1480 erfunden, dem dies August Kotter in Nürnberg 1520 und Wolf Danner daselbst streitig machten. Gebraucht wurde sie nachweislich schon 1498 bei einem Schießen in Leipzig. Im Kriege erschienen Büchsenschützen in größerer Anzahl erst während des dreißigjährigen Krieges. Das erste Recept zur Bereitung des Schießpulvers kennen wir aus dem Jahre 1445, nämlich 4 Theile Salpeter, 2 Schwefel und 1 Kohle. Baptista Porta erwähnt 1567 schon das heutige Verhältniß mit 6 Theilen Salpteer, 1 Schwefel und 1 Kohle.

Auch nach der ausgedehnten Anwendung des Schießpulvers bediente man sich noch fortwährend anderer Geschosse, wie ungeheurer Pfeile, welche die Balliste (daher: Arcubalista, verdorben „Armbrust") abschoß. Mittels Schleudermaschinen (lat. Katapulten, deutsch Antwerke) dagegen wurden Felsenstücke, Feuerkugeln, sogar Kot, Aas und dergleichen Unreinlichkeiten unter die Belagerten geworfen. Die Ballisten kamen Ende des fünfzehnten, die Schleudermaschinen erst Ende des sechszehnten Jahrhunderts außer Gebrauch und an ihre Stelle traten unter dem schon für sie üblichen Namen (Arkolei, Artillerie) die genannten schweren Feuergeschütze, bei denen die Zeugmeister zu Büchsenmeistern wurden. Die erste Schlacht, in welcher die Feuerwaffen die Entscheidung herbeiführten, war wahrscheinlich die von Pavia 1525.

Ein würdiges Gegenstück zum System der Strafen im bürgerlichen Leben bildete das militärische Strafrecht. Vergehen und Verbrechen im Kriege wurden bei den deutschen Landsknechten durch die Kriegsgemeinde derselben beurteilt, und zwar an „einem nüchternen Morgen". Der Profoß machte den Ankläger und brachte den Angeklagten in den Ring der Landsknechte. Die Truppe beschloß mittels Aufhebens der Hände nach Stimmenmehrheit Eintreten auf die Anklage, worauf der Profoß sowol, als der Angeklagte Jeder einen „Fürsprecher" erhielten. Nach den Verhandlungen, welche der „Feldweibel" leitete und während

deren Verlaufes die Fähndriche ihre Fahnen mit der Spitze in die Erde steckten, wurde das Urteil gesprochen, worauf man die Fahnen wieder ergriff und in die Höhe hielt. Die häufigste Todesstrafe war die des „Spießrechts“, nach welchem der Delinquent, nachdem er seine Kameraden und sie ihn um Verzeihung gebeten, gegen die in eine „Gasse“ geordneten vorgehaltenen Spieße derselben laufen mußte, wobei sie ihm „aus Gnade“ auf halbem Wege entgegenkamen, damit er schneller „erledigt“ werde. War es vorbei, so knieten Alle nieder und beteten für die „arme Seele“. Diese Strafe scheint bis zur Einführung der Piken im dreißigjährigen Kriege fortbestanden zu haben. Andere kriegerische Strafen waren das Erschießen, Hängen und Enthaupten. Die scheußlichste aber war das im christlichen Europa bis in's achtzehnte Jahrhundert geübte Spießen oder Pfählen, welches darin bestand, daß man dem Verurteilten einen spitzen Pfahl zwischen den Beinen in den Leib und an den Schultern wieder heraustrieb und denselben dann aufrichtete, worauf der Unglückliche oft noch Tage lang lebte, ja manche sogar todverachtend noch ihre Pfeife rauchten. Das Pfählen kam meist nur bei schweren Mordthaten und bei Verrat an den Feind vor. Peter Wolfgang, welcher sechs Kirchen- und einundvierzig Witwenraube und dreißig Morde begangen hatte, davon sechs an schwangeren Frauen, deren Früchten er die Herzlein ausgerissen und „gefressen“, um (wie der Aberglaube lehrte) nicht gefangen zu werden, wurde 1575 zu Sagan, nachdem man ihm die rechte Hand abgehauen, mit Zangen zerrissen, zur Stadt hinausgeschleift und dann gespießt, — 1615 ein Mörder zu Breslau, welcher sechsundneunzig Morde und drei Brandstiftungen begangen, mit glühenden Zangen zerrissen, geschleift, gerädert und zuletzt noch gespießt. In Ungarn soll den Delinquenten der Pfahl von einem Pferde durch den Leib gezogen worden sein.

Im Seewesen wurde das Reformzeitalter durch die Fahrten nach Länderentdeckungen bedeutsam. Im 15. Jahrhundert nahmen die Schiffe an Größe zu und damals wurden auch zuerst Kanonen auf denselben verwendet, was bedeutende Veränderungen im Schiffbau herbeiführte. Seit der Entdeckung Amerikas wuchs die Größe der Schiffe noch mehr an; aber sie waren noch plump von Ansehen, bis um Mitte des 16. Jahrhunderts die Engländer elegantere Formen aufbrachten. Heinrich VIII. gründete die englische Seemacht durch Errichtung der ersten eigentlichen Kriegsflotte.

Die berühmte spanische Armada zählte 133, die damalige englische Flotte 179 Schiffe; doch waren erstere fast doppelt so groß als letztere. Die das Seewesen des Mittelalters beherrschenden Galeren kamen gegen Ende des 16. Jahrhunderts außer Gebrauch und der Schiffbau machte bedeutende Fortschritte, besonders in England.

B. Bewegtes Leben im Frieden.

Mit dem Lärm der kriegerischen Ereignisse und dem wilden Leben der Theilnehmer an denselben wetteiferte damals auch in Friedenszeiten, die freilich selten waren, ein lärmendes und wildes Treiben.

Das allgemeine Auftreten neuer Ideen im fünfzehnten Jahrhundert führte auch eine Zunahme der Pracht und des Aufwandes bei öffentlichen Festen mit sich. Italien und speziell Florenz hatte hierin schon früher den Anfang gemacht. Triumfzüge, in Nachahmung derjenigen des Altertums, waren in Rom nichts seltenes und wurden später auch an anderen Orden gebräuchlich, und zwar nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch in der Dichtung. Dabei spielte stets die oft unglückliche und mißlungene Allegorie eine Hauptrolle, wie dies auch in der Poesie und in der bildenden Kunst der Fall war, besonders in der Periode des herrschenden Humanismus. Die Allegorie wurde mit ihrem ganzen Pomp selbst bei kirchlichen Festen in Anwendung gebracht, so namentlich am Fronleichnamsfeste, bei welchem selbst Päpste sich in dunkeln Versinnbildlichungen zu überbieten suchten. Die Borgias sollen den dabei üblichen Kanonendonner eingeführt haben. Ähnlich wurden die weltlichen Feste gefeiert, mit besonderm Glanze die politischen der Republik Venedig, mit bunten Zügen von Gondeln. Bei Einzügen fürstlicher Gattinnen schritten kostbar gekleidete Pfeifer, Trommler, Trompeter und Hellebardiere voran; das Blendendste aber leisteten die Hochzeit- und Krönungsfeste von Königen und Königinnen, besonders in Frankreich und England, wobei antikisirende allegorische und symbolische Mummereien nie fehlen durften und Teppiche aus allen Fenstern hingen. Bei der Hochzeit Heinrichs VIII. von England und Katharina's von Aragon, welche so verhängnißvolle Folgen haben sollte, ritt der Herold des Königs dem Zuge voran in die Halle und rief Jeden, der seinen Herrn nicht für den rechtmäßigen Herrscher halten würde, zum Zweikampfe auf; dann erhielt er vom König einen goldenen Becher, den er austrank und behalten durfte.

Eine große Liebhaberin solcher Schaustellungen war die Königin Elisabeth. Wenn sie das Land durchreiste wurde sie überall pomphaft empfangen. Als sie einst in Norwich ankam, erschien vor ihrer Wohnung, „in einer fantastisch bemalten Kutsche fahrend, Merkur, in einem goldbesetzten Wamms von blauem Sammt, mit einem goldnen Hute auf dem Kopfe und Flügeln an Händen und Füßen, um sie zu einem eigens für sie vorbereiteten Schauspiel unter freiem Himmel einzuladen, worin Venus und Cupido nebst allegorischem Gefolge der Laster durch die Göttin der Keuschheit und die ihr folgenden Tugenden überwunden wurden, welche natürlich die Königin und ihre Damen vorstellten. Auf dem ganzen Wege wurde sie von Nymphen und Feen umschwärmt,

die ihr singend und tanzend huldigten," während in komischem Kontraste plötzlich ein würdiger Pastor vor sie trat und ihr für den Schutz verfolgter Protestanten dankte. Im Jahre 1581 wurde zu Ehren einer französischen Gesandtschaft ein großes Fest in Whitehall gefeiert. In einem prachtvollen Festbau, dessen Decke mit Sonne, Mond, Sternen und schwebenden Wolken verziert war, wurde „die Burg der vollkommenen Schönheit", d. h. der Platz, wo die Königin saß, von Rittern, welche die „Pflegesöhne der Begierde" hießen, belagert. Nach erfolgloser schwülstiger Rede eines fantastisch gekleideten jungen Parlamentärs wurde die Burg aus Kanonen mit süßem Pulver und wohlriechendem Wasser, sowie mit Blumen, Süßigkeiten und dergleichen beschossen, worauf ein Turnier stattfand, in welchem natürlich die Kämpen der „vollkommenen Schönheit" siegten.

Bei der Geburt eines fürstlichen Kindes, namentlich eines Erbprinzen, wurden alle Glocken geläutet, Dankmessen gelesen, Kleider und Speisen unter die Armen vertheilt. In Italien, vielleicht auch anderswo, wurden die Bänke der Gerichte und Schulen weggenommen und in Freudenfeuern verbrannt, und wenn das fürstliche Haus besonders freigebig war und aus den Brunnen Wein fließen ließ, auch Angriffe auf die Thüren der Häuser und Magazine gemacht, um sie zu demselben Zwecke zu gebrauchen.

In Rom gewann im fünfzehnten Jahrhundert der Carneval seinen lärmenden Umfang, mit Wettrennen von Pferden, Eseln, Büffeln, Alten, Juden u. s. w., welchen gegenüber dasselbe Fest in Florenz durch seinen feinen künstlerischen Charakter abstach, den jedoch bisweilen unanständige Gedichte entstellten, die man dabei absang. Sehr glänzend war der Carneval in Ferrara, wo man zwar die in Venedig damit verbundenen Zügellosigkeiten nicht mehr duldete, seitdem dabei Mönchs- und Nonnenkleider getragen, der geistliche Stand somit lächerlich gemacht wurde und Mitglieder desselben sich ausgelassen betragen hatten. Dagegen hatte man dort an einem jährlichen Carneval nicht genug, sondern feierte deren mehrere.

Bei der deutschen Fastnacht ging es höchst derb zu. Hauptspäße dabei bestanden in sehr unanständigen Geberden. Doch fehlten auch die ernsten Seiten nicht; denn 1482 wurde in Köln die Fastnacht zum Deckmantel eines Aufstandsversuches gegen den Rat benutzt, der wiederholt Maßregeln gegen solche Plane treffen mußte. Auch sonst kam es in jener Zeit vor, daß man zur Verhöhnung eines Nachbarortes eine Figur aufstellte, wie z. B. auf der Rheinbrücke zu Basel den die Zunge herausstreckenden „Lällenkönig", welchem gegenüber die Kleinbaseler, denen der Hohn galt, an einem Thurme ein derbkomisches Gesicht anbrachten. Mummereien (Mummenschanz) wurden übrigens auch zu anderen Zeiten gern getrieben und mit allerlei Neckereien verbunden. Besondere

Anlässe dieser Art waren der Schäfflertanz in München und das Schempartlaufen in Nürnberg, welches von Kaiser Karl IV. herrühren soll, aber schon in Mitte des 16. Jahrhunderts sein Ende fand und mit allerlei grotesk-komischen Vorstellungen verbunden war.

Mit der Entwickelung des Festlebens ging auch diejenige der Bühne Hand in Hand. Ihre Geburtstätte war bekanntlich die Kirche, und die dramatische Darstellung der Glaubensgeheimnisse gab den ältesten Theaterstücken den Namen der Mysterien, welche wir aus der Kulturgeschichte des Mittelalters (Bd. III. S. 400) kennen. Neben den Mysterien kamen aber nach und nach Pantomimen von durchaus nicht nur weltlichem, sondern sogar heidnischem Charakter auf, indem die antike Mythologie in dieselben hineingezogen wurde, was selbst Kardinäle (wie Riario 1473 in Rom) aufführen zu lassen sich nicht scheuten. Der Tausendkünstler Lionardo da Vinci ließ 1489 bei einem fürstlichen Brautfeste in Mailand das Planetensystem vorstellen, und wenn sich bei dessen Umdrehung ein Planet der Braut näherte, so trat der Gott, dessen Namen er trug, aus der Kugel und begrüßte sie in Versen. Man war sehr erfinderisch in dergleichen allegorischen Dramen; jedes Fest von Bedeutung hatte solche im Gefolge, und es bildeten sich besondere Gesellschaften zur Einrichtung derselben. Besonders glänzend waren die erwähnten Trionfi (Triumfzüge), deren einer 1513 die Wahl des Papstes Leo X. mit antiken Scenen feierte.

Seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts traten die Mysterien indessen mehr zurück und die „Moralitäten“ an ihre Stelle, d. h. Stücke religiösen Charakters, in welchen statt der Wunder die Tugenden und Laster die Hauptrolle spielten und meist durch Bürger oder Studenten dargestellt wurden. Während der Reformation wurden sie eifrig benutzt, um deren Grundsätze beliebt zu machen und gegen die Entartung der alten Kirche loszuziehen. Der Teufel war der Vertreter des komischen Elementes und kam selten ungeprügelt davon, welche Operation meist dem Laster zufiel, das sie hinwieder oft von der Tugend erlitt. Durch allmälige Individualisirung der abstrakten Begriffe, welche nach und nach ganz verschwanden, entstand während des sechszehnten Jahrhunderts das eigentliche Schauspiel, das am Ende desselben die Moralitäten völlig verdrängte, wie wir bei Anlaßder spanischen (oben S. 474 ff.) und der englischen Bühne (oben S. 487 ff.) gesehen haben.

Bei fürstlichen Familienfesten standen auf mehreren öffentlichen Plätzen, die der Zug passirte, Bühnen, auf denen mythologische Personen die Gefeierten mit langen Versreihen bewillkommten und dafür von ihnen belobt wurden. Die Hauptbühnen aber wurden in öffentlichen Gebäuden aufgeschlagen und trugen bisweilen über hundert Schauspieler, deren Vorstellungen mit Tänzen und Pantomimen abwechselten. Eine Vermischung der beiden letzteren Gattungen von Darstellungen war die Moresca,

ein Tanz in kriegerischen Kostümen mit Waffen oder auch in fantastischen Aufzügen mit Produktionen nach Art der heutigen Gauklerkünste. Die beliebtesten Schauspiele waren zur Zeit der Blüte des Humanismus die Komödien des Plautus und Terentius im Original. Einen unerfreulichen Wetteifer mit den Nationalbühnen unterhielten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert italische Schauspielertruppen, welche besonders in Deutschland durch ihre dem Aretino und anderen schamlosen Dichtern entlehnten unanständigen Komödien, die sie mit Trommelschall ankündigten und in offenen Höfen aufführten, bei Gebildeten ebenso sehr Ärgerniß erregten, als sie bei dem Pöbel Anklang fanden. In Pantomimen traten oft Pferde in Menge, ganze Heerden Ziegen und Rudel von in Felle wilder Thiere gekleideten Menschen auf, um Jagden, Beschäftigungen der Landwirtschaft und dergleichen darzustellen. In den Fastenzeiten hörten alle weltlichen Schauspiele auf und in den Kirchen wurden dafür Passionsspiele aufgeführt und so die Mysterien wieder zu Ehren gezogen.

Neben dem Theater ging auch bereits das Marionetten- oder Puppenspiel einher. Cardanus erzählt in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, daß er zwei kleine hölzerne Bilder gesehen, die, von einem Sicilianer gezeigt, und an einem durch sie gehenden Faden geleitet, mit einander spielten, Pauken schlugen, tanzten, die Köpfe, Arme und Beine nach dem Takte der Musik bewegten u. s. w. Unter anderweitigen Sehenswürdigkeiten und Schaustellungen finden wir bereits 1443 lebende Elefanten, 1629 abgerichtete solche, seit dem sechszehnten Jahrhundert die verschiedensten Thiere, je nachdem man sie durch die Entdeckungen neuer Länder kennen lernte. Dazu kamen Riesen, Zwerge, bärtige Frauen, Menschen ohne Arme, sehr schwere und fette Kinder, Mißgeburten, Kuh-, Ochsen- und Bärenhetzen, wobei alte blinde Bären, denen die Zähne ausgebrochen waren, auftraten und zuletzt niedergemacht wurden. Das meiste Aufsehen aber erregten die Seiltänzer, die man auch „Seilschwimmer“ nannte, und die sich bei Anlaß der verschiedensten Festlichkeiten sehen ließen. Seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fuhren Solche auf Seilen von Thürmen herab, indem sie sich mit ausgestreckten Armen auf der Brust herabgleiten ließen, führten auch Jungen in Schubkarren auf und ab, brannten auf dem Seile Feuerwerke ab und tanzten mit Säcken über den Köpfen oder in Harnischen u. s. w. Mit ihnen wetteiferten spanische und italische Gaukler und Springer, welche ein ganzes System von besonders benannten Sprüngen (Affen-, Katzen-, Hasen-, Forellensprung) aufgestellt hatten. Ebenso trieben Quacksalber, Theriakskrämer und Taschenspieler ihr Wesen, indem sie ihr Gewerbe mit lautem Geschrei und lächerlichen Geberden ausschrieen. Besonders wurden Mittel gegen Gift angepriesen. Auch produzirte man sich in gefahrlosem Umgange mit erschöpften Schlangen, Krokodilen u. s. w., ließ Hunde singen,

Ziegen tanzen, in Zauberspiegel schauen; Athleten ließen sich mit Hämmern auf die Brust schlagen, fraßen Werg, spieen Feuer, schnitten einander scheinbar die Nasen ab u. s. w.

Waren keine fremden Gaukler solch' verschiedener Art anwesend, so sorgten die Einheimischen selbst für öffentliche Belustigung. Es geschah dies durch ernste und komische Umzüge, welche Geistliche, Schüler und Handwerker abhielten, maskirte Tänze, Wettlaufen, Turniere, Armbrust- und Büchsenschießen, Mastklettern u. s. w. Bei solchen Gelegenheiten spielten stets die „Glückshäfen", auch Wucher- oder Glückstöpfe, die Lotterien jener Zeit, eine große Rolle, indem die Unternehmer derselben Zettel (Lose) austheilten, Gewinnste vorspiegelten, aber oft durch betrügerische Kunstgriffe nichts oder wertloses Zeug gewinnen ließen. Das älteste Beispiel dieser Art finden wir 1477 zu Erfurt an einem Schützenfeste, wobei der erstgefallene Gewinn in zwei Gänsen und einem Pfunde Ingwer, der letzte in einem Gulden bestand. Andere Lose gewannen silberne Becher, welche die Schützen ausgesetzt hatten. Die Zettel mit den Namen der Einleger und die mit den Nummern der Gewinnste wurden je in ein geschlossenes Faß gelegt und durch einen „ungelehrten Knecht" in Gegenwart der Ratsherren und ihrer Schreiber gezogen. Selbst Herzog Wilhelm von Weimar spielte mit, gewann aber nichts. Ein anderes Spiel der Art fand 1521 zu Osnabrück statt, ebenso an einem Schießen zu Nürnberg 1561, an einem solchen zu Augsburg 1570, wo 36.464 Zettel zu 8 Pfennigen eingelegt wurden und Wettläufe wie Pferderennen stattfanden, an denen sich Herzog Christoph von Baiern selbst im Laufen und Springen hervorthat und Herzog Wolfgangs Pferd den Preis gewann. Ein Glückshafen von 1578 zu Augsburg hatte zum besten Gewinn ein bairisches Wirtshaus im Werte von 4500 Gulden. Auch prangte ein Glückshafen aus dem Schießen zu Straßburg 1576, welches die Züricher durch ihre bekannte Fahrt mit dem warmen Hirsebrei verherrlichten. Zu Basel wurden 1585 die Glückshäfen verboten. Unter den übrigen Spielen war das Würfeln ziemlich allgemein verpönt, während dagegen 1472 der Rat von Nürnberg selbst zwanzig Gulden zu einem Schachspiele hergab.

Das sechszehnte Jahrhundert war die Blütezeit der älteren Schützenfeste, welche man in Stahl- oder Armbrust- und in Büchsenschießen unterschied. Sie waren seit dem vierzehnten Jahrhundert üblich, besonders in der Schweiz und in Süddeutschland. Wir finden bedeutende Freischießen z. B. 1465, 1504 und 1549 in Zürich, 1461, 1508, 1518, 1567 und 1617 in Augsburg, 1523 und 1577 in München, 1524 in Heidelberg, 1579 in Nürnberg. Es waren dabei meist Armbrust- und Büchsenschützen zugleich vertreten. Früher war das Ziel des Schießens, namentlich mit Armbrüsten, gewöhnlich ein auf hoher Stange angebrachter, oft prächtig verzierter Vogel, welcher aber, zuerst in der Schweiz und

Schwaben, bei Zunahme der Schützenfeste, besonders mit Feuerwaffen, durch die bequemeren Scheiben verdrängt wurde. In Norddeutschland jedoch, namentlich in Schlesien, hing man noch lange fest an den Vögeln. Fürsten nahmen oft Antheil, wie z. B. Herzog und Kurfürst August von Sachsen am letztgenannten Nürnberger Schießen, wo er den ersten Preis von hundert Dukaten gewann, ausgesetzt vom Markgrafen Georg Friedrich, der das Schießen zur Feier seiner Hochzeit veranstaltet hatte. Die Schießstätten waren prachtvoll verziert und mit Bildern geschmückt, die Brunnen gemalt und vergoldet, die Schranken mit Säulen, Laubwerk und Wappen ausgestattet. Es war großes Leben und Treiben, Lärm aller Art und Musik ließen sich hören. Wir erstaunen jedoch, zu lesen, daß 1579 in Nürnberg blos 111 Fremde und 136 Schützen sich betheiligten und daß während der fünf Tage des Festes jeder Schütze 24 Schüsse gethan habe. Das Schießen selbst scheint demnach Nebensache gewesen zu sein; denn wir finden, daß der Rat den Schützen täglich zweiunddreißig Kandeln Wein nebst Brot, Käse und Obst verehrt und daß ein dabei aufgestellter Glückshafen 84.000 Zettel gezählt habe. Den Schießplatz zierten vierundzwanzig Zelte. Zahlreicher besucht war das Augsburger Schießen von 1508, bei welchem sich 544 Armbrust- und 919 Büchsenschützen einfanden.

In der Beschreibung einer fürstlichen Hochzeit aus dem Beginne unserer Periode, nämlich derjenigen des Herzogs Georg von Baiern mit der Tochter des Königs von Polen (1475), finden wir folgende Angaben. Der römische Kaiser selbst ritt mit „allen Fürsten, Rittern und Knechten" auf eine Meile Weges vor Landshut der Braut entgegen, vor welcher sofort vier Ritter mit scharfen Speeren auf einander turnierten. Vor dem Bräutigam zogen neun Hengste her, auf jedem ein Edelknabe. Das Pferdegeschirr war mit Perlen gestickt, die Zügel silberne Ketten. Am Hute trug der Bräutigam ein Kleinod im Werte von 15.000 Gulden, auf dem Ärmel seines Kleides eine gestickte Jungfrau mit einem Löwen am Stricke und der Inschrift „In ehren sie mir liebet". Der Kaiser und sein Gefolge saßen ab und gingen mit allen Handwerken und dem „heiligen Sakrament" der Braut entgegen, welcher zehn Jungfrauen auf weißen Zeltern folgten und welche zwei vergoldete Wagen mit sich führte. Ihre Vorreiter, vier polnische Herren, trugen vergoldete Sporen, sie und ihre Edelknaben vergoldete, mit Perlen und Edelsteinen gestickte Kleider und Pferdegeschirre. Nachdem Alles in Landshut eingezogen, stiegen der Kaiser und der Markgraf von Brandenburg ab und führten die Braut in die Kirche, wo der Bischof von Salzburg die Brautleute zusammengab. Bei Anbruch der Nacht begann der Tanz, den der Kaiser mit der Braut eröffnete. Später „legte der Kaiser die Braut und den Hochzeiter schlafen", worauf Alles in seine Herberge ging. Am andern Tage besuchte die ganze Hochzeitgesellschaft unter großem Gepränge die Kirche

und hielt dann in einem mit rotem Sammet behängten und von Silbergeschirr glänzenden Sale ein reiches Bankett ab, dem ein Turnier folgte. An der Hochzeit nahmen im Ganzen zehntausend Menschen Theil, welche achttausend Pferde mit sich führten. Die Kosten derselben betrugen 55.766 Gulden und dreiundsiebzig Heller. Allein an Gewürzen wurden verbraucht: Safran 207, Pfeffer 386, Ingwer 286, Zimmt 205, Nelken 105, Muskatblüten 85 und Zucker 500 Pfund. In den Familien der höheren Bürgerstände war die Hauptsache bei der Hochzeit die Brautfahrt (in Bremen der Treck, d. h. Trakt, Zug) nach der Kirche. Des Rates Musikanten zogen blasend voran, dann folgten möglichst viele geschmückte kleine Kinder als „Hoffnungsboten", dann die Brautjungfern und die Brautleute selbst, zuletzt die Verwandten und Eingeladenen. Hauptstücke des Schmuckes der Braut waren der goldene Gürtel und die Krone von vergoldetem Silber. Eine Braut trug so oft mehrere Pfund Gold an sich. Der Rat von Bremen gestattete 1587 und 1606 nur den Bräuten des ersten und zweiten Standes goldenen Schmuck und beschränkte 1606 die mitziehenden Kinder auf solche über acht und später auf solche über zwölf Jahre. Die Hochzeiten der reichen Familie Fugger in Augsburg waren mit Tänzen, Schlittenfahrten, Stechen, Ringelrennen, Mummereien und Aufzügen verbunden, bis der Rat letztere 1628 wegen der Kriegszeiten untersagte. Auch bei den Kindtaufen gab es gewöhnlich große Gastereien.

Bei keinem häuslichen oder öffentlichen Vergnügen jener Zeit durfte der Tanz fehlen, über welchen sogar, und zwar keineswegs in durchaus mißbilligendem Sinne, auf der Kanzel gepredigt wurde, wie die 1578 zu Straßburg erschienenen „Brautpredigten" des Pfarrers Cyriakus Spangenberg zeigen. Dieser Kanzelredner theilte die Tänze nach der Bibel ein in geistliche, Götzen-, bürgerliche und Buben- oder Hurentänze. Die erstere Art übten die jüdischen Weiber nach dem Durchgange durch das rote Meer, die zweite die Anbeter des „goldenen Kalbes", die dritte sei die der ehrbaren, die vierte die der lüderlichen Leute. Die letztere muß nach der von dem frommen Herrn sehr plastisch davon gegebenen Beschreibung damals sehr im Schwange gewesen sein, und zwar in einer so unzüchtigen Weise, wie sie jetzt unerhört wäre. Wenn man damals zum Tanze ging, nahm man keinen Anstand, mit Trommeln und Pfeifen während des Gottesdienstes an der Kirche vorbei zu ziehen. Nach der Tanzbelustigung aber wurde auf's Unmäßigste gegessen und getrunken, und nach Diesem geschah noch Schlimmeres zwischen den Tanzgästen. Dazu wurde gelärmt und geschrieen, Gläser und anderes Geschirr zerschlagen, singende Schulknaben, welche das Vergnügen erhöhen wollten, übertäubt und sogar je nach Laune geprügelt, Freudenfeuer angezündet u. s. w. War aber das tolle Treiben gar mit einer Hochzeit verbunden, so sang man vor der Kammerthüre der Neuvermälten zotenhafte Lieder,

brach dieselbe auch wol gar auf und holte die Brautleute zum Tanze ab! Mitunter liefen die Ausgelassensten auch in der Stadt herum, tobten, lärmten, trommelten, warfen Marktbuden um, stürzten Wägen und Karren in's Wasser, ja brachen sogar in die Häuser ein und zertrümmerten, was sie vorfanden. Die Sächsisch-Meißen'sche Polizeiordnung von 1555 suchte dergleichen Unfugen bei Tanzanlässen zu steuern und belegte Unanständigkeiten mit Buße. In Zürich war schon mit Annahme der Reformation das Tanzen, ausgenommen bei Hochzeiten, verboten worden; auf keinen Fall aber durfte es nach Sonnenuntergang fortgesetzt werden. Kam das damals beliebte „Umwerfen" der Tänzer vor, so stellten obrigkeitliche Personen sofort das Tanzen ein. Die Tanzmusik bestand in Zürich aus einer Trommel, zwei Feldpfeifen, zwei Violinen und einer Harfe, wobei natürlich die militärischen Instrumente die übrigen übertönten. 1557 wurde wegen eines Hagelwetters das Tanzen auf ein ganzes Jahr verboten.

Ihrer Tanzlust wegen waren besonders die Augsburger bekannt. „Selbst das gemeinste Volk belustigte sich mit Zechen und Tänzen auf offener Straße um den Gewinn von Kränzen oder Hähnen, zog jauchzend in der Stadt umher, zechte vor den Thüren der Häuser an zubereiteten Tischen und Bänken" und beging dabei so große Unordnungen, daß die Obrigkeit 1512 dergleichen „Kranz- und Hahnen-, auch „Gesellentäge" verbot. Die Gebildeteren belustigten sich in einem sogenannten Tanzhause in sogenannten Geschlechtertänzen, an welchen oft Kaiser, Könige und Fürsten Theil nahmen. Man war dabei maskirt und tanzte nach Zinken, Pfeifen oder Schalmeien, Dudelsäcken, Zithern, Trommeln und Posaunen, welche die „Stadtpfeifer" aufspielten. Diese Tänze hörten jedoch seit 1577 auf.

Die Vergnügungen und Feste der Kinder waren im Ganzen von denen der neuesten Zeit nicht stark verschieden. Wie jetzt noch waren unter dem jungen Volke, wie uns Abbildungen und Schilderungen lehren, Reifschlagen, Handwindmühlen, Steckenpferde, Stelzenlaufen, Radschlagen, Kreiseldrehen, Bockspringen, Fangen und Soldatenspielen gebräuchlich, und die Mädchen ergötzten sich bereits mit Puppen, kleinem Küchengeschirr, Hausgeräte, Wägelchen und dergleichen. Nur die Nachahmungen des Treibens der Großen mußten verschieden sein wie dieses selbst. Die Kinder der Vornehmen führten mit Pferd- und Ritterfiguren Turniere auf oder turnierten gar auf den Schultern dienstwilliger Männer gegen einander. In der Schweiz feierten die Knaben Bogenschützenfeste. Zu Regensburg war ein beliebter Kinderfesttag das „Virgatumgehen", wobei die Schuljugend am Anfange des Sommers, mit grünen Zweigen geschmückt, mit den Lehrern vor die Stadt zog und vor vielen Zuschauern sich in gymnastischen Übungen zeigte, die aber seit 1554 abgeschafft und nach und nach durch Musik und Tanz ersetzt wurden. In Würtemberg

fand und findet noch das Virgatumgehen im Mai statt. Es soll ein Rest des mittelalterlichen Bischofsspieles sein, welches in der scherzhaften Wahl eines Bischofs durch die Knaben aus ihrer Mitte bestand. Im Jahre 1487 veranstaltete Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg ein Kinderfest, wobei er die Schuljugend mit Lebkuchen beschenkte.

Wenn Jemand eine Badekur machte, so war es in Zürich, und zwar mit besonderm Bezuge auf den nahen Badeort Baden im Aargau, gebräuchlich, daß Demselben alle seine Bekannten und Freunde Geschenke machten. Bei dem Bürgermeister und dem Pfarrer that dies die ganze Gemeinde, bei dem Zunftmeister seine Zunft, bei dem Lehrer seine Schule. Die Geschenke durften jedoch nicht in Gelt bestehen; meist waren die ansehnlicheren silberne Pokale oder andere Geräte, auch Weine, selten Eßwaaren, bisweilen lebende Ochsen, Pferde u. s. w. oder eine Eisenrüstung. Der Beschenkte dankte bei seiner Rückkehr durch Einladung zu einem Abendtrunke; selten war er so freigebig, die Schenkenden an den Badeort selbst kommen zu lassen und dort einige Tage hindurch zu bewirten.

Baden im Aargau war wol der berühmteste Badeort in der Periode, welche wir schildern. Die älteste Nachricht über denselben besitzen wir von dem uns (oben S. 58 und 63) bekannten Humanisten Johann Franz Poggio Bracciolini aus Florenz (1380—1459 Kanzler seiner Vaterstadt). Als er den Papst Johann XXIII. an das Konzil von Konstanz begleitete, besuchte er von dort aus, am Chiragra leidend, Baden und beschrieb diesen Aufenthalt in einem latinischen Briefe an seinen Freund Niccolo Niccoli vom Jahre 1417. Er stellt darin die geselligen Freuden Badens weit über jene der antiken Bäder von Puteoli und fand, „Cypria selbst, und was sonst die Welt Schönes in sich fassen mag, sei in diese Bäder gekommen;“ so sehr halte man hier auf die Gebräuche dieser Göttin, so sehr finde man ihre Sitten und losen Spiele wieder. Schon damals waren, eine Viertelstunde von dem Städtchen Baden, an der Limmat, Gasthäuser um einen Hof herum angelegt, deren jedes sein eigenes Bad hatte. Der öffentlichen und Privatbäder gab es zusammen dreißig. Für die niedrigste Volksklasse waren zwei besondere von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, kurz Alles, was vom „Pöbel“ zusammenströmte, zugleich badeten, und zwar in vollkommen nacktem Zustande. Es stand zwar darin eine die beiden Geschlechter trennende Scheidewand, die jedoch, wie es scheint, niedrig genug war, um den keckeren Blicken nichts zu verbergen. In kleinerm Maßstabe war dasselbe auch in den schön geschmückten Privatbädern der Gasthöfe der Fall, wo in den Scheidewänden Fensterchen angebracht waren, durch die man sich nicht nur sehen, sondern auch berühren konnte. Sogar Gallerien für Zuschauer befanden sich hier. Es gab selbst Bäder, welche von Männern und Frauen durch

denselben Eingang betreten wurden, und zwar von beiden Geschlechtern ohne alle Kleidung, als bei den Männern eine Schürze und bei den Frauen ein vorne oder an der Seite offenes Hemd. Im Wasser selbst speiste man gemeinsam auf schwimmenden Tischen. Es wurden auch oft Männer auf die Frauenseite eingeladen und zogen dann ebenfalls ein ähnliches Hemd an wie die Frauen es trugen. Poggio gibt indessen den Badenden das Zeugniß, daß sie sich ohne alles Ärgerniß benahmen, gegen Scherze nicht empfindlich wurden, Alles von heiterer Seite betrachteten und sogar Ehemänner keine Eifersucht gegen ihre mit Anderen schäckernden Frauen empfanden. Man besuchte einander gegenseitig in den Bädern, trank, sang und musicirte darin und tanzte nachher. Die Zuschauer warfen oft den badenden Schönen Geltstücke und Kränze zu, die sie mit arglos aufgehobenem Linnengewand auffingen. Außerhalb der Badezeit belustigte man sich auf einer von Bäumen beschatteten Wiese mit Ballspielen, indem man Bälle, in welchen sich Schellen befanden, Denen zuwarf, die man durch seine Neigung auszeichnen wollte. Poggio rühmt, nicht ohne Schalkheit, unter den wolthätigen Wirkungen der Bäder von Baden vor Allem die Beförderung der weiblichen Fruchtbarkeit. Die Bäder wurden ohne alles Bedenken auch von Priestern, Mönchen, Äbten und sogar Nonnen besucht, die sich von der geschilderten Badeweise nicht absonderten. Ja es gab Äbtinnen, welche Güter ihres Klosters verkauften, um eine Kur zu machen, Nonnen, welche sich vom Papste Ablässe erkauften, um in weltlichen Kleidern Bäder besuchen zu können, und Äbte, welche durch ihre Kuren ihr Kloster ruinirten, bis sie endlich in Folge ihres ärgerlichen Lebens mit dort befindlichen Nonnen entsetzt wurden. Der berühmte Bürgermeister Waldmann von Zürich besuchte Baden mit seiner Frau und noch dazu mit — sechs Buhlerinnen und einer Gesellschaft wilder Zechkameraden. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts benutzte der französische Gesandte Baden dazu, die Weiber für sich und dadurch ihre Männer für die Politik seines Hofes zu gewinnen. Ein Junker von Landenberg welcher sich 1526 zu Baden allerlei schlechte Streiche erlaubt, wurde dort auf rätselhafte Weise ermordet.

Aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts besitzen wir einen zweiten ausführlichern Bericht über Baden von dem Baseler Doktor Pantaleon (geb. 1522, gest. 1595), Arzt, Professor und zeitweise Rektor der Universität seiner Vaterstadt, und zwar in dessen 1578 gedrucktem Buche „Wahrhafftige und fleißige beschreibung der uralten Statt und Graveschafft Baden, sampt ihrer heilsamen warmen Wildbederen, so in der hochlöblichen Eydgnoschaft in dem Ergöw gelegen," u. s. w. Er tadelt die italienische Geilheit Poggio's und untersucht Alles mit echt deutscher Gründlichkeit und Trockenheit. Die Frage nach der Wirkung der Bäder beantwortet er richtig mit dem Sprichwort:

„Die würckung endert sich im Bad,
„Ist einem nutz, dem andern schad."

Zu seiner Zeit bestand auf einem offenen Platze unter freiem Himmel ein sogenanntes freies Bad oder Burgerbad mit Raum für hundert Menschen. Ein Viertheil desselben war durch einen Verschlag für die Weiber abgeschlossen, wurde jedoch von ehrbaren Frauen gemieden. Man badete umsonst darin und ließ sich im Übermaß schröpfen, was Pantaleon tadelt, wie auch die Vermischung des offnen Wassers mit dem Regen. Es war ein Bademeister verordnet, „der Knaben Unzucht zu stillen und gute Ordnung zu erhalten." Das ebenfalls offene Verenabad wurde meist von „armen prästhaften Leuten" benutzt. Wenn es aber zuweilen gesäubert war, stiegen auch „schöne reiche Frauen" hinein, um fruchtbar zu werden, was nach dem Volksglauben geschah, wenn sie einen Fuß in die Quellöffnung hineinstießen, wobei ungescheut viele Personen zuschauten. Es fehlte auch nicht an Verleumdungen, als wären die anwesenden „starken Bettler" die eigentliche Ursache der erworbenen Fruchtbarkeit! — In den Gasthöfen gab es mehrere größere und kleinere, gemeinsame und abgesonderte Bäder, in welchen es anständiger, wenn auch oft lärmend genug herging. In einem der größeren, dem „Herrenbad", wählte die Badgesellschaft einen Schultheißen, Statthalter und mehrere andere Amtspersonen bis zum „Schergen" und „Nachrichter", um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Abhängig von diesen Beamten war auch das im Übrigen abgesonderte Frauenbad und so noch andere. Pantaleon rühmt, daß in diesen Bädern Katholiken und Protestanten ohne Zank und Disputation friedlich beisammen saßen.

Dritter Abschnitt.

Leben und Tod.

A. Häusliches Leben.

Ging es bei besonderen Anlässen in Friedenszeiten ziemlich so lärmend zu wie im Kriege, so hatte auch das gewöhnliche Leben, ohne außerordentliche Gelegenheiten, einen pompösen und splendiden Charakter. Im Essen und Trinken war man nicht karg. Hochgestellte Herren eröffneten ihre Tafeln mit enormen Zügen aus Riesenpokalen auf die Gesundheit des Monarchen und ließen dieselben in der Gesellschaft herum-

gehen, bis Niemand mehr auf den Füßen stehen konnte. Trompeten riefen zur Malzeit und während derselben wurde anhaltend musizirt.

Berühmt waren die englischen Braten, — in Italien die Salami und Ochsenzungen von Ferrara, die Aale von Comacchio.

Sehr im Schwange waren die Schlaftrünke, d. h. nicht etwa besondere Getränke, welche Schlaf hervorriefen, sondern großartige Gelage vor dem Schlafengehen. Es erschienen dabei, nach einer deutschen Schilderung von 1550, unter hellem Kerzenschein, kalt Gebratenes, Wildpret, Kapaunen, Fasanen, Feld- und Haselhühner, anderes Geflügel, Pasteten von Fischen und Wildpret, gebratene Fische mehrerer Arten, gesottene Rinder- und Kalbsfüße in Essig, dann Latwergen, Obst und Spezereien, in Zucker und Honig eingemacht, z. B. saure Amarellen, Kirschen, Johannisbeeren, Schlehen, Pflaumen, Quitten, Birnen, Weintrauben und vielerlei andere Früchte, darauf rote Rüben, eingebeizte Wurzeln (der Wegwarten, Bibernellen u. s. w.), Zitronen, Pomeranzen, Muskatnüsse, Datteln, Feigen, Zibeben, Rosinen, Mandeln, Haselnüsse, Baumnüsse, Kastanien u. s. w., ferner gebratene Quittenäpfel, Träseneien (geröstetes Brot in Wein), übergoldetes Konfekt von Mandeln, Zimmet, Ingwer, Koriander, Fenchel, Anis, Kümmel, Bisam; endlich Fladen, Honigkuchen, Hippen, Marzipan aus Mandel und Zucker mit Wappen darauf, Käse und Obst. Neben alle dem her ging noch Brot, Eierkuchen, Bretzeln und natürlicher Weise Wein aller Arten, weißer, roter und „schwarzer“, alter und neuer, süßer und saurer, sowie Kirschenwasser. Die Gerichte wurden „züchtiglich“ aufgetragen, und unter den Schmausenden ergingen „beste Freude und Kurzweil, freundliche Gespräche, züchtige Gesänge, liebliche Sprüche;“ man „hofierte“ (machte den Hof), tanzte und musizirte. Solche Bankette dauerten die halbe oder auch die ganze Nacht bis zum Morgen, und oft schritt die väterliche Obrigkeit dagegen ein. Denn bei ungebildeteren Leuten ging es roh und wild her, und man aß Allerlei untereinander, wie es Jedem einfiel. Unter den Gegenständen solcher Gelüste finden wir „Specksuppen“, saure Milchsuppen, Eier in Schmalz, rohe Bücklinge, rohe Bratwürste, Heringe aus der Tonne mit Essig und Zwiebeln, Rettige, Sauerkrautbrühe, in Butter geröstetes Weißbrot („der Zechbrüder Kramet-Vögel“ genannt) u. s. w. Die erwähnten Konfekte, Marzipane, Latwergen u. s. w. wurden von den Apothekern aus allerlei Ingredienzien zubereitet, meist aus Früchten, Zucker und Wein. Aus Blättern und Blüten der Pflanzen, die man klein hackte, wurden durch Destillation „Konserven“ gefertigt, aus dem ausgepreßten Safte derselben Sirop oder Julep, aus verzuckerten Pflanzensamen Konfekte und Magenpulver, aus Verschiedenem Krafttränke, (gewürzte Weine), Torten und dergleichen.

Die königlich dänische Tafel hatte 1515 folgende Speisezettel: An Fleischtagen: Kohl mit Speck, Kuhfleisch mit Brühe, frischgesalzen Fleisch

mit Senf, Lämmerbraten, gesottene Hühner oder wilde Vögel, gesalzen oder frisch Wildpret; an Fasttagen: Heringe, Weinsuppe oder Grütze, Stockfisch mit Butter, frischen Dorsch oder andere Seefische, Eier und frische Butter. Die Diener erhielten Kohl oder Erbsen, ein Stück getrocknetes Kuhfleisch, an Fasttagen Hering, getrockneten Fisch, Grütze und Butter.

In Basel wurde 1556 verordnet, daß ein Fleischmal nicht mehr als drei Schilling und ein Fischmal nicht mehr als zwei Batzen die Person kosten solle. — An einem Bankette, welches der Rat von Braunschweig am 6. Oktober 1569 dem neuen Herzog Julius gab, und welches von zwölf bis vier Uhr dauerte, brachte der erste Gang Rindsfleisch mit Suppe, Braten, Hasen und Rebhühner, Birnen und Pasteten, der zweite gekochte Vögel und frischen Lachs, der dritte Herz oder Hirsch in Semmel gebraten und Weinmus, der vierte Hirschwildpret und Mandelkäse, der fünfte Hirschpasteten und Schaffleisch, der sechste gebratene Vögel und Quappen, der siebente gebratene Ferkeln und trockene Forellen, der achte Mandeltorte und Gründlinge, der neunte Ferkel in Gallert und Schlipken (?), der zehnte Muscheln (Austern?), Wiren (?) und Gebäckelse, der elfte Krebse, Karpfen und Pasteten, der zwölfte Bratfische, Gebackenes und Parmesankäse. Zu jedem Gange mit Ausnahme des ersten und letzten, kam noch ein „Schaugericht", bestehend aus von den Pastetenbäckern geformten, theilweise vergoldeten und bemalten Figuren, Thieren, Vögeln, u. s. w. Es wurden hierfür angeschafft: 8 Ochsen, 32 Hämmel, 13 Botlinge (?), ein wildes und zwölf zahme Schweine, 50 Hasen, 17 Stück anderes Wildpret, 236 Hühner, 82 Rebhühner, 260 Stück Vögel, 190 Krammetsvögel, 960 Eier und noch weitere für sechszehn Gulden, 9 Aale, 304 Karpfen, 203 Hechte, 1140 Gründlinge, 101 Barsche, 30 Bratfische, 3600 Krebse, eine Tonne und 66 Pfund Lachs, eine Tonne und 56 Pfund Butter, 246 Pfund Speck, — 15 Faß Märzbier, 1 Faß starkes, 8 Tonnen Weißbier, 2 Faß Einbeck'sches Bier und 4 Faß Mumme, 7½ Ohm Rheinwein. Davon blieben übrig: 5 Schweine, 7 Gänse, 30 Würste, 6 Schinken, 5 Lachse, 130 Scheepel (?), 165 Pfund ungeschmolzen Wachs, 108 Pfund Butter, — von Getränken — nichts. Die Beleuchtung erforderte 150 Fackeln, 36 Pfund Tafel-, 103 Pfund Talglichter. Essig wurde ein Faß und noch für einundeinhalb Gulden gebraucht. Die Kosten beliefen sich auf 3085 Gulden 7 Schilling 5 Pfennige. Wurde man bei den Banketten lustig und aufgeräumt, so äußerte man dies durch die Zerstörung oder Fortschleppung der zum Male gehörigen Sachen. An dem zuletzt erwähnten Bankette mußte der Rat folgende Gegenstände den Eigentümern, von denen er sie entlehnt hatte, ersetzen: vier zerrissene Tafellaken, elf zerschlagene Stühle, 23 zinnerne Schüsseln und sechs solche Teller, eine Kanne, sieben Leuchter und zwei Pipkannen von Zinn, zwei Rosten, 67 Schüsseln und 17 Teller von Holz, 34 Weingläser und für 11 Gulden gewöhnliche Gläser, zusammen Sachen für 2111 Gulden 2 Pfennige.

Ein festliches Gastmal vom Jahre 1587 wird folgendermaßen geschildert*). Die Tafeln laufen in Hufeisenform an drei Saalwänden hin, — die Mitte an dem Platze des Ehrengastes vorbei, die Flügel von den Enden des Mittelstücks nach der Thürwand des Saales zu. Über die Tafeln werden große Tücher aus Leinen mit aufgedruckten gewaltigen bunten Blumen „in Tapetenart" gelegt, die an beiden Seiten des Tisches fast bis auf die Erde gelangen. Über diese „Tapeten" (bekanntlich waren in alten Zeiten auch die Wandtapeten aus Zeug, Tuch oder Seide) kommen alsdann gewaltige weiße Tischtücher, von schönen bunten Borten umsäumt und durchzogen, die nur halb bis zur Erde reichen und den unteren Theil der „Tapeten" sichtbar lassen. Diese weißen Tücher werden nach jedem Gang abgesetzt und erneuert, — die Tapeten bleiben dagegen stets liegen, sie vertreten gleichsam die am Tische weder auf Beinen noch Platte vorhandene Politur. Dann bringt man die zinnernen Schüsseln und Teller (Porzellan gab es noch nicht), sowie die Gläser und Bestecke herbei. Der Gläser giebt es nur grüne, und zwar für jeden Platz ihrer drei: eines für Landwein, eines für fremden Wein, und eines für Schaumwein. Die Gläser sind von ziemlichen Dimensionen, — die Bestecke dagegen sind klein und niedlich, — ein gebogenes Messer mit weißem Griff, ein zweizinkiges Gäbelchen, und ein kleiner hölzerner Schöpflöffel von zierlicher Arbeit, — als wenn man langsam essen und schnell trinken sollte. Nun werden die Stühle gestellt, an jeden der drei Tische kommen 40 Personen, im Ganzen 120 im ganzen Sal. Allein die Gäste sitzen sammt und sonders nur an den Wänden, — an der Außenseite des Hufeisens und nicht an der innern, — etwa wie weiland Jesus Christus von Correggio mit sieben seiner Jünger beim heiligen Abendmahle saß. An die beiden Enden des Hufeisens aber werden Stühle für die beiden „Fürschneider" hingestellt.

Ist die Tafel fertig gedeckt, so wird der Fußboden mit Rasen belegt und der Saal geräuchert. Außen im Vorsal wird eine fliegende Brücke aufgeschlagen. Der Rasen und die fliegende Brücke stoßen aneinander: das Gras befindet sich jedoch nicht unter den Sitzen der Gäste, sondern nur in dem freien Raume innerhalb des Hufeisens. Wozu Rasen und fliegende Brücke dienen, werden wir sehen. Jetzt tritt in den Bankettsaal der Speisemarschall (das Amt ist uralt) in der Pracht der Zeit, visitirt Alles, und befindet, daß man anfangen könne. Deshalb begibt er sich zu den wartenden Gästen und theilt dem Ehrengaste mit, daß Alles fertig sei. Die Gäste betreten den Sal und nehmen Platz. Jeder findet außer dem Gedeck eine zierliche Speisekarte auf der Tafel. Auch mustert jeder das niedliche Besteck und erinnert sich, daß ihm gestattet ist,

*) Nach dem Entwurfe eines „historischen Banketts" beim Jubelfeste des germanischen Museums in Nürnberg 1877.

dasselbe nach vollzogener Malzeit — mit nach Hause zu nehmen. Der Marschall sagt ein Sprüchlein. Auf einer Estrade sitzt ein Musikkorps.

Jetzt eröffnet sich von Neuem die große Flügelthür, und auf der Schwelle erscheint ein Wagen, von Küpern gezogen. Das sind die Schenken und im Wagen ist der Wein, vorläufig allerdings nur derjenige für den ersten Gang, allein schon sind es viele Wagen. Man fährt an den Schenktisch und packt aus. Die Küper gehen umher und schenken ein. Es giebt Landwein (d. h. deutschen Wein), Ungarwein, Gewürzwein (à la Kardinal, Bischof ꝛc.), Schaumwein (vulgo Sekt) und den berühmten Malvesier (Malvasier).

Die Flügelthüren stehen offen, die Posaunen schallen. Auf der Schwelle erscheint jetzt ein Reiter — ein wirklicher Reiter — und reitet von der fliegenden Brücke des Korridors auf den Rasen des Sals. Ihm folgt ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein sechster. Und die sechs Reiter — tragen — die Speisen. Die letzteren werden an den beiden Enden des Hufeisens, bei den „Fürschneidern“ abgeladen. Und die Fürschneider ergreifen ihre Messer, machen sich über die Speisen her, und schneiden — nicht auf, sondern — „für“. — Der erste Gang geht herum. Er heißt: „Der erste Gang zum Nachtmal.“ (Alles kalt.) Entivienſalat, Köpfelsalat, Rapunzel, Salat von allerlei Kräutern, Salat von roten Rüben, Salat von Pommeranzenschalen, von Brunnkreß'. — Kalt' Fleisch: westfälischen Schinken, vier gebratene Schwanen (kalt) mit übergezogener Haut und in vollem Federschmuck, sechs gebratene Pfauen, Ochsenköpfe in eigener Galert' mit verguldeten Hörnern, mehrere Kalbsköpfe in Essig und Öl, zwei Wildschweinsköpfe „in feiner Dressur“, geräucherte Zungen, Wurst und kalten Kapaun. — Folgt die Suppe, warm: Ochsenschwanzsuppe, — über jeden Teller liegt der Quere ein langer hölzerner Spahn, an welchem ein gebraten Vöglein steckt „zum Abzausen.“

Erste Pause. Der Tisch wird abgeräumt, die weißen Tischtücher weggenommen und neue auf die „Tapete“ gelegt. Es wird neu gedeckt. Die „Kellner“ reichen Handwasser herum. Da man in jenen Tagen nur halb mit der Gabel und halb mit den Händen aß, so muß sich Alles waschen. Unterdessen steht noch immer die Flügelthür offen, und es kommen Athleten herein, die zur Belustigung der Gäste auf dem Rasen ihr Stücklein aufführen. Dann geht es zum zweiten Gang. Neue Musik, neue Schüsselreiter, neue Weinwagen. Die Fürschneider schneiden wieder für.

Es beginnt „der andere Gang zum Nachtmal.“ (Alles warm.) Der Marschall sagt ein „anderes“ Sprüchlein. Rindfleisch gesotten mit Meerrettig und warme Kuttelfleck' (Kalbsgekröse) dazu. Gebratene Spansäu'. Mancho Blanco (Reis und Fleisch). Ein großer Hirschziemer

wird von zwei verkleideten Jägern hereingetragen. Ein Lungenbraten. Warme Pasteten von Feldhühnern werden herumgegeben. Ein Gast nach dem anderen sticht hinein und holt sich sein warmes Feldhuhn heraus; ein Lampretenbraten; dort kommt eine andere Pastete und da noch eine, die Gäste stechen hinein, da fliegen vierundzwanzig lebendige Sperlinge heraus. Kommt eine sehr große Pastete — Achtung geben! Man sticht hinein, fliegen sechs Tauben heraus. Folgt gar eine dritte Pastete, größer als alle bisherigen. Sie ist von Papiermaché, ihr entsteigt ein lebendiger Zwerg. Er grüßt achtungsvoll und macht sich aus dem Staube. — Folgt schweinernes Wildpret, eingemacht (Ragout) in schwarzen Pfeffer. Eingemachte junge Hühner mit Kränßelbeer. Gebratene Gäns', gefüllt mit süßen Äpfeln und Quitten. Rehkeule und Feldhühnerbraten.

Zweite Pause. Handwasser, neues Tischtuch, neue Gedecke. — Durch die Flügelthür kommt zu Fuß ein sehr natürlich aussehender feuerspeiender Drache, welcher, nachdem er sein Pulver verbrannt hat, von 10 Landsknechten erschlagen wird. Folgt neue Musik, neue Weinwagen, neue Speisenreiter. Der Marschall sagt ein drittes Sprüchlein, die Fürschneider thun ihre Pflicht; es folgt

„Der dritte Gang zum Nachtmal." (Nachtisch.) Allerlei eingedunstete Frücht' (Kompot) und Marzipan. Allerlei Saft von Quitten und Latwergen, Frösch' von Marzipan, item Krebs', Fisch', und Vögel, Tauben von Biscuit, item Gäns', ein Truthahn und Enten in natürlicher Größe. Strauben (Spritzgebackenes) und ungrische Turten; item Spinnatturten, Hollippen und Hobelspähn'. Jetzt folgen große Stücke: Ein Taubenhaus — ein Mandelbaum — der Lauffer-Thorthurm (nach Dürer) aus Marzipan, $1^1/_2$ Ctr. schwer. Endlich allerlei überzogenes Konfekt. Folgt noch ein Nachtisch: Frische Früchte Schlußpause. „Minnesinger und Harfenmädels" produziren ihre Melodien. Es wird abgeräumt und Handwasser gereicht. Ehe man sich erhebt, werden noch zum Reinigen der Zähne „von Holz gut zugerichtete Zahnstühle" aufgetragen.

Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts speiste man in Frankreich, selbst am Hofe, um zehn Uhr zu Mittag, um vier Uhr zu Abend, im spätern Theile desselben jedesmal um eine Stunde später. Kaiser Karl V. speiste um elf Uhr zu Mittag und um sieben zu Abend, und sein Hof ging Winters um elf und Sommers um zehn Uhr zu Bette. Die gemeinen Leute in oberdeutschen Landen aßen Abends um sechs, die Vornehmen spätestens um sieben Uhr zur Nacht. Um acht Uhr ging Alles, wenn keine festlichen Anlässe da waren, Sommers also noch am hellen Tage, zu Bette; Morgens aber stand man auch in der Regel mit der Sonne auf. In der Mark Brandenburg erhob man sich um fünf, frühstückte (eine Suppe) um acht, aß zu Mittag um zehn, zu Abend um drei, zu Nacht um fünf, und ging zur Ruhe schon um sieben oder acht Uhr. Bei Hochzeiten erlaubte man 1581 in Berlin die Abhaltung aller

Malzeiten eine Stunde später; aber Gesellschaft und Tanz mußten um neun Uhr aufhören. In derselben Stadt und zu derselben Zeit dauerten die Schulstunden am Gymnasium Morgens von sechs bis acht und Nachmittags von zwölf bis zwei Uhr, am Mittwoch aber Morgens bis neun Uhr, und Nachmittags war frei. Die Beratungen der Behörden in der Schweiz begannen meist schon um sechs Uhr Morgens.

Die Zeiteintheilung war übrigens noch immer verschieden (Bd. III. S. 313). Zu ihrer Vereinfachung trug offenbar die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele in Nürnberg (1500) viel bei.

Wie das Essen, so erreichte auch das Trinken, obschon es bereits im Mittelalter (s. Bd. III. S. 236 f. und 291) nicht viel zu wünschen übrig gelassen, im Reformationszeitalter einen beinahe unglaublichen Höhepunkt. Der selbst sehr mäßige Kaiser Karl V. brachte zur Fürstenversammlung in Regensburg dreitausend Eimer Wein mit und ein Erzherzog von Österreich ließ sich zweitausend Eimer für seine Tafel nachführen. Die damaligen Bankette verschlangen oft nicht nur die vorhandenen Kassen, sondern führten auch zu großen Schuldenlasten; denn man hielt es für eine Schande, ohne große Leistungen im Trinken den Reichstag zu verlassen, während dessen Dauer (z. B. 1544 in Speier, 1546 in Regensburg und 1547 in Augsburg) die Fürsten Tag für Tag aufs Stärkste zechten. Das ärgerte die anwesenden Spanier, die dem Kaiser anlagen, gegen die deutsche Trunksucht einzuschreiten; dieser aber bekannte seine Ohnmacht, hiergegen ebensowenig auszurichten, wie gegen die Rauflust der Spanier. Ebensowenig vermochte Luther bei den Protestanten mit seiner Abmahnung. Bei der sechs Tage dauernden Hochzeit des Prinzen von Oranien mit der sächsischen Prinzeß Anna 1561 zu Leipzig wurden 3600 Eimer und tausend Fässer Wein getrunken (doch waren 5647 berittene Gäste da). Bei Anlaß des Beilagers Herzog Ulrichs von Würtemberg mit Sabina von Baiern 1511 in Stuttgart wurden für siebentausend Gäste 736 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet, 6000 Scheffel Früchte verbacken und Tag und Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren roter und weißer Wein. Manche Ritter machten sich thatsächlich durch Trinken berühmt und geehrt. Das Trinken wurde zur förmlichen Manie und fixen Idee. Auch gaben den weltlichen Herren die Geistlichen keineswegs nach, selbst an den erz- und fürstbischöflichen Höfen. Ebenso ging es an den Universitäten zu, und die Professoren gaben den Studirenden durchaus kein Beispiel der Mäßigkeit. Selbst das weibliche Geschlecht machte bis zu einem gewissen Grade mit. Unser Zeitalter war denn auch dasjenige der überaus großen Trinkgefäße, wie sie als Familienpokale, Gesellschaftbecher, Zunfthumpen u. s. w. erscheinen, sowie der ungeheuern Weinfässer, deren berühmteste das Schloß zu Heidelberg barg und noch birgt (das erste von 1591, 132 Fuder, das zweite von 1664, 204 Fuder,

das dritte und berühmteste von 1752, 250 Fuder fassend; 600 Eimer mehr als das letzte faßte das 1725 erbaute, nicht mehr vorhandene in der Festung Königstein). Wie das Trinken besungen wurde, davon sahen wir bereits (oben S. 424) eine der anständigeren Proben.

In Angelegenheiten der Kleidung war in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch immer Frankreich (s. Bd. III. S. 283 f.), in der zweiten Hälfte desselben aber der burgundische Hof tonangebend. Beide Hälften hatten aber das Gemeinsame, daß in der Tracht die seit 1400 durch Italiener nach Frankreich gebrachte Seide zu starker Anwendung gelangte. Die Kleider waren am Anfange des genannten Jahrhunderts sehr eng und die Männerröcke noch kürzer als früher, die Obergewänder (Roben) aber, die sowol als Haus- wie als Staatskleider dienten, sehr lang und für feierliche Anlässe kostbar mit Gold und Pelzwerk verziert. Sie hatten sackförmige Ärmel; seit 1420 etwa wurden sie aber enger und kürzer. An den Schuhen wurden die Schnäbel noch länger und erstere erhöhten sich zu Halbstiefeln und Stiefeln. Als Kopfbedeckung traten an die Stelle der Kapuzen immer mehr die Mützen und Hüte in allerlei Formen und mit allerlei Verzierungen. Der burgundische Einfluß in der Mitte des Jahrhunderts gab sich namentlich durch das Auftreten sehr weiter Ärmel kund, welche geschlitzt und mit Pelz besetzt wurden. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden auch die Beinkleider geschlitzt. Der Hut zeigte sich meist als mäßig hoher abgestumpfter Kegel.

Die Frauenkleidung erfuhr seit dem Mittelalter keine bedeutenden Veränderungen, mehr die Kopfbedeckungen, welche verschiedene oft höchst fantastische, barocke Gestalten oder riesenhafte Größe annahmen; das Haar aber wurde meist sorgsam aus dem Gesichte gestrichen und unter der Kopfbedeckung verborgen. Erst am Ende des Jahrhunderts kam dasselbe nebst Zöpfen wieder zu Ehren. Der Gebrauch der Handschuhe wurde zu dieser Zeit allgemein.

In Frankreich unterschieden sich die höheren Beamten des Staates durch die Farbe ihrer Gewänder. Die Parlamentsmitglieder trugen sich in Scharlach, die Prokuratoren in schwarz und die Advokaten in dunkelviolett, bei festlichen Anlässen aber beide Letzteren in dunkelblau. Die städtischen Beamten trugen das Wappen oder die Farbe der Stadt auf ihrer Kleidung, die im letztern Fall eine getheilte war. Ähnlich wurde es auch in den übrigen Ländern des Abendlandes gehalten.

Im Übergange vom fünfzehnten zum sechszehnten Jahrhundert war, entsprechend dem damaligen Schwanken in den Meinungen und der Unsicherheit staatlicher und bürgerlicher Zustände, die Kleidung höchst unbequem, geschmack- und charakterlos geworden. Ja bei beiden Geschlechtern war sie sogar schamlos. Die Frauen gefielen sich in Entblößung des

Halses bis tief auf Busen und Rücken herab. Eine noch auffallendere Rolle aber spielten bei den Männern die Pluderhosen, — weite, lange, faltige und bauschige Ungeheuer von Beinkleidern, zu denen sechszig bis achtzig, ja bis auf hundertunddreißig Ellen Zeug vergeudet wurden. Sie waren in allen Richtungen ausgeschnitten und ausgefüttert und wurden zuerst aus Tuch, dann, als dies zu schwer wurde, aus Seide gefertigt. Ungeheure Hosenlätze gesellten sich dieser Tracht würdig bei, und waren oft entweder so gebildet, daß sie das, was sie bedecken sollten, in der Form nachahmten, oder gar so, daß sie es bei jeder Bewegung enthüllten! Lächerlich war die Sucht, an den Knieen das Familienwappen eingestickt zu tragen. Alle Verordnungen der Obrigkeiten und alles Predigen der Geistlichen gegen solche Unsitte, den „Hosenteufel“, wie sie es nannten, fruchtete nichts. Namentlich die Stutzer, Raufbolde und Soldaten gefielen sich in derselben, welche das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch dauerte. Unterdessen aber kamen verschiedene Neuerungen in der Kleidung auf; denn die Länder-Entdeckungen und die großartigen Bewegungen in Staat und Kirche konnten nicht ohne Einwirkung auf die Kleidung bleiben und zwar im Sinne größern Ernstes und bewußterer Würde. Das zeigte sich in Einführung der zweckmäßigen und kleidsamen „Schaube“ (eines kurzen Mantels), des Baretts und der vorne breiten und sogar geschlitzten an Stelle der geschnabelten Schuhe. Doch verfielen auch diese Moden der Übertreibung und dem Aufwande, wobei indessen noch die erträglichste Seite die zunehmende Vorliebe für schneeweißes zwischen den Falten der geschlitzten Kleidungstücke hervortretendes Linnen war. In Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aber wurde in Folge der Macht, welche das Haus Habsburg erlangte, diese Tracht durch die überall steife und glatte sogenannte spanische zurückgedrängt, welche jedoch vorzugsweise nur an den Höfen Eingang fand.

Im sechszehnten Jahrhundert rechnete es sich in den Städten noch jeder Bürger, und selbst die Geistlichen, zur Ehre an, vollständige Eisenrüstungen, Harnisch und Spieß zu besitzen, welche im Prunkzimmer aufgehängt wurden. Die Prediger bestiegen die Kanzel nicht ohne einen Degen an der Seite, wie ihn die Bürger trugen, während ihre Kollegen in Italien unter den Kutten Dolche verborgen hatten und nicht selten Gebrauch davon machten. Aus Kriegsdiensten heimgekehrte Offiziere hielten ganze Rüstkammern.

Die Zeit, in welcher unsere Darstellung beginnt, befand sich noch unter der Herrschaft der im Mittelalter aufgekommenen Luxusgesetze.

Noch am Anfange des 16. Jahrhunderts wurden in Venedig und Ferrara neue solche erlassen. Ein Frauenkleid durfte nicht mehr als fünfzehn, ein Frauenschmuck nicht mehr als fünfzig Dukaten kosten; die Größe und der Preis jedes Kleidungstückes beider Geschlechter waren

genau vorgeschrieben. Bäuerinnen durften keine Seide, Perlen, Gold oder Silber, auch andere Frauen keine längeren Schleppen als von einer halben Elle tragen. Daran kehrten sich jedoch fürstliche Personen natürlich nicht und die Damen kleideten sich meist in Goldbrokat, Sammt und Seide von bunten Farben und mit Hermelin-Einfassungen. In England trug die Königin bei ihrer Krönung Purpur, ihre Damen Scharlach. Die Kopfbedeckungen der Zeit waren von Goldgewebe und mit Diamanten besetzt, die Halsbänder mit Perlen, während die Männer dicke schwere goldene Ketten um den Hals trugen. Edelsteine vertraten oft die Stelle der Knöpfe. Vornehme Damen liebten es, auf ihren Kleidern astrologische Zeichen, Musiknoten, Thiere, Menschenfiguren, sogar Passionsbilder und dergleichen gestickt zu tragen. Auch bei geringeren Personen nützten die Luxusgesetze im Ganzen nichts, obschon man an den Kirchen Kästen anbrachte, in welche anonyme Anzeigen gegen Übertreterinnen derselben geworfen werden konnten. Bezüglich der Städte wurden manigfache Ausnahmen von den Luxusgesetzen gemacht. Eine Reichsversammlung zu Frankfurt 1577 gestattete den Doktoren, gleich den Rittern goldgeschmückte Kleider und goldene Ketten, doch letztere nicht über 200 Gulden an Wert zu tragen. Auch die Frauen der Doktoren nahmen an dieser der Gelehrsamkeit erwiesenen Gunst theil*).

Der volle Bart, in der Zeit des Frauen- und Minnedienstes der beiden Jahrhunderte der Kreuzzüge außer Gebrauch, kam im vierzehnten Jahrhundert wieder auf; doch fand man ihn noch lange so wenig anständig, daß die Todtenbilder auf den Gräbern noch in jenem und dem folgenden Jahrhundert bartlos gefertigt wurden. In Deutschland wurde der Vollbart am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, in England erst in den dreißiger Jahren desselben allgemeine Mode, und seit der Mitte jenes Jahrhunderts trugen ihn auch die Geistlichen.

Häufig treffen wir im fünfzehnten Jahrhundert bereits falsche Haare, die oft sogar aus weißer und gelber Seide bestanden. Man liebte meist die Farbe der Haare, welche im betreffenden Lande ungewöhnlich war. In Italien hielt man z. B. die blonden Haare für die schönsten, und die Damen jenes Landes suchten ihren schwarzen Kopfschmuck durch Bleichen an der Sonne und durch Färben blond zu machen. Hatte man schöne Haare, so liebte man es, sie frei über den Nacken herabhängend zu tragen.

Das Schminken des ganzen Gesichtes, sogar der Augenlider und Zähne, war sehr gebräuchlich, und man parfümirte sich im Übermaß, in Italien sogar die Maulthiere bei Festlichkeiten. An allerlei Schönheitmitteln war jene Zeit ebenso reich wie die unsrige.

Je civilisirter die Völker waren, desto mehr hielten sie auch auf

*) Kohl, Alte und neue Zeit. S. 198.

körperliche Reinlichkeit. Daher galten damals die Italiener, welche an der Spitze der Civilisation standen, für äußerst reinlich, und die Deutschen standen bei ihnen im Rufe des Schmutzes. In Betten und Wäsche, Kleidern und Geräten nahm der Aufwand zu. Die wie erwähnt sehr bebeliebten Wolgerüche (Parfümerien) wurden früher aus Safran, dann aus Moschus und Bisam, Ambra, Lavendelwasser u. s. w. bereitet, wozu noch die verschiedensten Spezereien, wie Sandel- und Aloeholz, Rosenblätter, Majoran, Rosmarin, Koriander, Laudanum, Benzoe, Weihrauch u. s. w. kamen. Man trug besondere Ambra-Äpfel oder Bisamknöpfe, Winters mehr aus Holz und Gewürz, Sommers aus Blumen bereitet. Auch Rauchkerzen und Räucherpulver wandte man vielfach an und wusch Bart und Kopf mit wolriechenden Seifen von sorgfältiger Zubereitung. Vielfach trugen auch Männer und Frauen ohne besondern Anlaß, zur blosen Verzierung, Kränze, oft sogar goldene auf dem Kopfe statt des Hutes, sogar im Winter bei Schlittenfahrten, besonders im sechszehnten Jahrhundert.

Damals verwandte man in Italien viel auf gutes Straßenpflaster; denn man begann dasselbe mehr zu befahren, als zu begehen.

Mit vielem Luxus waren die ersten Kutschen ausgestattet. Diejenigen fünf, welche Lucrezia Borgia 1502 von ihrem Schwiegervater, dem Herzog Ercole von Ferrara, den Manche für den Erfinder jener Fuhrwerke halten, zum Geschenk erhielt, hatten Dächer, die erste von Goldbrokat, die anderen von verschiedenfarbiger Seide, und die erste wurde von vier Schimmeln gezogen, deren jeder fünfzig Dukaten kostete. Die Reitpferde fürstlicher Personen trugen oft Satteldecken von Sammt; mit Gold gestickte Geschirre von Damenpferden galten oft sechs- bis achttausend Dukaten. Bei Krönungen wurden noch gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von den Königinnen statt der Kutschen Sänften oder von Pferden getragene Ruhebetten benützt, und durch einen hochgestellten Hofmann die Krone vor ihnen hergetragen. Dagegen bedienten sich damals die reichen Fugger zu Augsburg bereits der Kutschen.

Früher als die Kutschen, schon im fünfzehnten Jahrhundert, werden die Schlitten erwähnt. Schon damals wurden diese Fuhrwerke sowol, als ihre Pferde, reichlich mit Schellen behängt. Oft veranstaltete man Nachts Schlittenfahrten, was aber (das erste Beispiel ist von 1476 in den Görlitzer Statuten) von den Obrigkeiten verboten wurde. Auf kleinen Schlitten Halden hinabzufahren war sogar bei Erwachsenen, auch Nachts gebräuchlich.

Gegen die Unannehmlichkeiten des Wetters, wie Regen und Sonnenbrand, trug man blos bei festlichen Aufzügen und blos über vornehmen Personen, wie z. B. Päpsten, Kaisern u. s. w. Schirme, welche von

ungeheurer Größe, bis vierzig Fuß weit, mit bunten Farben bemalt und mit Figuren verziert waren. Man nannte sie „Regenhüte".

Die Straßen der deutschen Städte waren im fünfzehnten Jahrhundert meistens noch nicht gepflastert, selten und spärlich beleuchtet, unreinlich gehalten, auch meist (und noch lange nachher) eng und krumm. Bürgerliche Wohnhäuser waren von Holz und Lehm gebaut und mit Schindeln gedeckt; dagegen besaß man bereits Rauchfänge und Öfen. Steinhäuser mit Ziegeldächern waren verhältnißmäßig noch selten und daher sowol die Gefahr der Ansteckung durch Krankheiten, als der Verbreitung ausbrechenden Feuers sehr groß, Seuchen und Feuersbrünste demzufolge auch äußerst häufig. Glasfenster gab es in Deutschland seit dem zehnten, häufiger aber erst seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, und zwar noch meist in runden oder sechseckigen mit Blei unter sich verbundenen Scheibchen. In öffentlichen Gebäuden und solchen reicherer Privatleute liebte man die Einsetzung gemalter Scheiben, welche meist als Geschenk von Freunden, bei einflußreichen Personen auch der Regirung, bei Rathhäusern der befreundeten Regirungen, gegeben waren, und meist Wappen oder Scenen aus der heiligen Geschichte darstellten. Wo die Glasfenster noch nicht eingedrungen, bediente man sich des Marienglases, in Öl getränkten Papiers, dünngeschabten Horns, Tuches u. s. w. In den zuletzt genannten Jahrhunderten wurde es auch gebräuchlich, die Häuser von außen mit Gemälden zu schmücken. Den schon früher angenommenen Wetterfahnen auf den Dächern folgten damals auch Dachrinnen um dieselben. Die öffentlichen Gebäude, außer den Kirchen waren: das Rathaus, das Tanzhaus, das Kaufhaus (an Orten wo Handel und Gewerbe blühten), die Krankenhäuser, die Badestuben, die — Frauenhäuser und erst später, nachdem die Klöster in Unwissenheit versunken waren, die Stadtschulen.

Ungeachtet der erwähnten leichten Bauart der Häuser waren im fünfzehnten Jahrhundert die bedeutenderen Städte Deutschlands durch ihre Schönheit berühmt und wetteiferten sogar in den Augen reisender Italiener, wie des nachherigen Papstes Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini) und Machiavelli's, mit denen ihres Vaterlandes. So rühmt Piccolomini namentlich Köln, Augsburg, Nürnberg und Wien. Der französische Schriftsteller Montaigne zog sogar Augsburg seinem Paris vor!

Wien hatte mit der Ringmauer einen Umfang von 5000 Schritten, hohe Häuser, weite Höfe und prachtvolle Gärten um dieselben und unter der Erde mächtige Weinkeller. Die Einwohnerzahl betrug damals 50.000 und das hauptsächliche Gewerbe war der Weinbau. Die Weinlese dauerte vierzig Tage und erforderte zum Transporte des Weins zwölfhundert Pferde. Auch waren die Wiener schon damals durch ihre Lust an gutem Essen und Trinken, an sinnlicher Liebe, an Musik und Tanz überall bekannt.

Durch seinen Reichtum war **Augsburg** berühmt. Man bedurfte jedoch damals weit weniger, um reich zu sein, als heutzutage. Peter von **Argen**, der 2600 Gulden jährlichen Einkommens hatte, war der reichste Mann der Stadt, und wer zwei- bis dreihundert Gulden einnahm, galt immer noch für reich. Der Stifter der durch ihre Reichtümer berühmten Familie Fugger erregte durch den Erwerb von 13.000 Gulden Erstaunen, und die Häuser der Fugger mit ihren Kapellen, Bädern, Gemälden, Statuen, Kaminen, Altertümern, Teppichen und Silbergeschirren und den herrlichen Fresken der Fassaden (welche auch die öffentlichen Gebäude und viele andere Häuser zierten), wie auch ihre Landhäuser mit Gärten und Wasserkünsten glichen Palästen aus 1001 Nacht, wie ihre Feste mit Stechen, Ringelrennen und Tanz denen der Märchenwelt nahe kamen. Mit den Fuggern wetteiferten die Welser, denen im sechszehnten Jahrhundert die Provinz Venezuela in Südamerika gehörte.

Die Zimmer in den Häusern waren meist getäfelt und die Felder der Wände mit Figuren bemalt oder solche darin ausgeschnitzt, oft auch mit moralischen Sprüchen aus den Klassikern oder der Bibel beschrieben. Die Fußböden der Schlafzimmer waren von einfarbigen gebrannten, bisweilen mit Blumen oder anderen Zeichnungen verzierten Steinen, die der Wohnzimmer aber mit Holz belegt, die Decke von bemaltem oder vergoldetem Schnitzwerke oder von Gipswerk.

Das bewegliche Eigentum der Häuser am Ende des fünfzehnten und im sechszehnten Jahrhundert (der Hausrat) war in den Städten bei wolhabenden Leuten höchst prächtig. Man liebte besonders fremde lebende Thiere, wie Affen, Papageien, Pfauen und andere Vögel aller Art; solcher war eine Menge vorhanden, die heute in hohem Grade auffallen würde.

In den Wohnzimmern bestanden die Sitze für den gewöhnlichen Gebrauch in langen Bänken, die um Tische herum aufgestellt waren. Die oben am Tische stehende Bank des Hausvaters und der Hausfrau war mit Tuch überzogen. Für Gäste ließen Reichere mit Sammt gepolsterte und mit seidenen, silbernen oder goldenen Fransen behangene, Andere mit Leder oder Stickereien ihrer Töchter überzogene Stühle hinstellen. Lehnstühle waren meist, wo nicht große Verweichlichung eingerissen, blos für Alte und Kranke im Gebrauche. Die Tische wurden bei Festanlässen mit gestickten Teppichen bedeckt.

Bilder, die an den Wänden aufgehängt wurden, enthielten Bildnisse oder Landschaften. Religiöse Bilder waren seit der Reformation bei den Protestanten verpönt. Häufig hingen auch zinnerne Trinkgefäße an den Wänden. Die kostbareren solcher waren von Silber und oft vergoldet und hatten die Gestalt von Kriegern oder von Pferden und

anderen Thieren (meist die das Wappen der Familie enthielt). Einer Wöchnerin wurde an manchen Orten jedesmal eine silberne Suppenschüssel geschenkt und während der Wochen alles Silbergerät des Hauses im Wochenzimmer aufgestellt. Seit dem 16. Jahrhundert kamen, nachdem man sich vorher einfach am Brunnen gewaschen, erst besondere Waschapparate auf.

Bei reichen Protestanten wurde mit besonderer Feierlichkeit die schöne in Sammt gebundene und mit Silber, ja sogar mit Perlen beschlagene Bibel im Prunkzimmer aufgelegt.

Das Linnen, welches im Hause gebraucht wurde, selbst verfertigt (gesponnen und genäht) zu haben, war eine Ehrensache der Frauen und Töchter. Erst wenn man dessen genug hatte, verwandte man das Gelt für Schmuck, besonders für silberne und goldene Ketten.

Trinkgeschirre waren noch selten von Glas, meist von Holz oder Metall (Zinn und bei den Reichen Silber), die Löffel von Holz, Gabeln selten vorhanden, Servietten kannte man nicht. Der Tischtücher bediente man sich beim Essen, bei Trinkgelagen des bloßen Tisches. Zur Beleuchtung diente Wachs bei Reichen, Talg bei minder Bemittelten. Kronleuchter, oft aus Hirschgeweihen, erhellten die Festsäle.

Die Betten waren ziemlich einfach, meist sehr hoch und breit, mit bloßen Teppichen gedeckt.

Um den Hausstand einer wolhabenden bürgerlichen Familie des Jahrhunderts kennen zu lernen und dadurch einen ungefähren Maßstab für die fahrende Habe höher oder niedriger gestellter Familien zu gewinnen, geben wir einen Auszug des aus dem Jahre 1587 stammenden Inventars über die Verlassenschaft des gräflich Wertheim'schen Rentmeisters Hans Kallenbach.

Derselbe hinterließ bei seinem Tode folgende Habe:

1) an Baarschaft und Silbergeschmeidewerk: Eine Reihe Regalen und Doppelregalen, Schiffnobel, französische Kronen, ungarische einfache und doppelte Dukaten, einfache und doppelte Portugaleser, Goldgülden, Spitzgröschlein &c.; 2 vergoldete Scheuren, 1 Schwitzbecher, 6 andere Becher, 2 silberne Kännchen, 1 indianische Nuß mit Silber beschlagen, 2 Dolche mit silbernen Griffen, 1 mit Silber beschlagenen Mannsleibgürtel, 1 silbernen Weibergürtel, 2 Perlenschappel, 1 seidenen Gürtel mit silbernen Stiften, 2 goldene Brautschnüre, 6 Stück Goldborden, 3 mit Silber beschlagene Löffel, 2 goldene Petschierringe, 1 goldenen Ring mit einem Krötenstein, 15 andere goldene Ringe mit Türkisen, Smaragden, Rubinen und anderen Edelsteinen, 1 silbernen Gichtring, 3 silberne Kruzifixe, ein Paar Paternoster von Korallen, 1 silbernen Christoffel, 1 goldenen und 1 silbernen Zahnstürer, 1 silbernes Pfeiflein, verschiedene Denk-

münzen, 1 Blutstein (haematites), 2 silberne Bisamknöpfe, eine große Anzahl noch ungefaßter Edelsteine, Dattelkörner, Elendklauen, Wolfszähne und sonstige Kuriositäten.

2) An Büchern: 15 Stück, darunter Luthers Bibel und Hauspostill, eine Kosmographie, ein Turnierbuch und mehrere Arzneibücher;

3) an Zinnwerk: Eine große Reihe zinnerner Flaschen und Kännchen, englische Salzfäßchen, Leuchter, Bettscherben, Teller, Eierschüsslein, Würzbüchsen, Gießfässer rc.;

4) an Messingwerk: Verschiedene Becken, Pfannen, Häfen, Mörser, Leuchter, 2 Tischringe rc.;

5) an Kupferwerk: Kübel, Eimer, Stürzen, Kessel rc.;

6) an Eisenwerk: Bratpfannen, Bratspieße, Dreifüße, Brandreitzen, Putzscheeren, Pferdegeschirr, Gartengerätschaften rc.

7) An Bettwerk: 4 Himmelbettladen, eine mit einem halben Himmel, 4 ohne solchen, 6 Lotterbettlein, 10 Unter- und 8 Oberbetten, 11 Pfülben, 19 große und 5 kleine Kissen, 15 flächserne und 6 werchene Leilachen, Kissenüberzüge rc.; 1 Taufzeug, 1 Badhemd, 2 Badmäntel, 8 Tischtücher, 9 Handzwehlen von Gebild, 22 andere Handzwehlen, 18 Salvetten, 2 gemalte Tischtücher, mehrere wollene oder gewirkte Tischdecken von roter und grüner Farbe, mehrere Umhänge, 1 wollenen Umhang von 12 Ellen für Bänke, sodann große Vorräte an Flachs, Tuch, Leinwand rc.;

8) an Mannskleidern: 1 Sammetbarett, mehrere Hüte mit oder ohne Schnur, 1 schwarzseidene Spitzhaube, 2 schwarze lindische Mäntel, darunter einer mit Sammet besetzt, 1 grauen Mantel mit Silberheften, schwarze und lederne Pumphosen, ein Paar Atlashosen, mehrere schwarze Atlaswämmser, 1 ledernes Wamms, wollene Handschuhe mit Pelz gefüttert, 1 lindischen Rock mit Fuchspelz gefüttert, 1 schwarzen Nachtpelz mit braunem Atlas überzogen rc.;

9) an Weiberkleidern: Eine Reihe Röcke meist von dunkler Farbe, jedoch mit heller Verbrämung von Atlas und anderen Stoffen; mehrere verbrämte Burschatten, eine Reihe Leiblein von Atlas, Seide, Damast, Taffet; eine große Menge Ärmel von den verschiedensten Stoffen und Farben, Schürzen von Schamelot, Schleier von Baumwolle und Leinwand, Pelzwerk rc.;

10) an Gewehr: 1 „Rembtling“ mit böhmischer Klinge, 1 „Reuthschwert“ mit silberner Platte, 1 Handdegen mit Silber beschlagen, 1 mit Silber beschlagenen „Dussieggen“, 150 fl. werth, mehrere Spieße, 1 Hellebarte, 1 Birschbüchse, 1 Fäustling, mehrere Pulverhörner, Köcher, Faustkolben, Jagdmesser rc.

11) An Holzwerk: Große Vorräte an Schüsseln, Näpfen, Kannen und sonstigen Küchen- und Hausutensilien, 1 Spinnrad, 2 Wiegen, 5 Gemachstühle, eine Menge Schränke und Truhen, 1 „Trißur“ in der

„Stube“, 1 Anricht in der Küche, 1 Kreuztisch in der oberen Stube, 7 andere Tische, 1 Sessel mit Leder beschlagen, andere Sessel, Stühle und Bänke, 2 gemalte Tafeln an der Wand 2c.

B. Kirchliches Leben. Tod und Bestattung.

Die religiösen Übungen waren, besonders in der letzten Zeit vor der Reformation, reich an Pomp und Heuchelei. Im Jahre 1478 führte Ercole I., Herzog von Ferrara, der übrigens aufrichtig fromm war, dort die Sitte ein, daß der Herrscher zur Osterzeit Armen und Pilgern die Füße wusch, was er selbst mit seinen Brüdern befolgte und worauf er die Gewaschenen mit Kleidern und Gelt beschenkte.

Die Prozessionen wetteiferten an Pracht und Glanz, besonders der Kostüme, mit den theatralischen Aufführungen der Mysterеien, und auch bei ihnen hatte man kein Bedenken, Gott selbst auftreten zu lassen. Am 21. Juli 1587 (sagte eine Note bei Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen 2c.) wollte Karl von Bourbon, Kardinalbischof von Rouen und Abt von Saint-Germain, sich durch eine prächtige und seltsame Prozession auszeichnen. Er ließ alle Knaben und Mädchen der Vorstadt Saint-Germain in einer Reihe aufstellen. Sie waren weiß gekleidet, und jedes Kind trug eine brennende Kerze in der Hand, war aber barfuß. Die Knaben zeichneten sich durch Blumenkränze aus. Die Kapuziner, Augustiner und weißen Büßenden folgten ihnen. Dann schlossen sich die Mönche von St. Germain mit Reliquien an. Endlich kam die Musik. Die sieben Schreine der Abtei wurden von Männern im blosen Hemde getragen. König Heinrich III. wohnte der Ceremonie im Büßergewande bei und fand sie so schön, daß er bemerkte, er habe lange keine besser geordnete gesehen. Es gab aber damals auch Prozessionen, in welchen Männer, Weiber und Geistliche halb oder ganz nackt auftraten; so z. B. hielt man am 30. Januar 1589 zu Paris mehrere solche ab, unter denen sich viele ganz nackte Knaben und Mädchen befanden, an anderen Orten solche mit fünf- bis sechshundert ganz nackten Personen.

Trotz diesen frommen Unsitten wurden strenge Gesetze gegen Gotteslästerung erlassen, und es gab einen Tarif von Geltbußen, in welchem Gott und die Jungfrau neben einander obenan mit sechs Pfund und dann die Heiligen mit drei Pfund standen. Zahlungsunfähige wurden gepeitscht und verbannt, Rückfälligen das erste Mal ein Nagel durch die Zunge geschlagen, das zweite Mal die Zunge ausgerissen! Auch Meineidigen wurde die Zunge auf einen Block genagelt.

An Sonn- und Festtagen und während der Fasten durfte bei Geltstrafe kein Fleisch verkauft werden.

Es war sehr gebräuchlich, Wallfahrten durch um Gelt gemietete

Personen ausführen zu lassen. Selbst der fromme Herzog Ercole I. von Ferrara nahm Wallfahrten zum Vorwande, um politische Zwecke zu erreichen oder Heiraten in seiner Familie zu Stande zu bringen, die Niemand voraus wissen sollte.

Die Wallfahrten wurden oft mit Jahrmärkten verbunden, besonders wenn der besuchte Ort zur betreffenden Zeit seine Reliquien ausstellte. Zu Nürnberg wurden bis zur Reformation die dieser Stadt 1424 übergebenen Reichskleinodien fast jedes Jahr feierlich vorgewiesen, nebst den zu ihnen gehörigen Heiligtümern: einem Stücke der Krippe Jesu, einem Zahn Johannes des Täufers, einem Arme der heiligen Anna, einem Stücke vom Kleide Johannes des Evangelisten, einigen Gliedern der Ketten, womit Petrus, Paulus und Johannes gefesselt gewesen, einem Stücke des Tischtuchs vom heiligen Abendmale und der Schürze, welche Jesus getragen, als er den Jüngern die Füße wusch, ferner fünf Dornen von der Dornenkrone Jesu, dem Eisen des Speers, der in sein Herz gestoßen wurde und einem seiner Nägel. Ein ähnliches Fest war die Heermesse oder Herrenmesse am St. Moritztage zu Magdeburg, bei welcher gezeigt wurde: die Fahne des heiligen Mauritius, ein Stück vom Kreuze Christi, ein Theil vom Becken, in welchem Jesus den Jüngern die Füße gewaschen, ein Bissen von dem Brote, mit dem er fünftausend Menschen gespeist, Haare Maria's, Stücke ihres Bettes, Blutstropfen und Barthaare von Johannes dem Täufer, einer der Steine, womit Stephanus gesteinigt worden u. s. w. Wer diese Heiligtümer anschaute, erhielt auf 49.826 Jahre und ebensoviel vierzigtägige Zeiträume Ablaß, den Bonifaz VIII. eingesetzt und Eugen V. um acht Jahre und soviel vierzigtägige Zeiten vermehrt hatte. Im Dome zu Magdeburg wurden aber noch mehr ebenso kostbare Schätze verwahrt, wie: ein Stück der Leiter, mittels welcher Jesu Leichnam abgenommen worden, die beiden Endstücken der Laterne, welche Judas trug, als er Jesum verriet und das Becken, in welchem Pilatus die Hände wusch.

Bei Einführung der Reformation zerstörten die Reformirten (nur selten die Lutheraner) Alles was an den Katholizismus erinnerte, auch alle Bilder u. a. Kunstwerke. In Nürnberg u. a. Orten dagegen ließ man Alles unberührt und unterließ blos von da an die Verehrung vergänglicher Dinge.

Interessant ist, daß noch am Vorabende der Reformation, 1519, zu Regensburg auf der Stelle der niedergerissenen Judensynagoge eine neue Kirche, genannt „zur schönen Maria", errichtet wurde. Nachdem dort angeblich einige Kranke geheilt worden, ergriff eine solche Wut zum Wallfahren das Volk der Umgegend, daß solches von allen Altern, Geschlechtern und Ständen, von der Arbeit mit Mistgabeln und Melkeimer weg oder aus dem Bett im Hemde, viele Meilen weit

zusammenströmte, um von der „schönen Maria" irgend eine Wolthat zu empfangen. In den ersten drei Jahren nach Entdeckung des neuen Wunders wurden 25.374 Messen gelesen. Der Zudrang stieg um Pfingsten auf 50.000 Menschen! Doch konnten nur Wenige in das kleine Kirchlein gelangen. Nach jenen drei Jahren aber nahm die Thorheit wieder bedeutend ab; 1525 war die schöne Maria verwaist und beinahe vergessen, und 1542 wurde ihre Kapelle dem protestantischen Gottesdienste eingeräumt. Ebensolche an sich komische, für den Menschengeist aber traurige Ereignisse fanden damals noch an mehreren anderen Orten Deutschlands statt. Diese Manie hatte sogar eine ähnliche tragische Parodie, wie die Kreuzzüge 1212 eine solche gehabt hatten. In den Jahren 1457 bis 1462 nämlich waren aus mehreren Orten Baierns und Schwabens Kinder zu hunderten, ja tausenden aufgebrochen, um nach dem Wallfahrtorte St. Michel in der Normandie (auf der Insel Guernsey) zu ziehen, kamen jedoch, da man sie nicht zurückhalten konnte, auf der Reise durch Frankreich jämmerlich um. Es war epidemischer religiöser Wahnsinn.

Kirchweihen, d. h. Gedächtnißfeste an die Einweihung einer Kirche, waren meist Anlässe zu wilden Vergnügungen, da sie mit einem Jahrmarkte verbunden waren, der zu tollen Gelagen Anlaß bot. Kaiser Karl V. setzte in den Niederlanden eine Strafe von fünfzig Gulden auf Jeden, der eine Kirmesse länger als einen Tag feiern würde, — doch ohne Erfolg; man feierte nach wie vor acht Tage hintereinander. Zu Straßburg zechte man während der Kirchweihe die Nacht hindurch im Münster, ja man neckte und prügelte sich sogar darin, bis der Prediger Geiler von Kaisersberg 1481 die Abschaffung dieses Unfugs bewirkte.

In Deutschland hatten die verschiedenen Kirchenfeste nicht nur eine religiöse, sondern auch eine gastronomische Bedeutung. Zu Ostern backte man Fladen, zu Pfingsten trank man Pfingstbier, am Pantaleonstage aß man in Sachsen Schinken, Speck, Knackwurst und Knoblauch, am St. Burkhards-Abend zechte man neuen Most, am St. Martinstage neuen Wein und verzehrte eine Gans dazu.

Um Verstorbene trauerte man in schwarzer Kleidung, je nach dem Alter derselben und dem Grade der Verwandtschaft, von sechs Monaten bis zu zwei Jahren, liebte es, Gegenstände, die denselben gehört hatten, aufzubewahren, und enthielt sich lange Zeit aller Vergnügungen. An manchen Orten war es gebräuchlich, einige Zeit nach dem Todesfalle eine „Klagkappe" über den Kopf zu tragen, damit, sagt der schalkhafte Sebastian Frank, „die Leut des Erben Lachen nit gewar werden." Sonderbarer Weise gab es Orte, wie z. B. Zürich, wo dieselben Frauen in schwarzer Kleidung zu Leichenbegängnissen und zu Hochzeiten einluden.

Die Beerdigungsplätze befanden sich in deutschen Landen bereits an der Kirche und um dieselbe. Im Bistum Augsburg und anderswo war es gebräuchlich, Brot nebst einer oder zwei Kerzen erst auf das Grab, dann aber auf den Altar zu legen, wo es der Meßner wegnahm und „von der armen Seel wegen" für sich behielt. An manchen Orten enthielt die Altarspende Wein, Brot und Mehl, welches dann, nach Sebastian Frank, „der frum Priester mit seiner Köchin von der Seel und Heiligen willens verbrasste." Wenn Einer im Sterben lag, erschien der Priester mit dem Sakrament, „schwetzet es dem Kranken als nötig ein, als daß er nit mög geraten noch ohn dieß selig werden." War er gestorben, so läutete man ihm mit allen Glocken, wenn er reich war. Dann hielt der „Pfaff" eine Vigilie am Altar und sang, während die Freunde des Verstorbenen herbeiströmten und Wein, Mehl, Gelt, Brot, Licht u. s. w. opferten, und fuhr fort zu singen, so lange dies andauerte. Wer bei den Katholiken ohne das Saktrament gestorben war, für den mußte man bei dem Bischof ein Begräbniß in geweihter Erde erkaufen. Nach der Beerdigung mußte man so viel Priester, als erschienen waren, mit einem glänzenden Essen traktiren. Mochten die Erben „nit weynen noch klagen," so besoldeten sie Klageleute, welche vorher die Augen mit Zwiebeln bestrichen. Auch in Italien ließ man durch bezahlte Personen an den Gräbern der Verstorbenen beten und weinen. Zum Beten nahm man Männer, zum Weinen Frauen. Beide kehrten nach vollbrachter Arbeit lachend und tanzend zurück und holten ihren Lohn.

Bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurden in Deutschland fast allgemein die Todten blos in Leinwand eingenäht und ohne Sarg begraben, ja an manchen Orten noch bis in das siebenzehnte Jahrhundert, zu dessen Anfang in Nürnberg Geistliche ausnahmweise in einer „Truhe" begraben wurden. Vornehme Herrn indessen wurden schon früher in Särgen und ausgemauerten Gräbern bestattet. Begrub man ohne Sarg, so trug man den Todten offen auf einer Bahre zum Friedhofe. Unter frommen Leuten oder Solchen, die es scheinen wollten, war es bis zur Reformation (bei den Katholiken wol auch nachher) Sitte, sich in Kutten der Bettelmönche begraben zu lassen, weil Letztere unter dem Volke den Glauben verbreiteten, wer in ihren Kutten begraben werde, habe nur kurze Zeit im Fegefeuer zu bleiben. Die Leichenbegängnisse waren bei Reichen äußerst pomphaft; das Trauerhaus war ganz schwarz bekleidet und lange Reihen Schwarzgekleideter folgten der Bahre. Wollte Jemand an einem andern Orte, als wo er starb, begraben werden, so konnte diese Gunst von der Geistlichkeit nur mit den größten Opfern erkauft werden, widrigenfalls man den Leichnam einfach im Hause liegen und verfaulen ließ. Leichenreden wurden erst nach der Reformation von den Protestanten (in Augsburg 1565) eingeführt.

Bei Bestattungen von Kaisern und Königen kamen noch heidnische Gebräuche vor, wie z. B. die Pferdeopfer. Als Kaiser Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde, und auf dem letzten derselben ritt ein „wohl gewappneter Ritter" unter „goldenem" Traghimmel und (wie, erfahren wir nicht) „opferte sich mit dem Roß". Bei der Leichenfeier Kaiser Maximilian II., 1577, fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber „als Oblate der Domkirche behalten".

Stammtafel der Medici von Florenz.

- **Giovanni** † 1429.
  - **Cosimo** geb. 1389. † 1464.
    - **Pietro** geb. 1416. † 1469.
      - **Lorenzo I. Magnifico.** geb. 1448, † 1492.
        - **Pietro** geb. 1471, vertrieben 1494, † 1503.
          - **Lorenzo II.** Herz. v. Urbino, geb. 1492, reg. in Flor. 1513. Herzog 1516. † 1519.
            - **Katharina**, geb. 1519, † 1589, Gem. Heinrich II. von Frankreich.
            - **Alessandro?**
        - **Giovanni** geb. 1475, erob. Flor. 1512. Papst Leo X. 1513. † 1521.
        - **Giuliano** geb. 1479, tritt die Regirung ab 1513, † 1516.
          - **Ippolito**, nat. S. Kardinal † vergiftet 1535.
      - **Giuliano** geb. 1453, ermord. 1478.
        - **Giulio**, nat. S. Papst Clemens VII. 1523. † 1534.
          - **Alessandro**, nat. S., Doge v. Flor. 1532, v. Lorenzino ermord. 1537.
    - **Giovanni** † 1463.
  - **Lorenzo** geb. 1394. † 1440.
    - **Pierfrancesco** † 1467.
      - **Lorenzo Popolani.** † 1503.
        - **Pierfrancesco.**
          - **Lorenzino** aus Rom verbannt, in Venedig ermordet 1547.
      - **Giovanni Popolani.** † 1498.
        - **Giovanni** Hauptm. der Bande nere. † 1526.
          - **Cosimo** geb. 1519, Oberh. v. Flor. 1537. Großherzog 1569. Stammvater der späteren Großherzoge von Toscana. † 1574.

Stammtafel der Este von Ferrara.

- **Nicolo III.**, reg. 1393—1441.
  - **Lionello**, nat. Sohn, Markgraf v. Ferrara, 1441, † 1450.
  - **Borso**, nat. Sohn, Herz. v. Modena 1452, und Ferrara 1471, † 1471.
  - **Ercole I.**, ehel. Sohn, Herzog 1471, † 1505.
    - **Alfonso I.**, Herz. 1505, † 1534, Gem. Lucrezia Borgia 1501, † 1519.
      - **Ercole II.**, Herz. 1534, † 1559, Gem. Renata v. Anjou. † 1575.
        - **Alfonso II.**, Herzog 1559, † 1597.
        - **Luigi**, Kardinal.
        - **Anna**, Herz. v. Guise. † 1607.
        - **Lucrezia**, Gem. Herz. v. Urbino. † 1598.
        - **Eleonora.** † 1581.
      - **Ippolito** der Jüngere, Kardinal. † 1572.
      - **Alfonso**, unehel. Sohn.
        - **Cesare**, Herz. 1597, verliert Ferrara 1508, † 1628. Stammvater der spät. Herz. v. Modena.
    - **Ippolito**, Kardinal. † 1520.
    - **Beatrice** † 1491. Gem. Lodovico Sforza il Moro.
    - **Ferdinando**, eingekerk. 1516, † 1540.
    - **Giulio**, nat. Sohn. eingekerk. 1516, befr. 1570.